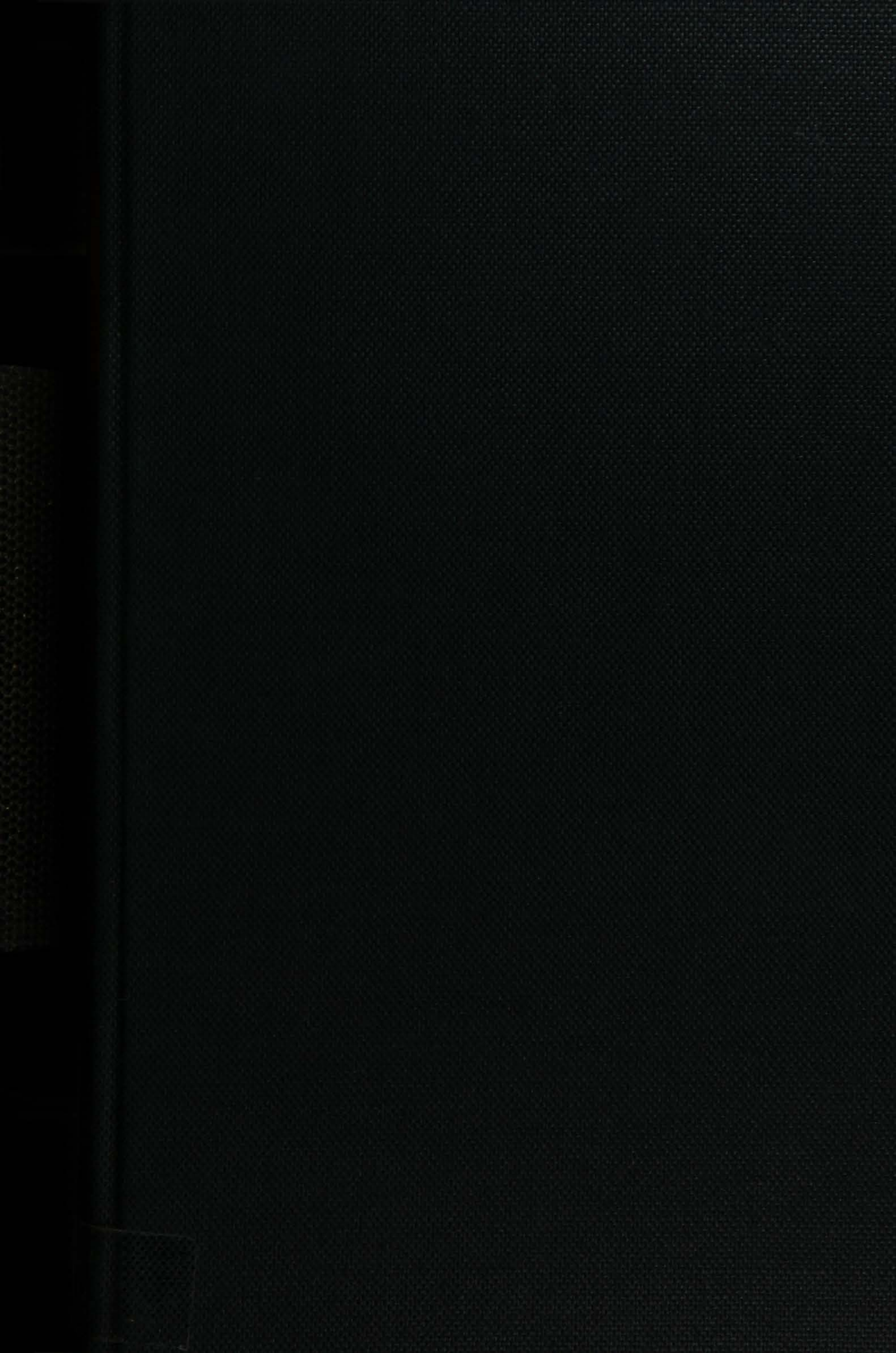



3 100 142 876 W


McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY

DER QUERSCHNITT

Band 11/2

1931

KRAUS REPRINT

Nendeln / Liechtenstein

1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang — Berlin, Ende Juli 1931 — Heft 7

INHALT

Marginalien:

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einem Stich von Chas-Laborde

Chefredakteur: Victor Wittner

Das stille Hochtal von DAVOS

ist gerade für Querschnitt-Leser, d.h. für geistig arbeitende Menschen, ein herrliches Sommerrefugium. — Städtischer Komfort und ländliche Idylle, Weltsinn und Esprit treffen sich hier auf 1600 Meter Höhe.

Alle Reisebureaux kennen DAVOS und besitzen sein Propagandamaterial.



Ruzicskay

Realismus und Innerlichkeit

Eine Rede

Von

Franz Werfel

Sie haben gewiß bis zum Überdruß häufig in Zeitungen, Vorträgen und Gesprächen die Meinung gehört, daß wir in einer Zeit des *radikalen Realismus* leben. Beneidenswert hellsichtige Autoren haben diese ebenso anerkannte wie abgedroschene Wahrheit geprüft, analysiert und neue prophetische Ausblicke aus ihr geholt. Sie haben uns Europäern die ideologische Zange gezeigt, zwischen deren Kiefern die überalterte Kultur ihres Todes wartet. Sie haben mit Recht

die beiden tödlichen Zangenkiefer Amerika und Rußland benannt. Und die Klügsten unter ihnen stellten die Identität dieser beißenden Gegensätze fest. Die Vereinigten Staaten und die vereinigten Sowjetrepubliken sind identisch in ihrem radikalen Realismus. Die einen haben die Marxische Dogmatik streng russisch orthodoxer Färbung. Rufen wir uns ihren obersten Grundsatz kurz ins Gedächtnis: Der Mensch als Einzel- und Gruppenwesen ist ein Produkt der ökonomischen Dynamik. Das, was die vorwissenschaftliche Welt „Seele" nannte, bedeutet nur den psychologischen Überbau dieser Dynamik. Das innere Leben des Menschen ist völlig determiniert, ein Abfallprodukt sozusagen des wirtschaftlichen Chemismus. Und die bolschewistische Lehre von den letzten Dingen, die offizielle Sowjet-Eschatologie? Gelingt es dereinst der menschlichen Organisation, die anarchischen Erdkräfte, mithin auch die Wirtschaftskräfte zu bändigen, wird in der „klassenlosen Gesellschaftsordnung" eine (chiliastisch-messianische) Stabilisierung des Seelenlebens eintreten. Zugunsten des Massenbewußtseins wird der individuelle Affekt- und Willensinhalt herabgeschraubt sein wie eine Lampe, wodurch der bestmögliche irdische Glückszustand gewährleistet ist. (Leidvernichtung durch Kollektivität, ein fernöstlicher Zug.) Amerika besitzt demgegenüber keine offizielle Dogmatik, es hat jedoch den *Behaviorismus*. Dieses nicht minder seltsame als abscheuliche Wort bedeutet eine psychologische Lehre, die drüben immer mehr Anhänger gewinnt und die, einem weisen Amerikareisenden zufolge, ein unschätzbares Symbol transatlantischer Geistesverfassung ist. Erkennt Sigmund Freud als echter Nachfahre Schopenhauers und Wagners noch zwei allgewaltige Triebdämonen an, denen der innere Mensch tragisch unterworfen sei, Tod und Liebe, so ist für Doktor Watson, den Vater des sympathischen Wortwürmchens Behaviorismus, der innere Mensch überhaupt nur mehr ein Hampelmann. An den Fäden von Funktionen und Reaktionen pariert diese mittelmäßige Marionette, und jeder Esel kann die Schnüre der Pädagogik ziehen, um das gewünschte Muster herzustellen. Auch hier die kollektivistische Sehnsucht nach dem menschlichen Fertigfabrikat. Im übrigen soll in den Vereinigten Staaten die kollektive Massendisziplin unbewußt schon herrschen. Jedermann trägt den gleichen Hut und dieselbe Meinung. Darüber will und darf ich mich aber keines Urteils vermessen. Ich stehe noch vor einer Expedition nach Amerika und bin daher auf die Reisebeschreibung der vorhandenen Jules Vernes angewiesen.

Es gehört aber heute nicht zu unserem Vorsatz, uns über Amerika oder Rußland den Kopf zu zerbrechen, über Wert und Unwert politischer Theorien oder Daseinsformen. Wenn ich diese gewaltigen Neuwelten erwähne, so nur als die Exponenten des radikal-realistischen Lebensgefühls, dem sich kein anderes modernes Land heute entziehen kann. Was an der amerikanischen oder bolschewistischen Form und Gesinnung gigantisch verzerrt erscheint, durchdringt, wenn auch als abgeschwächte Überzeugung, den modernen Deutschen, Engländer, Franzosen und Italiener, mag er in seiner Vordergründigkeit auch der verstockteste Erzreaktionär sein.

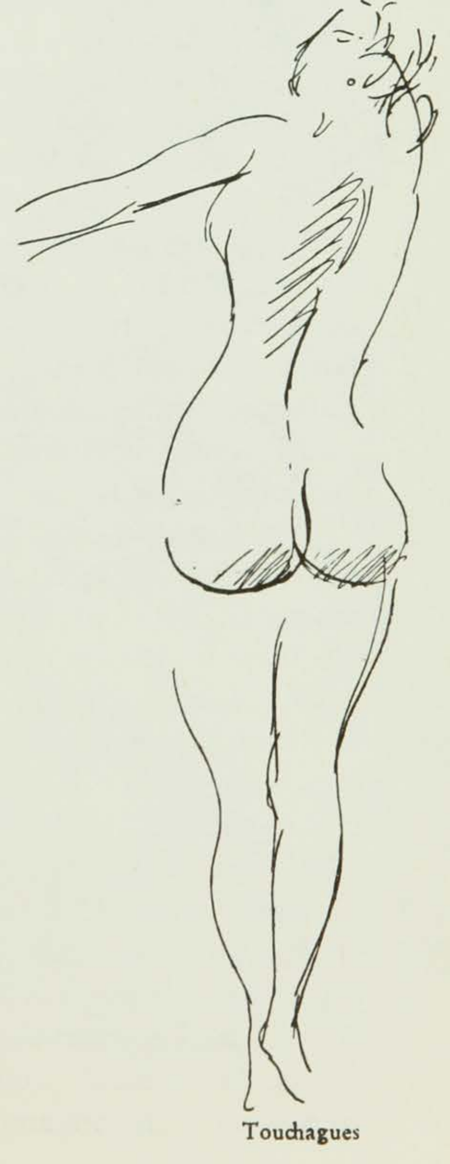
Das Wort *Realismus* blickt auf eine lange Geschichte zurück. Schon in der Scholastik des Mittelalters spielt es eine Rolle. Die großen Ketzer Waldus, Wicleff, Hus waren Realisten im Gegensatz zu den Nominalisten der Orthodoxie. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gewinnt es seine allgemeinste Bedeutung

als ein Fachausdruck der Kunst. Im Kampf gegen Stil-, Symbol- und Idealisierungsstreben der klassisch-romantischen Richtungen wird die Wirklichkeit entdeckt. Eine große Tat! Wir verdanken ihr das Zeitalter Balzacs, Zolas, Dostojewskis, Tolstois, Manets und seiner Nachfolger.

Was aber bedeutet, abgesehen von historischen Feststellungen, in allgemeinstem Kultursinn, das Wort „Realismus“? Die Antwort muß klar lauten, Realismus sei das *unmittelbare* Verhalten der Menschen zu den Dingen des Lebens, die vorurteilsloseste Art seiner Beziehung zur Natur, ungetrübt durch religiöse, politische oder andere Abstraktionen. Wir kommen nun zum entscheidenden Punkt. Entspricht der radikale Realismus unseres Zeitalters dieser gültigen Definition? Ist er wirklich des Menschen neugeboren inniges Verhalten zur Natur, die vorurteilslose Beziehung zu allen Lebensdingen, die Überwindung aller Abstraktionen?

Ehe ich diese Frage mit Nein erwidere, bitte ich Sie um einen kleinen Denk-Einhalt. Wenn das Leben ein uferloser Strom ist, so tanzt das Gesamtbewußtsein der Menschheit wie ein kleines Blättchen auf diesem Strom, vor und rückwärts gerissen, nach rechts und links gewirbelt, meist aber im Kreise gedreht. Da das Gedächtnis für den Zickzack dieser Bewegungen unendlich kurz ist, da ferner das Ufer als Orientierungspunkt nicht existiert, so kann sich selbst das erleuchtetste Atom dieses Bewußtseins über alles mögliche Meinungen bilden, nur nicht über die Richtung seines Weges, womit Begriffe wie Fortschritt, Evolution, Entwicklung usw. erkenntnismäßig erledigt sind. Die neue Forschung beginnt zu ahnen, daß der Erdstern schon viele großartige Kultur-Aeonen in sich zurückgegesaugt hat, angesichts derer die sogenannte historische Menschheit ein unbeträchtliches Splitterchen darstellt. Der modernen Kulturphilosophie, allen Auf- und Untergängen des Abendlandes haftet darum immer etwas Gewolltes und Spielerisches an, weshalb ich Sie, meinerseits wenigstens, höflich um Entschuldigung bitte.

In einem einzigen Punkt hat der radikale Realismus der letzten Jahrzehnte das Programm erfüllt, das in seinem Namen liegt. Er nähert den Menschen seinem Körper an, in einer bis dahin unbegreiflichen Weise. Man kann sehr wohl von einer Entdeckung, ja Eroberung des menschlichen Leibes durch den Menschen sprechen. Ich denke nicht nur an Hygiene, Sport, Freiluftleben, Badegetümmel, Frauenkleidung, sondern an eine noch weit intensivere Anfreundung des Menschen mit seinem körperlichen Selbst, die sich historisch noch gar nicht auswirken konnte. Diese Großtat des modernen Realismus hat, wie wir gleich sehen werden, einen eminent symbolischen Sinn: Horror vacui! Die verhungernde Innerlichkeit des Menschen stützt sich auf das nächstliegende Objekt, auf den Körper. Es ist dies ein fast onanistischer Rückzug aus der völlig entwirklich-


Touchagues

ten Welt auf den einzigen Weideplatz gleichsam, der noch Nahrung bietet. Die moderne Körperkultur, der angebetete Leib ist das Gegenteil dessen, wovon Zeitpropheten weissagen, er ist — man verzeihe dieses Bild — das letzte Hemd, das der radikale Realismus der menschlichen Seele übrig läßt.

Wie? Realismus ist Entwirklichung? Ja, diese Behauptung wollen wir stichhaltig erhärten. Die Geschichte kennt kaum eine derealisiertere, eine abstraktere Epoche als diese Gegenwart, die vor Wirklichkeit zu platzen vermeint. Nehmen wir als wichtigste Erscheinung die *Technik!*

Die Wanderung ist die realste Art, ein Stück Welt kennenzulernen. Die Eisenbahnfahrt entrealisiert die Strecke, zum größten Teil, und der Flug hebt die Wirklichkeit der überflogenen Gegend völlig zu einem zweidimensional filmhaften Schwarz-Weiß-Eindruck auf. Man könnte fast ein Gesetz statuieren: Die Realität nimmt mit dem Vollkommenheitsgrad ihrer technischen Bewältigung quadratisch ab.

Ferner! Der Bauer — darin sind wir uns einig — ist im Sinne unserer Definition der realste Mensch. Als ein Stück Natur ändert er sich ebensowenig wie die Natur. Seine Arbeit ist seit Jahrtausenden die gleiche. Durch die Industrialisierung der Welt aber sind große Massen des Bauernstandes proletarisiert worden. Wie sieht nun die Realität des Arbeiters aus? Er steht in der Maschinenhalle und macht ein und denselben taylorisierten Handgriff sechsmal in der Minute, acht Stunden lang. Gibt es etwas Unwirklicheres, Menschenunwürdigeres, Höllischeres? Nicht wegen der schweren Arbeit — die Arbeit des Bauern ist weit schwerer —, sondern wegen der Irrealität, der Abstraktheit dieser Arbeit ist die Fabrik eine Hölle. Darum schon kann es für einen gerechten Menschen keine brennendere Frage geben als die Arbeiterfrage. Ferner! Die russische, die amerikanische Technik plant die Ausschaltung der bäuerlichen Kleinwirtschaft, die Vernichtung der Urzelle der bisherigen Gesellschaft durch unermeßlich ausgedehnte Getreidefarmen. Ob der Plan einen praktischen Sinn hat und die Verbesserung der Produktion gewährleistet, kann ich nicht beurteilen. Eins steht fest: gelingt er, so verschwindet der letzte Rest der Erdverbundenheit, und die Pannomadisierung der Menschheit ist durchgeführt.

Schon nach diesen wenigen Beispielen kommen wir zu dem Schluß, daß der radikale Realismus, der theoretisch mit seinen hundert Unterdisziplinen (historischer Materialismus, Biologismus, Pragmatismus, Positivismus, Ökonomismus) die Welt beherrscht, gerade das Gegenteil von dem ist, was er bedeuten will. Aber es hat keinen Zweck, um Worte zu streiten, selbst wenn sie verlogen sind. Es handelt sich ja um keine bloße Theorie, sondern um eine *Gesinnung*. Jede Gesinnung wertet. Jede Wertung spaltet. Jede Spaltung wirkt fanatisch aggressiv. Der Feind, das Haßobjekt der *Realgesinnung*, ist die Innerlichkeit des Menschen, seine Seele, der schöpferische Geist.

Warum dieser Haß und woher? Er hat eine doppelte Verursachung: eine ewig metaphysische und eine zeitlich historische. Die erste, ewige, ist der luziferisch-prometheische Versuch, das Jetzt und Hier Gott gegenüber autonom zu machen. Die zweite Verursachung, die historische, entspringt den invertierten Minderwertigkeitsgefühlen kulturloser Völker oder Gesellschaftsklassen, die über kulturüberlegene Stämme und Gruppen physisch obsiegen. Die aggressive Real-



Photo Franz Fiedler

Jungfrau

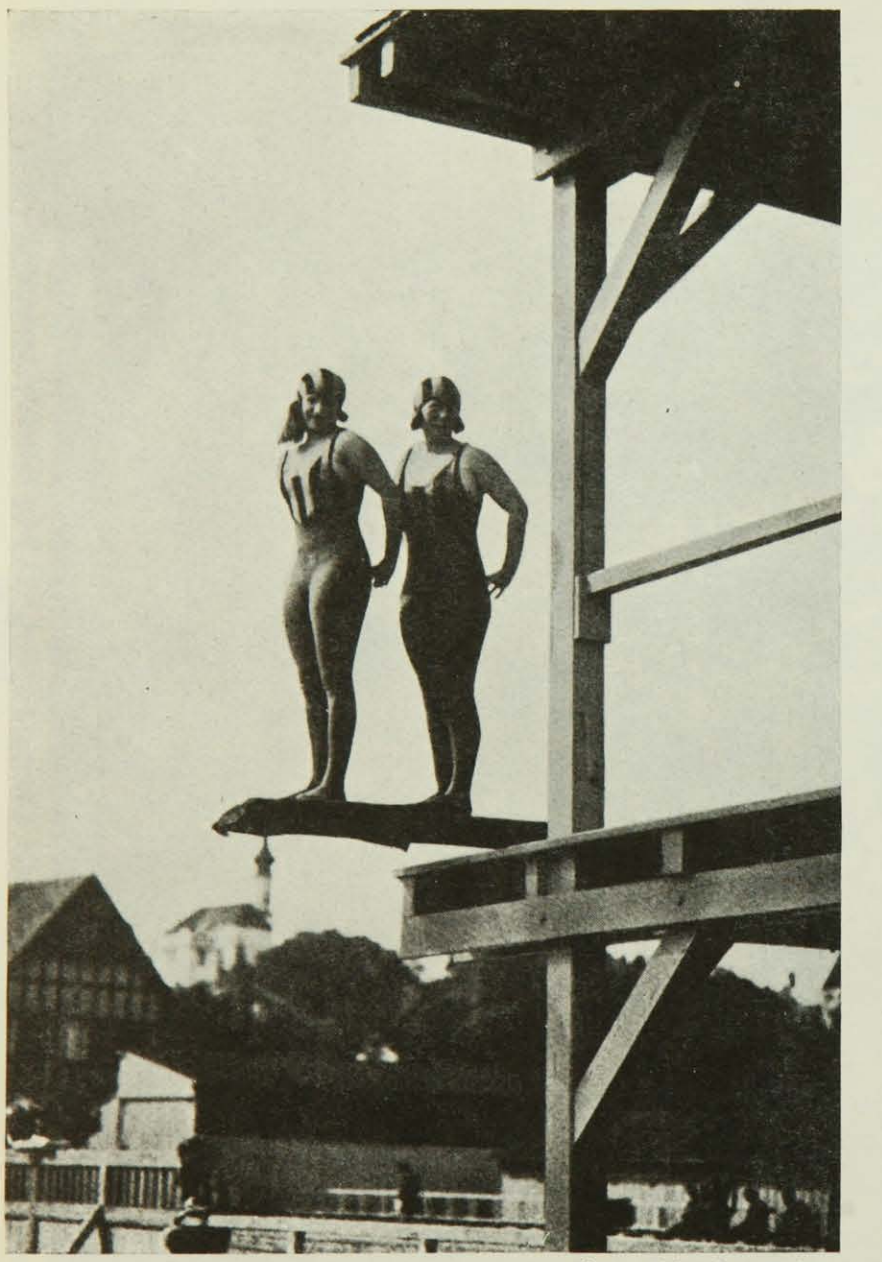


Photo Richard Wörsching

Schwimmerinnen

Photo Franz Otto Koch

Fischottern

Express-Photo

Rosemary Andree, die „vollkommenste Figur der britischen Inseln“

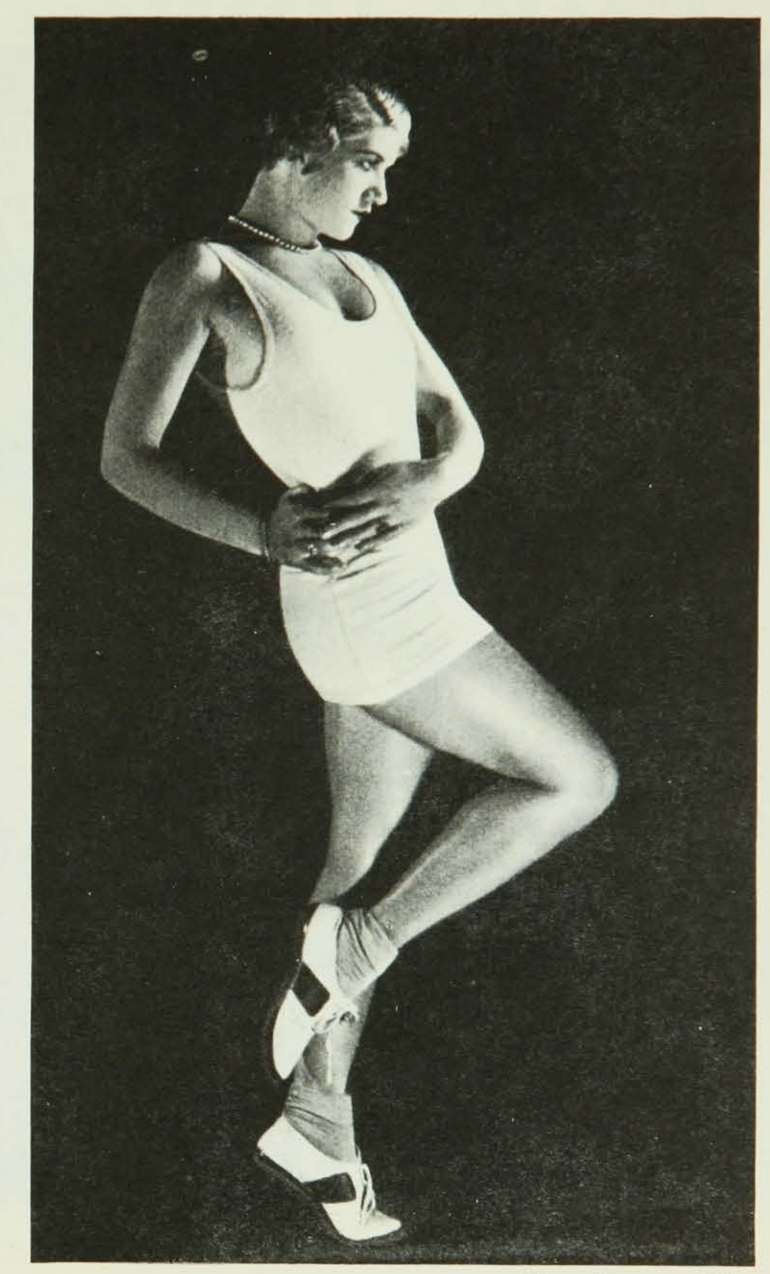


Photo Keystone View

Yvonne, die Pariser Tänzerin



Photo Eva Mosse

Carl Zuckmayer und Frau in Henndorf bei Salzburg

Franz Werfel in Breitenstein am Semmering

gesinnung wird in der Geschichte immer dann offenbar, wenn sich ein nationaler oder sozialer Schichtwechsel vollzieht. Als die siegreichen Barbaren in das verfeinerte Rom kamen, haben sie gewiß die innere Unsicherheit des Plebejers mit dem Bewußtsein seines unverwüstlichen Realismus beruhigt. Mochten die römischen Damen immerhin hundert Parfümflakons auf ihrem Toilettetisch stehen haben, die Germanin daheim war doch die bessere Hausfrau. Fernando Cortez reagierte den Überlegenheitseindruck der aztekischen Kultur durch ein Bombardement Mexikos aus seinen Kanonen ab. Heutzutage ist im Munde jedes Flegels das Wort „Intellektueller" oder gar „Ästhet" ein beliebter Schimpfname.

Auch die Geburtsstunde der modernen Realgesinnung fällt in ein Zeitalter des gesellschaftlichen Schichtwechsels, in die Epoche der französischen Revolution. Eine Welt hoher Vergeistigung ging im Wirbel unter. Sie versank natürlich mit Recht. In einem langfristigen Prozeß hatte sich der Geist von seiner metaphysisch-religiösen Wurzel abgelöst. Er beherrschte zwar dem Scheine nach die Gesellschaft noch immer, zog sich aber selbst in tödlichen Zweifel. (Der Weg von den Enzyklopädisten zu Kants Erkenntnistheorie.) Skepsis reimt sich immer auf Sepsis. Der Geist starb an Geistvergiftung. Ein zynischer Sumpf blieb übrig, dessen Regiment der neue Mann, der Bürger, nun übernehmen sollte. Wer seinen Thron behaupten will, muß der Welt ein schlagkräftig-faßbares Ideal bieten. In diese dialektische Notwendigkeit versetzt, sah sich der Bürger nach einem bürgerlichen Ideal um. Was fand er in der alten Gesellschaft vor? Die beiden großen Idealkategorien, die es gibt, seitdem geschichtliche Menschheit existiert: das heroisch-ritterliche und das asketisch-religiöse. Diesen höchsten Werten fühlte sich der Neuling nicht gewachsen. Was war er bisher gewesen? Ein Krämer, ein Pfeffersack, ein Besitzanhäufer, von dem herrschenden Geiste und den geltenden Wertungen mißachtet. Der reine Gegensatz zum Priester oder zum Ritter. Eines aber hatte er nie gekannt und nie verstanden: den *Müßiggang*, der alles Geistes Anfang ist. Er plagte sich, er schuftete Tag aus Tag ein, sorgenvoll, ruhelos. Warum? War das Leben so schwer? Keine Spur! Das Leben war nur leer. Um Müßiggang zu ertragen, muß man ein Kapitalist an Innerlichkeit sein. Der Lazzaroni, der auf dem Misthaufen liegt und pfeift, hat Musik. — Immerhin! Die Arbeit war die äußerste Form der Selbstlosigkeit, zu der die neue Schicht taugte. Und so erschuf sie denn *das Ideal der Arbeit*, das, *als alleinseligmachende Leistungsmoral*, bis zum heutigen Tage regiert.

Ein verblüffend neues Ideal wars freilich. Was immer als unfein gegolten, nun galt es auf einmal als höchster Wert. (In Parenthese: Leute, die was auf sich halten, sprechen noch heute vom „Frühstück", wenn sie das Mittagessen meinen. Ein Fossil der tagschläferischen Rokokogesinnung und ihrer stolzen Arbeitsscheu, dieses Frühstück.) Das Arbeits-Ideal, der neue Lebens-Sinn des Bürgers wirkte als ungeheurer Impuls. Das erstemal seit Menschengedenken triumphierte da ein Ideal, das nicht lebensgefährlich war, und für das man sich noch etwas kaufen konnte. Zauberhaft schnell verwandelte sich die Welt. Dem materiellen Impuls erlag sie masochistischer, als sie je einem geistigen erlegen ist. Webstühle und Spindeln besserten und mehrten sich traumschnell, Zwergfabriken wuchsen zu qualmenden Kolossen, den heiteren Kern der Städte umringten riesige Vor-

städte mit endlosen schwindsucht- und selbstmordfördernden Fassaden, kurz das alte abgeleierte Lied. Der Krämer war nun zum Industriellen geworden, zum sorgendurchfurchten „*Mann der Wirtschaft*“, diese Wirtschaft selbst zur absoluten, selbstherrscherlichen, unbestrittenen Weltmacht. Aus sich allein hätte der Krämer das Werk nicht schaffen können. Er brauchte einen Verbündeten, oder besser: einen schöpferischen Heloten. Es gelang ihm, zu einem beträchtlichen Teil den Geist nach und nach der modernen Realgesinnung mit ihrem Arbeitsideal zu unterwerfen. Der Pastor-, Lehrer-, Beamten-, Kleinbürgersohn war bisher in eine der vielen kleinen Universitätsstädte gegangen, um Theologie, Philosophie und fortschrittlichstenfalls die Rechte zu studieren. Jeder dieser jungen Leute, in Deutschland wenigstens, hatte Oden, Sonette, von elegischen Distichen ganz zu schweigen, in seiner Schublade. Aus einigen dieser Jünglinge wurden die großen Dichter und Philosophen, aus den anderen große Leser, Hörer, Kenner und Empfinder. Ihr äußerliches Leben verlief kümmerlich, aber da die Möglichkeiten klein und die inneren Entschädigungen groß waren, litten sie nicht. Alle zusammen bildeten den fruchtbaren Humus des goldenen Zeitalters deutscher Literatur.

Die Realgesinnung auf ihrem Siegeszug durfte es aber nicht dulden, daß ihr solche Talente und Kräfte an phantastischem Müßiggang verloren gehen. Die sogenannte neue Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend. Sie brauchte maschinelle Erfindungen, um die Produktionskosten herabzusetzen, um Löhne zu ersparen, um die Konkurrenz zu schlagen, um den Transport zu verbilligen, um schwarzmagisch Absatz aus dem Nichts zu zaubern. Die Arcana der neuen Physik, der neuen Naturwissenschaft mußten aus ihrer Formelschrift erlöst und zum praktischen Dienst assentiert werden. Da sperrte die Mehrzahl der angehenden Hölderlins und Hegels ihre Schubladen und Herzen zu und begannen zu basteln. Macht lockte, Geld und Welt, während der Lorbeer ein edles, aber seltenes und auch dann nicht nahrhaftes Gewächs ist. Zum Fabrikanten, zum Unternehmer trat nunmehr der Erfinder, der Techniker. Und sie hatten beide Glück miteinander. Denn die umworbensten Götter dieser Zeit heißen bekanntlich Industriekapitän und Chefingenieur, Namen, in denen sich die aktuelle Allmacht blitzend verkörpert.

Wiederholen wir noch einmal: Die moderne Realgesinnung entspringt psychologisch dem invertierten Minderwertigkeitsgefühl einer heraufkommenden Kaste, die der alten Kulturüberlegenheit keinen Wert entgegenzusetzen hat. Um sich vor der heroischen und asketisch-religiösen Rangordnung zu behaupten, erschafft sie ein eigenes Ideal, das ihr nach Herkunft, Wesen und Geschichte immanent ist: das Ideal der Arbeit! Unter Arbeit begreift sie nichts anderes als ökonomische Tätigkeit, d. h. fieberhafte Einwirkung auf Gütererzeugung und deren Konsum; mit anderem Worte: Gelderwerb. Extra pecuniam non est vita. — Das geht so weit, daß schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts (das den neuen Zustand vorbereitet) der puritanische Traktatenverfasser Richard Baxter aus Cambridge behauptet, von zwei geschäftlichen Wegen sei der lukrativere auch der christlichere. Ein Vorbote der Prosperity-Metaphysik, wie man sieht. — Der sinnlose Sinn der „Arbeit“ ist es nicht, Bedürfnisse zu befriedigen, sondern Bedürfnisse hervorzurufen. Zu diesem Zwecke münzt sie die Ergebnisse der exakten

Wissenschaften in Technik um. Dadurch aber, daß ihr ganzes Trachten von je auf die *Vernotwendigung des Unnötigen* gerichtet ist, beweist die Realgesinnung ihren durchaus irrealen Charakter. Die furchtbarste und beweiskräftigste Folge ihrer fundamentalen Irrealität ist die Proletarisierung, das heißt Irrealisierung der ganzen Menschheit: Taylorsystem, abstrakte Arbeit, Mietskaserne, Massenelend.

Die Realgesinnung mit ihrem Arbeitsideal mußte auch neue *Tugenden* entwickeln, um jene der vorbürgerlichen, vorindustriellen Welt würdig abzulösen. Dem heroischen Mut und der religiösen Tiefe setzte sie entgegen den tatkräftigen Aktivismus und den enthusiastischen Fortschrittsglauben. Den höchsten Rang der neuen Tugenden nahm jedoch die „Tüchtigkeit" ein. Sie ist eine l'art pour l'art-Tugend sozusagen. Denn in der kapitalistischen Welt gilt derjenige als der Tüchtigste, der das Paradoxe verwirklicht, der aus der Luft Ware macht und aus dem Himmel einen Absatzmarkt. Ja, Realgesinnung, Aktivismus und Tüchtigkeit sind die Brandstifter, welche die Welt in Flammen gesetzt haben durch Mammut-Produktion und Absatzimperialismus. Ein Blick auf die Gegenwart, auf die Jahre 1930 und 1931! Ungeahnter Fortschritt der Technik. Die Irrealität des ökonomischen Lebens nähert sich dem Siedepunkt. Der Circulus vitiosus zwischen schreiendem Angebot und fehlendem Bedürfnis ist die drosselnde Schlinge am Hals der Gesellschaft. Die Maschine, die einst die Völkermassen zum *Industrieproletariat* verelendet hat, verelendet sie nun, auf dem zwangläufigen Wege ihrer eigenen Vollendung, noch zehnmal grausamer zum *Arbeitslosenproletariat.* Wenn Gott in Kanada herrlichen Weizen wachsen



Zähringer

läßt, gehen die Leute anderswo zugrunde; reift in Brasilien verschwenderisch der Kaffee, so reifen in New York nicht weniger verschwenderisch die Selbstmorde. Wie man sieht, eine überaus reale Welt. Um in ihr nicht selber ganz und gar irreal zu werden, muß man schon ein gelernter Nationalökonom sein.

Trotz alledem steht die Realgesinnung bei den Schuldigen und bei den Opfern noch immer zuhöchst im Kurs. Man greift sich an den Kopf, liest man in Zeitungen und Biographien ehrfürchtige Hymnen auf den Automobilfabrikanten Henry Ford. Seine Arbeiter können zwar mit fünfzig Jahren krepieren, dürfen aber vorher, um den Absatz der Fabrik zu steigern, die Straßen mit ihren eigenen Ratterschachteln verstopfen. Ich kann mir nicht helfen: wenn Ford ein großer Mann ist, dann ist jeder Greisler ein großer Mann, der durch eine glückliche Verkaufsmethode alle anderen Greisler seines Bezirks überflügelt. Zwischen ihm und Ford ist kein genereller, wesenhafter Unterschied, sondern nur ein quantitativer und ein Unterschied des Niveaus. Ob und mit welchen technischen Errungenschaften jemand Herstellung und Vertrieb von Automobilen, Schmirgelpapier oder Seife organisiert, ist Sache der Tüchtigkeit und des geschäftlichen Weitblickes. Dieser Weitblick mag von prophetischer Distanz sein; da er sich immer nur auf Schmirgelpapier, Automobile, Seife, Zündhölzchen bezieht, hat er zwar mit Nützlichkeit manches zu tun, aber nichts mit schöpferischer Größe. Ansonsten müßten Shakespeare, Goethe und Rembrandt das Adjektiv „Groß" dankend dieser Zeit zur Verfügung stellen.

Das ist es gerade, und hier sind wir auf den Nerv unseres Problems gestoßen. Was im Laufe des ganzen neunzehnten Jahrhunderts der Realgesinnung trotz größten Kraftaufwandes nicht gelungen ist, das hat sie in dem einzigen Jahrzehnt nach dem Weltkrieg mühelos erreicht: Die Einschüchterung, ja Unterdrückung der menschlichen Innerlichkeit, die Entwertung des schöpferischen Geistes. Sie hat unserer Seele den Glauben genommen, zuvörderst aber den Glauben an diese Seele selbst. Dafür ist es ein entsetzensvoller Beweis, daß die Jugend und die Revolution, sonst die ewigen Verteidiger des Lebens gegen den Tod, diesmal nicht auf seiten der Vergewaltigten stehen, sondern auf seiten des Vergewaltigers. Im Lichte dieser Erkenntnis erscheint der Kommunismus als eingeborener legitimer Sohn des Kapitalismus. Heute noch ein ungebärdiges Kind, bewährt er doch die Familieneigenschaften von Tag zu Tag deutlicher. Anstatt einer größeren Zahl von Unternehmern ist der russische Staat der einzige Universalkapitalist. Nicht mehr eine einzige Klasse von Lohnsklaven beutet er aus, sondern das ganze Volk ohne Ausnahme besteht jetzt aus Lohnsklaven. (Restlose Proletarisierung, also Irrealisierung.) Er, der Erzkapitalist, nützt seine Allmacht aus, indem er Streikrecht, Lohnkampf, Koalitionsfreiheit usw. skrupellos aufhebt. Zum Ersatz bietet er seiner Partei (einer Art Streikbrechergarde) den Fusel einer Ideologie, die sich nicht von ihrer falschen Mathematik nährt, sondern vom abgestandenen Pathos längst verrauschter heroischer Revolutions-Epochen.

Ehe ich fortfahre, will ich ein Axiom aufstellen: *Ohne Innerlichkeit gibt es keine äußere Welt, ohne Phantasie keine Realität.*

Ich spreche damit keine gewundene Sentenz aus, sondern eine sehr einfache und alte Wahrheit, die jeder von uns in jedem Augenblick an sich selbst erfährt. Betrachten wir irgendeinen primitiven Vorgang, das Essen zum Beispiel.



Quandt Aus dem „Dybuk“

Während die niederen Lebewesen jene Nahrung suchen, die ihnen am besten angepaßt ist und bei ihr verharren, hat der Mensch in sich einen unendlich differenzierten und wählerischen Geschmack entwickelt. Unser Sinnesorgan, Zunge und Gaumen, reagiert auf hundertfache feine Reize, während sich das Tier wahrscheinlich mit zweien oder dreien bescheiden muß. Wir *erleben* bei unseren Mahlzeiten also hundertfache *Realität*, die einfach nicht vorhanden wäre, verzehrten wir die Speise nur als kalorienerfüllte hungerstillende Materie. (Rasch sei hier etwas fast Symbolisches eingeschaltet, was dem irrealen Wesen der Realgesinnung tief entspricht: Ich denke an die seit Jahrzehnten bekannten Experimente der Chemiker, die eifrig einen Weg suchen, um der Menschheit eine synthetische Einheitsnahrung in Pillenform zu bescheren.) Die Geschmacksdifferenziertheit, der wählerische Appetit des Menschengeschlechts ist eine biologische Riesentat, nicht unseres Sinnesorgans, sondern unserer Seele in ihrem Kampf um Freiheit und Individualität. Indem wir den Bissen physisch-sinnlich verinnerlichen, verinnerlichen wir ihn psychisch, wir *erleben* ihn, das heißt wir geben ihm eine Wirklichkeit, die er an sich gar nicht hat.

Meine Damen und Herren! Ich hoffe, Sie verstehen mich und dieses banale Beispiel, das ich nicht ohne Absicht den niederen Bezirken des Lebens entnommen habe. Es muß uns als Gleichnis dafür dienen, daß es in der Existenz des Menschen keine Wirklichkeit gibt, die nicht ein Kind seiner schöpferischen Seele wäre. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Jener weltanschauliche Komplex aber, den wir hier mit Realgesinnung bezeichnen, stellt die alte sokratisch-platonische Wahrheit auf den Kopf und behauptet, daß die Dinge das Maß des Menschen seien. Und dies ist der Kern aller zeitgerechten Theorien wie Ökonomismus, Milieuglaube, historischer Materialismus usf. Wenn es nur aufs Fressen und nicht aufs Schmecken ankäme, hätte er recht. So aber leistet er sich eine Kausalverwechslung, ein Hysteron-Proteron von naivster Unverfrorenheit. Der Ökonomismus behauptet, daß die Entstehung großer historischer Bewegungen, wie es zum Beispiel das Christentum ist, auf die Verelendung der Massen im spätrömischen Orient zurückzuführen sei. Noch in Nietzsches Sklavenaufstand der Moral ist dieser faustdicke Unverstand zu finden. Wäre das Christentum nichts anderes gewesen als eine auch noch so hochstehende sozialethische Lehre, wir kennten heute seinen Namen nicht. Der Christus-Impuls allein, der Sprengstoff einer bis dahin unerreichten Differenzierung der menschlichen Innerlichkeit hat die Realität um und um gestaltet.

Die Dinge sind zum Maß des Menschen geworden. Dies ist die Schlüsseldefinition der modernen Technik. Da sie unser unentrinnbares Fatum ist, müssen wir hindurch. Sie verspricht uns die Lösung der Lebensfrage durch völlige Unterwerfung der kosmischen Kräfte unter ihre Zwecke und durch den lückenlos rationalisierten Aufbau der Gesellschaft.

Novalis sagt in einem seiner schönsten Gedichte:

Helft uns nur den Erdgeist binden
Und den Sinn des Lebens fassen.

Die beiden Verse hängen in genialer Adhäsion zusammen. Die radikale Realgesinnung trennt sie. Sie will nur den Erdgeist binden. „Den Sinn des Lebens fassen", das ist für sie idalistische Ketzerei, eine hassenswerte Regung ihres Erzfeindes, der Seele. Wie uns schon die Lehre von den letzten Dingen der Sowjets zeigt, geht sie darauf aus, das individuelle Bewußtsein zu vernichten, um es durch ein leichtlenkbares Kollektivbewußtsein zu ersetzen, das sein Elend weniger fühlt. Und nicht nur in Rußland, nein überall, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, verfolgt sie die gleiche Tendenz. Dazu dienen ihr hundert Mittel von der jeweiligen politischen Parteidisziplin bis zum Sport. Eine unermeßliche Verblödung wächst heran. Das „genormte" Hirn triumphiert. Ein Gesinnungs- und Lebens-Militarismus droht, gegen den die alte preußische Kaserne der reine Wurstelprater war. Die Zukunft gehört dem Feldwebel auf allen Gebieten, nicht nur dem Parteifeldwebel, sondern auch dem Schrifsstellereifeldwebel.

Was ist zu tun? Auch noch so leidenschaftliche Verzweiflungsrufe helfen nichts. Wir müssen versuchen, in unserer Erkenntnis weiter vorzudringen,

(*Ein zweiter Teil folgt.*)

Der Unfug des Soldatenspiels

Von

Victor Margueritte



Ernst Graef

Das Vaterland bedeutet auf der großen Straße der Menschheit keine Endstation, sondern eine Etappe. Wie es Dörfer, Gemeinden, Provinzen, Staatsgebilde gab, stehen wir jetzt vor dem unvermeidlichen Zusammenschluß aller Völker."

Diese Behauptung im ersten Kapitel meines letzten Buches ist weit weniger das Bekenntnis eines Glaubens als die Aufzeichnung einer wissenschaftlichen Tatsache, denn die Vergangenheit bürgt hier für die Zukunft.

Die große Straße, auf der die Jahrhunderte sich vorwärtsbewegen und immer neuen Staub aufwirbeln, steigt nicht wieder zum Ausgangspunkt zurück wie ein circulus vitiosus; sie führt in Kurven langsam bergan. Scheint es dennoch, daß sie rückwärtsgerichtet sei, so bedeutet das: eine neue Wendung steht bevor, der Aufstieg geht weiter. Die Entwicklung der Menschheit gleicht nicht einem Pferd am Göppel, das bis zur Bewußtlosigkeit immer wieder den gleichen Kreis durchmißt; sie hat die Flügel des Pegasus und gewinnt langsam, oft unmerklich, höhere Regionen, selbst dann, wenn es in blutigen Zeiten scheinen will, als sei das Götterroß scheu geworden.

*

Die Geschwindigkeit, mit der die Wissenschaft seit 50 Jahren fortschreitet und sich vervollkommnet, trägt viel dazu bei, diesen Aufstieg zu beschleunigen, auf den wir in unserer düsteren Gegenwart hoffen. Innerhalb von verhältnismäßig kurzer Zeit war meine Generation Zeuge einer wahren Revolution auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Vom Pferdewagen zum Flugzeug, von der Öllampe zur Glühbirne, vom Telefon zum Rundfunk — welch ein Sprung! Eine kurze Zeitspanne hat uns derart weit über die Ergebnisse von Jahrtausende dauernden Entwicklungen hinausgebracht,

daß nun auch die engen Grenzen der Länder nicht mehr wesentlich sind. Die verschiedenen Wirtschaftssysteme auf den Kontinenten umschließen nur eine einzige Menschheit, die sich nach Glück und Frieden sehnt, die es satt hat, unter den gegenwärtigen unwürdigen Bedingungen weiterzuarbeiten, die nicht will, daß die einen von Fett triefen und die anderen, um diesen Überfluß zu ermöglichen, auf das Notwendigste verzichten müssen. Man soll die Produkte des Bodens und die Erzeugnisse der Fabriken allen zugänglich machen. Man soll, wenn man die Katastrophe vermeiden will, Produktion und Verbrauch klüger und gerechter regeln. Hie Fettsucht — hie Bleichsucht! Bringt endlich die allgemeine Blutzirkulation in Ordnung, sonst geht unsere Welt zugrunde!

Woran? Wir sind heute noch ganz wenige, die es wissen. Deshalb kann man es nicht oft genug, nicht laut genug wiederholen, welchen entsetzlichen Gefahren, welch namenlosem Elend alle Länder preisgegeben sind, seit die Heerführer auf der ganzen Welt Gelehrte in ihren Dienst genommen haben.

*

Während man die Worte „Abrüstung" und „Schiedsgericht" im Munde führt, unter dem Deckmantel von Sicherheitsmaßnahmen, wird überall von den Regierungen der Krieg, das große Blutgericht für die Menschheit vorbereitet. Heute erinnern sich noch die Kriegsteilnehmer und einige trauernde Eltern der Qualen, die unsere 1700000 Toten durchgemacht haben, bevor sie den Heldentod sterben durften. Inzwischen aber ist eine neue Jugend herangewachsen, die, während die Väter erschossen wurden, sorglos Soldat spielte, besser gesagt: General spielte, denn jeder Knirps verlangte einen Zweispitz aus Papier, einen Säbel aus Holz und wollte befehlen. Wieder ist eine Jugend da, zum großen Teil von den Parolen jener mit Unrecht so benannten „Action Française" durchseucht, bereit, sich leichten Herzens in das „große Abenteuer" zu stürzen — und es wird vielleicht für die stumpfsinnige Herde blinder Patrioten noch eine letzte blutige Erfahrung nötig sein, bis es ihnen endlich zum Bewußtsein kommt, daß sie und ihre Kinder nichts anderes waren und nie etwas anderes sein werden als Schlachtvieh.

Wenn nun morgen die Katastrophe hereinbricht, werden diesmal Länder und Menschen vernichtet werden. Der Luftkrieg und der chemische Krieg, Giftgase und Mikroben werden alle Zivilisation auf der ganzen Welt zerstören. Nicht mehr über die Armeen allein, nein, über die gesamte Bevölkerung aller Staaten wird Grauen und Tod ausgegossen werden. Zivilpersonen, Frauen, Kinder und Greise werden den Höllenqualen ebenso ausgesetzt sein wie die Soldaten; das Ergebnis: die ganze Erde in einen unbrauchbaren Trümmerhaufen verwandelt.

Photo New York Times

„Bis in den Tod"

Photo Erich Grisar

Nachlaß des Krieges (Belgien)

K r i e g s z u k u n f t



Mütterlichkeit (nach Murillo)

Universal-Photos (Aus „Vu“, Paris)

Flirt

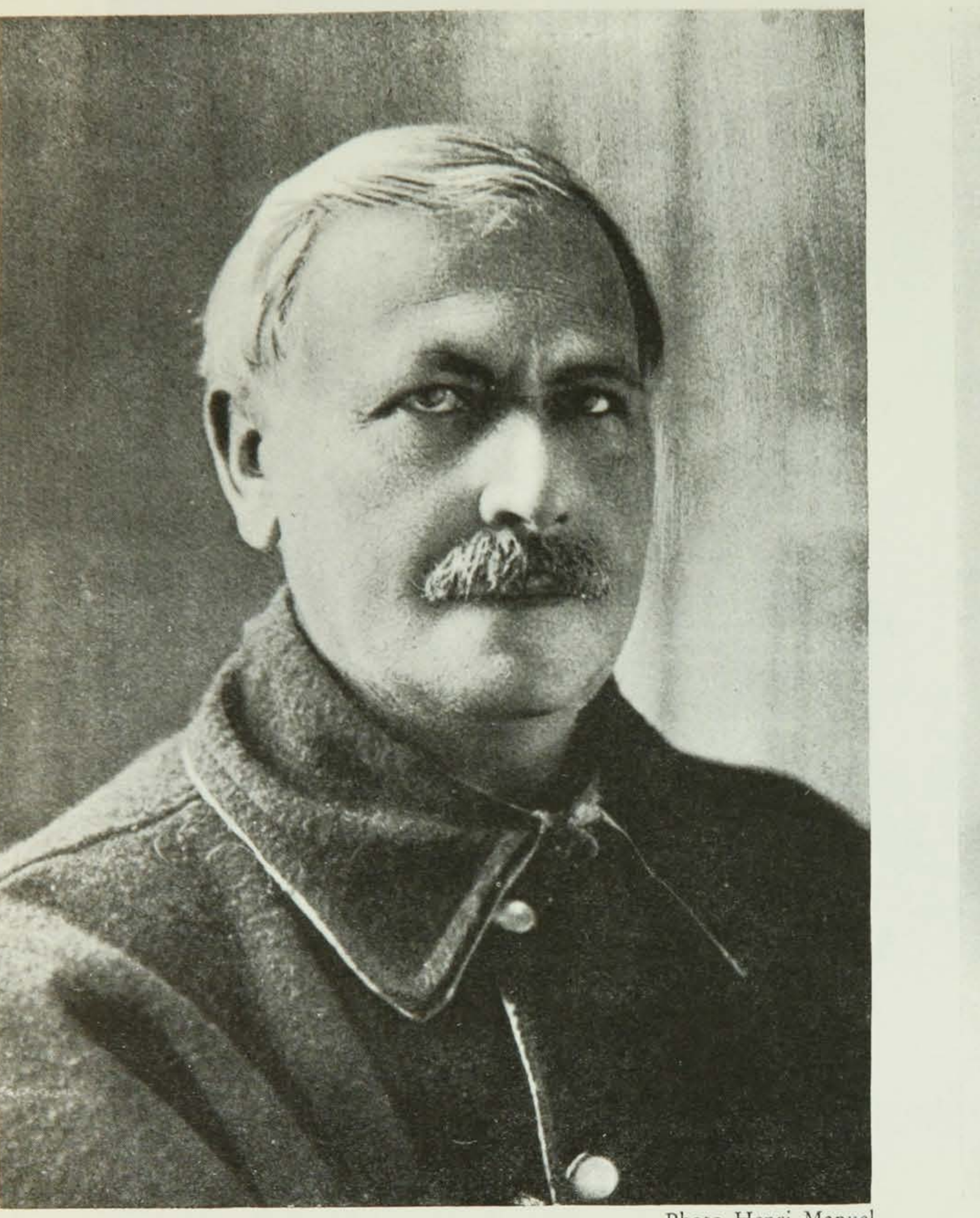


Photo Henri Manuel

Victor Margueritte

Photo Manuel Frères

Maginot, der französische Kriegsminister



Photo Kurt und Margot Lubinski

Kalifornische Hockeyspielerin



Photo W. Vennemann

Negerfamilie (Südwest-Afrika)



Baron von Wolzogen und die Mitglieder seines Ueberbrettls (1901)

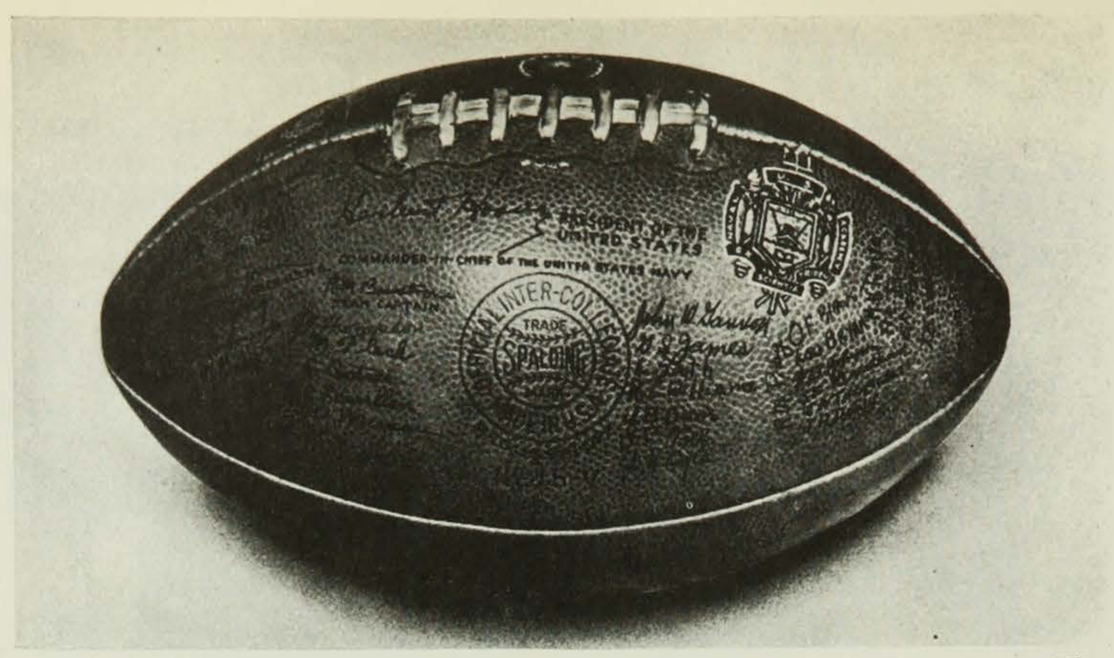


Photo Keystone View

Autographen-Fußball (mit Hoovers Unterschrift), der in New York versteigert wurde



Photo Barratts

Der schottische Radiohumorist Harry Lauder

Das heutige Europa, entstanden auf Grund der Verträge von 1919, voll von Rüstungen und Protektionismus, ist leider nichts anderes als ein einziges Pulverfaß mit unendlich vielen Explosionsmöglichkeiten. Der französische Shaw-Übersetzer *Augustin Hamon*, ein scharfsinniger Kenner von Politik und Wirtschaft, hat diese Möglichkeiten unnachsichtig aufgezählt. Noch entschiedener als ich in meinem Buch „Vaterland" läßt der beherzte Autor, der gewagt hat, schwarz auf weiß zu schreiben: „*Die Armee ist die Schule des Verbrechens*", in seinem Aufsatz „Der kommende Krieg" alle drohenden Gefahren aufmarschieren: den Größenwahn Polens, die Unzufriedenheit Deutschlands, den Heißhunger Italiens, den Chauvinismus der jungen Nationen der kleinen Entente . . . Ein düsteres Bild, auf das noch ein furchtbarer Schatten fällt: der Kampf zwischen Vergangenheit und Zukunft, mit anderen Worten: zwischen Kapitalisten und Arbeitern.

*

Ich zitiere: „Die Aufrüstung wird fieberhaft beschleunigt. Italien läßt ganze Flotten bauen, Frankreich hat (wie die Zeitung ‚Les Echos' berichtet) die stillstehenden Automobilfabriken in Munitionsfabriken verwandelt. Die Flugzeugfabriken stehen nicht still, sondern arbeiten mit Hochdruck. Gewaltige Mengen von Material aller Art werden angehäuft und fortwährend an die Verbündeten verteilt, an Polen, Rumänien, Jugoslawien. Die Tätigkeitsberichte der waffenerzeugenden Fabriken sind in dieser Hinsicht eine höchst aufschlußreiche Lektüre. Sowjetrußland hat soviel wie irgend möglich exportiert, um Gold oder fremde Devisen ins Land zu bekommen. Der Fünfjahresplan wird fieberhaft gefördert. Rußland kauft Schiffe an, wo immer welche zu haben sind, baut Flugzeuge und lenkbare Luftschiffe. All das hat zur Folge, daß sich Finanz und Industrie überall bereichern. Die Krise wird zwar in einigen Industriezweigen gemildert, nicht aber in der Landwirtschaft, noch auch im Export, sofern es sich um andere Dinge als Waffen handelt. Diese forcierte Aufrüstung kann jedoch keinesfalls ewig fortdauern; es wird einmal der Augenblick kommen, da die großen Kapitalisten ein Interesse an der Zerstörung all des Waffenmaterials bekommen, das sie eben erst herzustellen Interesse gehabt hatten. Dann werden sie den Krieg herbeiführen. Und dieser Krieg wird für das Waffenmaterial wie für das Menschenmaterial Verwendung haben und wird sie beide zerstören. Das zerstörte Material wird ersetzt werden müssen, was der westeuropäischen Industrie einen Aufschwung sondergleichen nebst stattlichem Gewinn ermöglichen wird. Dabei wird auch gleich die im Entstehen begriffene sowjetrussische Industrie geschwächt oder sogar zugrundegerichtet, was auch einen Gewinn bedeutet, weil dann die hundert Millionen Russen auf dem Weltmarkt nur noch als Abnehmer und nicht mehr als Erzeuger in Betracht kommen. Darauf sind die Wünsche und Pläne der großen Kapi-

talisten in aller Welt angelegt. Allerdings dürfte sich die Sache nicht ganz so abspielen, wie die Herrschaften es sich erträumen. Man wird ihnen den Appetit verderben. Doch werden sie, als echte Spekulanten, jedenfalls den Einsatz wagen. Wann? Das kann niemand sagen. Doch ich persönlich bezweifle, daß sich die gegenwärtige Situation über das Jahr 1932 hinaus verlängern läßt. Eine allzu straff gespannte Saite muß schließlich reißen."

So greift das tödliche Fieber immer weiter um sich. Und was tut Frankreich in dieser allgemeinen Verwirrung? Ach ja, das edle Frankreich hat seine Menschenrechte und die Unabhängigkeit der Völker bis zu den Wahlen von 1932 den Herren Weygand und Maginot anvertraut.

*

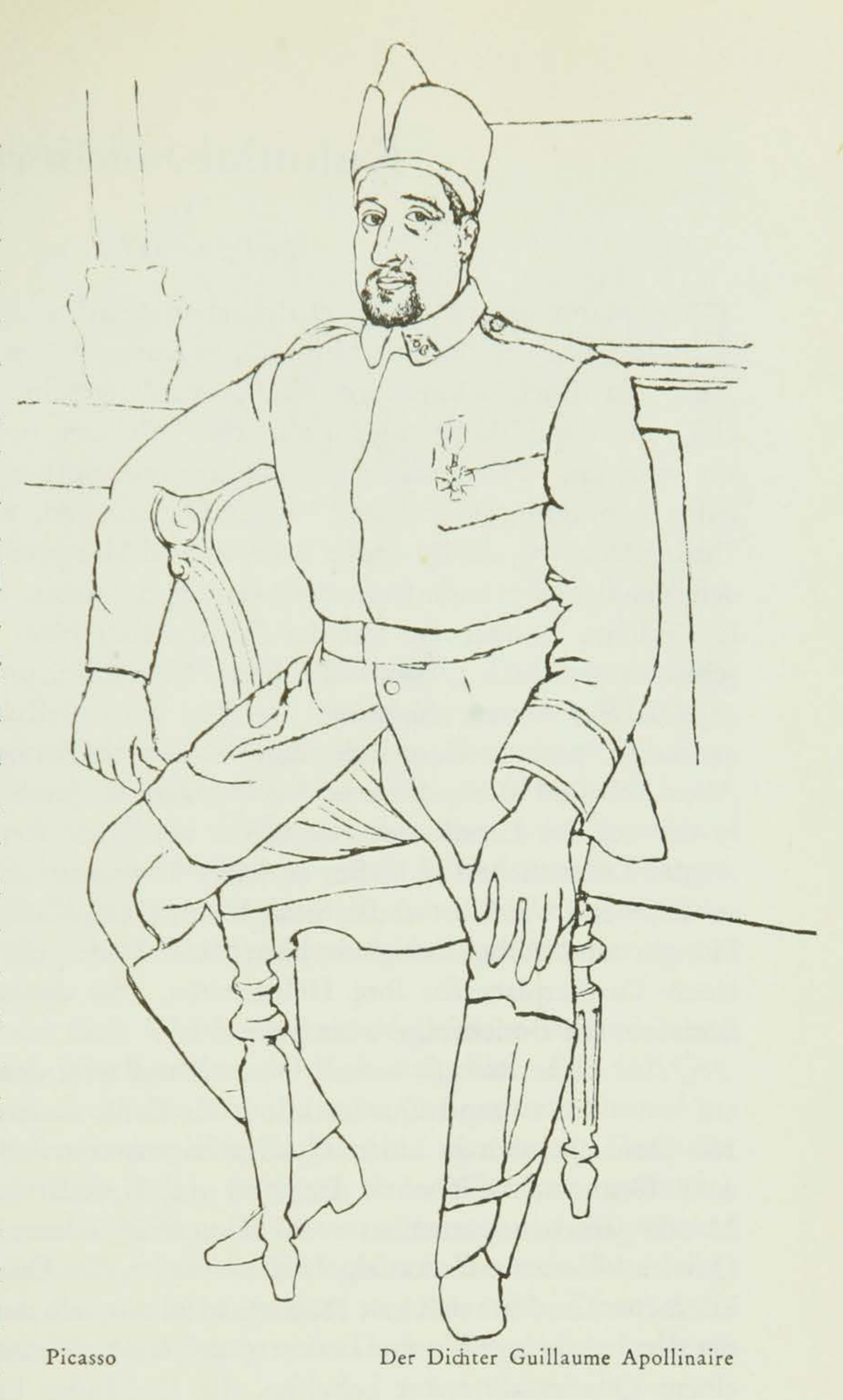
Überall sind die Herren der Lage die Beauftragten der Internationale von Gold und Eisen, mit Säbel und Krummstab als Abzeichen. So kommt es, daß in Frankreichs diesjährigem Budget für militärische Ausgaben die nette Summe von neunzehn Milliarden veranschlagt ist. Welch ein Auftakt für die bevorstehende Abrüstungskonferenz! Am Vorabend der parlamentarischen Abstimmung, die diese Bankrotterklärung bestätigte, schrieb ein Pariser Blatt ganz richtig: „Was soll man von einer Beratung erhoffen, die unter derartigen Vorzeichen zusammentritt? Natürlich gar nichts!"

Ich ergänze: „Man kann von vornherein alles bezweifeln." Die Vereinigten Staaten von Europa werden eingesargt werden, ihr Umfang ist übrigens schon durch die Konferenz der mittel- und osteuropäischen Staaten, die ihr Getreide nicht absetzen können, recht in Frage gestellt. Unweigerlich Schluß auch mit dem Völkerbund, wenn jede Nation sich wieder auf eigene Füße stellt. Und dann haben wir ihn — mag er jetzt von der Verteidigungsstellung an der Weichselgrenze oder von den Gruben in Baku kommen, auf die Frankreich und England schon lange ein Auge geworfen haben —, dann haben wir den gigantischen Krieg, dann ist der Untergang nicht mehr aufzuhalten!

Ist aber diese allgemeine Psychose, dieses Fiasko der Vernunft wirklich ganz unvermeidlich? In meinem Schauder vor jeder Unmenschlichkeit und Gewalt, in meinem unbeugsamen Optimismus sage ich: Nein! ich kanns nicht glauben! Zu den weitblickenden Staatsmännern, die uns regieren, habe ich allerdings kein Vertrauen, zu diesen Jakobinern, die vom Gift der Nationalen Verteidigung erfüllt sind, diesen Fröschen, die einen König brauchen.

Solange die heutigen Machthaber die Majorität behaupten und uns (nicht ohne die Hilfe der Kommunisten, jener politischen Baisse-Spekulanten) regieren, solange ist von den beatis possidentibus nichts zu erwarten.

Neben aller pazifistischen Propaganda auf politischem, wirtschaftlichem und ethischem Gebiet gibt es ein Mittel, um die unheilvolle Entwicklung abzubremsen. Dies Mittel, das nicht von den Regierungen ausgeht, sondern vom Volk, habe ich in meinem Buch angegeben. Und ich bin fest davon überzeugt: wenn die Völker sich bewußt werden, in welch sinnlos furchtbaren Selbstmord sie stürzen, wenn sie es energisch ablehnen, Krieg zu führen und zunächst einmal ablehnen, den Krieg vorzubereiten, dann wäre das Schlimmste abgewendet. So könnte man einen Krieg und zugleich eine Revolution vermeiden. Die nötige und gerechte Revolution würde von selbst kommen, ohne Krieg und ohne Bürgerkrieg, von selbst würde die pazifistische Saat aufgehen. Wenn sich Arbeiter, Bauern und Kleinbürger nur als freie Menschen fühlen, dann fallen von selbst alle jene Schranken, die sie heute nicht brechen zu können glauben. Denn Freiheit ist nur: Wissen und Wollen. Nur um diesen Preis kann das große Vaterland aller Menschen entstehen. Sonst aber werden die eigennützigen Länder noch Jahrhunderte lang durch Kriege und Revolutionen hindurch immer wieder nur aus ihrer Asche wiederauferstehen, um einander neuerlich zu vernichten, und der schöne Traum unserer Zeit wird ein Luftgebilde sein wie jenes Wolkenkuckucksheim, über das Aristophanes sich lustig machte; und doch: es ist keine Fata morgana, kein bloßes Trugbild, was alle Menschen guten Willens am Horizont auftauchen sehen.


Picasso — Der Dichter Guillaume Apollinaire

(Deutsch von Hans Weigel)

Kolonial-Sektierer

Von

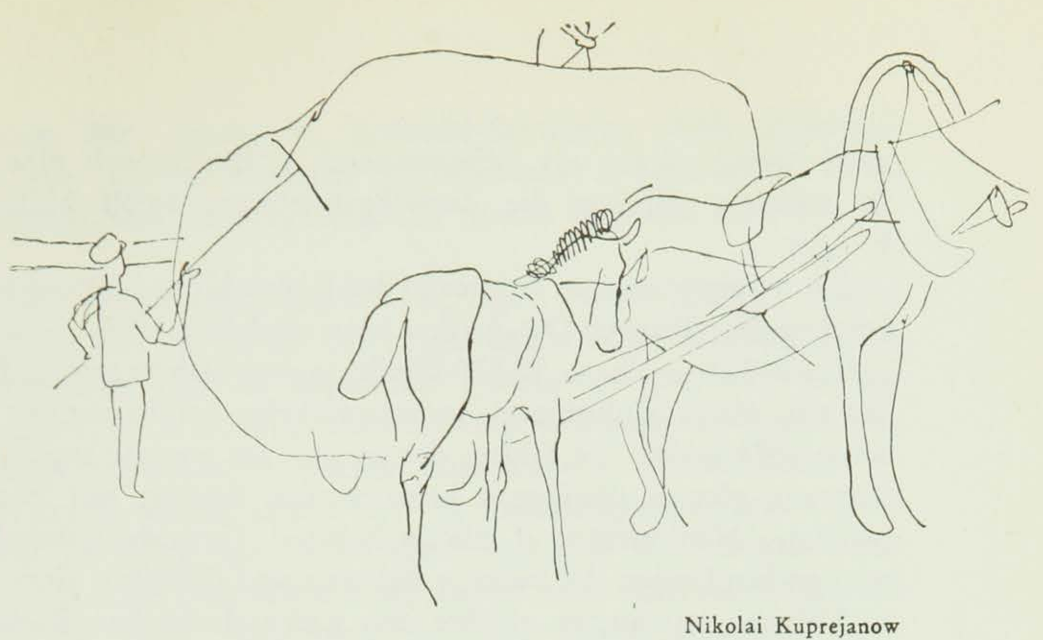
Balder Olden

Ein Mann namens Brie, analytischen Geistes und voll Temperaments, der leider vor drei Jahren, blutjung, in Davos gestorben ist, hat kurz vor seinem Tode ein Buch „Verkappte Religionen“ geschrieben. Er macht blendend klar, wie unpolitische oder politische Irrlehren in ungeübten Köpfen schwelen, wie eine These, die gar nicht argumentiert werden kann, das für Volksreden geprägte „Donnerwort“ eines Demagogen, zur heimlichen Religion von Tausenden wird, die ihr Opfer bringen und Märtyrer stellen, wie aus den Tausenden Zehn- und Hunderttausende werden, Sektierer, die sich für Politiker halten. Ein solches Donnerwort hat der Schriftsteller *Hans Grimm* geprägt, als er sein schlechtestes Buch „Volk ohne Raum“ betitelte, und eine solche Wahnidee ist „*Deutschland braucht Kolonien*“. — Das ist zur Religion geworden, das wird gepredigt, und die Gemeinde dieser Kolonial-Gläubigen wächst mit jedem Tag. Alles Ach und Weh, das uns drückt, wäre in der Stunde behoben, glauben sie, in der auf der Landkarte von Afrika ein Stück Land von stattlichem Umfang wieder Deutsch-Afrika hieße; es käme Ordnung und Behagen in unsere Wirtschaft, wenn wir Kautschuk, Sisal, Baumwolle, Kaffee im eigenen Garten ziehen, Hunger und Arbeitslosigkeit hätten ein Ende, die abenteuerlustigen Jungens einen Turnierplatz für ihre Heldentaten, die deutsche Landwirtschaft würde florieren, die Bodenfrage wäre gelöst!

„Volk ohne Raum“ — soll Deutschland sein, dessen 62 Millionen Bewohner auf etwa 469 tausend Quadratkilometer Land zusammengedrängt sind, so daß 133 Deutsche sich in einen Quadratkilometer teilen müssen. Dagegen verfügt nach Grimmscher Theorie England mit Kronländern und Dominions — die Mandatgebiete ungerechnet — für seine 45 Millionen Menschen über 34 Millionen Quadratkilometer Kolonialgebiet, so daß jeder Engländer fast einen Quadratkilometer Land für sich hat, 133 mal soviel wie sein deutscher Vetter! Die Belgier, die den belgischen Kongo besitzen, müssen sich zwar zu etwa 3,5 Personen mit einem Quadratkilometer behelfen, die Holländer haben kaum zu viert einen, die Portugiesen aber zu je 2,25. Auch die Franzosen müssen mit einem Viertel pro Mann auskommen, aber immerhin — Luft haben sie doch alle, können nach Lust und Begabung ihre eigene Scholle bauen, werden nicht in die Industrie, den Handel, die Arbeitslosigkeit hineingestoßen wie unsere deutschen Bauernjungen! Diese Raumlosigkeit mache Deutschland zum Gefängnis für seine Söhne, klingt der Refrain, sie nehmen einander die Luft weg, Millionen wandern aus, fremden Ländern ihre Kraft zu bringen, in fremden Völkern aufzugehen. Dem Mutterland sind sie verloren, aber dennoch glücklich zu preisen neben uns Zusammengepferchten daheim!

Das wird geglaubt, wer diesen Wahn verbreitet, wird Ehrendoktor der Universität München. Boykottiert und verlästert wird, wer widerspricht, seis auch mit Argumenten. Mit dem Argument etwa, daß die Bevölkerungsdichte in den Mutterländern tatsächlich so ist: Holland zählt pro Quadratkilometer 225, Belgien 263, und selbst England 187 Bewohner, obwohl den Engländern

fast ein Drittel der gesamten Erdoberfläche gehört!



Nikolai Kuprejanow

Das sind Zahlen, die jedem Volksschüler im Laufe seiner Studienjahre einmal vorgetragen werden, aber sie halten nicht stand gegen die Statistiken der ,Volk-ohne-Raum-Patrioten', die alles übersehen: daß es in den „Kolonien" Eingeborene gibt, denen das Ackerland gehört, daß der weiße Mann in den meisten Kolonien nicht ackern kann, selbst wenn er diese Eingeborenen alle vertilgte, weil er dem Klima nicht gewachsen ist, daß beispielsweise England, wo die Arbeitslosigkeit nach dem gewonnenen Krieg zeitweise schlimmer war als bei uns nach dem verlorenen, gern ein paar Millionen seiner Raumlosen in die gesunden Dominions abschieben würde, daß sie sich aber nicht abschieben lassen, weil 99 vH. aller Menschen da leben und sterben wollen, wo sie geboren sind!

War denn Deutschland vor dem Weltkrieg kein Volk ohne Raum? Nein, sagen die Kolonial-Sektierer, wir besaßen ein Kolonialgebiet: Deutsch-Ost, Süd-West, Kamerun, Togo und etliche Südsee-Inseln, im ganzen zehnmal so groß wie das Mutterland. Das stimmt, obwohl bis 1914 nur wenig Deutsche davon wußten. Aber es stimmt auch, daß in all diesen Kolonialländern zusammen kaum fünfzehntausend Deutsche lebten, Soldaten, Beamte und Missionare eingerechnet. Unsere schönste und gesündeste Kolonie war Deutsch-Ost-Afrika, deren 25jähriges Bestehen im August 1914 gefeiert werden sollte. Dort lebten damals im ganzen etwa 6000 Weiße, Frauen und Kinder eingerechnet, davon 3000 Deutsche.

Heute, nach der Statistik von 1929, beherbergt dies herrliche Land, doppelt so groß wie das Deutsche Reich und eines der gesündesten, fruchtbarsten Gebiete Äquatorialafrikas, 5778 Europäer, davon 873 Beamte. In die 5778 aber sind abermals Frauen und Kinder eingerechnet. Zieht man sie und die Beamten ab, dann bleibt der eigentlich produktive Stock männlicher weißer Kolonisten zurück, Pflanzer, Kaufleute, Unternehmer, diejenigen also, die ihre übervölkerten Heimatländer durch Auswanderung in die Kolonien wirklich „entlastet" haben: es sind 2370 Mann! Die große Mehrzahl von ihnen ist mit Kapital ausgewandert und hat dies Kapital dem Mutterland entzogen, mit ganz leeren Händen wird überhaupt kein Weißer ins Land gelassen, mit weniger als 20 000 Goldmark kann auch der Bescheidenste zu keiner Siedelung kommen, die ihn und die Seinen, bei günstiger Konjunktur, ernährt.

Die Verwaltung arbeitet mit einer Unterbilanz von durchschnittlich zwölf Millionen Mark jährlich, das ist, vom „Volk-ohne-Raum"-Standpunkt gesehen,

nicht wenig, denn um siebentausend Volksgenossen eine Heimat in Afrika zu erhalten, müssen die Zurückgebliebenen zwölf Millionen im Jahr aufbringen.

Ein wenig günstiger sieht es in der Kenya-Kron-Kolonie aus, dem ehemaligen Schutzgebiet Britisch-Ost-Afrika. Dort siedelten 1926 — das Land ist etwa so groß wie Tanganjika — 12 529 Weiße, in dem halb so großen Protektorat Uganda, das eine ältere Kultur und hochentwickelte Landwirtschaft hat, lebten gleichzeitig 1874 Weiße, im Sudan, der so groß ist wie die angeführten Kolonien zusammen, gibt es überhaupt keine weißen Siedler, nur Beamte, Offiziere, Ingenieure, Missionare und etliche hundert Gewerbetreibende, von denen sehr wenige Engländer, die meisten Italiener und Griechen sind.

Nehmen wir an, es glückte den leidenschaftlichen Bemühungen einer von Hans Grimm und seinen Gläubigen inspirierten deutschen Regierung, diesen mächtigen Komplex von Kolonialland: Sudan, Uganda, Kenya, Tanganjika in irgendeiner Form unter deutsche Verwaltung zu bringen; nehmen wir an, das Deutsche Reich vermöchte diesen Kolonien Anleihen und Privatkapital zur Verfügung zu stellen, wie es England vermag, es träfe nun also nach Grimmscher Berechnung auf jeden Deutschen etwa einen Quadratkilometer staatlichen Besitzes — dann könnten einstweilen etwa 25 000 Deutsche das Land ohne Raum entvölkern, davon etwa 3000 als staatlich Besoldete sich unter deutscher Flagge ein gutes Einkommen und eine beträchtliche Pension sichern.

Natürlich wird der Ehrendoktor der Universität München antworten, daß die deutschen Auswanderer von heute ein anderes Material darstellten als die des prosperierenden Vorkriegs-Deutschland oder des England von heute. Mit Hacke und Schaufel in eigenen Händen, nicht in denen ihrer schwarzen Diener, würden sie die Hochländer am Kenya, Kilimandscharo, Meru, dem afrikanischen „Graben“, umschaufeln, bepflanzen, begießen, ein Millionenvolk fleißiger Ackerbauern, die ihre Scholle inbrünstig lieben. Diesen schönen Traum habe ich auch einmal mitgeträumt . . . Um diese Millionen allmählich anzusiedeln, die mit starken, aber leeren Fäusten ins Land kämen, brauchte man Milliarden, Abermilliarden von Reichsmark, es wäre ein Aderlaß auf viele Jahrzehnte, und wahrscheinlich würde das Experiment trotz allem mißglücken. Selbst die Buren, die arbeitsgewohnt aus Südafrika da und dort in die tropischen Kolonien gekommen sind, machen ihre grobe Arbeit nicht selbst, halten sich Knechte, Hirten und Diener — und schädigen trotzdem das Ansehen der Weißen, weil sie nicht genug als Herren auftreten, um den Schwarzen zu imponieren. Jede Kolonie lebt aber vom Prestige des Kolonisators, einem mystischen Glanz, den er verbreitet und den die Masse der Neger, trotz aller Erfahrungen aus Krieg und Frieden, immer noch empfindet. Da aber doch nur ein winziger Bruchteil des tropischen Afrika für weiße Arbeit in Betracht kommt, das ganze Pflanzungsgebiet für Tropenprodukte, nebst Bergwerken und Forsten, von schwarzen Händen bearbeitet werden muß, darf an diesem Prestige nicht weiter gerüttelt werden. Auch ohne das knirscht es im Gebälk; wo viele Weiße beisammen sitzen, sich in ihrer Menschlichkeit, Sterblichkeit, Bedürftigkeit dem Schwarzen zeigen müssen, hört man lauter Klagen über hinschwindenden Mythos des Weißen, auf afrikanisch ausgedrückt: „Unverschämtheit der schwarzen Canaille.“ —

Nun gibt es neben den deutschen Kolonial-Sektierern auch Kolonial-Realpolitiker, die für unsere Industrie selbstgebaute Rohprodukte, einen deutschen Aufkaufmarkt und Absatzgebiete für unsere Industrie im Kolonialland fordern.

Ihre Annahme, daß wir Kaffee, Kautschuk, Sisal, Zucker billiger kaufen könnten, wenn deutsche Pflanzer sie auf den Markt brächten, ist ein Aberglaube. Nicht einmal untereinander sind die englischen Kolonisten von heute ein geschlossener Zollkomplex, noch waren es die deutschen Kolonien vor dem Krieg. Dem Mutterland gegenüber waren und sind sie Zollausland, so daß auf dem Weltmarkt ein Käufer so gut ist wie der andere und alle Kunden gleiche Preise zahlen. Im Frieden natürlich. Im Krieg war Deutschland von allen Kolonialprodukten praktisch abgeschnitten, man trug Kleider aus Papier oder Brennesselfaser und machte Pneumatiks aus Holz. Aber nicht deshalb, weil Deutschland keine Kolonien besaß, sondern deshalb, weil unsere Flotte nicht stark genug war, die englische Blockade unwirksam zu machen. Der Gründer unserer Kolonien, Carl Peters, der gegen Bismarcks Wunsch und gegen Deutschland Ostafrika für Deutschland eroberte, war ein Nationalist, und als er, achtundzwanzig Jahre alt, mit ein paar tausend Pfund in der Tasche und einem einzigen Begleiter auszog, Deutschland seinen „Platz an der Sonne“ zu erobern, sah er im Geist auch schon eine deutsche Kriegsflotte, zum Schutz der Kolonien erbaut, die englische überflügeln. Er war ein Phantast, aber sein Wahnsinn hatte Methode: grade durch den Erwerb von Kolonien wollte er Deutschland zum Kampf gegen England zwingen. Aber soweit reicht heute auch der Schwung der Grimmschen Phantasie kaum noch — von allem Positiven unserer Kolonialpolitik bleiben nur die Absatzmärkte, falls es tatsächlich feststehen sollte, daß „der Handel immer der Flagge folgt“.

*

Ich habe das Glück erlebt, noch als Deutscher durch deutsches Kolonialland zu reisen. Man fühlte sich so merkwürdig kraftvoll, war eine Art Herr eines traumhaft schönen, romantik-erfüllten Landes, die Phantasie blühte, Neger grüßten, schwarze Soldaten präsentierten, und die jungen Deutschen, die im gesunden Hochland stationiert waren, Arbeit organisierten, Arbeiter leiteten, am Sonntag Büffel und Löwen schossen, hatten Glanz in den Augen, Sicherheit, Frische, daß es eine Freude war. Klagen hörte man trotzdem ohne Ende. Sehr viele behaupteten, die englische Verwaltung sei besser, großzügiger, europabewußter als die deutsche. Sobald die Kolonie imstande wäre, ihren Haushalt selbständig zu decken, müßte sie Selbstverwaltung bekommen, los von den Regierern daheim am grünen Tisch, die afrikafremde, törichte Gesetze machen. Trotzdem war es vielen ein Glück, dies deutsche Afrika, und als der Krieg ausbrach, haben die meisten es leidenschaftlich verteidigt. Aber mit dem Schicksal des deutschen Volkes, der zweiundsechzig Millionen Deutscher ohne Raum, hat all das nichts zu tun.

Dennoch wünschte ich, der Völkerbund wiese Deutschland, in Anerkennung seines Wandels als Republik, ein schönes Stück Afrika als Mandat an. Es wäre vielleicht sehr klug, wenn der Völkerbund das täte: Hunderttausende, der Republik feindliche Kolonial-Sektierer würden umschwenken und eine Politik preisen, die sie heute mit Steinen bewerfen.

Kleinkunst

I. Die zwei Lokomotiven

Schauspiel von *Achille Campanile*

PERSONEN: Die erste Lokomotive
Die zweite Lokomotive
Reisende, Gepäckträger usw.

(In einem Bahnhof unserer Tage).

Die Szene stellt das Innere eines Bahnhofes unter dem großen Dach dar. Die Züge stehen parallel auf den Geleisen : um sie das Hin und Her einer bunten, eiligen und lärmenden Menge, wie sie gewöhnlich die Bahnhöfe erfüllt.

Im Vordergrund stehen zwei Lokomotiven (die erste und die zweite), vor den entsprechenden zwei parallelen Zügen.

Bei Aufgehen des Vorhanges beginnt die erste der zwei fahrtbereiten Lokomotiven zu rauchen.

DIE ERSTE LOKOMOTIVE

(dreht sich, während sie zu rauchen anfängt, zur zweiten, die noch nicht raucht)

Stört Sie das Rauchen?

DIE ZWEITE LOKOMOTIVE

Aber bitte, rauchen Sie ruhig. Ich rauche nämlich selbst.

(Sie beginnt zu rauchen).

Vorhang.

(Deutsch von A. L. Erné)

II. Quallade

(Dem Quaestor Quintilian Quevedo in Querfurcht)

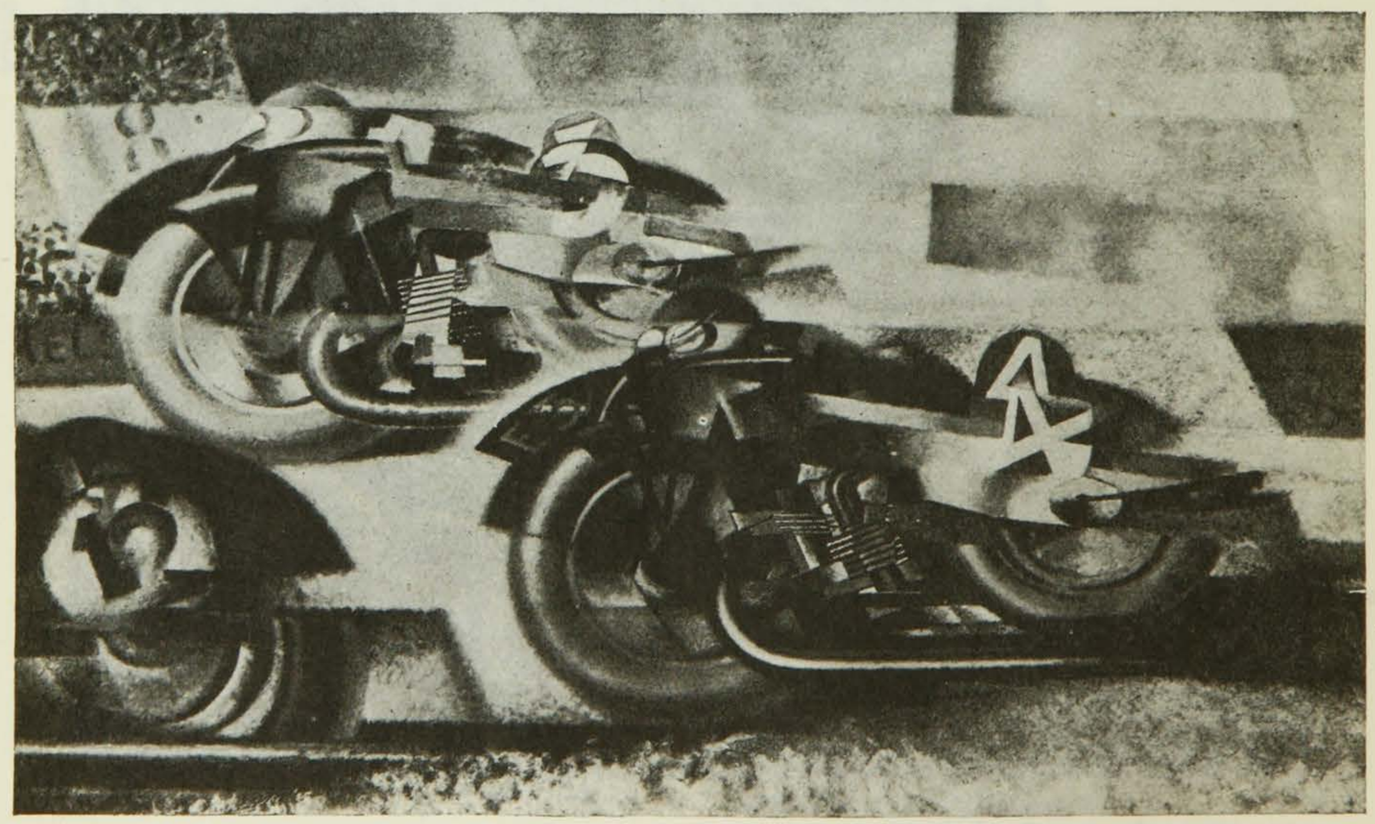
Von *Albert Ehrenstein*

O quarrendes Gequak, o Quadrigal!
Ein quidam, sicherlich ein quecker Querkopf —
So quisi-quasi Quedlinburger Squatter —
Quatscht mitten im Quarnero :
Am Quisisana-Quai,
Nah der Quelle des Guadalquivir,
Welche auf Quarzquadern quer durch Quebeck
Bei Quito quillt oder auch nicht,
Vor Quinquillionen Jahren
Mit einem Quagga aus dem Quattrocento,
Das sich quietschend von Quitten, Quappen —
Mit und ohne Kaul —
Ja! Quallen nur und Quargeln nährte,
Über die Quinquupelallianz,
Sowie die Qualitäten einer
Quicken Quinteronin aus dem Cinquecento
(Die im Quartalssuff qualmend mehr als ihre
Quantitativ abnorme Quote
An Quintanern und erotischen Quixoten
Ohne Quengeln und Querelen
Auf Queensland quirlte und ausquetschte, bis
Kein Quassia, kein Quecksilber der Quacksalber
Ihr von der letzten Quarantäne Qualen half)
Und über dieses quastenreichste Quasselthema :
Quousque tandem quält uns solch ein
Quodlibet von Quiproquos?

Korso im Hydepark (1895)

Photo New York Times

Zeppelin über Jerusalem (Hotel zum König David)



New York, Ausstellung im Museum of modern art

Pannaggi, Motorrennen (1930)

Photo Louis Goy

Equipage im Bois (Paris)

Photo Walter Süßmann

Droschke im Regen (Neapel)

Photo Dr. Paul Wolff

Telefon-Fabrik



Auto 1904

Telefon, Auto, Radio, Thermostat

Von

H. L. Mencken

Was wir Fortschritt nennen", meinte einmal Havelock Ellis, „ist der Austausch eines Unfugs gegen den anderen." Es muß ja Leute geben, denen der Schall des Telefonsignals Freude macht, aber wenn es sie gibt, so kann ich nur sagen, daß ich ihnen noch niemals begegnet bin. Höchstwahrscheinlich stellt das Telefon, so wie wir es heute kennen, mehr reine Gehirnarbeit dar als irgendeine andere menschliche Erfindung. Aber kein Mensch hat daran gedacht, das Telefonsignal zu verschönern. Und doch könnte man diesen Klang mit geringer Mühe tief, wohlklingend und sogar beruhigend machen. Die Telefon-Ingenieure lassen ihn unverändert, und in jeder Stunde des Tages leiden Millionen Menschen unter ihm!

Das Telefon ist meines Erachtens die größte Wohltat, die den Ekeln jemals zuteil wurde: es hat ihre alte Kunst auf eine neue Leistungsstufe gehoben und sie in die Lage versetzt, in die letzten Trutzburgen des Privatlebens einzubrechen. Alle Vorkehrungen, die man gegen das telefonierende Ekel getroffen hat, erwiesen sich als untauglich. Da ist zum Beispiel die Geheimnummer: mit ihr fertig zu werden ist für ein einigermaßen begabtes Ekel ein Kinderspiel; Geheimnummern in Erfahrung bringen, gehört zu den Anfangsgründen seines bösen Handwerks. Das Ekel bekommt sie mit so automatischer Sicherheit heraus wie Newyorker die Adressen der Flüsterkneipen. So wird denn sein armes Opfer, der Geheimnummerbesitzer, so stürmisch belagert, wie wenn seine Telefonnummer in Rauchschrift an dem Himmel geschrieben stünde. Seine Freunde aber vergessen die Nummer gerade bei kritischen Anlässen, und so kommt er um manchen angenehmen Klatsch und um manche gehaltvolle Einladung zum Wein.

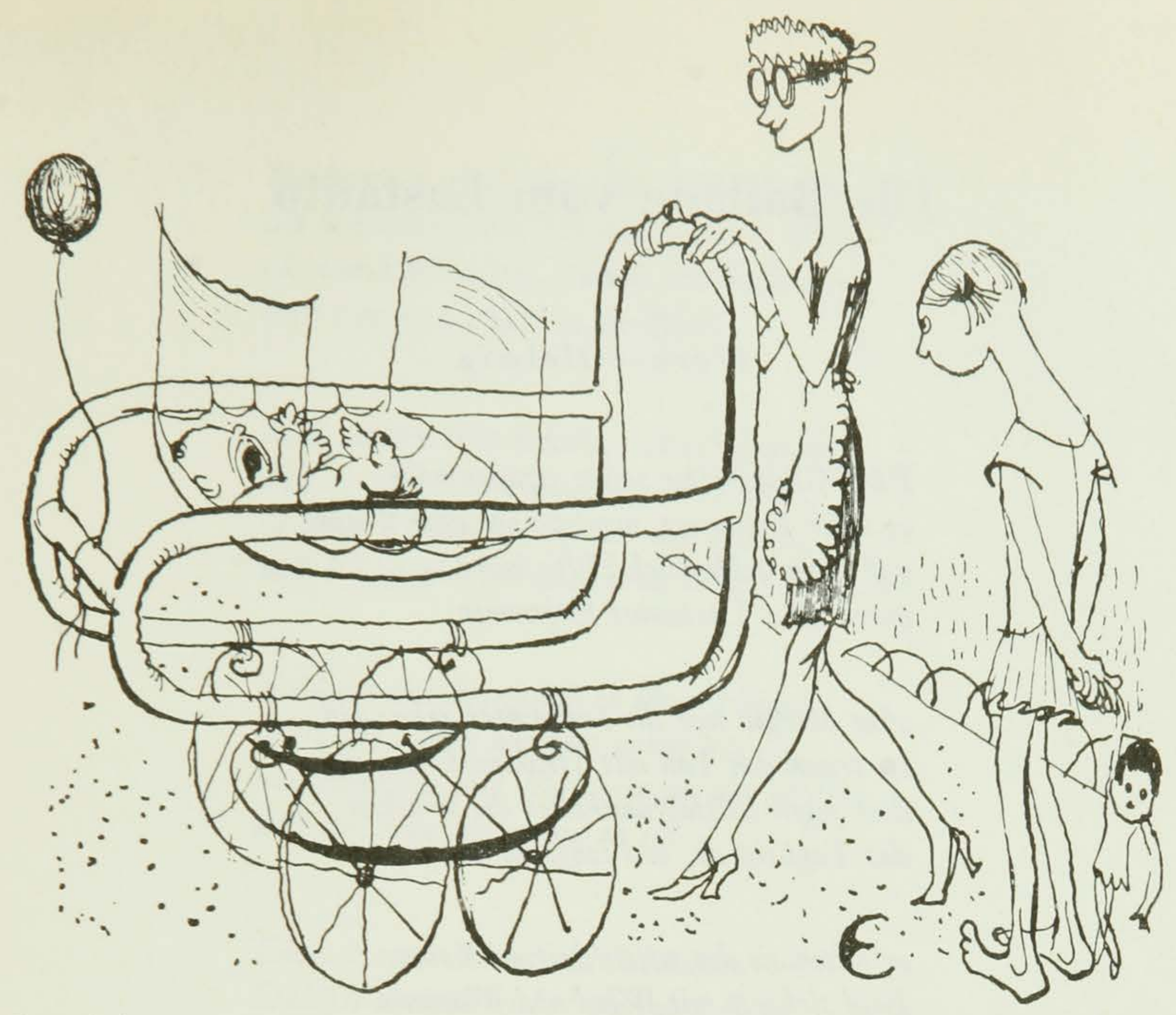
Es ist nicht nur schwer, es ist beinahe unmöglich, sich eine Welt ohne Telefon vorzustellen. Telefonapparate sind für die Menschheit, namentlich in den Vereinigten Staaten, so unentbehrlich geworden wie Fensterglas, Zeitungen oder Speisepulver. Hin und wieder hört man von einem Mann, der, um das Telefon loszuwerden, in irgendein gottverlassenes Dorf floh, um nach Art der griechischen Philosophen zu meditieren; aber seine Meditation gilt schließlich den Rosenkreuzern, der Single Tax, der Agrarhilfe oder sonst einem Wahnsinn. Ich selbst habe schon ein dutzendmal angeordnet, daß mein Telefon ausgeschaltet werde, aber immer wieder machte ich irgendeinen dringenden Gebrauch davon, ehe der Mann kam, der meinen Apparat abmontieren sollte, und ich empfing ihn dann mit Entschuldigungen und einem Glas Schnaps. Ein Telefonfritze erzählt mir, daß sie von Anträgen wie dem meinen täglich mehrere Dutzende bekommen, daß diese Anträge jedoch niemals ausgeführt werden. Ich selbst habe jetzt zwei Telefone im Haus und bin dabei, mir ein drittes anzuschaffen. In zehn Jahren wird man zweifellos in jedem Zimmer ein Telefon haben, wie heute im Hotel.

Und trotzdem bleibe ich theoretisch ein Feind des Telefons und verfluche es weiter. Es ist eine große Erfindung und hat der Menschheit großen Nutzen gebracht, mir persönlich aber mindestens ebensoviel Böses wie Gutes. Wie oft

hat mir ein einziger Telefonanruf die Arbeit eines ganzen Abends vernichtet, meinen Geist gereizt und mein Einkommen geschmälert! Ich bin alt genug, um mich der Zeiten zu erinnern, als Telefone noch sehr selten waren, und romantisch genug, um zu glauben, daß ich damals glücklicher war als heute. Immerhin habe ich vom Telefon mehr gehabt als von den anderen Wundern des Tages, dem Radio, dem Grammophon, dem elektrischen Licht, dem Kino und dem Auto. Ich bin vielleicht der erste Amerikaner, der den Autosport in aller Form ehrlich aufgab. Ich verkaufte meinen Wagen schon 1919 und habe es niemals bereut. Wenn ich mich in einer Stadt bewegen muß, die für bequemes Laufen zu groß geworden ist, nehme ich eine Taxe, die billiger und sicherer als ein Privatwagen ist und viel weniger Verdruß macht. Wenn aber mein Reiseziel weiter liegt, nehme ich meine Zuflucht zum Pullman-Wagen, bei weitem die bequemste Fahrgelegenheit, die Menschen erfunden haben. Radio, das muß ich zugeben, hat Chancen, doch werden sie nicht ausgenutzt werden, solange die Luft mit Jazz geladen und verpestet ist, sowie mit den schwachsinnigen Vorträgen jener Schwindler, die keine Ahnung von den Sachen haben, über die sie reden, und mit dem entsetzlichen Gurgeln von Sängern und Sängerinnen neunten Ranges. Ans Grammophon aber werde ich mit ganzem Herzen erst glauben können, wenn irgendeine Gesellschaft eine gute Platte von Brahms' Sextett in B-Moll, Opus 18, herausgebracht haben wird. Bisher habe ich alle Kataloge vergebens nach dieser Platte durchgesucht.

Von allen großen Erfindungen moderner Zeiten hat mir eine die meiste Freude und den größten Komfort gegeben, und das war der Thermostat. Ich war erstaunt, als ich unlängst erfuhr, daß er schon vor einem Menschenalter erfunden wurde. Ich hörte zuerst im Kriege vom Thermostat, dem Wärmeregulator, da mir ein wohlwollender Freund die Anregung gab, den alten Kohlenofen, der mein Haus mit Rauch erfüllte, hinauszuwerfen und einen Gasofen einzustellen. Selbstverständlich zögerte ich, so ist nun einmal der menschliche Geist beschaffen. Aber der Tag, an dem ich schließlich doch erlag, wird mir ewig in Erinnerung bleiben, denn an diesem Tag kam ich mit einem Sprung aus der Hölle in eine Art Paradies. Man wird sich noch erinnern können, wie schlecht die Kohle in jenen herrlichen Tagen brannte. Unsere patriotischen Anthrazitmänner luden ihre Berge von Kohlengrus auf Wagen und verkauften sie allen Haushalten im Osten der Staaten. In meiner Nachbarschaft war kein Mann aufzutreiben, der sich aufs Heizen verstand; bei 60 Mark Tagelohn arbeiteten alle Heizer auf den Werften. So mußte ich meine Kohle, und was schlimmer ist, auch die Asche, selbst schaufeln. Es war entsetzlich. Schlimmer noch: mein Haus war immer entweder zu warm oder zu kalt. Erschien in der Staub- und Schlackenmasse ein Stück wirkliche Kohle, sprang die Temperatur plötzlich auf 30 Grad, meistens aber schwankte sie zwischen 7 und 10 Grad Celsius.

Mit einem Schlag änderte das alles der Thermostat. Er fixierte die Temperatur meines Hauses ein für allemal auf 20 Grad Celsius, und ich hatte mit der Regulierung nichts mehr zu tun. Wenn einmal die Temperatur auf 21 Grad stieg, löschte der Thermostat automatisch das Feuer unter dem Kessel im Keller, und sofort betrug die Temperatur wieder nur 20 Grad. Zeigte die Quecksilbersäule 19 Grad, sofort flammte das Feuer unter dem Kessel selbsttätig wieder auf, und wir hatten



Eugen Croissant — Bauhaus-Baby

oben wieder 20 Grad. Ich müßte die geschmeidige, bewegte, eisgekühlte Zunge des Rabbiners Stephen S. Wise, nein, die Zunge weiland William Jennings Bryans haben, um meine Erleichterung beredt genug beschreiben zu können. Ich begann mich wie ein Mann zu fühlen, der soeben aus einem Totenhaus befreit worden war. Es war nie zu kalt und nie zu warm bei uns. Mein Haus wurde so sauber, daß ich ein Hemd fünf Tage tragen konnte. Ich gewann Geschmack an der Arbeit, und im Handumdrehen entstand eine Reihe unschätzbarer Beiträge zur Nationalliteratur. Mein Gemüt wurde so sanft, daß meine Familie schon Zeichen der Senilität an mir wahrzunehmen begann. Mein Keller wurde so sauber wie die übrigen Teile des Hauses und geräumig wie eine Scheune. Ich vergrößerte meinen Weinkeller um tausend Kubikmeter. Ich ließ einen Wandschrank aus Zedernholz einbauen, der meine Riesengarderobe fassen konnte. Ich fügte einen Stahltresor für Schriften, eine Zimmermannswerkstatt und eine Betkammer hinzu.

Für alle diese Wohltaten und Nutznießungen stand ich in der Schuld des Erfinders des Thermostats, dieser einfachen, aber unvergleichlichen Vorrichtung. Ich möchte gern seinen Namen nennen, aber leider habe ich ihn vergessen. Der Mann war einer der großen Wohltäter der Menschheit. Ich würde ihn nicht hergeben für ein Dutzend Marconis, ein Regiment Alexander Graham Bells und für ein ganzes Armeekorps von Edisons. Edisons Lebenswerk, ebenso wie seine schwatzhafte und sinnlose Prosa, hat über die Menschheit in der Hauptsache nur Fluch gebracht: er hat die Zahl dieser verfluchten Ärgernisse wesentlich vermehrt. Aber der Mann, der den Thermostat erfunden hat, war meiner Meinung nach ein Held, Shakespeare, Michelangelo und Beethoven vergleichbar.

Die Ballade vom Lastauto

Von

Werner Helwig

Fünf Globetrotter saßen straßenmüde
an einer Kreuzung, wartend vor dem Walde,
daß ihnen schließlich Hilfe käme
durch eines Lastautos Erbarmen.

Am Morgen war die Sonne noch sehr weiß,
sie trank den Tau mit Strahlenrüsseln auf,
doch gegen Mittag dunkelten die Wolken
das Taglicht ab, und langsam wuchernd

erfüllten sie den weiten heitren Raum.
Bald sickerte mit Wind und Wärme
ein junger Regen. Alterte allmählich
und wuchs sich aus zu dicken Strömen.

Sie aber saßen ungerührt und hofften,
an ihren Pfeifen hängend, und sie fuhren
traumwärts schon mit dem ersehnten Wagen, —
doch störte sie kein Hupen auf.

Sie troffen wie die Steine in den Grotten,
die Hände mußten schon die Pfeifen schützen,
in ihren Schuhen standen kleine Pfützen,
schwer an den Wimpern hingen Regentropfen.

Indes gedachten sie der Knabenjahre
und großer Flüsse, wo sie je geweilt,
des ersten Schwimmens, erster Nässe,
und ungehemmt quoll solch Erinnern auf.

Die Nacht kam über sie mit kalten Hufen,
und Nebelreitern, dunkelmorschen Fahnen,
der Wald um sie erscholl von fremden Rufen
des Wachsens und des lauen Gähnens.

Es krochen Äste über ihre steifen Schultern.
Sie träumten schon von mütterlichem Wort,
als eine Eule schrie, und sie erschraken —
doch war kein Auto in der Näh.

Bald faulten ihre Schuhe, und es sprossen
Pilze und Moose zwischen grauen Zehn,
in ihren Pfeifen sammelten sich Teiche,
und Vögel nisteten im wirren Haar.

Es losch das Zeitgefühl in ihren Hirnen,
allein die Ohren horchten autowärts
und spreizten ihre Muscheln gen die Straße,
doch fiel kein Motorlaut in sie.

Einmal sank Schnee und Schweigen. —
Schläfst du auch nicht? war ihre Frage,
an ihnen wärmte sich ein Reh.
Nachts fror auf ihren Augen Eis.

Dann krochen Wurzeln dünn in ihre Därme.
An ihren Herzen sogen fette Blumen.
Auch Tiere bauten Staaten in sie ein,
Und Haut und Humus mischten die Gewebe.

Zuletzt vergaßen die Organe ihre Pflichten.
Ohr wurde Laub, das lauscht.
Fleisch wurde Moos und Grasbehang
der Tramp-Ruinen, deren Traum

bereits voll Singen war vom milden Tod.
Nur Hirn, das wachte noch und dachte:
Bewußtsein sei die letzte Chance —
da kam mit lockender Musik

aus einem wunderblauen Sommer
leer, breit und gut ein Lastauto.



Tibor Gergely

Unfug des Kabaretts

Von

Anton Kuh

Hinter jeder Minute des Daseins lauert die Frage: „Wozu?... Uns darüber hinwegzuschwindeln und das Fragezeichen vorübergehend unserem Blick zu verbergen, ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Kunst. Doch es gibt seltsamerweise ein Kunstgebiet, dessen Eigenart darin besteht, diese Frage an sich selber zu richten, sich selber gewissermaßen nicht über die Gasse zu trauen, die es uns führen will, und infolgedessen noch drängender und trauriger den Ruf in unsere Seelen zu schneiden: Wozu?! Wozu?!

Wenn ich an den Begriff „Kabarett" denke, bekomme ich sofort steife Backen. Die Aufforderung, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, weil dieses hierdurch zum guten Spiel werde, hat meine Mundwinkel chloroformiert. Podiums-Augen flehen, betteln, dürsten mich an und machen mir zugleich lächelnde Ungezwungenheit vor, mit dem Ersuchen, einzustimmen und es ihnen nachzumachen. Die Anspannung des Menschen dort oben hat mich an die Schnur genommen und gibt meinen eigenen Atem nicht frei. Seine Art, in der Stimme anzügliche Vorsätze zu signalisieren, überträgt sich auf mich als Vorschrift zu verständnisvoller Erheiterung, mein Gelächter ist die anbefohlene Kadenz zu seinem Tonfall. Ja, ich muß soweit gehen, ihm Vertragstreue gegen jedes und jedermann zu halten, einem gemeinsamen Besten zu Liebe, das ich gar nicht gewollt und gesucht habe: für die Stimmung. Amüsiere ich mich? Nein, ich werde examiniert, ob ich mich amüsiere. Die Unsicherheit hat einen wachsamen Blick. Mit dem bindet sie mich hier fest und läßt mich schinden und schwitzen, indem sie mir jene sauerste aller Arbeiten auflädt, die in der Sprache der Unterhaltungsstätten *Das Mitgehen* genannt wird.

Dünn und reizbar ist die Luft eines Raums, wo sich solche Quälereien ereignen, mit zurückgehaltenen Tränen des Selbstbemitleidens gesättigt wie mit Gewitterdunst. Publikum und Podium verhalten sich hier zueinander wie in Werfels Gedicht Erzherzogin und Bürgermeister, die sahen, daß sie sich Böses müßten tun. Nirgendwo wird mehr „Pst" und „Ruhe" gerufen, nirgends sind die Ohren zugleich toleranter und nervöser; sie lassen sich Wortspiel, Geschwätz, Vertraulichkeit und den Esprit zu Wort gekommener Zeitungsleser leidend gefallen, wehren aber zugleich das leiseste Tuscheln, das vorsichtigste Messerklappern ungnädig von der Qual dieses Genusses ab. Woher kommt das? Davon, daß die Produktionen ohne absoluten Kunstwert sind, also selber um Schonung flehen? Keineswegs. Sondern vom erzwungenen Hilfsdienst der Gäste und ihrer Einbildung, die Mitverschworenen eines geistigen Vereins spielen zu müssen, der sich ein gemeinsames, womöglich anti-banausisches Ziel gesetzt hat. Früher einmal war diese Einbildung berechtigt, jener Hilfsdienst also ein freiwilliger. Da war der Kabarettier kein Berufsträger, das Kabarett kein Arbeitsplatz. Das „épater le bourgeois" war damals seine Funktion, nicht sein Ver-

einsabzeichen. Ein paar Menschen machten aus ihren Ueberschüssen, Genie-Rudimenten, talentierten Defekten und defekten Talentiertheiten, die alle in sich bereits den Gegensatz zur bürgerlichen Welt enthielten, ein fröhliches Theater, in das der Zuschauer als geduldeter und zahlender Feind geladen wurde. Duldete ers, wars gut, mißbilligte ers, wars noch besser. Da konnte aus dem Darbieten und Entgegenkommen am Schluß allerdings eine Art Kameraderie hervorgehen, getreu der Devisen: Mitgehangen, mitbefangen! Als aber jene bürgerliche Welt das Gegengift bereits als neuen Wert in sich gesaugt hatte und nicht mehr zu frozzeln, nur noch umzubringen war, hatte auch das frohe Theater sein Ende. Man hätte es jetzt zusperren sollen. Inzwischen hatte sich aber ein eigener Industriezweig daraus entwickelt. Infolgedessen trat der gelernte Kabarettier, der Pointen-Witzbold, an Stelle des genialen Bohemiens. Es blüht jetzt der Ladenschwengel der Negation. der Routinier der extemporierten Befangenheit, der Konfektionär der Geistesgegenwart. Und grade, weil er Fertigware anbot, sich also nicht erst an lustigen oder feindseligen Kontakten entzündete, wollte er noch mehr den Anschein erregen, als ob er sich vom Publikum abhängig mache und bat doppelt um jene „Stimmung", die sein Vorgänger ja fast mehr gegen sich als für sich gewünscht hatte. Doch hatte sich zu seinem Glück mittlerweile auch der dazugehörige, gebildete Großbürger und Gesellschaftsmensch verlaufen. In gerechter Erbfolge nahmen jetzt Kleinbürger, Mittelstandsgenießer, Provinzler, die sich als verfluchte Kerle vorkommen wollen, seinen Sessel ein. Vor ihnen braucht der Kabarettier bloß ein bißchen ans Tagesvokabular zu tippen, um ihnen das Gefühl zu geben, daß sie recht oppositionelle, über den Durchschnitt erhabene, mit jenem also in derselben Front der Geistreichheit stehende Wesen sind. Sie nehmen jedes Zwinkern von ihm verständnisvoll auf, fühlen sich durch das Augurenlächeln der Unbildung beglückt, welche auf die Schätze der Bildung anspielt. „Wir sind politisch . .", „Wir sind unpolitisch . ." spricht zu ihnen das Kabarett und sie stimmen zu, sie glauben, die Benützung der Zeitungsworte nenne man politisch, die Enthaltung von ihnen unpolitisch, und wissen nicht, daß sowohl dieses wie jenes keinen geistigen Pfifferling wert ist; (während der originelle, zur Welt des Druckbuchstabens entgegengesetzte Mensch nicht umhin kann, politisch zu sein, wenn er unpolitisch ist — und umgekehrt — und mit dem gleichen Atemzug Gesinnungen lächerlich zu machen und sich zu einer Gesinnung zu bekennen). So geht es ihnen also in dieser neuen



Ernst Aufseeser

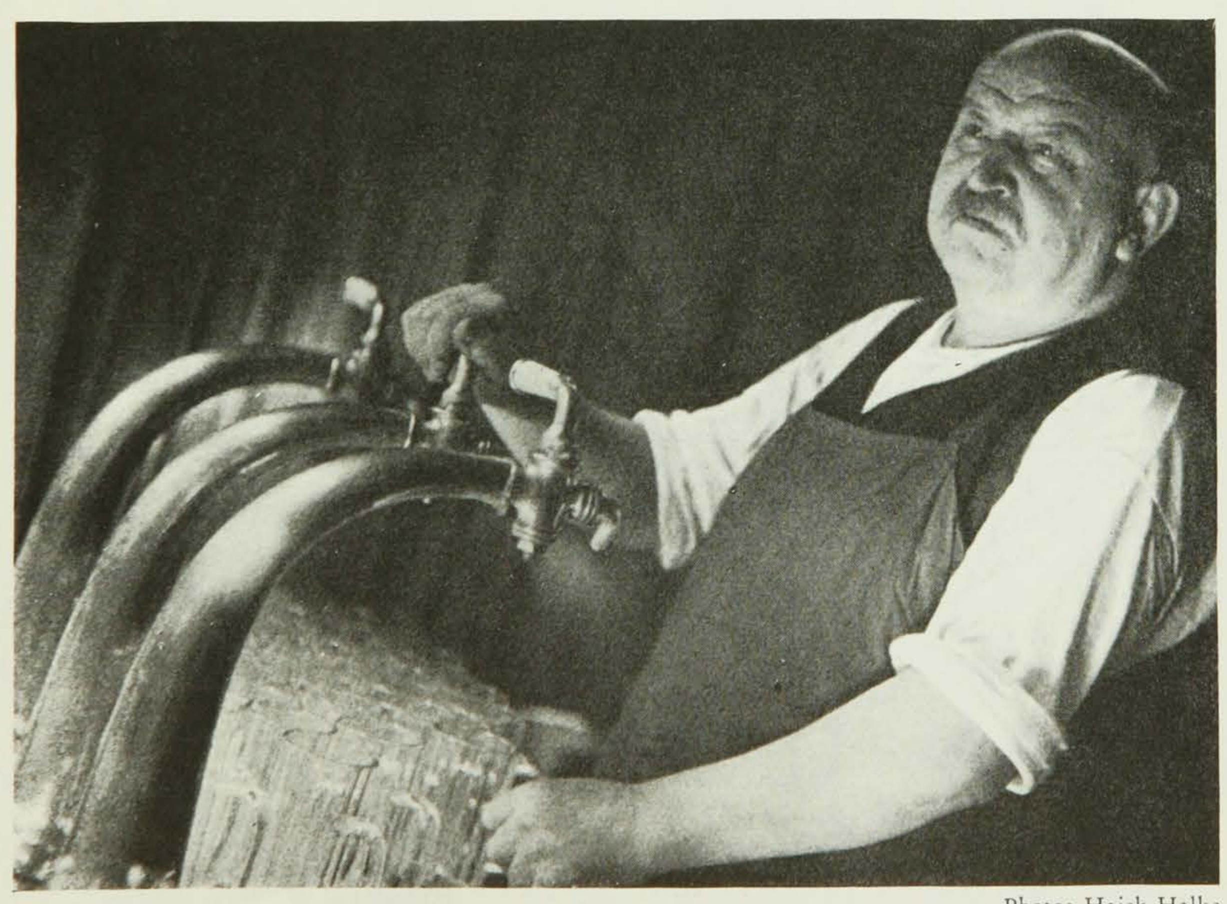
Schule des Geistes mehr um ihr Selbstgefühl als um ihre Erheiterung. Sie fühlen sich tatsächlich samt und sonders mit der Ernsthaftigkeit jenes Herrn aus dem Publikum, der sich zur Kontrolle des Zauberkünstlers auf die Bühne rufen läßt, als Mitverantwortliche der Stimmung und sitzen in dem von Prätention und Mitleid überzündeten Raum (als Bundesgenossen der Pointe und gegen deren Störung) wie in einem Tempel der Schlagfertigkeit da. Für Proben dieser Schlagfertigkeit, mag sie noch so memoriert sein, werden Prämien gestiftet. Trifft sie gar den angetrunkenen, Sekt konsumierenden Störer in der 1. Reihe, der aus Gleiwitz hierher geeilt kam, um den Conferencier zu unterbrechen, so entlädt sich die Bangigkeit des Hilfsdienstes in Klatschkatarakten.

Menschen, die in der Erzwingung dieses sonderbaren Solidaritätsgefühls, das den Widerwillen zur Gefolgschaft, die Oedigkeit zur Kurzweile und den verhaltenen Weinkrampf zum lauten Lachkrampf steigert, eine gewisse Fertigkeit beweisen, wurden früher als Stimmungskanonen bezeichnet. Das waren Geschütze, die wenigstens mit sich selber geladen waren, kugelrund und heiter, dabei mehr devot als anmaßend; sie hatten von den Kellnern gelernt, wie man, ob der Servierteller ein Reisfleisch oder den Esprit enthalte, die Gäste zu bedienen hat. Diesen Stimmungskanonen ist ein anderer Typ auf dem Fuß gefolgt: die Geistkartätschen. Das sind die konferierenden Zeitgenossen, die sich infolge unseres Mitgehens auf zwei eigene, selbstbewußte Beine gestellt und sich aus den Krediten, welche ihnen die stöhnende Nachsicht gewährte, ein festes Geisteshaus gebaut haben. Sie zeichnen sich durch den Besitz einer Gesinnung, durch Beherrschung des Zeitschriften-Materials und eine weitgehende Orientiertheit in den Belangen der Kunst und Literatur aus. Auch sie sagen zwar ihren Part im Ton jener leutseligen Aufgeknöpftheit und Beiläufigkeit auf, die noch vom Ueberbrettl als Merkmal der Improvisation gilt. Aber sie fädeln ihre Pointen- und Anekdotenperlen dabei an dem Faden einer ernsten Zeitbetrachtung auf, sorgen dafür, daß Wissen unter die Leute kommt, und perhorreszieren außer der wienerischen Unart des Mauschelns (das bei ihnen aus der Sprache in den Gegenstand verlegt erscheint) alle anderen Zeichen einer ungewöhnlichen, auf eigene Art und Faust vergnügten Persönlichkeit. Trotzdem schlägt bei jedem von ihnen das Originale durch: der eine zieht beim Herannahen der Pointe den Krawattenknopf fester, der andere blinzelt gegen die Decke, als ob ihn das Rampenlicht geniere, der dritte macht kleine Wilhelm-Busch-Aeuglein und läßt die Welt in dem Glanz der Pupillen sonnen, die sich nicht abgewöhnen konnten, tief und weise in jene zu schauen.

Wenn einst die Geschichte des Kabaretts geschrieben werden sollte, wird man sein Verdienst nicht übergehen können, in schwerer und krisenbedrohter Zeit ein überflüssiges Metier auf die Höhe des sittlichen Ernstes gehoben zu haben.

Was aber das sozial-revolutionäre Kabarett anlangt, so bin ich darin ohne Sachverständigkeit; eine gewisse Abneigung gegen Bouteillenweine hat dem Schreiber dieser Zeilen bisher die Möglichkeit versagt, sich von ihm ein Bild zu machen. Aber ich möchte darauf schwören, daß es mindestens hinsichtlich des berühmten Satzes „Der Text is von . . . Die Musik is von . . ." mit den Traditionen des bürgerlichen Zeitalters nicht gebrochen hat.

Berlin, In den Zelten



Photos Hajek-Halke

Zapfer Gustav

Lupu Pick † und Werner Krauß im Film „Der Fremde“ (1918)



Photos Ufa

Paul Biensfeldt und Henny Porten im Film „Fahrt ins Blaue“ (1919)



Photo Rosen

Hans Breinlinger malt für die Berliner Bauausstellung



Collection André Lhote

Isaak Grünewald, Klavierspielerin (Oel)



Photo Erich Grisar

London, Grabstein eines Klavierfabrikanten

Der Unfug des Films

Von

Al Z. Gill

Im Jahre 1829 bescherten Niepce und Daguerre der Menschheit die Fotografie. Das war Erfindung, Neuland, Offenbarung, hier wurde nicht schlechthin der Abklatsch der Wirklichkeit geboten, nein, der Mensch wurde in dem Zustand gezeigt, den er ewig heiß ersehnt, aber im Leben sozusagen erst als Leichnam erreicht: im Zustande des absoluten, des *idealen* Stillstandes. Jede Pose des Fotografierten bedeutete seine Apotheose. Die Fotografie — das war die Verklärung des Menschen.

Leider unterließen es die Staaten, das Wunder dieser Erfindung vor dem menschlichen Entwicklungsdrange zu schützen. Darum konnten Messter und Lumière den Mut aufbringen, die Tatsache, daß unser Auge sich täuschen läßt, in skrupellosester Weise auszunutzen. Bald zeigten sie — in dunklen Kellern, wie es sich gebührte — der Welt ihre ersten kleinen „Natur"aufnahmen. Wie sahen die aus? Arbeiter verließen nach Betriebsschluß die Fabrik. (Ja, zum Teufel, hätten sie vielleicht unbezahlte Überstunden machen sollen? Und was hatte das mit „Natur" zu tun?) Weiter: Sturm schüttelte die Zweige eines Baumes. (Hat man schon je einen Baum gesehen, dessen Zweige im Sturm unbewegt blieben?) Ein Eisenbahnzug fuhr vorbei. (Ja, hätte er etwa, weil man gerade die Kinematographie erfunden hatte, fahrplanwidrig stoppen sollen?)

Bald beschied man sich nicht mehr, die jahrtausendalte Phrase: Das Leben besteht in der Bewegung! immer wieder meterweise aufzuwärmen, nein, man unterfing sich, den kleinen Filmen etwas, was man „einen Sinn" nannte, unterzuschieben. Die frechste Verfälschung der Wirklichkeit, die niemals einen Sinn hatte, löste so den gedankenlosen Abklatsch der Realität durch das sogenannte lebende Bild ab.

Als nun die Filme länger und länger wurden, entdeckte man gar die Notwendigkeit einer „durchgehenden Handlung". Es genügte nicht mehr, die affektierten Bewegungen eines neunzehnjährigen Fratzen mit Ansichtskartenlärvchen vorzuführen, sogar ein Schicksal mußte sich um den zierlichen Leib herumringeln. Kurz, der Stummfilm begann sich bereits so zu benehmen, als hätte er Sprache und Ton, die in kindischer Weise zu surrogieren dem „Zwischentitel" und dem beliebten Musikstück „Dichter und Bauer" zufiel.

Von dem Augenblicke an, als es den ersten „Titelmacher" gab, gab es allerdings auch — das ist anzuerkennen — eine neue Sprache: Titel-Welsch. Mit dem ersten Filmtitel wurde dieser Museumszweig des deutschen Sprachstammes geboren. Das sah so aus: „In namenlosem Sehnen flossen Gisas Stunden dahin..."

Der Amortisation des Zelluloids wegen mußten nun alljährlich in der ganzen Welt viele Millionen Meter Filmschicksal gedreht werden. Der Stoff-Konsum des belichteten Bands nahm phantastische Dimensionen an. So blieb den Produzenten nichts anderes übrig, als an die Verfilmung der gesamten Literatur zu schreiten, von deren Lektüre die Leser aller Völker sich fortan abwandten, da

sie durch die Besichtigung der literarischen Bildwerke von der Überflüssigkeit alles Geschriebenen überzeugt wurden.

Daneben entwickelte sich der Elitestand der Film- und Drehbuchautoren, die nur „Originalstoffe lieferten". Ihr bedeutendstes Verdienst war, daß sie der bisherigen Verschwommenheit und, die Naivität des Publikums in schamloser Weise ausnutzenden Unberechenbarkeit aller Kunstinhalte ein energisches Ende setzten. Sie standardisierten für ein und alle Filmfälle folgendes klare, allgemein menschlich gültige Grundschema: 1. Akt: Zwei lieben einander. 2. bis 6. Akt: Sie können zueinander nicht kommen. 7. Akt: Sie kriegen sich.

Als es endlich so weit war, verführte die unersetzliche Sensationsgier des Kinopublikums, das in undankbarster Weise dem Kunsttempel seiner Sehnsüchte fernzubleiben begann, zur Erfindung des Tonfilms, der sich mit der Macht des Tons im Nu der geräuscherfüllten Kulturbezirke der Heidelberger Studenten, der Wiener Madeln und der kraftvoll liebenden Kavalleristen bemächtigte und sich um die Geographie besonders verdient machte, indem er das Vorhandensein bisher unausgeschöpfter Gewässer: des Rheins, der Donau, der Wolga, ja sogar der Südsee eruierte. Und das alles, wohlgemerkt, mit Ton. Und das Fehlen des Tons war doch das einzige, unbezahlbare Plus des Stummfilms gewesen, der der ordinären Welt doch eben nur dies voraushatte: Abwesenheit des Lärms und der Geschwätzigkeit.

Das erkannten und äußerten in ehrlicher Umkehr auch sofort alle diejenigen, die bisher am lautesten gerufen hatten: Nie kann der Film zur Vollkunst werden, fehlt ihm doch das Wort! Nun riefen sie nicht weniger laut: Der Film ist eine Kunst fürs Auge — er gehorcht optischen Gesetzen! Tonfilm ist ein ebensolcher Nonsens wie stumme Musik.

Und siehe da, es kam wieder ganz, ganz anders. Für den Tonfilm entstand eine Reihe ganz neuer Gesetze, die nicht aus dem Vorhergehenden abzuleiten waren: 1. Das Dialoggesetz: „Sprich im Tonfilm, wie du, wenn du es hörst, niemals dich erinnern wirst, gesprochen zu haben." (Kleine Probe: „Könnten Sie nicht noch einmal die bittere Narbe des Schicksals vergessen, Gräfin?"). 2. Das Schlagergesetz: Die Überwindung sämtlicher dramaturgischer Schwierigkeiten von Anno dazumal. (Probe: Blinder: Was, Sie wollen schon gehen? — Tauber: Weißt du, warum ich gehe? Frag nicht warum! usw.)

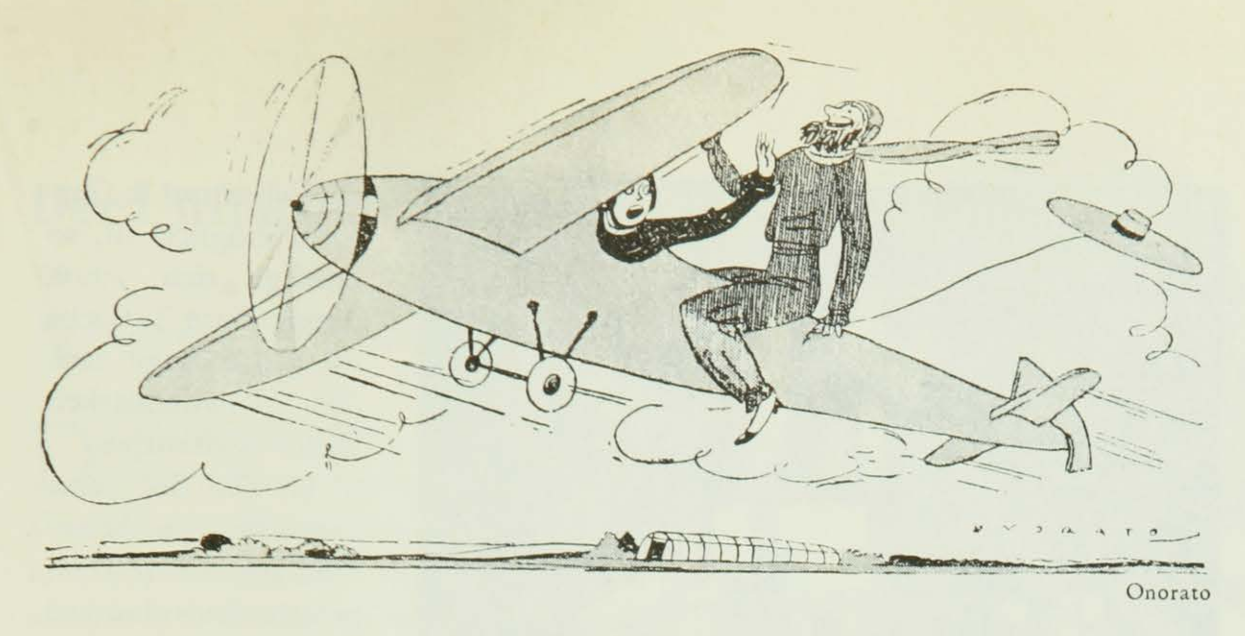
Es gibt noch viele andere Tonfilmgesetze — um nur noch zwei beliebig herauszugreifen —, z. B. das Operettengesetz und das Kriminalgesetz!

So hat sich also der Tonfilm jetzt schon alles, was dem Stummfilm noch fehlte, zu eigen gemacht.

Und nun erst setzt seine eigentliche Entwicklung ein. Mit Recht rufen alle die Rufer von früher jetzt wieder: Sparsamste Anwendung des Tons und des Dialogs. Für den Tonfilm gelten ausschließlich die Gesetze des stummen Films!

Und so wird zwangsläufig der Tonfilm stummer und stummer werden, bis er eines Tages ganz verstummt sein wird. Und der neuentdeckte Stummfilm, für den dann wieder akustische Gesetze Geltung erlangen werden (die sich nicht ans Auge wenden), wird sparsamer und sparsamer in der Bewegung werden, bis er eines Tages ganz stillesteht.

Dann wird das vielumstrittene Problem des Films endlich gelöst sein.


Onorato

Ist die Erde bewohnt?

Von

Egon Friedell

In ihrer genaueren Formulierung lautete diese Frage, die vor zwei Lichtjahren auf dem innersten Planeten des Sternpaars Cygni („Die Schwäne"), eines der uns zunächst gelegenen Sonnensysteme, gestellt wurde: Sind die Trabanten des Fixsterns Sol bewohnt oder wenigstens bewohnbar? Sie wurde von den Gelehrten einstimmig verneint. Sie erklärten:

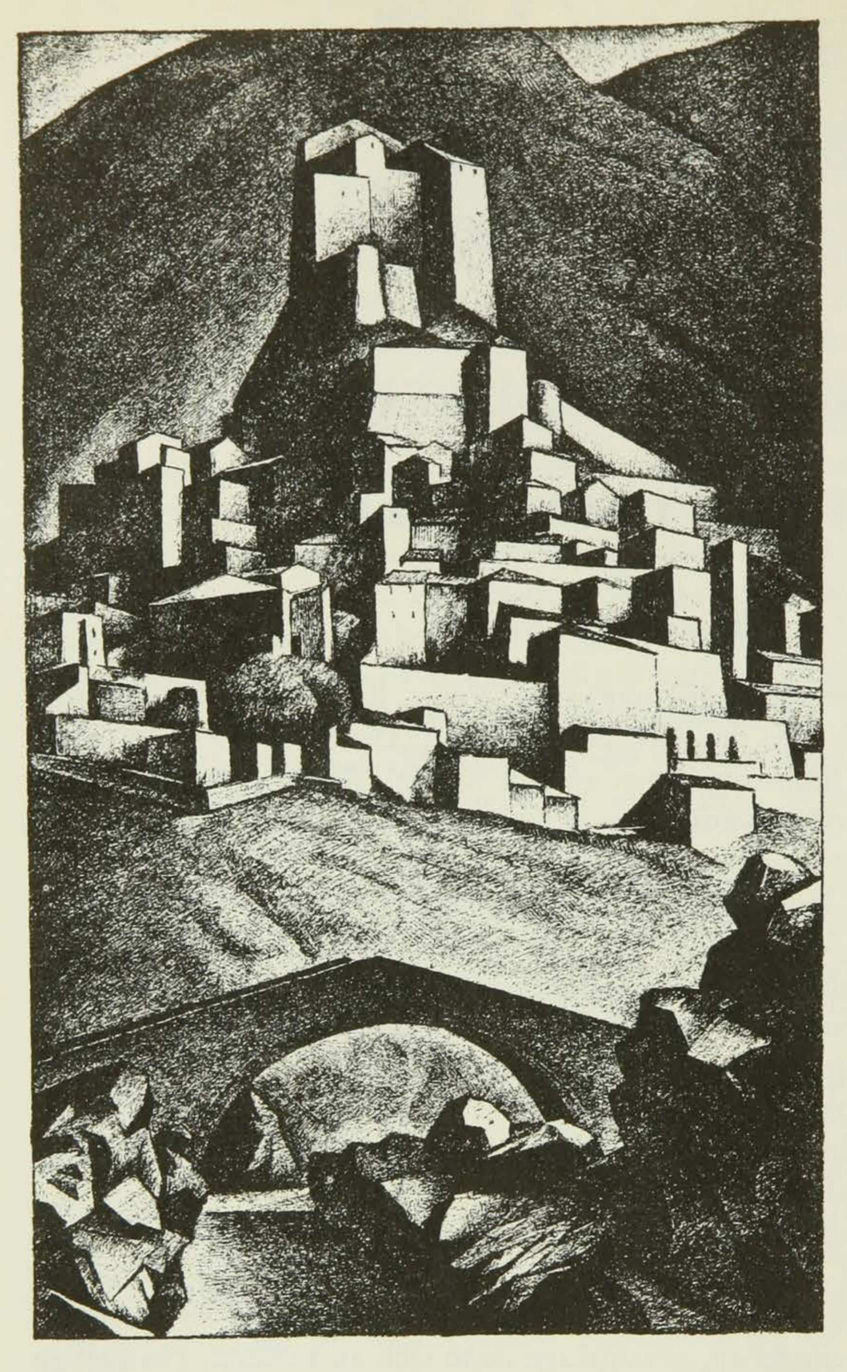
1. Nur Planeten von Doppelsonnen sind bewohnbar, weil nur sie durch die einander aufhebenden Anziehungskräfte der beiden Gegensonnen in Gleichgewicht und Ruhe erhalten werden. Sol ist jedoch ein Einzelstern und seine Planeten daher Drehsterne. Die hierdurch bewirkte grauenvolle Bewegung läßt jeden Gedanken an dortiges Leben als Wahnwitz erscheinen.

2. In der Atmosphäre der Soltrabanten wurden beträchtliche Mengen des Sauerstoffs festgestellt, jenes bösartigen Giftgases, von dem schon geringe Spuren genügen, um alle Lebenskeime zu vernichten.

3. Es steht völlig außer Zweifel, daß auf keinem Soltrabanten die Durchschnittswärme 500 Grad übersteigt, ja auf manchen sinkt sie bis zu 100 Grad! In einer Temperatur, die so weit davon entfernt ist, Violettglut zu erzeugen, vermag Leben nicht zu entstehen, geschweige denn sich zu höheren Formen zu entwickeln.

4. Sol ist einer der lichtschwächsten Fixsterne. Die gesamte Lichtmenge, die er während eines Solarjahrs produziert, würde grade noch genügen, um die Bewohner des nächsten seiner Planeten eine Cygnalsekunde lang zu ernähren! Selbst wenn man also einen Augenblick lang die absurde Hypothese annehmen wollte, daß auf einem sauerstoffverpesteten, in blitzschneller Rotation befindlichen Ball „Lebewesen" existieren können, so könnten diese eben nur einen Augenblick lang leben, denn im nächsten wären sie bereits an Lichthunger elend zugrunde gegangen.

5. Sämtliche Solplaneten sind ungeheuer schwer. Selbst der leichteste von ihnen, der dreiundzwanzigste, wiegt noch immer etwa vierzigtausendmal soviel wie beide Cygni zusammen. Infolgedessen müssen diese Monstra eine Gravitationskraft besitzen, die die Existenz luftartiger Geschöpfe völlig ausschließt.


Kanoldt

Da Leben nur in Gasform möglich ist, so erledigt sich schon durch diese Tatsache die ganze Frage nach der Bewohnbarkeit dieser Weltkörper.

6. Da Sol eine immerhin mehrtausendfach höhere Temperatur und eine viel geringere Dichte als seine Planeten besitzt, so wäre die Möglichkeit, daß er selbst bewohnt ist, theoretisch denkbar. Aber auch sie muß verneint werden. Denn die Spektralanalyse hat festgestellt, daß er einen hohen Prozentsatz an Eisen enthält. Von diesem furchtbaren Gas würde ein Milligramm ausreichen, um Myriaden von Cygnoten durch die Kraft seines Magnetismus auf der Stelle zu töten. Die ehernen Naturgesetze, die die Wissenschaft entschleiert hat, gelten auch für die Lebenserscheinungen und umspannen unerbittlich den ganzen Kosmos, weshalb man müßige Spekulationen über die Bewohnbarkeit unserer benachbarten Liliputsonne und ihrer toten Drehsterne den Romanschriftstellern überlassen sollte. —

Nur ein verrückter Privatdozent der Philosophie erklärte: Selbstverständlich sind alle Solplaneten bewohnt, wie überhaupt alle Weltkörper. Ein toter Stern: das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Jeder Weltkörper stellt eine Stufe der Vollkommenheit dar, einen der möglichen Grade der Vergeistigung. Jeder ist ein Gedanke Gottes: also lebt er und ist er belebt, wenn auch seine Bewohner vielleicht nicht immer so aussehen wie ein Professor der cygnotischen Astronomie.

Worauf ihm wegen Verhöhnung der Fakultät die Befugnis zur öffentlichen Gedankenübertragung entzogen wurde.

Der Unfug der Kindermärchen

Von

Friedrich Karinthy



Paul Lasker-Schüler

Du bist erst drei Jahre alt, mein Kind, das Leben ist dir noch ein Spielgefilde. Du kannst noch von allen Zweigen Blüten pflücken, nicht du wirst bestraft mit zehn Pengö, weil du die Pflanzen beschädigst, sondern ich. Du kennst noch nicht das schreckliche Leben, das lauter Sünde, Gosse und Schmutz ist. Dir ist das Leben ein glücklicher Feentraum, eine selige Welt der Märchen, was anzudeuten ich oben schon die Ehre hatte. Eben höre ich, wie deine Mutter dir Märchen erzählt. Oh, hör nur auf dieses Märchen und glaube, daß das Leben ein solches Märchen ist, das Leben, das für mich ein grausamer Zola-Roman bedeutet, chaotisch, voll brutaler Wirklichkeit, Sünde, Gosse, Schmutz — und wie soll ichs sagen — na, mit einem Wort: so etwas Ungewaschenes.

Die Mutter erzählt dir, o laßt mich zuhören, daß ich meine Seele wieder einmal bade in dem schönen Rauschgold des Märchens, laßt mich vergessen, daß ich nun ein Mann bin — ja — ich habe diese Feenmärchen schon ganz vergessen, laßt mich hören, wovon sie erzählen — — —

Gerade erzählt dir die Mutter von „Schneewittchen" — die Königin sitzt vor dem Spiegel und ist sehr böse auf Schneewittchen, weil sie schöner ist als sie — na, na, eine häßliche, eitle Person diese Königin — sie wird so in den Vierzigern sein, im „gefährlichen Alter", da pflegen sie eifersüchtig zu werden. Ein heikles Thema. Laßt mich mal hören — Was?! Sie vergiftet Schneewittchen?! Aber das ist schon — das ist ja Giftmord! — Aus weiblicher Eifersucht — das ist ja ein Detektiv-Roman — Hör mal, liebe Frau, erzähl dem Kind etwas anderes. *Ich* könnte auch nicht einschlafen, wenn ich das ernst nähme!

Aschenbrödel —, ja, *das* schon eher, das ist eine hübsche Sache, wenn ich mich recht erinnere — Laß mal hören! Aha, sie kommt doch auf den Ball — aber jetzt flieht sie nach Hause — der Prinz findet nur ihre Schuhe und erklärt, nur die werde er heimführen, der diese winzigen Schuhe gehörten — die Stiefschwestern schneiden ihre Zehen ab, damit die Schuhe passen —, also bitte, nun hör mal auf damit, das ist ja haarsträubend! Weißt du, was du diesem armen, unschuldigen Kinde eingibst?! Sich nach dem Schuh in eine Frau verlieben!!! Weißt du, was das ist? Das ist ja die allerperverseste Liebesentartung — Fetischismus — weshalb liest du ihm nicht gleich Krafft-Ebing vor oder Iwan Bloch? Fetischismus, verstärkt durch Selbstverstümmelung — die allergrausamsten Delikte — Du richtest ja das Kind zugrunde. Fang schnell etwas Anderes an.

Hänsel und Gretel. Natürlich doch, *so* etwas muß man erzählen, von lieben,

unschuldigen Kindern, von Feen — Was?! Die Eltern lassen die beiden Kinder im Walde zurück? Kinderaussetzung? Aber das ist ja doch —, ah, und die Hexe — wie war das doch? — Sie sperrt Hänsel in dem Käfig ein —, sie mästet ihn — was?! Daß sie ihn später aufesse?! — Jesus, Maria! Nun hör aber auf, mir läuft es eiskalt über den Rücken, das ist ja eine Verruchtheit, eine ganz gewöhnliche Anthropophagie, eine Grausamkeit, zu der nicht einmal der gemeinste Hintertreppen-Schriftsteller greifen würde — hör schon auf — schnell — — —

Na ja, das ist was anderes —, die Königstochter und der verzauberte Prinz, so was kann man erzählen, das ist ein richtiges Feenmärchen. — Zwar eine kleine gesetzwidrige Hypnose spielt, wie ich sehe, auch eine Rolle, na aber das Märchen hat wenigstens einen lehrreichen Schluß, wenn ich mich recht erinnere. Ja, jetzt weiß ich schon wieder — der Prinz wird in ein Schwein verwandelt — und die barmherzige Königstochter ekelt sich dabei nicht — sie streichelt ihn — sie küßt ihn auch — genug! Genug! Willst du denn meinen Sohn total verseuchen?! Weißt du, wovon hier die Rede ist? Das ist ja Sodomie! Der allertiefste Sumpf, — der Abgrund des Morastes — die allerdunkelsten Blätter in der Geschichte der Entartung der Menschheit — Sodom und Gomorrha — Marquis de Sade — Rétif de la Bretonne, — numerierte Privatdrucke, — Polizei — Pestbeule — — —!

Aber das ist ja unerhört, sind die Feenmärchen derart? Ist das die glückliche Welt der Märchen? Was ich bisher davon gehört habe, auf Schritt und Tritt die allerdunkelste Sünde, Mord, Rache, Intrige, Gier, Diebstahl — Was für Menschen das sind! Was für eine Welt, wo selbst die alten Frauen noch so eitel und rachsüchtig sind! „Du hast Glück, daß du mich Großmutter nanntest, sonst hätte ich dich gleich in einen grünen Frosch verwandelt", sagen sie. — Was für eine Welt, worin der Arbeitgeber den Arbeitnehmer zu einem trügerischen Vertrag verleitet, indem er ihm mit einer pfiffigen Intrige beibringt, daß bei ihm das Jahr nur für drei Tage rechnet. — Was für eine Welt, worin böse tyrannische Könige, ohne das verantwortliche Parlament und die Diplomatie zu fragen, persönlicher Vorteile wegen alle Nase lang ihr halbes Königreich versprechen — — —

Mein liebes Kind, bitte nimm den Roman „Nana" von Zola und erzähl *das* dem Kind; das ist eine moralische Geschichte, in der die Sünde ihre Strafe findet.

(Deutsch von Paul Berend.)



Hilde Rubinstein



Arthur Grunenberg

Was geht uns heute Goethes oder Lenaus Faust noch an?

Klassenaufsatz

Von

Günter Stipp (Unterprima)

Mit Anmerkungen seines Lehrers

Wir könnten uns erst einmal darüber streiten, ob es angebracht ist, ein Thema in Frageform zu stellen. *(Anm. des Lehrers: Ihnen zuliebe ist es gestellt! Sie haben es ja doch auch gewählt!)* Wegen der Antwort nämlich, die man nach gewissen Höflichkeitsformen auf eine solche Frage erwartet. Aber sehen wir von vornherein von solchen Kleinigkeiten ab. Wenden wir uns dem eigentlichen Thema zu!

Was gehen uns heute diese beiden Leute oder irgendein Werk von ihnen, sei es nun der Faust oder sonst etwas, an?

Nichts, aber auch gar nichts! Ich möchte gleich erklären, daß ich persönlich die Frage, ob die Dichter in ihrem Gesamtwerk uns heute noch etwas sein können, für viel wesentlicher halte als die Wirkungen eines ihrer Einzelwerke heutzutage. *(Dann hätte ich doch an Ihrer Stelle ein anderes Thema gewählt!)* Ich will damit sagen, daß ich das Thema allgemeiner gestalten werde, als es gestellt wurde. *(Das können Sie in einer freien Hausarbeit tun, nicht aber im Klassenaufsatz.)*

Die heutige Jugend *(zu der ich mich auch zähle)*, lehnt Leute wie Goethe und Lenau z. B. bewußt ab. Uns kann „Goethisches Gold" und Lenausche Romantik in keiner Weise packen. Was sollen wir mit den Fragen einer Zeit, die zu der heutigen in keiner Beziehung steht? Es ist ein großer Mangel der Schule, wenn sie

unter dem Schein von Objektivität und Allgemeinwissen die Jugend stärker mit vergangenen Literaturepochen langweilt, als nötig ist. *(Splendid isolation! Bleibe im Land und nähre dich redlich!)*

Da lesen wir z. B. Lenaus Faust. Weshalb? Weil sich irgendwie Vergleichsmöglichkeiten zu dem goethischen Werk an den Haaren herbeiziehen lassen. *(Nein, sondern weil wir gern einen hohen Berg mit weiter Aussicht besteigen, auch wenn er nicht in Deutschland liegt!)* Es ist durchaus auch ein Standpunkt, die Literatur als einen Haufen von Vergleichen aufzufassen — nur sollte diese Einstellung heute schon überholt sein. *(Literatur ist 1. Kulturgeschichte, 2. Einweihung der Lebens- und Menschenkünste über Erfahrungen der engsten Gegenwart hinaus!)*

Das mystische Mittelalter mit seinem Glauben an übernatürliche Teufelskräfte hat einen Fauststoff hervorgebracht. Ein Mensch, der einen Pakt mit dem Teufel schließt und dafür später in die Hölle kommt. Schön. Es ist verständlich, daß sich eine spätere Dichtergeneration diesen Stoff zu eigen machen mußte *(obwohl sie nicht mehr an den Teufel glaubte)*. Es ist weiter verständlich, daß ein Kopf, der seine Zeit ein wenig überragte *(daß also auch, wer heute seine Zeit auch nur wenig überragt)*, Probleme und Zeitfragen mit diesem Thema vermengte. Es ist erklärlich, daß dieses Werk die ganze Umwelt aufpeitschte und erregte *(obwohl vom Teufel und platonischen Ideen darin die Rede war)*.

Diese Generation starb aus. Das Werk blieb. Was allerdings kein Beweis für seine Güte ist. *(Aber auch kein Gegenbeweis, wie Sie ohne weiteres anzunehmen scheinen!)* Neue, ganz anders eingestellte Generationen kamen. Das Werk blieb. Weshalb? Nicht, weil seine Einstellung immer noch der Einstellung der jetzigen Umwelt entsprach, nicht, weil es immer noch aufpeitschte und erregte *(wohl aber, weil die Menschen vor 100 Jahren und in gewissen Punkten mindestens so blutsverwandt sind wie die Neger Amerikas!)*, sondern nur, weil Tradition so was Schönes ist.

Da hat es einmal einen Dichter Goethe gegeben. Seine Generation war begeistert. *(Nicht so wie die späteren! Er war seiner Zeit weit voraus, wie auch Sie darauf gefaßt sein müssen, auf die nächste Generation zu wirken!)* Diese Begeisterung wurde von geschäftstüchtigen Pädagogen auf die folgenden Generationen übertragen, wurde dieser von Kindheit an eingeimpft. Mit einem Goethe- oder noch besser einem Faustzitat wurden sie geboren, mit einem Zitat starben sie. Wenn die Tradition das so vorschreibt und für die nötige Reklame sorgt, glaubt man es schließlich, und Widerspruch wird mit Ächtung bestraft. Goethe hatte also nur das Glück, eine gute Propagandagesellschaft für sich zu haben, die ihn geistig unsterblich machte. Deshalb nennen wir Goethe unsern größten Dichter. *(Bitte, andere Vorschläge!)*

Goethe nennt seinen Faust eine Tragödie. Darunter versteht man im allgemeinen etwas, was aufführbar und vielleicht auch bühnenwirksam ist. *(Traditionell! G. hielt nicht viel von Tradition, er rechnete so wenig wie Lenau damit, daß jemand um 1931 sich ihm gegenüber auf die allgemeine Meinung von 1731 berufen würde!)* Das ist der Faust heute keineswegs mehr. Ich meine nicht den zweiten Teil, der wegen seiner Allgemeinverständlichkeit bis in die tiefsten Tiefen hin aufwühlt und seelisch zermalmt *(dann hätten Sie doch ruhig den zweiten Teil gemeint! Das Thema ließ Ihnen doch darin freie Hand!)*, sondern den oft gespielten ersten. Dieser erste Teil enthält die Gretchen-Tragikomödie, die eine übermäßige Reizung der



Japanische Schüler bei einer Gesundheitskonkurrenz in Osaka
(Vorn die beiden Preisgekrönten)



Photo Dr. Paul Wolff

Auto-Kinder

Dephot

Der 60jährige Maler Lyonel Feininger

Amsterdam, Internationale Ausstellung

Kurt Weinhold-Calw, Schirm-Olympiade (Oel)



Photo International Graphic Press

Die Hellseherin Miß Montague-London mit ihrer Kristallkugel



Otto Müller, Badende Mädchen (Oelbild)

Tränendrüsen darstellt und schon einfach aus diesem Grunde gestrichen werden müßte. *(Verführen Sie mal erst eine und schlagen ihren Bruder tot!)* Das Gretchendrama gehört heute zu den banalen Alltäglichkeiten, über die kein Mensch mehr ein Wort verliert. Außerdem werden die Dienstmädchen deshalb keine Engel. *(Ist G's Absicht auch gar nicht gewesen. Um Fausts inneres Schicksal dreht es sich!)* Das einzige Fauststück also, das bühnenwirksam war, interessiert heute nicht mehr *(und wird doch noch merkwürdig oft gespielt)*. Es sei denn, daß jemand einen homosexuellen Faust schüfe und damit die Allgemeinheit von einem heutigen Problem her anpackt.

Goethes Verzweiflungsschrei: „Wer ruft mir noch?" würde heute ungehört verhallen.

Weg mit dem zeitlosen Gefühlsdusel, weg mit überholten Sentenzen, — es gibt wahrhaftig genug Probleme, die wichtiger sind als der „faustische Mensch!" *(Leugnet keiner! Wir beschäftigen uns auch mit diesem!)*

Es lag in der Mode des neunzehnten Jahrhunderts, sich als Faustnatur hinzustellen, wenn es innerlich ein wenig sturm- und drängte. Es blieb den einzelnen Dichtern überlassen, mehr oder weniger von Goethe abzuschreiben. Lenau z. B. läßt Faust sich zwar strebend bemühn, aber nicht erlösen.

Lenaus Faust ist eine schwülstige Ideologie in schlechten Versen. Ein Dichter hat das Recht und die Pflicht, Probleme und Fragen, die ihn bewegen, der Öffentlichkeit mitzuteilen . . ., ich streite jedem Dichter das Recht ab, diese Fragen in ein verschwommenes und schwer verständliches Bild zu kleiden. *(Wenn Faust II allgemeinverständlich ist, ist es Lenaus Faust doch wohl auch!)* Es ist möglich, daß ein Dichter einfach schreiben muß, gleich, ob er sich über den Stoff Klarheit verschafft hat oder nicht, dann wird die Arbeit ein Krampf. Einen Krampf kann man nicht in solchen Versen wie Lenau liefern. Lenau ist am Faustthema gescheitert. Vielleicht hat er ihn schreiben müssen, mit der Veröffentlichung hat er sich geschadet. Sein Faust bietet nichts als eine Vergleichsmöglichkeit, die niemanden, der so wie ich denkt, interessiert; also endgültig Schluß mit der schönen Phrasendrescherei, von großen Dichtern, Objektivität usw. Wir lehnen die Leute ab und verzichten gern auf ihre nähere Bekanntschaft. *(Warum sind Sie dann nicht schon längst von einer so uninteressanten Schule abgegangen?)*

Natürlich wird es immer wieder Goethefreunde und -Verteidiger geben. Die Gründe habe ich ja vorhin angeführt.

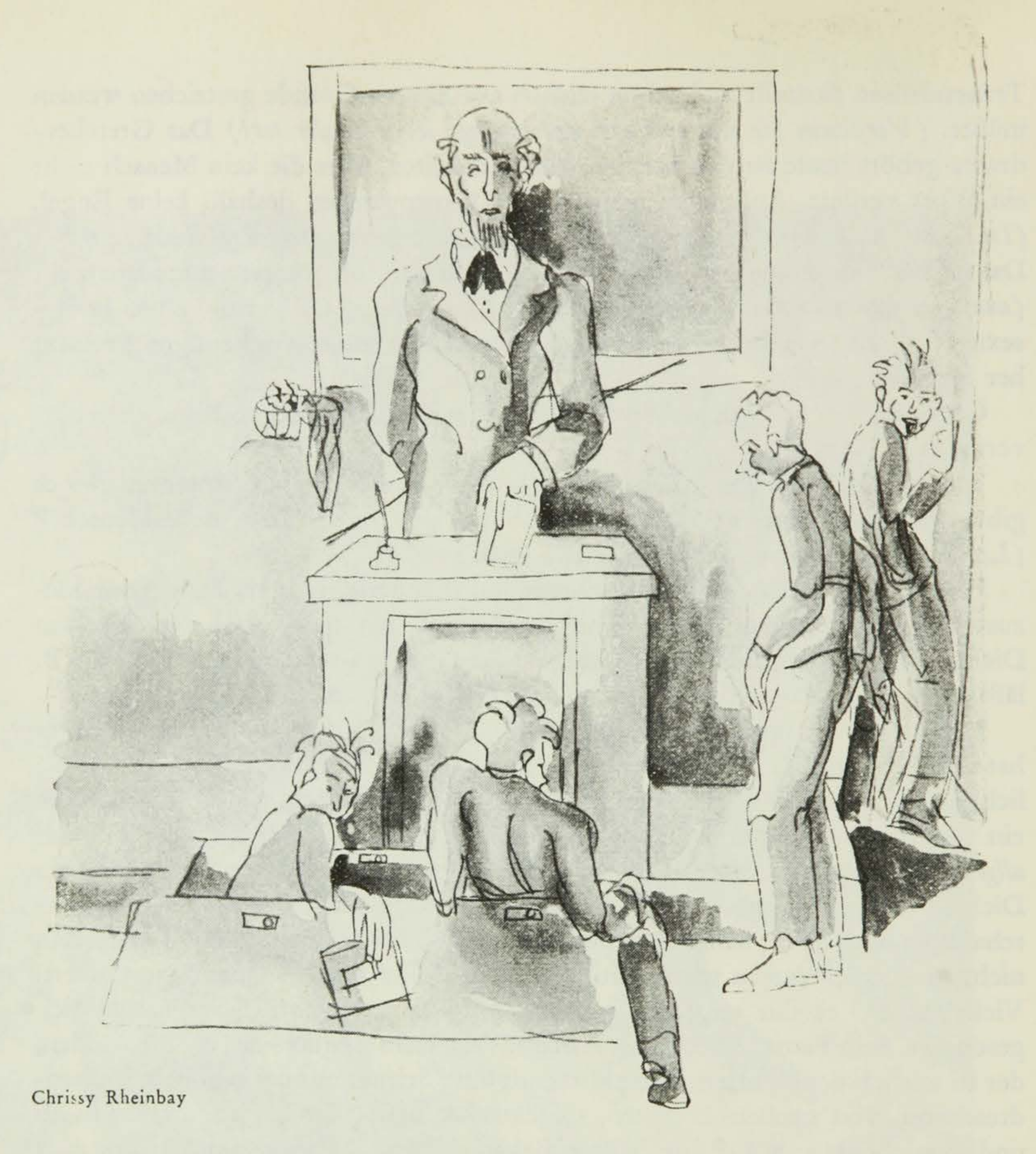
*

Schlußbemerkung des Lehrers:

Entweder müssen Sie sehr altmodische Lehrer gehabt haben, die unsere heutige moderne Dichtung gar nicht zu schätzen wußten, oder Sie trauen sich und unserer Zeit sehr wenig zu, daß Sie den Vergleich mit früheren Zeiten und die Einfuhr vergangener Literatur als Hemmung eigener Produktion fürchten.

Das Erste kann nicht stimmen, denn Ihre Klassenkameraden haben keineswegs alle eine solche Wut auf den deutschen Studienrat und die von ihm vermittelte Einfuhr aus-zeitlicher Erzeugnisse.

Das Zweite war vielleicht vor zwanzig Jahren wie in der Baukunst so in der Dichtung begründet. Seit wir aber unseren eigenen Stil in beiden Gebieten



Chrissy Rheinbay

der Kunst gefunden haben, können wir doch in aller Ruhe auch an Bauwerken wie Dichtungen vergangener Zeiten unsere Freude haben, gleichwie an irgendeinem Bild oder einer Fotografie, auch wenn „wir selbst mal nicht drauf sind".

Es gibt zweierlei Borniertheit:

1. Räumliche: Nationalismus, Chauvinismus („Am deutschen Wesen soll alle Welt genesen").

2. Zeitliche: Säcularismus, „Die Jetztzeit", „Und wie wir's dann so herrlich weit gebracht".

Der Halbgebildete schwärmt

1. für Chinesen und lehnt alles Deutsche ab;

2. für Rokoko und Klassizismus und lehnt Toller und Futurismus ab.

Der ganz Gebildete weiß, daß

1. alle Länder,

2. alle Zeiten

gute, will sagen bedeutende Menschen tragen.

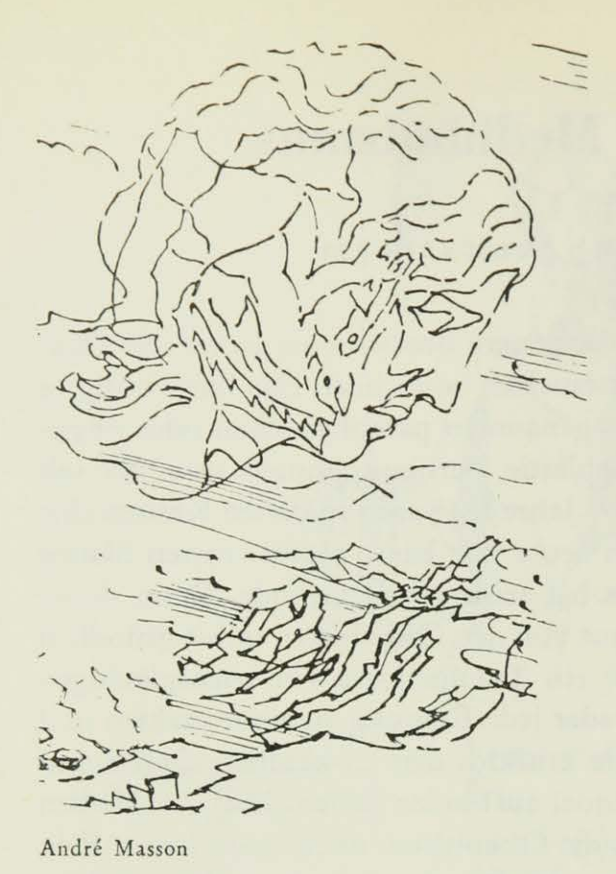
Der Unfug des Mediumismus

Von

Carl Graf v. Klinckowstroem

Man hat den Okkultismus, oder wie die neuere Bezeichnung lautet, die Parapsychologie, als eine werdende Wissenschaft bezeichnet. Das fragwürdigste Kapitel dieses Wissensgebietes sind die sogenannten paraphysischen oder physikalisch-mediumistischen Phänomene: Teleplastie, Fernbewegungen usw., die seit der Geburt der spiritistischen Bewegung im Jahre 1848 stets in diesen Kreisen eine große Rolle gespielt haben, die aber noch heute von kaum einem ernsten Manne der Wissenschaft anerkannt werden. Das hat seine guten Gründe. Denn dieses Gebiet ist weithin und auf lange Zeit hinaus von den Okkultisten selbst gründlich kompromittiert worden. Es war und ist ein Tummelplatz von leichtgläubigen Phantasten oder von Leuten, denen entweder jede Eignung zu einer exakten und methodischen Forschung abging, oder die kritiklos dem „okkultistischen Komplex" anheimfielen und sich jeden Schwindel aufbinden ließen. Daß die Medien oft und gern betrügen, das konnten auch die Okkultisten nicht abstreiten. Allein sie pflegen sich hinter der Scheinlogik zu verschanzen, daß ein nachgewiesener Betrug in *einem* Falle nichts gegen die Echtheit derselben Phänomene in anderen Fällen beweise. Der Beweis für die Echtheit scheiterte aber immer wieder an den Bedingungen, die die Medien stellten — Bedingungen, die eine hinreichende Beobachtung und Kontrolle ausschlossen und eine Entlarvung so gut wie unmöglich machten, denen sich aber der Forscher fügen mußte, wenn er überhaupt Phänomene erleben wollte.

Mit welcher Leichtfertigkeit und Ahnungslosigkeit okkultistische Forscher, die sich selbst für berufen und erprobt hielten, zu Werke gegangen sind, mag an einem drastischen Beispiel gezeigt werden. Im Jahre 1920 veröffentlichte Dr. Freiherr v. Schrenck-Notzing in seinem Buch „Physikalische Phänomene des Mediumismus" Untersuchungen mit dem Warschauer Medium *Stanislawa Tomczyk*, die Julian Ochorowicz und später (1914) er selbst durchgeführt hatten. Bei den 15 Sitzungen, die Schrenck-Notzing selbst abhielt, fällt als einziger ständiger Teilnehmer ein *Fräulein P.* auf, eine Freundin und Landsmännin des Mediums. Was sich diese beiden Damen dem vertrauensseligen Untersucher gegenüber herauszunehmen wagen durften, zeigt insbesondere die neunte Sitzung, auf deren Verlauf wir näher eingehen wollen. „An einem Tisch, dessen Platte 1,20 m lang und 68 cm breit ist . . . nimmt das Medium derart Platz, daß es den Tischrand nur mit der rechten Seite berührt und dem neben ihr sitzenden Verfasser (Schrenck) ihre Vorderseite zuwendet. Derselbe nimmt ihre Knie und Füße zwischen die seinigen (die Beine des Mediums befinden sich während des Versuchs *nicht* unter dem Tisch), hält ihre linke Hand, während die Rechte des Mediums auf den Tisch gelegt wird. Dieses nimmt nun bei stark abgedämpftem Rotlicht eine einfache Tischglocke (Klingel) mit der rechten Hand und hält sie von sich aus nach seitwärts über den Tischrand (der Schmalseite, an welcher niemand saß), so daß das Handgelenk den Tischrand berührte. Unter diesen Kontrollbedingungen, die ihren ganzen Körper mit Ausnahme der rechten sicht-



André Masson

baren Hand von jeder Mitwirkung ausschaltete, verschwindet plötzlich die über den rückwärtigen Tischrand gehaltene Tischglocke. Die rechte Hand des Mediums wird leer zurückgezogen. Ich zählte laut bis sieben (= 7 Sekunden); plötzlich hört man die Glocke unter dem Tisch auf den Fußboden herunterfallen. Starke Pulsbeschleunigung Stanislawas zeigt die mit dem Versuch verknüpften Anstrengungen. Daß in meiner Wohnung nicht irgendwelche Vorbereitungen getroffen sein konnten für Taschenspielerei irgendwelcher Art, versteht sich von selbst."

Dazu sagt Dr. H. Rosenbusch in seiner kritischen Analyse im sogenannten „Dreimännerbuch"*) mit Recht: „An dieser Feststellung würde ein Taschenspieler seine helle Freude haben." Untersucht man an der Hand des Schrenckschen Berichts den Tatbestand vom Standpunkt der natürlichen Erklärungsmöglichkeiten aus, so wären in diesem Falle die beiden Freundinnen als die „Taschenspieler" anzusehen. Außer Schrenck und dem Dolmetscher ist sonst niemand anwesend. „Wie lassen zwei Taschenspieler einen Gegenstand von einem Tisch verschwinden, ohne daß er zu Boden fällt? Der eine wirft den Gegenstand unter den Tisch, wo ihn der andere mit vorgestreckten Füßen auffängt. (Dies ist nur eine von mehreren Methoden.) Was brauchen sie dazu? Erstens einen freien Tischrand; zweitens möglichste Bewegungsfreiheit unter dem Tisch; drittens die Überzeugung der Anwesenden, in den Bedingungen des Tricks Bedingungen seiner Kontrolle zu sehen! . . . Genau das, was wir zum Gelingen des Tricks als für die Versuchsperson nötig bezeichneten, schildert Schrenck als *seine* Kontrollbedingungen: den freien Tischrand, von welchem er betont, daß niemand dort saß (der die Glocke hätte ergreifen können), und die Kontrolle des Mediums *seitlich* vom Tisch durch Schrencks unter dem Tisch hervorgezogene Beine. Es zeigt sich auch, daß, obwohl Schrenck es nicht erwähnt, vor dem Versuch Besprechungen über seinen Verlauf stattgefunden haben müssen; denn wer wird bei dem plötzlichen, also unvermuteten Verschwinden einer Tischglocke, ohne zu wissen, was kommen wird, laut zu zählen beginnen? Es wird klar, hier findet man die Crux aller mediumistischen Experimente, daß nicht der Untersucher, sondern das Medium das Experiment bestimmt, geradezu in Reinkultur. Widerspricht etwas im Verlauf des Versuchs der natürlichen Erklärungsmöglichkeit? Wurde etwa . . . die Freundin auf etwaige Mithilfe kontrolliert? Und warum reichen die natürlichen Erklärungsmöglichkeiten nicht

*) Dr. v. Gulat-Wellenburg, Graf Klinckowstroem und Dr. H. Rosenbusch, Der physikalische Mediumismus (Berlin, Verlag Ullstein) S. 270.

aus — denn Schrenck wollte doch erst dann zu neuen Hypothesen seine Zuflucht nehmen?"

Der Gläubige könnte nun vielleicht trotz der zwingenden Logik dieser Zergliederung doch noch an der Behauptung festhalten wollen, daß es sich ungeachtet des verdächtigen Charakters des Phänomens um ein echtes gehandelt haben könne. Einer solchen Auffassung müssen wir zwei weitere wichtige Aufschlüsse gegenüberstellen. Einmal hat Stanislawa Tomczyk, die heute verheiratet in England lebt und längst ihre Tätigkeit als Medium aufgegeben hat, später selbst den Trickcharakter ihrer mediumistischen Produktionen zugegeben, ein Geständnis, dessen Kenntnis wir Schrenck-Notzing verdanken, der dieses freilich zugleich als unglaubhaft zurückweist.



Rud. Grossmann: Schrenck-Notzing

Wer war nun die Freundin des Mediums, die unkontrolliert an allen Sitzungen teilnahm und die von Schrenck-Notzing ganz harmlos, als sei das ganz ohne Bedeutung, als „Fräulein P." eingeführt wird? Es war niemand anderes als das Medium *Stanislawa P.*, ebenfalls Warschauer Import, mit welcher Schrenck-Notzing ein Jahr zuvor Untersuchungen angestellt hatte und deren betrügerische Manipulationen eine gute Beobachterin, die Ärztin Dr. Mathilde v. Kemnitz, in einer einzigen Sitzung zu durchschauen vermocht hatte, was sie 1914 in einer eigenen Broschüre überzeugend darzulegen vermochte — überzeugend wenigstens für jeden, der nicht im okkultistischen Komplex befangen ist. Trotzdem hat erst kürzlich wieder der Schriftsteller Leonard Adelt, der sogar noch die längst erledigte *Kathleen Goligher* für ein echtes Medium hält, ein paar Blitzlichtaufnahmen aus Sitzungen Schrenck-Notzings mit Stanislawa P., die das Medium bei der Produktion von „Teleplasma" zeigen, wiedergegeben, offenbar, ohne an der Echtheit dieser merkwürdigen Phänomene zu zweifeln. Teleplasma ist, nebenbei bemerkt, jene proteusartige Substanz von Chiffonstruktur, die dem Medium aus dem Munde quillt; jene mysteriöse Substanz, die, wie der Amerikaner Vinton einmal treffend sagt, keinen bekannten Gesetzen unterliegt, mit Ausnahme derjenigen, die ihre Erforschung verhindern.

Nun hat es das Schicksal bisher noch immer so gefügt, daß betrügerische Medien früher oder später doch einmal eine Unvorsichtigkeit begehen, die zur Entlarvung führt, oder ohne es zu merken von guten Beobachtern durchschaut werden. Durch die ganze Geschichte des Mediumismus zieht sich eine solche Kette von Entlarvungen. Stanislawa P. ist von diesem Schicksal erst im Mai 1930 ereilt worden, und zwar im Institut Métapsychique zu Paris, das sich unter der Leitung von *Dr. Osty* neuerdings erfreulicherweise einer kritischeren Einstellung zu befleißigen scheint und sich nicht scheut, erwiesenen Schwindel auch als solchen festzunageln. Vor wenigen Jahren noch glaubten die Franzosen den erwiesenen Betrug des Mediums *Eva C.* mit Rücksicht auf den greisen Richet verheimlichen zu müssen.

In Paris beschränkte sich Stanislawa P. auf Fernbewegungsphänomene, d. h.

sie verursachte trotz anscheinend guter Fesselung an ihren Stuhl „telekinetisch“ die Bewegung von Gegenständen auf einem neben ihr aufgestellten Tisch. Diese Versuche erregten den Verdacht der Untersucher, und so wurde in einer entscheidenden Dunkelsitzung am 21. Mai 1930 insgeheim von einer Vorrichtung Gebrauch gemacht, mit der der Experimentierraum des Instituts seit kurzem ausgestattet ist. Der Raum zwischen dem Tischchen und dem Sitz der Versuchsperson war, so heißt es in dem Bericht Ostys („Revue Métapsychique“, Nov.-Dez. 1930), durch unsichtbare Strahlen gesichert. Jede Unterbrechung dieser Zone löst automatisch eine Blitzlichtaufnahme aus. Die geheime Anwendung dieser ingeniösen Vorrichtung führte zu einer eklatanten fotografischen Entlarvung des ahnungslosen Mediums. Das gewonnene Bild zeigt Stanislawa P. im Begriff, mit der aus der Fesselung geschlüpften linken Hand auf das Tischchen hinüberzugreifen. Osty nennt die ganze Versuchsreihe ebenso treffend wie sarkastisch eine „ridicule aventure“. Wir sind allerdings überzeugt, daß unentwegte Okkultisten auch jetzt noch glauben werden, bei Schrenck-Notzing habe die gute Stanislawa echte Phänomene gezeigt.

Das im Institut Métapsychique angewandte Kontrollverfahren ist von Osty nicht näher beschrieben worden. Da es die erste Anwendung in der mediumistischen Praxis ist, so erscheint es wichtig genug, um kurz darauf einzugehen. Es handelt sich nämlich um die Anwendung der fotoelektrischen Zelle und ultravioletter oder infraroter Strahlen, ein Verfahren, das neuerdings als Einbrecherschutzvorrichtung von verschiedenen Forschern wie R. C. Burt, Prof. Karolus und dem Engländer Baird angegeben und ausgebildet worden ist. Bei Karolus z. B. besteht die Einrichtung aus einem Strahlensender und einem mit fotoelektrischen Zellen versehenen Empfänger nebst Relais. Die geringste Unterbrechung der Strahlen vermindert durch vorübergehende Verdunkelung die Erregung der Zellen; das Empfangsrelais wird aus der Ruhestellung gebracht und schaltet zugleich automatisch eine Alarmvorrichtung ein. Bairds „unsichtbares Auge“ arbeitet mit infraroten Strahlen, die den zu schützenden Raum wie ein unsichtbares Netz umgeben, wie im Institut Métapsychique den zu sichernden Tisch. Anstatt der Alarmvorrichtung wird hier entsprechend der Blitzlichtapparat automatisch in dem Augenblick in Tätigkeit gesetzt, wenn irgendein Gegenstand in den schützenden Strahlenvorhang gerät. Im Falle *echter* telekinetischer Phänomene würde diese Anlage unter Umständen ebenso den Beweis für die Echtheit liefern können wie im gegenteiligen Falle den Betrug enthüllen. Übrigens hat schon vor mehreren Jahren das Exmedium *Karl Kraus* in Wien eine auf denselben Gedankengängen fußende Kontrollvorrichtung für Medien ausgearbeitet (mit Infrarotlicht), so daß ihm für diese Anwendung die Priorität gebührt. An Stelle der Blitzlichtfotografie hatte Kraus eine selbsttätige Röntgenaufnahme vorgesehen, um nach Möglichkeit die Medien über Vorhandensein, Art und Anwendung dieser automatischen Kontrolle ständig in Unkenntnis zu lassen. Denn die in Paris zur Ausführung gelangte Anordnung hat den Nachteil, daß sie dem Medium nach der ersten Anwendung bekannt ist, daß mithin Trickmedien, die keine echten Phänomene zu bieten haben, sich nicht ein zweitesmal der Überrumpelung durch die geheime Kontrolle aussetzen werden. Im Falle die erste fotografische Aufnahme aus irgendwelchen Gründen mißglückt, ist der hand-

greifliche Beweis für den Betrug dann unwiderbringlich verloren.

Man darf daher mit Spannung den Untersuchungen entgegensehen, die im gleichen Institut mit dem Medium *Rudi Schneider* vorgenommen werden sollen. Wird Rudi, der bisher wie sein Bruder Willi grundsätzlich jede Blitzlichtaufnahme verboten hat, dieser Prüfung standhalten? Nach einer bisher veröffentlichten kurzen Notiz Ostys haben Vorversuche ein ermutigendes Ergebnis, wenn auch keine Phänomene, gezeitigt; freilich scheint jetzt das Überraschungsmoment nicht mehr möglich zu sein, nachdem Rudi das Verfahren offenbar kennengelernt hat. Rudi Schneider ist wohl das einzige Medium, das trotz vorliegender starker Verdachtsmomente und unwiderleglicher Entlarvungen im Braunauer Familienzirkel möglicherweise wirklich auch echte telekinetische Phänomene zu produzieren imstande ist. Bei Schrenck-Notzing sowohl wie bei Harry Price in London hat er trotz elektrischer Hand- und Fußkontrolle nicht versagt. Erst das oben beschriebene Verfahren kann möglicherweise den Grad der Sicherheit bieten, den wir fordern müssen, ehe überhaupt in eine ernste Diskussion über diese Phänomene eingetreten werden kann.



Irmgard v. Reppert Tischrücken

Abgesehen davon, daß wir, wie stete Erfahrung lehrt, einem Medium grundsätzlich nicht trauen dürfen, lassen in diesem Fall die Erfahrungen verschiedener Beobachter im Schneiderschen Familienzirkel zu Braunau das Gebot der Vorsicht besonders dringlich erscheinen. Der Amerikaner W. J. Vinton konnte 1926 in einer Reihe von zehn Sitzungen ein wohleinstudiertes und planmäßig vorbereitetes Tricksystem der Familie Schneider feststellen, bei dem mehrere Personen zusammenwirkten („Zeitschrift für krit. Okkultismus", III, 1928, S. 77ff. und 89ff.). An gleicher Stelle (S. 91ff.) ist eine aus dem Jahre 1920 stammende flagrante Entlarvung Willi Schneiders in Braunau veröffentlicht worden, die ziemlich unbekannt geblieben zu sein scheint, und an die deshalb hier erinnert werden mag. Da hatten einige skeptische Besucher des Braunauer Zirkels Verdacht geschöpft, und einer der Teilnehmer, Installateur Aufschläger aus dem Nachbarstädtchen Simbach, hatte sich für die nächste Sitzung eine elektrische Beleuchtungsvorrichtung unter dem Hosenbein angebracht, die durch einen Kontakt in der Hosentasche in Tätigkeit gesetzt werden konnte. Als nun in der Dunkelheit eine Glocke unsichtbar läutend in der Luft herumschwebte, ließ Herr Aufschläger plötzlich das Licht aufflammen. Da sah man, wie der überraschte Willi seinen linken Fuß, den er weit vorgestreckt hatte, schleunigst zurückzog und zugleich die Glocke zu Boden fiel. Der Fuß war aus dem Schuh geschlüpft, und Willi war nun bestrebt, seinen Fuß zu verbergen. Dazu hatte er allen Grund, denn die Entlarver erkannten jetzt, daß der Strumpf Willis vorn abgeschnitten war, so daß die Zehen frei lagen. Auch der sonst so regsame Vater Schneider war zunächst sprachlos und vermochte nicht die Situation zu retten.

Handbuch der schriftlichen Polemik

Von

Karel Čapek

Dieser knappe Leitfaden ist nicht für die Kämpfer bestimmt, sondern für die Leser, damit sie sich einigermaßen in den Kampffiguren auskennen; ich sage: in den Figuren und keineswegs in den Regeln, denn die gedruckte Polemik hat zum Unterschied von allen andern Arten des Kampfes, des Wettstreits, Scharmützels, Turniers, Zweikampfes, Handgemenges und männlichen Kräftemessens überhaupt keine Regeln, wenigstens bei uns nicht. Beim griechisch-römischen Ringkampf z. B. ist es nicht gebräuchlich, daß die Gegner einander nach dessen Austragung beschimpfen; beim Boxen ist es nicht gebräuchlich, mit der Faust in die Luft zu hauen und dann zu erklären, der Gegner sei knock-out; bei einem Bajonettangriff ist es nicht gebräuchlich, daß die Soldaten der beiden Parteien einander Übles nachsagen. Das besorgen für sie die Journalisten im Hinterland. Nun, all das und viel mehr ist in der schriftlichen Polemik gebräuchlich, und es wäre schwierig, etwas zu finden, was ein polemischer Kampffachmann als unerlaubten Vorstoß, als unfaires Spiel, als Roheit, Mogelei oder unritterlichen Trick anerkennen würde. Es ist daher nicht möglich, alle Figuren der polemischen Exhibition zu beschreiben und zu benennen; die zwölf Figuren, die ich anführen werde, sind die geläufigsten, wie sie bei jedem, noch so anspruchslosen Druckgefecht auftreten. Wer Lust hat, mag sie um ein weiteres Dutzend ergänzen.

1. *Despicere* oder *die erste Figur*. Sie beruht darauf, daß der Polemisierende sich als seinem Gegner intellektuell und sittlich überlegen einführen muß; oder er muß, was dasselbe ist, zu erkennen geben, daß der Widersacher beschränkt, ein Tölpel, ein Skribent, ein Schwätzer, eine Null, ein hohles Gefäß, ein Epigone, ein Schelm, ein Analphabet, ein Waschlappen, Unkraut, eine Mißgeburt und überhaupt nicht würdig sei, daß man mit ihm rede. Diese apriorische Voraussetzung verleiht dann dem Polemisierenden jenen satten, belehrenden und selbstsicheren polemischen Ton, der unweigerlich zur Sache gehört. Mit jemandem zu polemisieren, ihn zu verurteilen, nicht mit ihm übereinzustimmen und dabei einen gewissen Respekt zu wahren — all das gehört nicht zu den nationalen Gepflogenheiten.

2. *Die zweite Figur* oder *die Termini*. Diese Figur basiert darauf, daß gewisse spezialpolemische Wendungen gebraucht werden. Angenommen, Sie schreiben, daß Herr X. Ihrer Ansicht nach in irgendeiner Sache unrecht zu haben scheine, so entgegnet Herr X., Sie hätten sich auf ihn „aus dem Hinterhalt gestürzt". Wenn Sie der Ansicht sind, daß etwas leider nicht in Ordnung sei, so wird Ihr Gegner schreiben, daß Sie darüber „jammern" oder „Tränen vergießen". Ähnlich sagt man „er flucht" anstatt: er protestiert, „er verleumdet" anstatt: er bemerkt, „er schimpft" anstatt: er kritisiert, und so weiter. Mit diesen Wendungen sind Sie als ein aufgeregter, übergeschnappter, verantwortungsloser und sozusagen tollwütiger Mensch plastisch dargestellt, selbst wenn Sie zufällig ruhig und gutmütig wie ein Lama sind. Damit wird gleichzeitig erklärt, warum Ihr ehrenwerter Widersacher mit einer derartigen Wortevehemenz über Sie herfallen muß, da er sich einfach gegen Ihr hinterhältiges Stürzen, Schimpfen und Fluchen wehrt.



Photo Hinnerk Scheper

Der Kampf mit dem Bären



Photo Delius

Sturz bei einer Reiterprüfung (Torre del Quinto)



Globophot

Die Pawlowa † als Bildhauerin



Photo August Sander

Töpfermeister aus Köln

3. *Die dritte Figur* heißt *Caput Canis.* Sie beruht auf einer gewissen Gewandtheit im ausschließlichen Gebrauch solcher Wörter, die hinsichtlich des bekämpften Gegners eine schlechte Meinung hervorrufen können; wenn Sie besonnen sind, so kann man von Ihnen sagen, Sie seien merkwürdig vorsichtig; wenn Sie geistreich sind, kann man sagen, Sie seien geistreichelnd; wenn Sie einfache und sachliche Argumente lieben, kann man sagen, Sie seien alltäglich und trivial; wenn Sie abstrakte Argumente bevorzugen, kann man Sie mit Vorteil einen lebensfernen Intellektuellen nennen, und so weiter. Für einen gewandten Polemiker gibt es überhaupt keine Eigenschaft, Überzeugung oder einen Seelenzustand, die nicht mit einem Spottnamen belegt werden könnten, der an sich die entsetzliche Leere, Stumpfheit und Winzigkeit des bekämpften Gegners enthüllt.

4. *Non habet* oder *die vierte Figur.* Wenn Sie etwa ein gelehrter Denker sind, so kann man Sie auf Grund der dritten Figur durch die Erklärung schlagen, daß Sie ein Tiefgrübler, ein didaktischer Schwätzer, ein bloßer Theoretiker oder etwas dergleichen seien. Aber Sie können auch durch die Figur Non habet vernichtet werden; man kann sagen, daß Sie keinen leichten Witz, keine sinnliche Unmittelbarkeit und intuitive Phantasie besitzen. Sollten Sie aber zufälligerweise unmittelbar und intuitiv sein, so kann man Sie durch die Entdeckung schachmatt setzen, daß Sie weder feste Grundsätze noch eine tiefe Überzeugung und überhaupt keine ethische Verantwortlichkeit aufweisen. Wenn Sie ein Vernunftgeschöpf sind, so sind Sie unnütz, weil Sie keine Gefühlstiefe Ihr Eigen nennen; sind Sie Gefühlsmensch, dann sind Sie ein bloßer Waschlappen, weil Ihnen das höhere Vernunftprinzip mangelt. Das, was Sie sind oder in sich haben, ist nebensächlich; es gilt zu entdecken, was Ihnen nicht vom Himmel geschenkt worden ist, und in dessen Namen Sie ins dunkle Nichts zu verbannen.

5. *Die fünfte Figur* heißt *Negare* und basiert darauf, daß man Ihnen einfach ableugnet, was Sie sind oder was Ihnen gehört. Wenn Sie beispielsweise ein gelehrter Denker sind, so kann diese Tatsache übersehen und behauptet werden, Sie seien ein oberflächlicher Causeur, Schwätzer und Dilettant. Wenn Sie zehn Jahre lang beharrlich behauptet haben, daß Sie (nehmen wir an) an des Teufels Großmutter oder an Edison glauben, so darf man im elften Jahre polemisch verkünden, Sie hätten sich nie zu dem positiven Glauben an die Existenz von des Teufels Großmutter oder Thomas Alwa Edisons emporgeschwungen. Dies ist aus dem Grunde möglich, weil der uneingeweihte Leser es ohnehin von Ihnen nicht weiß, während der eingeweihte sich boshaft darüber freut, daß Ihnen die Nase zwischen den Augen abgeleugnet wird.

6. *Imago* ist *die sechste Figur.* Sie beruht darauf, daß an Stelle des Gegners, wie er wirklich ist, irgendein Ausbund von einer Vogelscheuche unterschoben, und dieser Popanz hierauf polemisch widerlegt wird. Man polemisiert beispielsweise mit etwas, was der Gegner nie im Sinne gehabt und nie in diesem Sinne geäußert hat; man beweist ihm, daß er ein Dummkopf ist und daß er sich irrt, auf Grund bestimmter Thesen, die tatsächlich dumm und falsch, aber nicht die seinigen sind.

7. *Pugna* ist eine der vorigen verwandte Figur. Sie basiert darauf, daß man dem Gegner oder der Sache, die er verteidigt, eine falsche Bezeichnung gibt und sodann mit diesen beliebigen allgemeinen Worten polemisiert. Dies tut man hauptsächlich im sogenannten Prinzipienstreit. Der Gegner wird irgendeines ungemäßen Ismus


Starke

bezichtigt und dieser Ismus sodann mit Siegermiene zur Strecke gebracht.

8. *Ulyxes* ist *die achte Figur.* Ihr Wesen ist das Abschwenken auf ein anderes Feld und das Erörtern einer anderen Sache als der strittigen. Dadurch wird die Polemik ergiebig belebt, die schwachen Positionen werden maskiert, und es nimmt kein Ende. Man nennt dies auch: den Gegner ermüden.

9. *Testimonia.* Diese Figur bedeutet, daß man sich gelegentlich mit Erfolg auf eine (irgendeine) Autorität berufen darf, etwa: „schon Pantagruel sagte" oder „wie Treitschke bewiesen hat". Bei entsprechender Belesenheit läßt sich für jede Meinung irgendein Zitat finden, das sie mit einem Schlage widerlegt.

10. *Quousque.* Diese Figur gleicht der vorigen, nur daß sie sich auf keine Autoritäten beruft. Man sagt einfach: „Das ist längst abgetan" oder: „ein längst überwundener Standpunkt" oder: „Jedes Kind weiß . . ." und so weiter. Gegen das, was solchermaßen überwunden ist, braucht man keine weiteren Beweise ins Treffen zu führen; der Leser glaubt es, und der Gegner ist gezwungen, „längst erledigte Dinge" zu verteidigen, was eine ziemlich unsympathische Aufgabe ist.

11. *Impossibile.* Der Gegner darf niemals und in keiner Sache recht haben. Wenn ihm auch nur ein Zipfelchen Vernunft und Gerechtigkeit zugestanden würde, wäre der polemische Kampf gleichsam verloren. Mißglückt es, einen seiner Sätze zu widerlegen, so ist es immer noch möglich zu sagen: „Herr X. will mich belehren, daß . . .", „Herr X. trumpft mit so platten und längst bekannten Wahrheiten auf, wie seiner ‚Entdeckung', daß . . .", „Herr X. bläst zum Rückzug und versteckt sich hinter der Behauptung . . .", „Staune, Welt! Eine blinde Henne hat ein Körnchen gefunden und verkündet nun, daß . . ." Kurzum, etwas findet sich schon, nicht wahr?

12. *Jubilare.* Dies ist eine der wichtigsten Figuren, und sie beruht darauf, daß man aus dem schriftlichen Kampf stets mit der Geste des Siegers hervorgehen müsse. Der polemische Fachmann ist niemals besiegt; stets ist es der andere, der „überführt worden" und „fertig" ist. Dadurch unterscheidet sich auch die Polemik von jedem andern Sport. Der griechisch-römische Kämpfer anerkennt ehrlich, daß er besiegt sei; aber wohl keine Polemik hat mit den Worten geendet: Deine Hand her, du hast mich überzeugt. Es gibt noch viele andere Figuren, aber man erlasse mir ihre Aufzählung; mögen die Literarhistoriker sie auf den Gefilden unserer Revuen und Zeitungen analysieren.

(Deutsch von Otto Pick)



Hermann Dick

MARGINALIEN

Die verbotenen 4 Buchstaben

Der Reichsrat bereitet neue, verschärfte Filmzensurbestimmungen vor. Warum? Genügen nicht diese Zensurproben?

Verboten wurde der Text:	*Statt dessen muß es heißen:*
„Auf den vier Buchstaben sitzt es sich auch ganz schön.“	„Hier sitzt es sich auch ganz schön.“
„Wetten, daß ich sie in vier Wochen auf meine Bude kriege.“	„Wetten, daß ich sie gewinnen werde.“
„So liegt die Hauptschuld an denen, die die jungen Leute im Stich gelassen haben, an den Erziehern.“	„So liegt die Schuld daran ebensosehr an der Jugend wie an den Erziehern, die der Jugend kein gutes Beispiel geben oder auf ihr Leben und Treiben nicht genügend geachtet haben.“
„Zwangserziehung“ und „Zwangserziehungsanstalt“.	„Korrektionshaus.“
„Die Hellseherin“ (Titel).	„Somnambul.“
„Hingabe“ (Titel).	„Opfer.“

Aus einem Urteil der Oberprüfstelle: „Die Kammer hat der Auffassung der Prüfstelle, daß von der Darstellung des im Bett schlafenden Paares eine Fantasieüberreizung Jugendlicher zu befürchten sei, sich nicht anschließen können. Die beiden Schlafenden sind von Kissen und Decken fast völlig bedeckt, so daß man nur die beiden Gesichter und den einen Arm der Frau sehen kann. Die Gesichter machen einen ruhigen, glücklichen Eindruck, der auf irgendwelche sexuelle Exzesse nicht schließen läßt. Auch die Auffassung der Filmprüfstelle, daß die Umgebung weicher Kissen, insbesondere auf der bunten Diafolie, eine schwüle Atmosphäre verbreite, konnte die Kammer nicht teilen."

Eine schweinische Geschichte. Die „Reichsstelle für Landwirtschaftliches Marktwesen" hatte eine „Schweinefibel" herausgebracht und sie für die „Grüne Woche" verfilmen lassen. Dieser Bildstreifen sollte die Schweineproduzenten über die Situation auf dem Schweinemarkt aufklären und vor einer übermäßigen Schweineproduktion warnen. In diesem — von einer staatlichen Stelle hergestellten — Film sieht man die Szene: vor einem Stall stehen drei Säue, die zum Eber geführt werden sollen. Die Vorführung dieser Bilder hat die Prüfstelle verboten. Sie seien anstößig. Damit die Herren von der Landwirtschaft — denn denen wollte man ja diesen Film zeigen — es nur wissen: auch die Ferkel bringt der Klapperstorch! *Peter Elmann*

Naturgeschichte. Gerhard ist sechs Jahre alt. Erhard ist fünf Jahre alt. Gerhard kommt nach Hause und sagt: „Ich glaube, die Katze daneben bei Pastor Fromm wird bald Junge kriegen."

„Ausgeschlossen", sagt Erhard.

„Warum denn?" meint Erhard.

„Weil", erklärt Gerhard, „die Katze ein Kater ist — und Herren brüten nicht."

Sitten-Kodex für Hollywood

Will H. Hays hat einen „Sitten-Kodex" verfaßt. Wer Will H. Hays ist, sollte man eigentlich ohne weiteres wissen: der Filmzar. In dem republikanischen Amerika ist jeder, der es zu etwas bringt, ein König. In jeder Branche regiert ein gekröntes Haupt, ob es sich nun um Weizen handelt oder Konservenbüchsen. Der Film in Amerika hat sogar einen Zar, das ist der Mr. Hays, der Präsident der Vereinigung der „Motion picture producers and distributors of America" ist. Also, der Sittenkodex, den der Zar für seine Untertanen herausgibt, dekretiert die Gesetze, die in Amerika künftig für die gesamte Filmproduktion maßgebend sein sollen. Dieses zaristische Gesetzbuch hat den großen Vorteil, daß es nur wenig Sätze umfaßt:

Die Heiligkeit der ehelichen Institution sowie die Menschenwürde müssen gewahrt werden.

Der Ehebrecher mag gelegentlich für die Zwecke der Intrige nötig sein; niemals aber darf er schließlich Recht behalten.

Szenen der Leidenschaft dürfen nicht in der Art aufgezogen sein, daß sie die niedrigen menschlichen Instinkte reizen.

Obszönes — oder auch nur ein Hinweis auf Obszönes — ist im Wort, Gesang sowie Bewegung verboten.

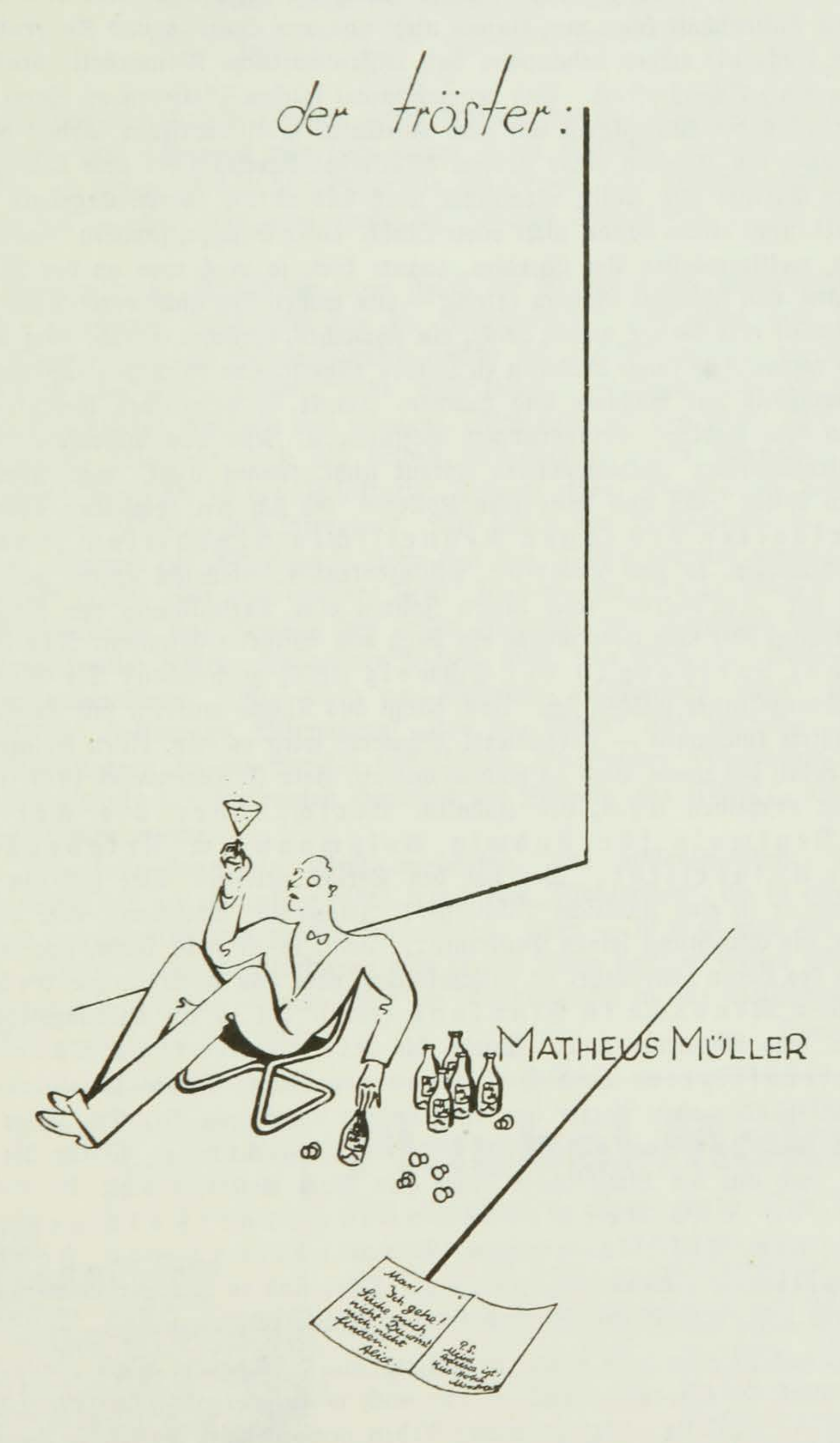
Vollständige Nacktheit wird niemals geduldet.

Nie darf ein Film den religiösen Glauben ins Lächerliche ziehen. Angehörige des Klerus dürfen in einem Filmstück nur eine Rolle spielen, die ihrer Würde entspricht.

Der Kodex zählt zum Schluß bestimmte Szenen auf, die nur vorgeführt werden dürfen, wenn es *mit „Geschmack"* geschieht: *Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl,* sonstige Hinrichtungen, kriminalistische Zwangsmaßnahmen, Stempelaufbrennen bei Vieh, Grausamkeit, Prostitution usw.

Der Stammvater des Automobilismus ist der Mann, der zum erstenmal seine Lesebrille auf die Stirn schob.

Thermosflasche: eine vom Unteroffizier Ritschke als Andenken aufbewahrte, den Zwecken seines Morgenkaffees nutzbar gemachte Granate.



Das Telefon klingelt am anderen Ende der Wohnung. Wir steuern hin: es hört auf zu klingeln. Das Merkwürdige ist: es tut so, als habe es nicht geklingelt. *Ramón.*

Wichtige Wissenschaft!

Wissenschaft muß sein. Mag auch dem Laien die Berechtigung zahlloser Veröffentlichungen mehr als zweifelhaft vorkommen, mag auch der Gelehrte, der sich mit einem Parasiten auf dem linken Hinterbein eines Parasiten beschäftigt, eine komische Figur sein — die Wissenschaft kann nun einmal nicht nur aus Galileis und Kopernikussen bestehen, ja, Fachleute mögen behaupten, daß wissenschaftliche Kleinarbeit ebenso wichtig sei, wie geniale Schöpferkraft. Und dennoch mutet solches Ziselieren an einem winzigen Mosaiksteinchen der Wissenschaft wie eine Karikatur zivilisatorischer Arbeit an. Wenn man wahllos den Katalog einer großen Bibliothek durchblättert und bedenkt, welche ungeheure Energie und Mühe verwendet wird und wurde, deren Ergebnis nicht der Menschheit, nicht einem Lande, nicht einer Stadt, einer Gruppe, sondern keinen zwanzig Menschen, weltfremdester Art überdies, zugute kam, so muß man an der Zivilisation irre werden. Ein schlechter Roman erfreut — wir wollen ihn nicht verteidigen — spannt und unterhält eine Menge naiver Leute, ein schwaches, lyrisches Gedicht mag alte Jungfern und romantische junge Mädchen zu Tränen rühren, eine kitschige Landschaft: Mühle im Schwarzwald mit Bächlein und Tannen, erweckt in primitiven Gemütern Sehnsucht nach dem Gebirge, Erinnerungen, Hoffnungen. Nur das wissenschaftliche Buch eines mikroskopischen Spezialgebietes erfreut nicht, spannt nicht, regt niemand an, außer den Autor selbst und seine zehn Kollegen, die sich mit demselben Thema, etwa den Xyridaceen der ersten Reynellschen Expedition 1896 beschäftigen. Immerhin, es sind Botaniker, Pflanzenkenner, vielleicht ergibt sich aus dem Studium der „Xyridaceen" nach vielen Jahren eine Verbilligung des Roggens um einen Pfennig! Für wen aber wurde ein Buch von Wilhelm Effmann: Die Glocken der Stadt Freiburg in der Schweiz (1899) geschrieben? Die Glockengießer und die Bronzekenner melden sich. Noch hängt das Thema entfernt mit Kunstgeschichte und Industrie zusammen — pardoniert! Schwerer wird es sein, einen Zusammenhang mit dem Leben bei einem Buch zu finden, das ein Herr F. Hasenoehrl 1913 im Selbstverlag hat erscheinen lassen, des Inhalts: Bericht über die Errichtung eines Denkmals für Ludwig Boltzmann im Arkadenhof der Wiener Universität. Wer hat den Bericht gelesen? Wer hat ihn gekauft? Wie kommt er in eine staatliche Bibliothek? Immerhin: Boltzmann war ein großer Gelehrter, die Errichtung seines Denkmals... nein, es ist nicht leicht, das monumentale Werk des Herrn Hasenoehrl zu entschuldigen; oder das H. Malmios: Ueber das Alter der Menarche in Finnland (1919). Ist es ein Bildungsfehler, nicht zu wissen, was Menarche sind? Wurde die Kleine deutsche Sprachlehre für Unteroffiziere und Soldaten von Franz Peters jemals verwendet? Haben Linkshänder oder Aerzte das tiefgründige Werk von Dr. Ew. Stier gelesen: Ueber Linkshändigkeit in der deutschen Armee. Wurde die Menschheit oder auch nur die Lichtbildner durch das Buch weitergebracht: R. Rosenlecher: Sammeln und Verwerten edelmetallhaltiger photographischer Abfälle zwecks Verminderung der Kosten der fotografischen Bilderzeugung(!) Oder sind es nur wir Laien und Ketzer, denen solche Lebensarbeit kindisch und sinnlos erscheint?

Ach — das ist alles von hoher Bedeutung und bleibendem Wert gegen ein lexikalisches Werk, ja, eine Enzyklopädie, die, auch wegen der Kleinheit des Objekts, zu einem Symbol sinnloser wissenschaftlicher Arbeit geworden ist. Es ist die Haarspalterei an sich, wissenschaftliches Flohfangen — man kann es nicht für möglich halten, daß sich zwei ernste „Männer der Wissenschaft" mindestens ein Jahr damit beschäftigten, bevor man nicht das Buch in Händen hält; mit dem Titel:

FLOH - LITTERATUR

(de pulicibus)

des In- und Auslandes

vom XVI. Jahrhundert bis zur Neuzeit

zum ersten Male bibliographisch dargestellt

von *Hugo Hayn* und *Alfred Gotendorf*

1913

Ein Jahr vor dem Kriege erschien dieses Lexikon, das zweifellos seither außer von Bibliothekaren zum erstenmal von dem Autor dieses Aufsatzes „benützt" wurde. Es enthält also, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, eine Zusammenstellung aller Bücher, die sich — aber nicht etwa zoologisch, sondern belletristisch — mit dem Floh beschäftigen.

Es beginnt mit: A „Abbildung eines durch ein Microscopium observirten Flohes (Flugblatt) Anonymer Holzschnitt des 17. Jahrhundert" und endet mit: Z „Zeitvertreib, Angenehmer, für Frauenzimmer, welche sich mit Neuigkeiten gerne beschäftigen und bald alles wissen wollen. 1790. Sehr selten." — Dazwischen gibt es Pamphlete und Flugblätter, Gedichte und Romane, alles rund um den Floh. Wir erfahren die sensationelle Nachricht, daß die beiden Herausgeber einen Vorgänger hatten: „C. Blümlein", der 1900 in der Frankfurter Zeitung einen tiefgründigen Aufsatz veröffentlichte: „Der Floh in der Literatur". Wir hören von Büchertiteln der galanten Zeit, etwa: „Warum die Jungfrauen mehr von den Flöhen vexieret werden als das Manns Volk" (1736) oder aus späterer Zeit: „Historia de vita et litteris pulicis", „Blicke in das Leben und Treiben des besten Freundes des Menschen, Görlitz 187."

Selbstverständlich fehlen auch unsere Dichter nicht, von Fischarts „Flöhhatz 1573" und Hoffmannswaldaus: „Auf einen von Celinden erschlagenen Floh" über den „Meister Floh" Hoffmanns, Blumauers: „Lob des Flohs" und Uhlands „Flohlied" aus den Volksliedern, bis zu Goethes (gefälschter) „Juristischer Dissertation über das rechtliche Verhältnis der vertrauten Genossen der Frauen, ‚der Flöhe' ", die ihm um 1820 zugeschrieben wurde.

Keine Phantasie kann ein Werk ausdenken, das wissenschaftliche Arbeit so lächerlich macht und ad absurdum führt, wie dieses „Flohlexikon". Es ist offenbar für die Besitzer von Flohtheatern geschrieben worden. Aber — so muß man sich ernsthaft fragen — wieviel Flohzirkusdirektoren gibt es auf dieser dunklen Erde? Wieviel, die Deutsch sprechen? Wirklich — man sollte die Enzyklopädie in alle Weltsprachen übersetzen lassen — und ins Esperanto!

Paul Elbogen

Der gute Ton auf der Straße

Von *Jaroslav Hašek*

Wir müssen uns immer bewußt bleiben, daß die Straße für alle Passanten und nicht allein für uns da ist. Die gute Sitte verlangt, daß wir die Leute auf dem Gehsteig nicht anrempeln, nicht unbekannte Damen und Herren belästigen und uns mit dem Schutzmann nicht auf der Fahrstraße herumbalgen. Derlei Angelegenheiten werden in einer Toreinfahrt erledigt. Gleichermaßen ist es ungehörig und unschön, Passanten anzubrüllen und die Zunge auszustrecken auf das in der Straßenbahn, in Wagen und Autos vorbeifahrende Publikum. Auf der Promenade müssen wir darauf achten, daß wir keine Schaufenster eindrücken, nicht mit der Zigarette oder Zigarre die Kleider der vor uns Gehenden verbrennen, keinen fremden Hund zertreten und die Hände nicht in fremde Taschen stecken.

Geschieht dies aber, so müssen wir sagen: „Pardon, bitte, zu entschuldigen, seien Sie gefälligst nicht böse." Es ist unsere Pflicht, uns tunlichst höflich zu entschuldigen, damit wir einer Gerichtsverhandlung entgehen und damit derjenige, bei welchem wir uns entschuldigen, nicht nur keine blutunterlaufenen Flecken, sondern den Eindruck davontrage, daß er einen Gentleman vor sich hat.

Damit ist allerdings nicht gesagt, daß wir auf der Straße sentimental sein sollen, denn das Hinknien vor den uns begegnenden Damen macht keinen guten Eindruck, weil unser Straßenanzug nicht an den Knien bestaubt werden soll. Unsere Gewandung und Beschuhung muß rein sein; sich die Schuhe auf dem Gehsteig zu putzen oder den Anzug auf der Promenade auszubürsten, ist unzulässig. Auf der Straße müssen wir alle Vorübergehenden durch unser tadelloses Benehmen bezaubern. Wir sollen uns davor hüten, auf der Straße mit offenen Knopflöchern und aufgeknüpften Bändchen an Beinkleidern und Schuhen zu erscheinen. Es ist absolut ungehörig, älteren Herren oder Damen, die uns auf dem Gehsteig entgegenkommen, ein Bein zu stellen. Jedenfalls soll dies unauffällig geschehen, damit wir jegliches Aergernis vermeiden.

Wir sollen Achtung vor dem Alter haben und alle Leute, die älter sind als wir, durch höfliches Lüften des Hutes und mit einladendem Lächeln begrüßen. Wenn ich im ungewissen bin, ob der Herr oder die Dame, die mir entgegenkommen, älter sind als ich, so trete ich höflich und taktvoll auf sie zu und frage sie nach ihrem Alter. *(Deutsch von Otto Pick)*

Straßenbetrachtung. Es gibt nichts, was verführerischer wirkt, als eine Frau, die beim Verlassen des Hotels einen Augenblick lang unentschieden über die verschiedenen Straßen blickt.

Es gibt eine Welt zwischen der Straße und dem Zuhause. Man ahnt sie, wenn man eine Dame in Straßenkleidung ein Instrument im Klaviergeschäft ausprobieren sieht.

Ramón Gómez de la Serna

Vierhändig. Zwei Leute, die auf ein und demselben Klavier vierhändig spielen, kommen mir immer ärmlich vor . . . Und man hat das Gefühl, dazu müsse es Winter sein, so dicht rücken sie zusammen, als ob es sie fröre. Und dann kommt immer der Moment, wo ihre Hände aufeinander herumzuklettern beginnen. Als wollten sie justament auf ein und derselben Stelle spielen . . . Und wenn eine Hand einen Augenblick zu den hohen Tönen entwischt, dann kommt sie ganz schnell wieder zurück, als wäre es dort oben noch kälter.

Sacha Guitry

Nächster Querschnitt — 13. August



Photo Wolff v. Gudenberg

Ungespielte Strand-Szene aus Reinhardts Inszenierung der „Schönen Helena“ (Berlin, Kurfürstendamm-Theater): Theo Lingen, Otto Wallburg, Hubert v. Meyerinck

Photo Fanta

Egon Friedell (Merkur) und Friedel Schuster (Orest) in der „Schönen Helena“ (Kurfürstendamm-Theater)



Gardist in Athen

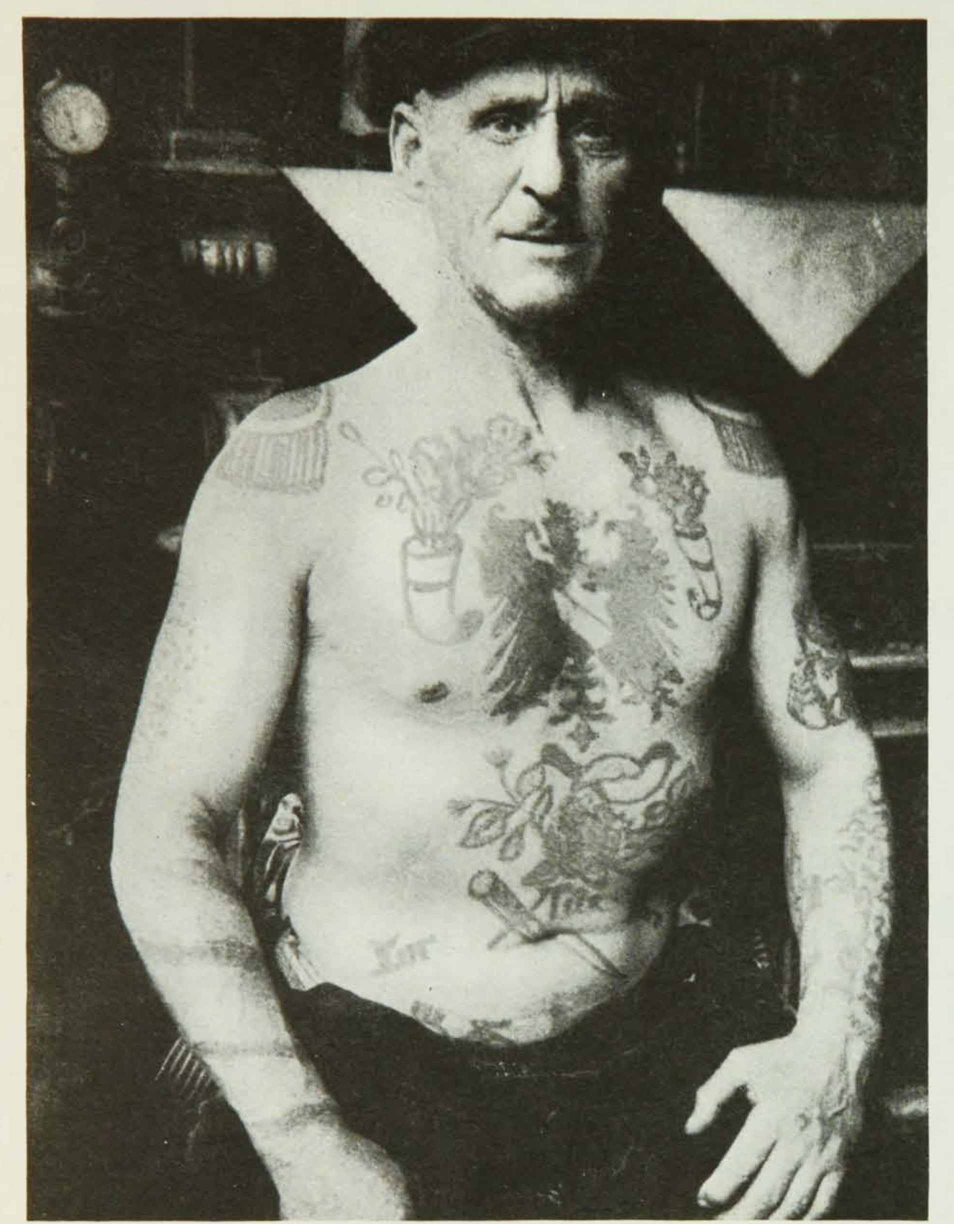


Photo Kardas

Der Tätowier-Willy aus dem Berliner Norden

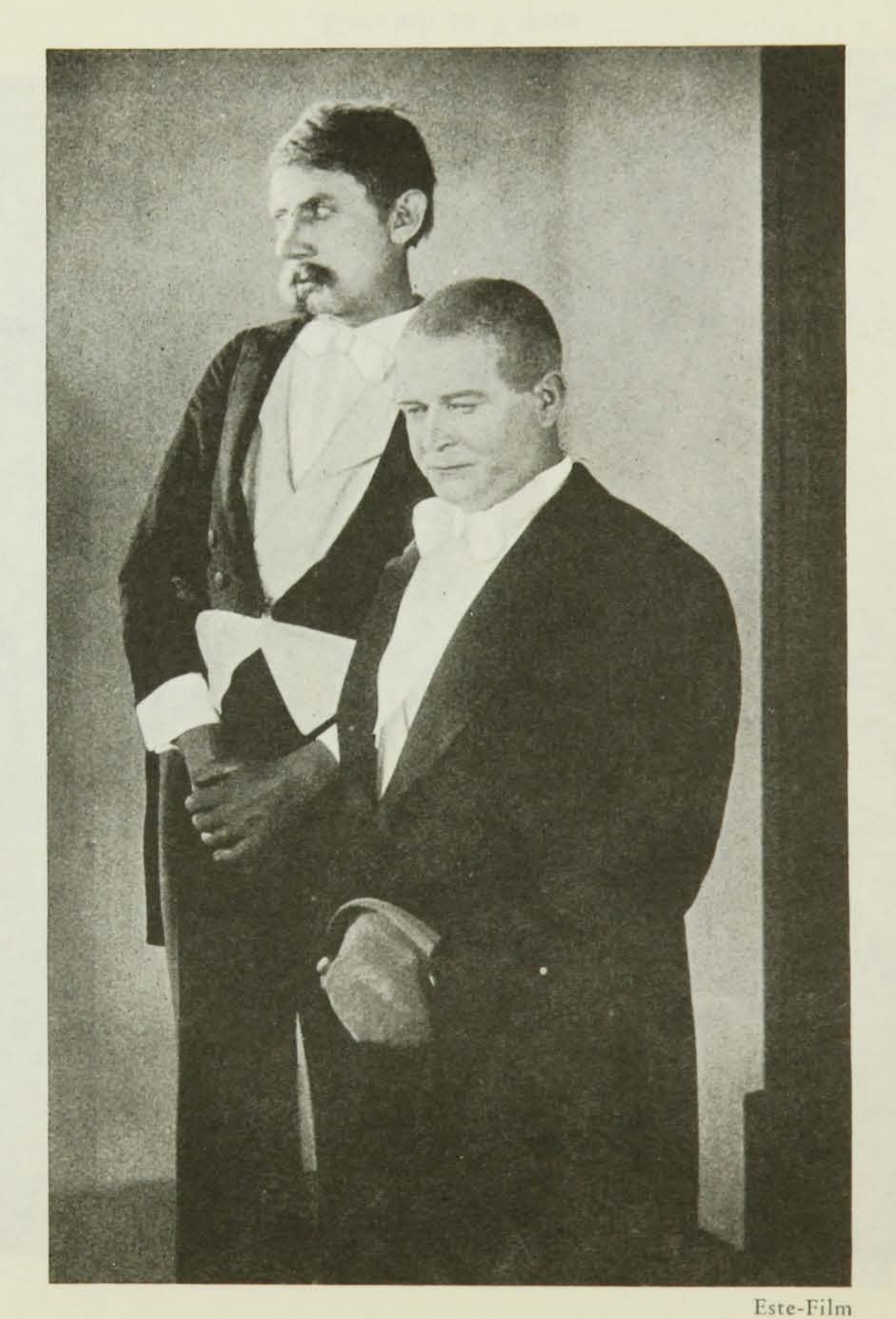
Aus dem Balkan-Film „Kalabaka"

Derwisch in Trance



Photo Keystone View

Ernst Graf zu Reventlow und Franz Stöhr, nationalsozialistische Abgeordnete



Este-Film

Pat und Patachon

Matadore des Reichstags

VI.

Ernst Graf zu Reventlow, der ewige Frondeur

Ob sich der fast zwei Meter lange Kapitänleutnant — schon seit den neunziger Jahren a. D. — Ernst Graf zu Reventlow zwischen den Nationalsozialisten wohl fühlt, das mag der liebe Himmel wissen. Selten hat es einen überzeugteren Einzelgänger, einen strengeren Individualanarchisten gegeben, als den Husumer mit dem Weltschliff des zwanzigsten Jahrhunderts und dem altgermanischen Heldenideal aus den Tagen des Heliand. Auch schon der Rasse nach ist er eine wunderliche Mischung: wendischer Stamm, in Dänemark gegraft, durch die friderizianische Adelsschule gegangen und mit Pferdejudenblut via den eingeheirateten Schimmelmanns gekreuzt.

Sehr angesehen ist die Familie Reventlow in Husum, ein vornehmes, exklusives Haus; dennoch sind die Kinder alle mehr oder weniger außer Rand und Band geraten. Ludwig, der Älteste, tobt noch am standesgemäßesten als wilder Antisemit und deutschsozialer Abgeordneter durch die Lande. Franziska ist das tollste Mädchen der Münchner Bohème, und Ernst muß als Seeoffizier seinen Abschied nehmen, weil er sich mit einer Künstlerin, die noch obendrein Französin ist, verheiratet. Nach dem Abschied versucht er zuerst als Pflanzer in Mittelamerika eine Existenz zu bauen. Aber er scheint bald gemerkt zu haben, daß es leichter ist, auf glatten Deckplanken eine Division Matrosen als in tropischer Hitze unkultiviertes Land gebrauchsfertig zu machen. Enttäuscht kehrt er ins Vaterland zurück, — und was soll er anderes werden als Journalist?

In den Anfängen seiner publizistischen Tätigkeit hat Ernst dem wilden Judenfresser Ludwig schlimme Schande gemacht. Als Marinespezialist am Berliner Tageblatt zerfetzt er im Wechselgesang mit dem Oberst a. D. Gaethge, dem Experten für das Landheer, die wilhelminische Wehrpolitik. Der Graf legt sich schwer ins Geschirr, hat Kontroversen mit dem Flottenverein. Der Prinz Heinrich und die Offiziere der Gardekavallerie nehmen seine Angriffe persönlich. So kommt er vors Ehrengericht, wo er mit knapper Mühe seinen Kapitänleutnant a. D. rettet.

In dieser Zeit (um 1905) erscheint auch sein Buch „Der Kaiser und die Byzantiner“, das er Maximilian Harden mit einer enthusiastischen Widmung zuschickt; es sind französische Verse:

Lorsque j'étais trop lâche,
Pour commencer cet ouvrage,
Vous m'avez donné du courage.
Est-ce trop, si j'vous engage,
De regarder quelques pages?
S'il ne vaut rien — : mon dommage!
L'échec ne me met pas en rage —
Le livre ne part en Voyage,
Que pour vous faire ses homages.

Noch ist Graf Ernst liberal; aber in gelegentlichen kleinen alldeutschen und antisemitischen Ausfällen kündigt sich bereits die bevorstehende Bekehrung an. Er schreibt sich auf die rechte Seite der Publizistik hinüber und landet schließlich — geraume Zeit schon vor dem Krieg — bei der Deutschen Tageszeitung, dem Blatt der grünen Front, das auf keinem adeligen Gutshof im Zeitungsständer fehlt. Bei der Deutschen Tageszeitung kommt es Reventlow zugute, daß ihm das journalistische Handwerk so schnell von der Hand geht. Jede Morgen- und jede Abend-Ausgabe bringt seine Entrefilets und seine Spitzen. Einer nur aus der Zeitungszunft hat nach ihm nochmal solche Fruchtbarkeit entwickelt: der Doktor Goebbels. Kein Wunder, daß die

Schreibe der beiden gewisse Stileigentümlichkeiten gemeinsam hat. „Das Deutsch ist bei dieser kaninchenhaften Produktion schaudervoll", so schrieb damals ein bekannter Parlamentsjournalist, der sich unter dem Namen Johannes Fischart verbarg, über die Reventlowschen Elaborate.

Es kam aber doch der Tag, an dem sich der Graf zu Reventlow bei der Deutschen Tageszeitung ausgeschrieben hatte. Mit der Zeit steigerte er sich nämlich derartig in einen völkischen Paroxismus hinein, daß er der vornehmen Redaktion in der Dessauer Straße allmählich auf die Nerven fiel. Damit, daß er als positiver, deutschkirchlicher Krist wotans-kultischer Prägung langsam aber sicher den guten, alten lieben Gott zu einer jüdischen Erfindung namens Jahwe ummontierte (Melodie Hammer-Fritsch), erregte er den Aufstand der Pastoren auf dem Lande und ihrer frommen Schäflein; denn die ganze Herde hatte, ehe der böse Wolf des völkischen Beobachters in die Hürde einbrach, gar fleißig die Deutsche Tageszeitung gelesen.

Wohin jetzt mit den Entrefilets und Spitzen morgens und abends? Der lange Graf mit dem kleinen Rundkopf und der fleißigen Feder macht sich 1920 selbständig, und seit damals erscheint sein „Reichswart". So kann er seiner vehementen und wortreichen Sprunghaftigkeit die Zügel und die Feder schießen lassen und unbekümmert seinem jeweils neuesten Herzen folgen. 1920 war es ein nationalbolschewistisches Herz. Es drängte zu einem Waffenbündnis mit der roten Armee, als deren reitende Vorhut es grade auf Warschau lospreschte. Damals hielt sich Graf Reventlow für überzeugt, daß Deutschland als zweiter Scherenschenkel gemeinsam mit der roten Armee Rußlands die Polen kleinschneiden müßte. Daß der Schlachtruf der Russen „Dajosch evropu!" („Her mit Europa!") eine nach internationaler Expansion strebende Idee war, hat er nicht so genau genommen. Überdies traute er der weißen Armee Deutschlands Beweglichkeit genug zu, ihre roten Bundesgenossen am weiteren Vormarsch westwärts schlagkräftig zu verhindern. Leider war das ganze strategische Luftschloß ohne die Polen gebaut, die die Russen erst gar nicht in Bündnisnähe an ihre präsumptiven Waffengefährten heranließen.

Die Inflation mit ihrem wirtschaftlichen Erdbeben zeigt dem feudalen Gralsritter mit dem stets zeitgemäß zugespitzten Sparren ein neues Montsalvatsch: den völkischen Staat mit einer sozialistischen Güterverteilung. Ja, der ehemalige Leitartikler der ostelbischen Großagrarier schlägt sich soweit in die linken Büsche, daß er sogar in kommunistischen Formulierungen viel des Annehmbaren findet. So kam er zu jener sensationellen Diskussion mit den Kommunisten im Sommer 1923, die an Radeks Rede bei der Moskauer Exekutive „Schlageter, der Wanderer ins Nichts" anknüpfte. Jeder der beiden Diskussionsgegner wollte das Wasser des andern auf seine Mühle leiten. Radek die deutsche völkische Jugend für den Kommunismus, Graf zu Reventlow die kommunistische Aktion für die völkische Idee gewinnen. Das ist die Vorgeschichte jenes sensationellen Artikels „Ein Stück Wegs", den Graf zu Reventlow für die „Rote Fahne" schrieb und mit dem er den Marxisten die treue deutschvölkische Rechte bot.

Wie will man entscheiden, auf welcher Seite bei diesem Zersetzungsversuch die bewußtere Demagogie war? Immerhin hat der Völkische seinen kommunistischen Waffengenossen (von Druckerschwärzens Gnade) „echtes vaterländisches Gefühl" attestiert. Zu irgendwelchen sonstigen Weiterungen führte der Notenwechsel nicht, und Graf Ernst zu Reventlow wandte sich bald darauf parlamentsfähigeren Zielen zu.

Die Deutschvölkische Freiheitsbewegung schickte ihn 1924 in den

Reichstag, und über dieses Mandat kam er zum Nationalsozialismus. Ob sein Verhältnis zum Führer sehr innig ist? Dieser draufgängerische Grandseigneur paßte besser zu einem Mazarin als zu dem spießigen Legalitätsaspekt und dem wichtigtuerischen Kommiß-Rituell des Braunauer Usurpators. Schon daß Graf Ernst zu Reventlow noch immer gute Kameradschaft mit dem verstoßenen Rebellen Otto Strasser hält, beweist, wie turmhoch der Graf über der Atmosphäre des kriechenden Klüngels steht, für den es zum Bon ton der Parteisociety gehört, Saboteure des Kraals nicht mehr zu grüßen.

Die ehrliche Arbeit und der ehrliche Wille, an sich selbst zu arbeiten, die auch aus Franziska Reventlow, der Schwester, viel mehr machten als eine durchschnittliche wilde Schwabingerin, die heben auch den Bruder aus den Gegebenheiten seines Standes und dessen Dekadenz empor. Kein Wunder, daß dergleichen kühne, gegen fast unübersteigliche Kastenwände erkämpfte Menschlichkeit auch schon im Äußeren ihres Trägers pikante Widersprüche erzeugt. Wenn Franziska bei allem Herumzigeunern stets wie eine vollendete grande Dame wirkte, so sieht Ernst bei aller Aristokratenkorrektheit stets aus wie ein salopper Bohemien. Und daß der Sohn von Ernst eine zeitlang als Eintänzer arbeitete, ohne vom Vater verstoßen zu werden, das ist ebenso charakteristisch für die Geschichte der Familie Reventlow, wie daß der Sohn von Franziska an demselben angesehenen sozialdemokratischen Blatt Redakteur geworden ist, dessen Chefredaktion der Reichstagspräsident Paul Loebe innehat. *O. B. S.*

Die politische Gegnerschaft findet in Frankreich amüsantere Fassungen als bei uns. Painlevé z. B. wurde definiert als „eine brennende Kerze, die im Zugwind steht ...“ oder „ein Lappen, den man an seinen vier Ecken hin und her zerrt ... und in der Mitte ist ein Loch, das heißt Painlevé ...“

„Leguminotherapie“. Ja, er war ein Symbol der üppigen Vorkriegszeit, jener „Tisch der Korpulenten“ im „Salatorium“ bei Dresden. Ich weiß nicht, ob er heute noch in Funktion ist. Die aber damals um ihn herum saßen, sind längst durch Krieg und Inflation gründlichst entfettet, oder haben schon in jenes grüne Gras gebissen, mit welchem uns schließlich der größte aller Therapeuten von sämtlichen Leiden dieser Erde kuriert und erlöst. Sie werden vor dem Jüngsten Tag nicht mehr auferstehen. Nur „Heilmethoden“ tun das immer wieder; längst begraben kommen sie unversehens als neueste Mode fröhlich wieder daher.

Soeben wird die „Leguminotherapie“ als dernier cri in Frankreich verkündet. Nun, Gemüse zu essen in bekömmlichem Maße war immer vernünftig, wird es immer bleiben. Nach den Lehren der neuen Gemüseheilkundigen aber haben die Gemüse weit darüber hinaus einen merkwürdigen Einfluß auf die körperliche und geistige Gesundheit und können zahlreiche Krankheiten heilen, ja, Geistesstörungen beseitigen. So entwickelt die Kartoffel vernünftige Eigenschaften, seelisches Gleichgewicht und ruhige Gedanken. Die Karotte erzeugt einen ruhigen Charakter. Sie ist galligen Temperamenten zu empfehlen. Die grünen Bohnen sind ausgezeichnete Lebensmittel, welche zu liebenswürdigen Träumereien anregen und künstlerische Gedanken und Gefühle entwickeln. Die weißen Bohnen, denen die allgemeine Meinung nur einen bedingten Wert beimißt, sind in Wahrheit allen körperlichen und geistigen Arbeitern zu empfehlen. Sie enthalten eine Aufbausubstanz für das zentrale Nervensystem, und zwar in viel reicherem Maße und in viel wirksamerer Form als selbst das Fleisch. Unsere Jugend schließlich sollten wir mit Spinat ernähren; er erzeugt ehrgeizige Gedanken, Energie, Ausdauer und einen festen Willen. Vor dem Sauerampfer dagegen sollten wir uns hüten. Infolge seines Säuregehaltes verursacht er, wie es scheint, Entmutigung, Trübsal, unangenehmes Albdrücken und ungesunden Schlaf.

Dies sind die Grundsätze der Leguminotherapie. Niemand sollte über diese neue Lehre ein Urteil abgeben, ohne vorher reichlich Karotten und grüne Bohnen zu konsumieren.

Dr. Franz Mottek

Der „anerkannte Führer der deutschen Okkultisten“ hatte zwar Medien entdeckt, die Chiffonfetzen und Zeitungsausschnitte „materialisierten“, aber das genügte seinem Tatendrang keineswegs. Endlich hatte er auch ein „Levitationsmedium“ ausfindig gemacht, von dessen Taten er auf einem internationalen Kongreß in Paris Kunde gab, um dadurch Weltruhm zu erlangen. Der junge Mann schwebte vor aller Augen in die Luft, allerdings im stockdunklen Raum, jedoch überall durch Leuchtbänder sichtbar gemacht. Ich selbst hatte einmal einer solchen Produktion beigewohnt. Da besuchte er mich, und ich fragte ihn, wie er denn das gemacht habe? „Das war doch ganz einfach. Ich stieg auf einen Stuhl.“

„Aber Sie schwebten doch viel höher!“

„Da stieg ich eben auf die Lehne.“

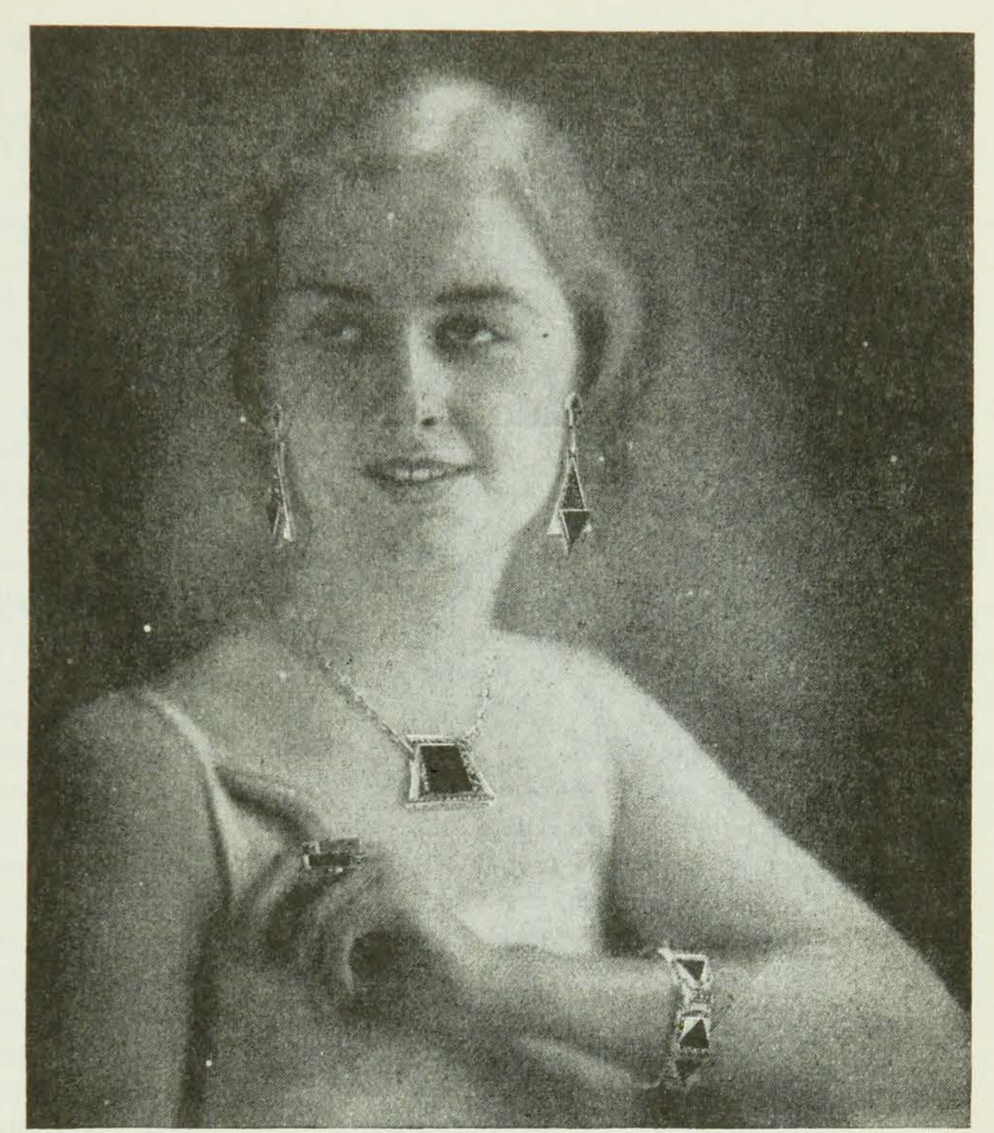
„Und fielen nicht in der Dunkelheit?“

„Das war ganz ausgeschlossen, denn die Kontrollen, d. h. der Meister und seine Schüler, hielten mich doch an den Händen!“ *Dr. Max Kemmerich*

Adelina Patti singt in Bordeaux die Traviata. Ihr Partner, ein junger, noch unerfahrener Tenor, verständigt sich kurz vor der Aufführung mit ihr über darstellerische Fragen. „Wo wünschen Sie während des Duetts im ersten Akt zu stehen?“ — „Wo es am wenigsten zieht“, erwiderte der Star mit dem süßesten Lächeln.

22955. Nadel, flott, für Sport geeignet
Silber vergold. 16.-
Silber oxyd. 14.50



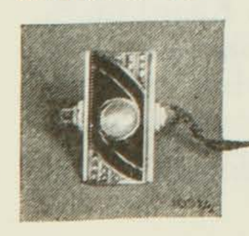


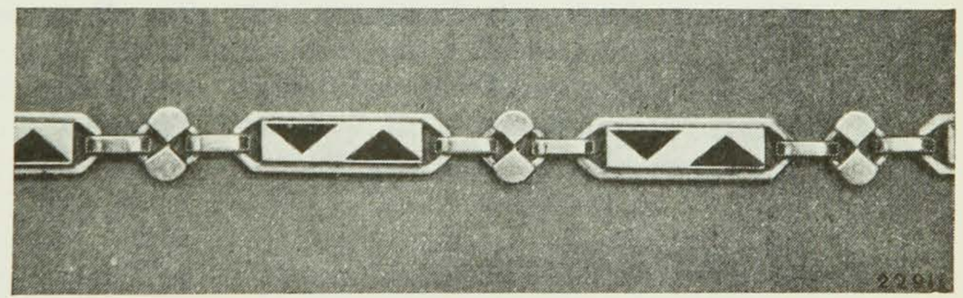
Neue Fahrnerschmuck-Modelle



1041. Ring, beliebte, kleidsame Form m. echt. Stein.
Silber oxyd. 13.-,
Silber vergold. 14.-

1031/2. Ring, geschmackvoll und preiswert. Silber oxyd.
Japan-Perle 16.50
Koralle . . . 14.—





22911. Eleg. Halskette m. Emailleeinlage, Silber oxyd. 35.-, Silber vergold. 37.50

Zu jedem Kleidungsstück in Form und Farbe der passende

FAHRNER-SCHMUCK

ACHTEN SIE AUF DIE PLOMBE.

Original-Fahrner-Schmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliergeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim.

Honorar für Expertisen

Max Deris Ausführungen in Heft 4 des Querschnitts bedürfen einer ganz primitiven sachlichen Richtigstellung. *„Grade den Kunsthistoriker zu verpflichten, seine Kenntnis umsonst herzugeben"*, das ist eine *Forderung, die niemals aufgestellt wurde.* Kein Mensch denkt daran, die Standesmoral dieses Berufes auf ein anderes „Koordinatensystem" zu beziehen wie das, „dem er zugehört: auf die homologen, die gleichliegenden Gepflogenheiten der übrigen Gemeinschaft". Zu diesen Gepflogenheiten gehören bekanntlich auch Forderungen, die mehr oder weniger kodifiziert sind. Es gibt Forderungen der medizinischen, der juristischen Standeswürde, über deren Innehaltung strikte gewacht wird. Gewisse Kunsthistoriker sind heute der Meinung, daß eine Anpassung an solche Gepflogenheiten der älteren Wissenschaften auch für ihre jüngere Disziplin sehr notwendig ist. Und im Zentrum aller Erörterungen steht die Frage der Expertise.

Jawohl, Expertisen dürfen honoriert werden (wenn auch Behörden das Recht zusteht, etwa wo sie Gefährdung von Museumsinteressen befürchten, für ihre Beamten Einschränkungen zu verfügen). *Wer hat das jemals bestritten?* Ich könnte mir sogar denken, daß ziemlich hoch honoriert wird auf anständige Weise. Der eine Kenner wird, weil sein Urteil sich besserer Schätzung erfreut, mehr als ein anderer verlangen dürfen, und vielleicht ist es nicht einmal unbillig, wenn das Gutachten über ein Bild, das ein Tizian sein will, höher bezahlt wird als das über eines, das nur von Palma Giovane sein soll. Aber wenn bei einem und dem gleichen Bilde das einschränkungslose Gutachten auf Tizian mit 10 000 Mark honoriert wird und ein minder günstiges diese Summe auf keine Weise erzielt, wenn der Experte es duldet, daß sein finanzielles Interesse von vornherein mit dem des Händlers verknüpft wird, so gibt es Leute, die hier gefährliche Ansätze zur Korruption sehen. Die der Meinung sind, das Honorar müsse ein festes sein, ganz gleich wie das Gutachten ausfällt.

Ganz ist die Gefahr, daß der Experte den Wünschen des Händlers in Inhalt und Form seines Gutachtens weiter als er dürfte entgegenkommt, natürlich niemals zu bannen. Auch wo jede Honorierung fortfällt, können Gründe für ein solches Entgegenkommen bestehen. Charakter und moralische Unabhängigkeit des Einzelnen werden immer entscheidend sein.

Gerade weil dem so ist, muß aber ein Zustand bekämpft werden, der diese Unabhängigkeit systematisch gefährdet, wenn nicht unmöglich macht, indem er Charakterfestigkeit und freies kritisches Urteil des Sachverständigen fortwährend den schwersten Belastungsproben aussetzt. Der Angriff derer, denen Max Deri „Heuchelei", „Pharisäertum", „Lügerei" vorwirft, gilt diesem Zustand und zugleich den Personen, die, mit ihm einverstanden, von ihm profitieren. Das sind weniger die Händler, die für die Moral anderer schließlich nicht verantwortlich sind, als jene Kenner, die in eine Bezahlungsart willigen, durch die ihr Interesse an den zu beurteilenden Objekten von vornherein festgelegt wird. Daß Mißbrauch getrieben wurde und noch immer in einem das Ansehen der Kunstwissenschaft überhaupt gefährdenden Ausmaß getrieben wird, wurde niemals bestritten. Ist es unter diesen Umständen nicht selbstverständlich, daß diejenigen, die den Kampf führen, diese Mißbräuche aufzudecken, die Schuldigen anzuprangern, ihre bedenkliche Autorität zu erschüttern versuchen? Sind schließlich die Rechte des Kunstkäufers, der durch jene Praktiken auf das schwerste geschädigt wird, denn so völlig belanglos?

Und nun frage ich Max Deri: War

ihm dies alles wirklich überhaupt nicht bekannt? Hat er die Diskussionen über die Expertise so wenig verfolgt, daß er von unserem Standpunkt nichts wußte? War ihm nicht bekannt — *ich bitte um Antwort auf diese Frage* —, daß Pinder in der „Weltkunst", Jahrgang 1930, Heft 49 ausdrücklich die Annahme von Honorar für „ehrenhaft und einwandfrei" erklärt hatte und für standesunwürdig allein eine Verkoppelung der Honorarhöhe mit dem Marktwert, den das Gutachten „auf dem wissenschaftsfremden Gebiete des Handels erzielen könnte", also eine Beteiligung am Händlergewinn? Wenn Deri dies nicht bekannt war, so war es ungewöhnlich leichtfertig, sich über die Expertisenfrage in der Weise zu äußern, wie er es in Heft 4 des Querschnitts getan hat.

Oder war ihm jene Meinung bekannt? Hat er absichtlich entstellt und verschwiegen, um als sich entrüstender Anwalt bedenkenloser Profitjägerei „in dieser Gemeinschaft" leichteres Spiel zu haben? Wollte er irreführen, Schuldige entschuldigen, Ankläger anklagen? Ein „Pharisäertum" sollte bewiesen werden. Ich frage: Wo ist es? *Beenken*

Antwort an Beenken:

Ich zitiere zwei Sätze aus der vorstehenden Erwiderung, wobei ich zwei Wörter in ihnen verändere: „Charakter und *wirtschaftliche* Unabhängigkeit des Einzelnen werden immer enscheidend sein. — Grade aber weil dem so ist, muß eine *Gesellschaftsordnung* bekämpft werden, die diese Unabhängigkeit systematisch gefährdet, wenn nicht unmöglich macht, indem sie Charakterfestigkeit und freies kritisches Urteil des Sachverständigen fortwährend den schwersten Belastungsproben aussetzt." Ich darf annehmen, daß aus meinen Sätzen in Heft 4 des Querschnitts klar, klarer, am klarsten hervorging, daß sie nicht von einem Anwalt, sondern von einem Feind „bedenkenloser Profitjägerei" gedacht, gefühlt, geschrieben worden sind. Dieser heutigen wirtschaftlichen Einstellung der Mehrzahl galten also offensichtlich die Vorwürfe der Heuchelei, des Pharisäertums, der Lügerei. Und protestiert wurde einzig und allein dagegen, aus einer Herde von vielen hundert Millionen räudiger Schafe willkürlich eines, das Expertisenschaf, herauszuheben, und, sich selber entschuldend, auf dieses zu verschieben, was heutiger Weltcharakter ist. *Deri*

Die ersten Urteile über den Zeppelin (Zeitungsberichte aus dem Jahre 1913):

. . . denn Zeppelin, das ist das starre System im deutschen Gehirn . . .

. . . die größte technische Verfehlung, die die Weltgeschichte hat, der technische Unsinn im Kolossalstil . . .

. . . die ungeheuerlichste technische Verfehlung aller Zeiten . . .

. . . als ein Symbol furchtbar protzender Unwahrhaftigkeit steigt er mit Schraubengeröchel auf, schwebt rasselnd und platzt dann über Leichen und Stank.

Zur Soziologie und Weltgeschichte der Ohrfeige

Von *Vivo*

Es war einmal eine Ohrfeige. Dem Manne, der sie zum Geschenk erhalten hatte, brannte sie vierfingerig auf seiner Wange. Und obschon die vierfache Spur dieser Ohrfeige binnen vier Minuten verlöscht war, sie brannte und brannte unauslöschlich. Da ging der Mann hin und forderte den andern, dem die Ohrfeige entsprungen war, zum Zweikampf. Im Duell sind Ohrfeigen verboten, also schlugen sie sich mit den Waffen. Und siehe, der Mann mit der brennenden Ohrfeige erhielt zwei Säbelhiebe ins Gesicht, und es war merkwürdigerweise dieselbe Wange, die Schauplatz der Ohrfeige gewesen war. Blutend wurde er abgeführt — aber die Ohrfeige brannte nicht mehr. Sie war getilgt, vernichtet gleichsam durch die Säbelhiebe, die sein Gesicht zerfleischt, seine Ehre jedoch wiederhergestellt hatten. Seltsam.

*

Man merkt aus dieser Geschichte, die keine Legende ist, daß die Ohrfeige nebst ihrer sozusagen physikalischen Bedeutung (Kraftentladung) noch eine symbolische hat. Nur diese Verpflichtung zum Symbol erklärt die Tatsache, daß sich viele, die ihren Feind strafen wollen, mit einer oder zwei (gegebenen) Ohrfeigen begnügen, während doch Fausthiebe eher imstande wären, ein verhaßtes Nasenbein zu demolieren. Die Ohrfeige ist die klassische Geste der Empörung und des Zornes. Sie dürfte so alt sein, wie die Menschheit, genau ausgedrückt: wie die Kultur-Menschheit. (Denn die Wilden sind selbstverständlich zu unkultiviert und zu primitiv, um auf eine so elegante Art ihren Gegner zu schlagen.) Andeutungen dieser Kulthandlung finden sich jedenfalls sowohl in der Bibel als insbesondere bei Homer.

So alt nun aber die Ohrfeige auch ist, so scheint sie dennoch nicht ganz aus der Mode zu kommen. Zwar wurde sie zum Teil, und namentlich in den angelsächsischen Ländern, durch die boxende Faust verdrängt, die den Gegner nicht nur schlagen, sondern gleich niederschlagen will. Aber die alte Ohrfeige hat ihre sozusagen ritterliche Rolle noch nicht ganz ausgespielt. Selbst in Amerika nicht, das unlängst erst diese Apostrophierung eines Dichters durch den anderen erlebte. Allerdings sind sowohl *Theodor Dreiser*, der gebende, als auch *Sinclair Lewis*, der empfangende Teil dieser dramatischen Sendung, Romandichter und solchermaßen wohl als romantische Charaktere anzusprechen, auch wenn sie naturalistische Bücher schreiben. Das große Publikum dieser beiden Repräsentanten amerikanischer Kultur dürfte sich gleichwohl gewundert haben, daß Dreiser den Fehdehandschuh, den ihm Sinclair Lewis zugeworfen hatte, nicht als Boxhandschuh benützte. Dreiser, dem vorgeworfen wurde, er hätte dreitausend Worte aus einem Buche der Frau Lewis plagiiert*), zog es aber vor, eine alte Tradition zu plagiieren, und legte seine starken Finger auf die schmale Wange des Vorwerfers. Dann nahm er sie gleich wieder an sich und plazierte sie nochmals an der gleichen Stelle. Die betroffene Wange schwieg ironisch. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, in denen ein geistesgegenwärtiges Gehirn mit Sekundengeschwindigkeit nachrechnen kann, daß dreitausend denunzierte Worte zwei Ohrfeigen wert sind.

*

Aus dieser Geschichte, die keine Legende ist, merkt man wieder, daß die Ohrfeige nicht so sehr schlagen als strafen und beschämen will. Sie ist

*) Siehe auch Heft 2 und Heft 4 (1931).



Express-Photo

Baseball

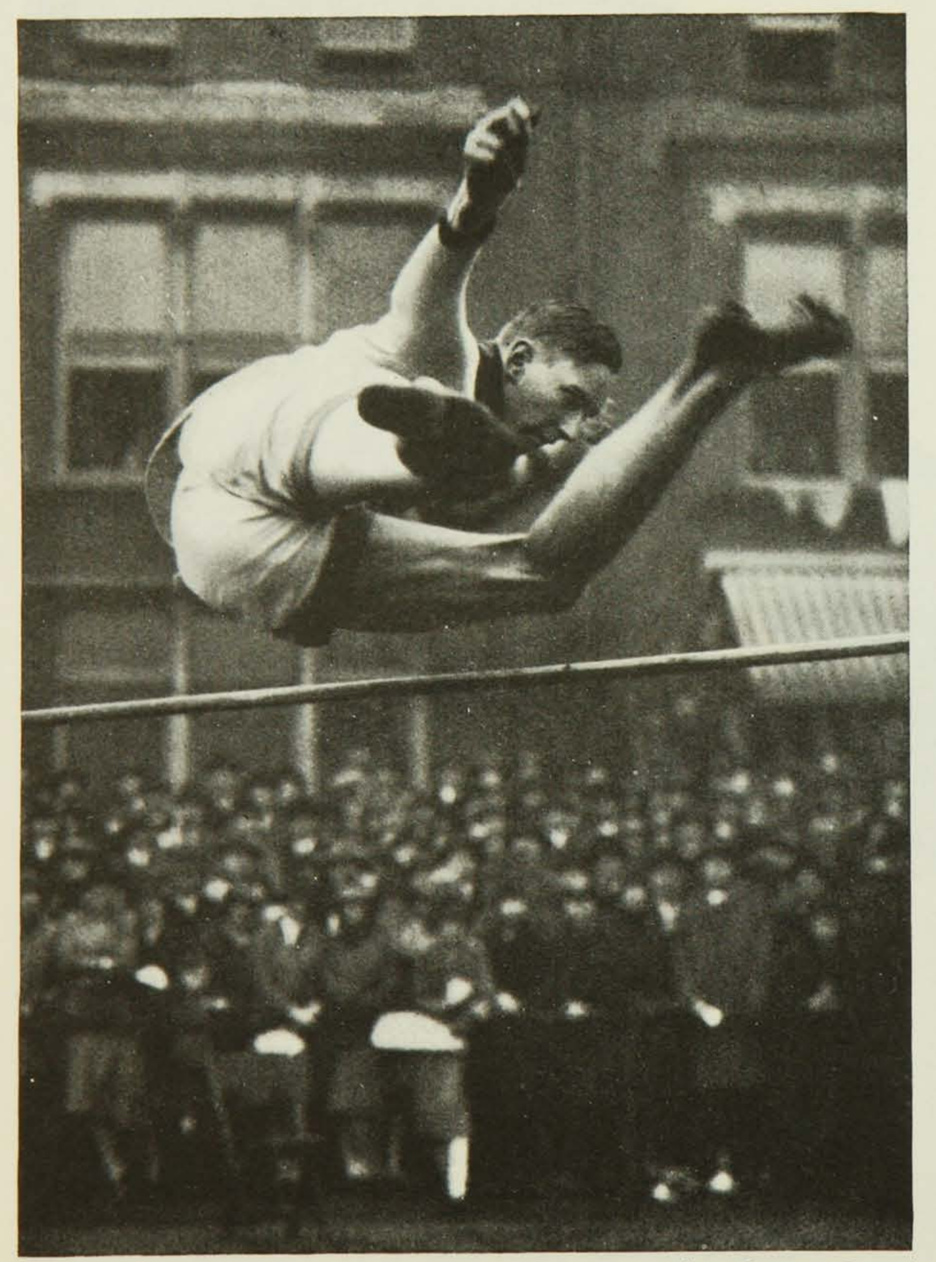


Photo Sport & General

Student in Oxford

Photo International Graphic Press

Der Sprung ins Wasser (Seebad Sandown)

Photo Dr. Erich Salomon

Strandpaar



Photo Martin Munkacsy

Wurstmarkt in Dürckheim

ein Sinnbild der Schlagfertigkeit, aber nicht mehr als die Pointe einer Antwort, die sie dem Geber erspart. Sie will nicht, wie der Boxhieb, den Gegner mundtot machen; sondern nur seine unverschämte Wange zum Erröten bringen. Die Ohrfeige will nicht demolieren, sondern demonstrieren. Ihr symbolischer Gehalt ist somit größer als ihr dynamischer. Deswegen auch klebt sie länger am betroffenen Gesicht, als ein Pflaster auf einer Säbelhiebwunde.

Manchmal klebt sie so lange, brennt sie so heftig, daß Kriege geführt und Völker vernichtet werden müssen, um diesen Brand zu löschen. Das sind die ganz großen, die berühmten Ohrfeigen der Weltgeschichte. Alle berühmten Ohrfeigen schlägt der Rekord vom 23. Mai 1618: an jenem Tag erhielten die in der kaiserlichen Burg zu Prag angestellten Herren *Slavata, Martinitz* und *Fabricius* von den Abgesandten der protestantischen böhmischen Stände jene welthistorischen Ohrfeigen, die dreißigjährige Folgen hatten. Man weiß, daß diese drei Herren zum Fenster hinausgeohrfeigt wurden, und unter dem Fenster gähnte der Burggraben. Aber wohl nicht um sie zu vernichten, um sie zu verhöhnen warf man sie in den Graben. Und die drei katholischen Herren fielen ziemlich weich: auf Berge abgeladener Kanzleiakten. Der Prager „Fenstersturz" war nichts als eine Beleidigung, und das ungeheuerliche Duell, das der Provokation folgte, war der Dreißigjährige Krieg. Vielleicht hätte auch im Juli 1914 eine Ohrfeige genügt, das mühsam aufgerichtete und im Gleichgewicht erhaltene Gebäude des europäischen Friedens zu erschüttern.

Zum Glück trifft nicht jede Ohrfeige in die Weltgeschichte. Die tätlichen Angriffe, denen selbst Premierminister als politische Persönlichkeiten ausgesetzt sind, wirbeln nur Staub, aber keinen Pulverrauch auf. Der Fall des französischen Präsidenten *Fallières,* dem der Attentäter den Bart ausraufte, der jüngere Fall des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen *Bethlen,* dem ein politischer Gegner den Aufenthalt in Genf und beim Völkerbund verleiden wollte, sie beweisen, daß ein Premier nicht abzudanken braucht, wenn ihm „heimgezahlt" wurde. Beim Militär war und ist es anders: wer eine Ohrfeige bekam, verdient oder unverdient, mußte seine Uniform ablegen. Man sieht daraus, daß die Ehrbegriffe eines Premier-Leutnants anspruchsvoller sind als die eines Premier-Ministers.

Wenn aber die Ohrfeige ihre alte Geltung verliert, dann darf man sich nicht wundern, daß sie dem modernen Menschen sozusagen abhanden kommt. Der große Krieg hat auch hier alte Ehrbegriffe über den Haufen geworfen. Heute scheint sich die Meinung durchgesetzt zu haben, daß eine Ohrfeige das Recht noch nicht herstellt. Wer Jäger zu Ahnen hatte, liebt zwar noch immer diese herrische Geste, aber die vielen Stämmlinge des Hirten rufen lieber die Gerichte an.

Die Ohrfeige war nie ein Beweisstück, aber sie ist auch kein Makel mehr. Einst eine Kulthandlung, ist sie heute zur Kraftübung herabgesunken. Durch die Inflation politischer Über-Griffe entwertet, ist sie heute kein erschöpfendes Ausdrucksmittel mehr. Früher ein Superlativ, ist sie heute eine Normalform politischer Unterhaltungen. Früher bedeutete sie eine „einstweilige Verfügung" — heute nur einen Gemeinplatz.

Brahms pflegte gegen Unbekannte von einer bärenhaften Grobheit zu sein. Eines Abends, beim Verlassen seines Stammlokals „Zum roten Igel" in Wien, drehte er sich in der Tür um und sagte: „Sollte hier noch jemand sein, den ich vergessen habe zu beleidigen, so bitte ich ihn um Entschuldigung."

Stählerne Nacht

Von Peter Mahr

Das Sportgirl war so gestählt und so roh:
„Da sein ich also, old boy, hello!
Du sein heut in Form? I am ready!
Mama dir laßt sagen, du alter Schwein,
Um acht Uhr früh ich muß zu Hause sein,
Sonst haut er uns nieder, sagt Daddy!"

Sie schmiß die Matratzen weg, das war der Start!
Die stählernen Bettfedern blickten so hart! . . .
Das war unser hochzeitlich Linnen.
Dann pflückte sie gröhlend, mit bronzebrauner Hand,
Den Zentralheizkörper heraus aus der Wand
Und warf ihn zerknittert von hinnen . . .

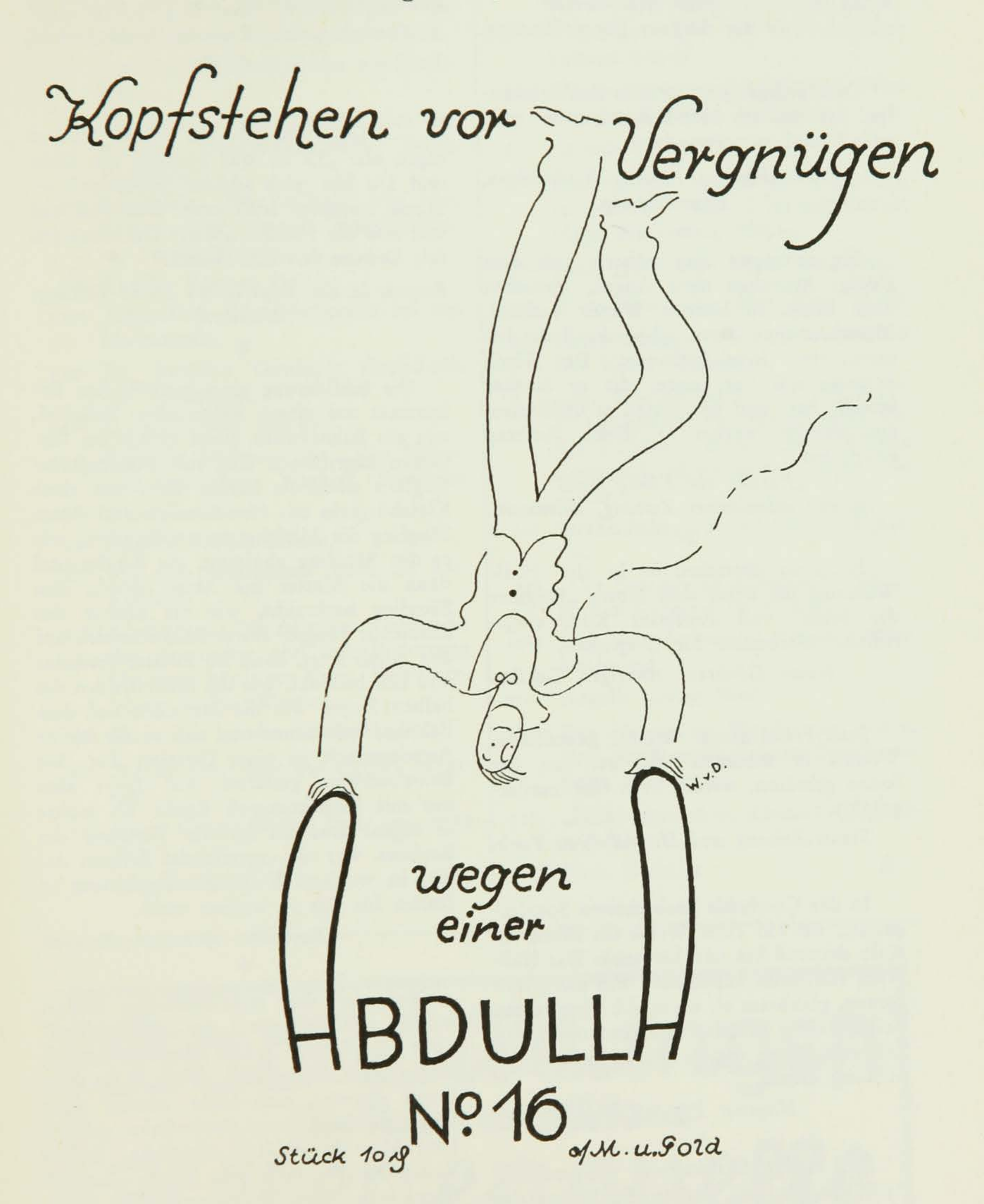
Ihr Hemdhöslein war weder putzig, noch frech,
Aus ganz dünnem Aluminiumblech.
Dann legte sie sanft und gemächlich,
Voll cowboyartiger Schelmerei
Die Stoppuhr zum Bett, etwas Kautabak bei,
Und blieb dabei kühl und ganz sächlich.

Sie flüsterte zehnmal: „Say, du hast mir lieb?"
Und machte zehn Kniebeugen. Sportlerprinzip.
„Oh, look, wie da draußen it's raining!
Mein letzte Friend war der poor little Bill.
. . . Er fiel beim Rugby bei Cambridge-Hill . . .
Excuse me, ich bin nicht in Training . . ."

Nachher lag ich, seelisch und körperlich nackt,
Und hätte ihr doch gern was Liebes gesagt!
Da küßt ich sie zart auf die Flanke:
„My Schwitzharz, ich bin jetzt sehr glücklich, mir scheint,
Ich will dir verzeihn, du hast's nicht so gemeint!
Klein Daisy, my honey, ich danke."

„Oh, sonny boy, don't be sorry, ich bin,
Bloß Daisy's Schwester, die Gwendolin.
Daisy kann heet nicht und laßt grußen . . .
Die Sisters von ganze American
Sein ähnlich, wie du kannst bemeriken.
Darf ich Daisy auch von dir kussen?"

Zum Schluß hat sie mich auf den Mund geküßt
Mit der Faust. Und ich hab auf die Bretter gemußt.
Was mich wohl ein weniges störte,



Doch schickt' ich das nächstemal — pfui, wie gemein —
Max Schmeling statt meiner zum Stelldichein . . .
. . . Worauf ich nie mehr von ihm hörte . . .

Aus aller Zeitungswelt

Im Sturmesbrausen kommt der Geist. Recht so. *Artur Brausewetter in der Berliner Börsen-Zeitung.*

*

Der Heilige Geist ist kein Zauberkünstler, der uns im Handumdrehen in gute, edle Menschen verwandelte.

Braunschweiger Neueste Nachrichten, Braunschweig.

*

Ein seltsamer Zug näherte sich dem König: Menschen ohne Augen, Menschen ohne Beine, in kleinen Wagen hockend, Menschen ohne Arme, schwankend die Insassen eines Invalidenhauses. Der König verneigt sich vor ihnen, die er hierher bestellt hat, und uns bleibt es überlassen, auszudenken, warum er diesen Auftrag erteilt hat.

„Parade vor König Boris" in der Allensteiner Zeitung, Allenstein.

*

Nicht zu übersehen ist in der Halle Wohnung die unter dem Motto „Hygiene der Seele" von Professor Koch eingerichtete Werkstätte für Geigenbau.

Neuer Görlitzer Anzeiger, Görlitz.

*

Frau Freudenstein verlebte genußreiche Wochen in Bermuda und ist, von der Sonne gebräunt, wieder nach hier zurückgekehrt.

Staats-Zeitung und Herold, New York.

*

In der Coerheide beobachteten Spaziergänger, wie auf einer Weide ein Pferd ein Kalb dauernd hin und her trieb. Das Kalb brach schließlich zusammen, und das Pferd sprang, gleichsam als ob es sich über seinen Erfolg freute, um das Kalb herum. Dann ließ es sich vor seinem Opfer in kniender Stellung nieder.

Hagener Zeitung, Hagen i. W.

*

Das hiesige Storchennest war anfangs April so überfüllt, daß es die Menge der kleinen Weltbürger nicht zu fassen vermochte. —

Omaruru hat jetzt auch wieder einen Arzt. Dr. Cohen hat sich mit einer sehr gefährlichen, aber glänzend verlaufenen Blinddarmentzündung hier gut eingeführt.

Swakopmunder Zeitung, Swakopmund, Afrika.

*

... Da kann ich Dir nichts anderes sagen als: „Es ist was Heiliges um Dich, und Du bist noch schöner geworden." — Marie stampfte leicht mit dem Fuß auf und hob die Hände: „Wirst Du schweigen mit Deinem frivolen Locken."

Roman in der Bayerischen Staats-Zeitung, München.

*

Die Schilderung eines persönlichen Erlebnisses auf einem italienischen Bahnhof, wie ein Bahnfaschist einen gerade im Abfahren begriffenen Zug mit Sonntagsausflüglern nochmals halten läßt, um einer Kleinbürgerin mit fünf Kindern und einem Säugling die Mitfahrt zu ermöglichen, wie er den Säugling abnimmt, die Kinder und dann die Mutter ins Abteil stopft, den Säugling nachreicht, wie die Mutter das schreiende Jüngste einem Mitfahrenden auf den Schoß setzt, dann im Fenster erscheint und sich bedankt, wie die Mitreisenden des halben Zuges, wie die Menschen auf dem Bahnhof teilnehmen und sich so die kleine Angelegenheit zu einer Ovation für den Bahnfaschisten gestaltet, wie dieser aber nur mit Faschistengruß dankt, als wollte er sagen: Das tat ich als Vertreter des Regimes, war ein ergreifendes Beispiel dafür, in welcher Weise der Faschismus in Italien für sich zu werben weiß.

Rostocker Anzeiger, Rostock

*

Vertreter der rechtsradikalen Blätter wurden zum Stapellauf der „Deutschland" nicht zugelassen: . . . Das alles beim Stapellauf eines Kriegsschiffs! Wäre es da nicht besser gewesen, man hätte anstatt eines Panzerkreuzers einen Papierkahn gebaut? Und Manuskriptblätter sämtlicher Genfer Reden hätten dafür den besten Baustoff abgegeben. Den Posaunen- und Schalmeienchor bei einer solchen Feier aber hätte die Deutsche Friedensgesellschaft gewiß gerne gestellt.

Magdeburger Tageszeitung, Magdeburg.

Der Tag des Rundfunks:

5^{45} Zeit, Wetter.

6^{30} Gluck „Alkestis“, vorgetragen vom Bläserchor der Stettiner Feuerwehr.

6^{55} Anschließend Schallplatten auf Schallplatten.

7^{30} Rhythmisches Zahnputzen. Von Geheimen Obermedizinalrat Birke, Magdeburg.

9^{00} Schulfunk „Was müssen wir vom Kartonpapier wissen?“ Von Studienrat Frank, Barmen.

9^{40} Kapelle Kalman Deszö.

11^{10} Jugendfunk: Der Fischkutter bei den Normannen.

11^{40} Zu Jeremias Gotthelfs Gedächtnis (74. Todestag).

12^{20} Leipzig sendet Händel.

12^{50} Richtiges Stufensteigen. Von Geheimen Sanitätsrat Winkler, Schwerin.

1^{20} Schallplatten.

1^{40} Kapelle Bardos Zoltan.

2^{00} Mit dem Mikrophon durch die Rieselfelder.

2^{30} Kinderfunk: Die religiösen Gebräuche der Annamiter und ihre Bedeutung für einen künftigen Krieg. Von Oberlehrer Stulpe, Weimar.

2^{40} Mannheim sendet Stuttgart.

3^{10} Walter Brett liest aus eigenen Hymnen.

3^{40} Horst Kluge: Walter Brett und seine Zeit.

4^{00} Kapelle Aranyi Bela.

4^{40} „Hallo, der Gaskrieg!“ Hörspielfolge von Dr. Gunther Wagram.

5^{15} Chemnitz sendet das „Versprechen hinterm Herd“.

5^{55} Wovon lebt der Holzwurm? Von Forstrat Kutscher, Heilbronn.

6^{20} Kapelle Kovazs Sandor.

6^{50} Macbeth im Spiegel des modernen Strafrechts. Von Oberstaatsanwalt Hugo Brinkmann, Plauen.

7^{10} Peter Knall über Klaus Witzmann.

7^{30} Klaus Witzmann über Peter Knall.

7^{50} Heinz Schach interviewt Peter Knall und Klaus Witzmann.

8^{15} „Der fahrend Schüler in Paradeys“, Fastnachtsspiel von Hanns Sachs, für den Rundfunk eingerichtet von John Rosenthal, Musik nach Motiven von Zelter.

9^{00} Straßenbahngeräusche auf Schallplatten.

9^{50} „Der Sommer ist kommen!“ Schallplatten-Kabarett im Grünen.

10^{25} Das Viertelstündchen für den Sanskritfreund.

10^{40} Kapelle Lofasz Ernö.

11^{10} Der Humor im Wandel der Zeiten. Von Strafanstaltsdirektor Otto Starkheim, Osnabrück.

11^{30} „Nicht schnarchen, Kinder!“ (Jugendstunde).

11^{50} Gute Nacht! *K.*

Bücher-Querschnitt

VICTOR MARGUERITTE, Vaterland. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Wir schulden dem Verlag Dank dafür, daß er das wundervolle Werk des großen französischen Pazifisten in deutscher Sprache herausgebracht hat. Mir scheint der französische Titel „La Patrie Humaine" dem Inhalt besser gerecht zu werden, denn Margueritte hat das hohe Lied von der Einheit aller menschlichen Vaterländer gedichtet. Ein Lied, dessen edle Poesie durchsetzt ist von so nüchterner Erkenntnis schmutzigster Kriegsmacherei wie dieser hier: „Was ist Geschichte? Ein Abenteuer, ausgeheckt im Dunkel der Sakristeien, der Kasernen, der Paläste und der Banken. Sie wird blindlings geschrieben, mit dem Blut der Völker, den Straußfedern der Generäle und den Gänsefedern der Diplomaten. Aber ein vorbestimmter Befehl diktiert sie: der Befehl der mächtigsten aller Internationalen: Gold und Eisen. Des Goldes, das nur zum Eisen greift, weil das Eisen das Gold mästet." — Dieser tapfere Wahrheitskämpfer, Sohn des großen, bei Sedan gefallenen Kavalleriegenerals, geht in der Kriegsschuldfrage mit den Machthabern des eigenen Landes scharf ins Gericht, ist also nach dem Wörterbuch unserer Nationalisten ein Mann, der das eigene Nest beschmutzt. Was die Herren aber nicht hindert, sich bei der eigenen Weißwaschung immer munter auf ihn zu berufen. Da ich den Kreis um Margueritte und Gouttenoire de Toury persönlich ziemlich genau kenne, weiß ich, daß sie diese Hilfeleistung bei unserem Kriegsunschuldsrummel gar nicht beabsichtigt haben. Die in jeder Schuldfrage allein richtige Methode des Kehrens vor der eigenen Tür, wird leider immer durch die Gegner verdorben, die ihren eigenen Schmutz vor die Tür der Nachbarn kehren. Dies Standardwerk des Pazifismus sollte auch dem verbissensten Gegner zu denken geben. *Freiherr von Schoenaich.*

EUGEN LENNHOFF, Politische Geheimbünde. Amalthea-Verlag, Wien.

Oppositionen, die legale Mittel nicht finden, um sich auszudrücken, geben sich geheime Organisationen, um ihre Ziele — Aenderung irgend eines bestehenden politischen Zustandes — zu erreichen. Zwangsläufig werden solche geheime Organisationen zu „geheimnisvollen". Für das allzu simpel ablaufende Leben des Bürgers sind Kelle und Schürze des Freimaurers das Romantische schlechthin, mit dem er sich dekoriert. Sind die Ziele verwegener, verlangen sie von den Mitgliedern gar Mord und Totschlag, kommt der Zulauf von der andern, der unbürgerlichen Seite. In diesem interessanten Buche wird die Geschichte einiger solcher Geheimbünde, oft mit Belegen aus unbekannt gebliebenen Dokumenten, erzählt: die Carbonari, die Dekabristen, die Sinnfeiner, die serbische Omladina. Viele merkwürdige Bilder. *F. B.*

Das Erwachen der Menschheit. 1. Band der Propyläen-Weltgeschichte. Propyläen-Verlag, Berlin.

Von Lawrence Sternes „Tristram Shandy" muß der Leser vierhundert Seiten hinter sich bringen, eh' der Held seine erste Lebensviertelstunde vollendet hat. Nach demselben Prinzip vollzieht sich in diesem ersten Band der Propyläen-Weltgeschichte das „Erwachen der Menschheit"; sie hat in der Mitte des Buches ihre Augen kaum aufgeschlagen. Das ist ein Merkmal der wertvollen, aufschlußreichen Gründlichkeit, mit der hier versucht wurde, das Geschehen auf unserem Planeten aus dem Urnebel zu heben. Was an diesem Versuch aber erquickt (und sein Gelingen fördert), das ist seine Selbstbescheidung, eben nichts als Versuch zu bleiben. Noch vor einem Menschenalter wäre diese Art der Darstellung unmöglich gewesen. Damals stand im Nachhall Haeckels, Darwins, John Stuart Mills, der naturwissenschaftliche Größenwahn in vollem Flor, schien der Deduktion das Recht versagt, das verschleierte Bild zu Saïs mitzuentschleiern. Mit welcher abgewogenen Vorsicht geht dagegen in diesem Werk die Spekulation mit der Forschung Hand in Hand, als gälte es weniger, ein Weltbild hervorzuzaubern, das den bildungs- und stabilitätshungrigen Bürger beruhigt, als ihn, alle Hypothesen und Erwiesenheiten entlang, seinen eigenen Wegführer durchs Dunkel sein zu lassen. Das Ergebnis ist doppelte Klarheit. Die beigegebenen Illustrationen und Bildtafeln aber machen aus dem Buch, das jene vermittelt, überdies ein gedrucktes Pergamon-Museum. *k.*

FRANZ WERFEL, Kleine Verhältnisse. Novelle. Verlag Zsolnay, Wien.

Alles, was Franz Werfel seit seinem ersten Gedichtbuch niederschrieb, war Selbsterläuterung eines erwachsenen Wunderkindes. Ein Wunderkind — im seelischen und sittlichen Sinne — ist auch der elfjährige Held dieser Novelle, der aus der lieblos-verwöhnten, streng umfriedeten Bourgeoiswelt durch Zufall in die andere, ärmere und wahrere Welt schauen darf. Doch der Vorhang, der sich für einen grauenhaften, unendlichen Augenblick vor seinem Auge hob, wird von resoluter Familienhand wieder zugezogen, dem Knaben bleibt an Stelle des Erlebnisses der Komplex. Man könnte diese Geschichte, welche die Neigung der Bürgerseele zum Sozialismus des christlichen Mitleids in wunderbarer Aufrichtigkeit veranschaulicht, für ein Stück Autobiographie halten, mit solcher psychoanalytischen Zielsicherheit führt darin die Unbewußtheit die Feder. Ja, man spürt aus gewissen Stellen — wie jene, wo die offiziers-ärarische Welt des alten Oesterreich aus den Pupillen des kleinen Buben mit allem wesenlosen Imponier-Glanz zurückstrahlt —, daß sich der Dichter des Infantilen in sich als des eigentlich Produktiven bewußt ist, und daß Bekenntnis und Schreibensdrang bei ihm immer nur Variationen der eigenen Elfjährigkeit sind. „Eine Meisternovelle", sagt der Buchumschlag. Und man erlebt den seltenen Fall, daß ein Waschzettel einmal nicht aufgeschnitten hat. *—uh.*

Der Bruder Sonka und die allgemeine Sache. Gedichte. Paul Zsolnay Verlag.

Judenjunge, Slowakenkind, Kulturbastard: so nennt er sich, Sonka, Lyriker aus dem Osten des deutschen Sprachgebietes, engerer Zeit-, Tisch- und (eine Weile) Gesinnungsgenosse Franz Werfels. Der Gefährte revolutionärer Tage hat heimgefunden zur Menschheit, die seine Sache ist, Sonka blieb heimatlos, verwandt den Bettlern und Landstreichern. Der Baum, dessen Wurzeln aus dem slowakisch-jüdischen Boden Nahrung saugen, ragt mit seiner Krone in eine Sphäre, wo die Höhenluft der deutschen Lyrik weht. —z—

ADOLF LOOS, Trotzdem. Brenner-Verlag, Innsbruck.

Ein besseres Wort konnte gar nicht gefunden werden, die gesammelten Aufsätze von Adolf Loos aus den dreißig Jahren seit 1900 zusammenzufassen. Es gibt schon eine solche Sammlung, die vor zehn Jahren — Loos war damals fünfzig — unter eigentümlichen Umständen erschien: in der Neuen Zürcher Zeitung hatte ich festzustellen, daß kein deutscher Verlag dem Buch eines solchen Mannes eine Möglichkeit geben wollte. Daraufhin meldete sich in diesem von jeher tapfern Blatt das Pariser Haus *Crès* zum Wort und gab bekannt, daß demnach ein französischer Verlag eintreten müsse, er selber, das Buch aber dennoch in deutscher Sprache erscheinen werde. Diese ersten Aufsätze von Loos hießen *„Ins Leere gesprochen"*. Sie zeigen den beginnenden Kampf (Loos war immer ein Kämpfer, bald für, bald gegen), der erst noch dem sogenannten englischen Stil im Kunstgewerbe galt, dem Durchbruch des Zweckstils ohne Ornament. In Wien wurde derlei zum Entsetzen der Kunsthandwerker und des Publikums vom Staatlichen Kunstgewerbemuseum gefördert, und Loos war natürlich mit seinem ganzen Temperament bei der Sache oder doch bei dem, was an der Sache richtig war. Nach den zehn Jahren, die zwischen seinem fünfzigsten und dem sechzigsten Geburtstag liegen, hatte er es nicht mehr nötig, sich als einen Mann zu bezeichnen, der ins Leere spricht. Der Kämpfer ist geblieben. Längst nicht mehr nur in eigener Sache. Man findet die Aufsätze über Kraus, über Schönberg, über Peter Altenberg, den „Abschied von Altenberg", als er starb. Denn Loos, der selbst so schwer zu ringen hatte, fand immer Zeit für andere. Alles das ist keine Aestheten-angelegenheit. Die starke Menschlichkeit des großen Architekten und Lebensbildners Loos schwingt in jeder Zeile mit — am deutlichsten merkt man sie in dem Nachruf für seinen Tischler Josef Veillich, den braven Mann, der seine Möbel auszuführen hatte. Merkwürdig, wie diese zu ganz bestimmten Anlässen geschriebenen Stücke sich zu einem Buch vereinigen, das durchaus das Zeug hat, so manches unter den Aspekten der Ewigkeit ausspintisierte Werk philosophischer oder künstlerischer Intention zu überdauern. *Paul Stefan.*

Wir kämpfen. Das Ringen großer Menschen in ihren Briefen. Herausgegeben von *Paul Schiller.* Verlag Wunderlich, Tübingen.

Es hat wohl keine Epoche gegeben, in der das Individuum so sehr ununterbrochen um die bloße Erhaltung des Lebens kämpfen mußte, wie die unsere. Der Herausgeber dieser sorgfältig ausgewählten und eingeleiteten Briefe läßt uns einen schaurigen und dennoch erhebenden Blick tun in die wilden und unbändigen Lebenskämpfe von Revolutionären und Dichtern, Staatsmännern, Forschern, Entdeckern, wie sie sich in ihren teils hemmungslosen, teils gebändigten Briefen aussprechen. Die Duse und Bakunin, Bismarck und Stanley, Darwin und Wedekind bewegen sich marionettenhaft und doch aus Fleisch und Blut kämpferisch vor unseren Blicken. Man müßte nicht in die Gesichter der beigegebenen Porträts sehen, in ihre todesmutigen oder todesnahen Augen, um Lust und Leid der Welt aus diesen Briefen herauszulesen. Aus jeder dieser vitalen Zeilen schreit uns der ganze Mensch entgegen. *Elbogen.*

HENRY FORD, Und trotzdem vorwärts! Unter Mitwirkung von Samuel Crowther. Paul List Verlag, Leipzig.

Das „trotzdem" des Titels bezieht sich auf die herrschende wirtschaftliche Depression. Es ist aber nicht viel, was Ford über die Depression zu sagen weiß. Nach ihm gibt es gar keinen Konjunkturzyklus. „Allgemeine Depressionsperioden treten lediglich infolge eines Mangels an Klugheit der industriellen und finanziellen Führer in Erscheinung." Im besonderen schreibt er die gegenwärtige Depression hauptsächlich dem Umstande zu, daß die Unternehmer, von einem falschen Gewinnstreben verführt, ihr Interesse dem Aktienmarkt und der Spekulation zuwandten, statt ihre Aufmerksamkeit auf die besondere Dienstleistung zu konzentrieren, die sie als Leiter ihres Unternehmens der Allgemeinheit schuldig sind. Er versagt in diesem Falle, wie überhaupt, als Theoretiker. Er weiß nichts von den allgemeinen wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, hat noch immer keine klare Vorstellung von der Funktion des Geldes, wenn er auch vorsichtiger geworden ist und die Finanziers und die Banken nicht mehr angreift. Er ist nicht imstande, von den Besonderheiten seines Unternehmens abzusehen und zu erkennen, daß nicht alle Betriebe gleich dem seinen durch vollständige Zurückhaltung der Gewinne und ausnahmslose „Selbstfinanzierung" sich vom Geldmarkt unabhängig machen können. Aber solange er auf dem festen Boden seiner Betriebsführung und seiner Prinzipien steht, ist er großartig und hat mit seiner Theorie vom Unternehmertum und vom Einfluß hoher Löhne und niedriger Preise auf die Kaufkraft den Nationalökonomen, die er gering schätzt, viel gegeben. Er ist und bleibt unter den gegenwärtigen Unternehmern vielleicht der einzige, der den Titel eines Wirtschaftsführers wirklich verdient. Auch das vorliegende Buch verfolgt hauptsächlich den Zweck, seine Lehre wieder und wieder in der eindringlichsten Form zu rekapitulieren. Das Wesentliche darin ist, daß jede Rationalisierung von vornherein die Erhöhung der Löhne und die Verbilligung der Preise — bis zum Konsumenten — einkalkulieren muß. *Dr. Alfred Schwoner.*

Menschen, die Geschichte machten. Viertausend Jahre Weltgeschichte in Zeit- und Lebensbildern. Herausgegeben von *Peter Richard Rohden* und *Georg Ostrogorsky.* Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Eine interessante Weltgeschichte in kleinen Monographien von Uranfängen bis heute. Von 120 Mitarbeitern, hauptsächlich mitteleuropäischen Gelehrten, wurde da ein „Pantheon der berühmtesten Männer und Frauen" aufgerichtet. Wer also die Weltgeschichte als eine Schöpfung einzelner Persönlichkeiten sieht, der kann sich an diesen Lebensbildern über die Werke der Schöpfer orientieren. Und da manche der Beiträge beim ABC des betreffenden Lebens ausholen, andere aber gewisse Kenntnisse der allgemeinen Lage voraussetzen, kommt sowohl der fortgeschrittene Leser auf seine Rechnung wie auch jener, dem der Geschichtsunterricht seiner Schule jedes Wissen ausgetrieben hat. Ebenso wechselt der Stil der einzelnen Beiträge zwischen sachlicher Darstellung und poetisch schwingender Prosa, zwischen Analyse und Hymne; im ganzen aber ist die Tendenz zur klaren Chronik und Charakteristik gewahrt. *—i—*

RUDOLF KASSNER, Das physiognomische Weltbild. Delphin-Verlag, München.
Haben Sie einmal dunkle Wolkenberge aufsteigen gesehen? Schwarze geballte Masse verfinstert die Welt. Und plötzlich Blitze. Sie reißen den Himmel auf und geben der Landschaft ihr zuckendes, unvergeßbares, ihr inneres Bild. So ist Rudolf Kassners „physiognomisches Weltbild". Es will „den Bruch zwischen Handeln und Sehen, Handeln und Denken" mit Hilfe der Einbildungskraft überbrücken. Diese soll, nicht wie für den Skeptiker, Zerstreuung sein, vielmehr bedeutet sie für Kassner und den Physiognomiker Sammlung und Bindung eines sonst unrettbar Auseinanderfallenden. Die Einbildungskraft soll die Grenze zwischen Geist und Seele, zwischen Metaphysik und Psychologie, zwischen Schöpfer und Werk aufheben und eine Einheit wiederherstellen — nicht als Erklärer der Welt, sondern als ihr Deuter, Magie und Freiheit, Größe und Tiefe zusammenfassend. Nicht Bekenntnis wird gefordert (denn im Bekenntnis steckt noch die Lüge), sondern Verwandlung (sie erst ist der Tod der Lüge). Die Frage dieses physiognomischen Weltbilds ist: Wie verbinde ich die größte Liebe mit der größten Erkenntnis? Die Antwort, die Kassner, der Lyriker unter den Philosophen, gibt, ist oft erdrückend wie ein schwarzes, rasch seine Formen wechselndes, gewittriges Wolkengebilde. Aber welche Blitze dann! Welche Erleuchtungen! Rudolf Kassners Stärke ist eben nicht ein System von Ideen, sondern die aphoristische Philosophie. *O. M. Fontana.*

HANS REIMANN, Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache. Berlin, Gustav Kiepenheuer Verlag.
Der Verfasser ist sich über sein Schicksal im klaren gewesen — er selbst spricht von einem „wissenschaftlichen, halbwissenschaftlichen oder pseudowissenschaftlichen Buch" — ja, er nennt es geradezu: laienhaft. Der Schulfuchs wird dem Autor gar manches anzukreiden haben. — Was aber selbst der Schulfuchs wird zugeben müssen: Es ist der Grimm Schopenhauers in dem Buch, Liebe zum Gegenstand und wahrhaft erstaunliches Wissen — daneben der Sammelfleiß und schrullige Groll Karl Julius Webers, die Pedanterie Wustmanns. Vor allem: Das Buch ist wirklich vergnüglich, vom Anfang bis zum Ende, das reichste, das vollständige Museum der Sprachdummheiten und Sprachjuxe — und was Reimann über den Hochmut, die Willkür der Philologen zu sagen hat (in den Kapiteln „Haarspaltereien" z. B. und „Metaphern"), könnte Fritz Mauthner geschrieben haben. *Roda Roda.*

S. M. PROPPER, Was nicht in die Zeitung kam. Verlag der Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.
Der ehrwürdige Herr, der diese Erinnerungen an das zaristische Rußland verfaßte (er verbringt den Lebensherbst in Deutschland), scheint nicht mit aufrichtigster Feder zu schreiben. Das heißt: nicht, als ob er Unwahres berichtete; aber man spürt deutlich, daß das wesentlich Wahre weniger in seinem Bericht liegt, als in der nicht genug erörterten Funktion, die er in Petersburg bekleidete: nämlich Herausgeber der größten Börsenzeitung zu sein. Er hat viel gehört und gesehen; auf den Grafen Witte ist er nicht gut zu sprechen; der habe im Augenblick seiner Adelserhebung, sagt er, völlig den Kopf verloren. Doch am interessantesten sind in diesem Buch nicht die Erinnerungen des bereits Arrivierten, sondern die Kapitel seines Werdegangs: wie er als junger Bursche, mit Empfehlungen des damaligen Herausgebers der „Neuen Freien Presse" ausgestattet, aus Wien nach Petersburg kam, zuerst als Telefonist und Galopin sich betätigte und von heute auf morgen zur Macht kam. Man muß das lesen — es ist die Tüchtigkeits-Karriere eines Typus, der uns überall voranläuft und den wir alle nicht mögen. *k.*

Das fröhliche Buch. Herausgegeben von *Ferdinand Avenarius.* Erneuert von *Hans Böhm.* Verlag D. W. Callwey, München.
Auf drei Seiten Ueberblättern kommt eine Seite Stillstehen. Entzückende Gedichte Buschs, Liliencrons, Morgensterns stehen neben Deklamations- und Vereinshumoren. Der Herausgeber (Erneuerer) sagt im Vorwort: „Manche Dichter sind angesichts unerfüllbarer Honorarforderungen nicht im gewünschten Maß vertreten." Der Schöpfer dieses Satzes aber ist vertreten. Angesichts erfüllbarer Humorforderungen. *—uh.*

KURT HEUSER, Die Reise ins Innere. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin.

Kurt Heuser hat auf der Kolonial-Schule in Witzenhausen „Jazzband unter den Sternen“ geschrieben. Vier Kolonialschüler fahren auf Motorrädern in eine Nacht ohne Gespenster, Neger, Löwen, Giftfliegen, und mit Heusers Augen erlebten wir in diesem Unscheinbaren große Abenteuer der Herzen, großes Epos, große Natur. Als ich später erfuhr, dieser herrlich sehende Heuser sei nach Afrika gegangen, als Pfanzungs-Assistent ins kulturell zurückgebliebene, aber dafür Afrika gebliebene Portugiesisch-Ost, war ich überzeugt, er sei auf dem rechten Weg. Die „Reise ins Innere“, worunter natürlich das Innere des Landes wie das seiner Menschen zu verstehen ist, Mensch im Urwald und Urwald im Menschen, ist kein Beweis dafür. Heuser hat dieses Mal nicht gesehen, sondern in die phantastische Welt zuchtlos hinein phantasiert. „... und zog mit den Zähnen, da er seine Hände nicht gebrauchen konnte, Geldscheine aus dem Gürtel ...“ kommt in dieser Geschichte vor wie etwas Natürliches. Mit den Zähnen aus dem Gürtel gezogen erscheint mir die ganze Legende, die plötzlich abbricht, sonst wäre ein wilder Kriminalroman entstanden; so entstand nur das Fragment eines Kriminalromans. Trotz allem könnte Heuser das große Talent sein, das wir in ihm zu erkennen glaubten; auch der junge Balzac hat „pour se faire la main“ dergleichen produziert.

Balder Olden.

GUSTI JIRKU, Zwischen den Zeiten. E. P. Tal Verlag, Wien.

Das Milieu, in das diese junge Autorin ihren ersten Roman stellte, ist ebenso ein Grenzland wie die Zeit: Kroatien. Auch Gusti Jirku scheint zwischen den Zeiten zu stehen: zwischen dem verströmenden lyrischen Intellektualismus der Jugend nämlich, in dem doch schon feste anschauliche Prägungen, plastische Gestalten wie verheißungsvolle Inseln stehen, und der epischen Klarheit, der sie zustrebt. Dieses erste Buch ist eine feine kleine Novelle und ein großes Versprechen. *Grete Ujhely.*

Neue Schallplatten

Jubel-Ouvertüre (C. M. v. Weber). Staatsorch. Dir. Blech. Electrola E. H. 428. — Sachlich beschwingte Auslegung Weberscher Romantik. — Schöne Sommerplatte.

Alte Tänze und Arien, zweite Suite (Respighi). Orch. Covent Garden. Dir. Bellezza. Electrola E. H. 641-42. — Trefflich klar geblasen, geharft, klavizimbelt, musikantisch und kulturell bedeutsam.

Frühlingslied (Mendelssohn-Bartholdy). Orch. Berl. Philharmon. Dir. Mackeben. Ultraphon A 889. — Vielstimmig musiziert, apärte Farben, erholsamer Rhythmus!

Lieder ohne Worte op. 19, 102 (Mendelssohn). Klav. Ignaz Friedman. Columbia D. W. 4010. — Großzügig und vornehm interpretiert.

Scherzo, em. op. 16, Nr. 2 (Mendelssohn). Klav. Brailowski. Deutsche Grammophon 90173. — Angenehme Vorurteilslosigkeit frischt erfolgreich guten Konservatoriumsschlager auf.

Ave Verum (W. A. Mozart). Chor m. Streichorch. Dir. Kromolicki. Musica Sacra A 46. — Ausgezeichnete, einfühlsame Wiedergabe durch den wohltrainierten Berliner Kirchenchor St. Michael.

„Ich weiß ein hübsches Häuselein“ (Joseph Haas). Duett: Sopran und Alt. Musica Sacra A 30. — Wunderhübsche, feinsinnige Kinderplatte für Gläubige und Ungläubige.

„Manon, mi Aradisce ...“ (Puccini). Tenor: Pertile m. Orch. Scala. Electrola D. A. 1162. — Erinnerung an den passionierten Des Grieux der unvergessenen Manon-Toscanini-Aufführung.

Im Chambre séparée aus Heubergers „Opernball“. Tenor: Tauber. Orch.: Odeon. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 4990. — Die große Attraktion der Bowlenabende.

Bolero (Delibes). Sopran: Galli-Curci. Electrola D. A. 1164. — Hörenswürdigkeit ersten Ranges. Carmen-Anklänge, iberische Atmosphäre.

II. Puccini-Potpourri. Berl. Philharm. Dir. Meyrowitz. Ultraphon E 878. — Herbsüße, trefflich gemixte Wiedergabe stets willkommener Puccinismen.

Serenade (Haydn) und *Menuett (Boccherini). Philadelphia-Symphony-Orchester, Dir. Stokowski. Electrola E. J. 584.* — Herzhafte, frühlingsfrische Renovierung des abgeleierten Menuetts.

Appassionatemente (Dino Rulli) e „Tes yeux“ (Bonincontro). Edith Lorand mit ihrem Orchester. Parlophon B 12457. — Leichtfließendes Melos wird durch gewichtige Interpretation und zündendes Spiel aufgewertet.

Aus alten Opern. Berl. Philharm. Dir. Meyrowitz. Ultraphon A 879. — Ungemein erfreuliche Siestaplatte, famose Wahl.

„Du warst mir ein Roman ...“, „Du sollst nicht traurig sein“, „Gnädige Frau ..“ und *„Du bist die Königin“. Mitja Nikisch-Orch. Electrola E. G. 2253, 2227.* — Minutiös ausbalancierte, fein kolorierte Jazzschlager werden Unica, weil Nikischs Band aufgelöst ist.

Zwei Gesänge von Phil. zu Eulenburg. Tenor: Völker m. Klav. Deutsche Grammophon 23957. — Sehr verdienstlich, etwas aus den so schön „im Volkston“ empfundenen „Rosenliedern“ festzuhalten.

„Liebestraum“ (Czibulka) und *„Ballgeflüster“ (Meyer-Helmund). Wiener Bohême-Orch. Odeon 11459.* — Charmante Bereicherung des modernen Walzer-Repertoires.

The Peanut Vendor. Red Nichols a. his 5 Pennies. Brunswick A 9000. — Jazzistische Hochblüte. Folkloristisch interessierende Studie für Geräusch-Komponisten.

„Nous sommes seuls“ aus „Le Million“. Bernard-Orch. Ultraphon A 924. — Effektvolles Valse-Duo und gemäßigter Trott, Ia französische Aufnahme.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

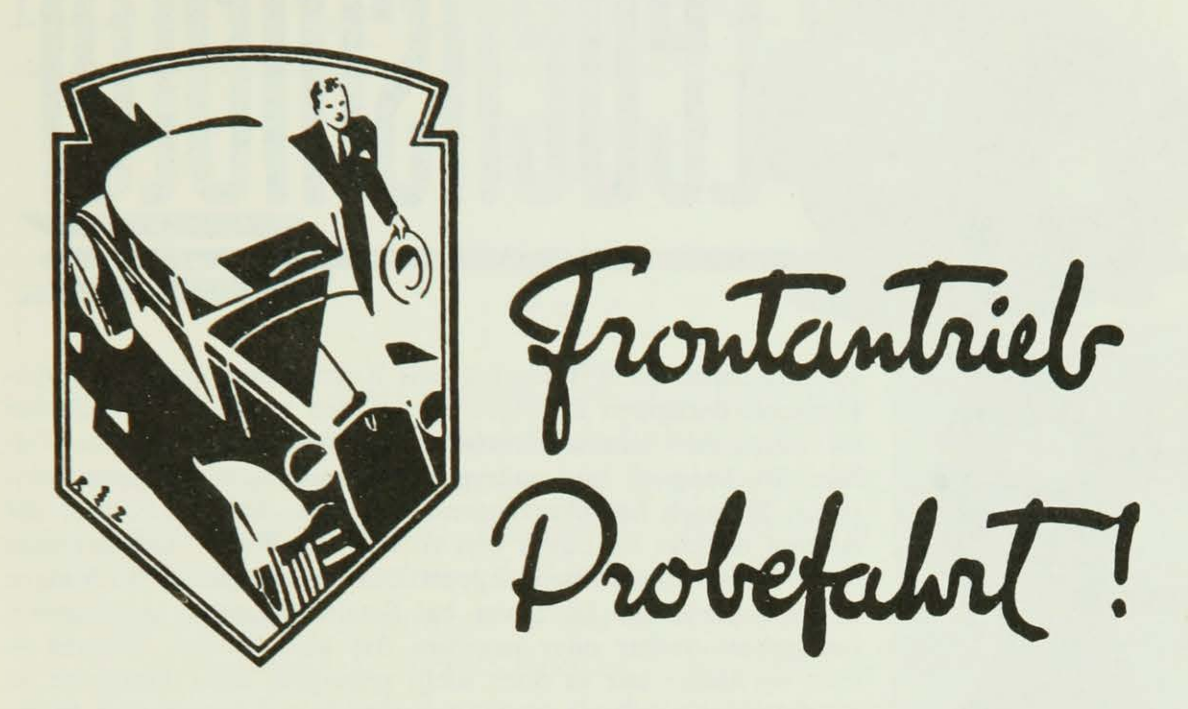
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



Johny. Es gab eine Zeit, da war es Ehrensache, im Johny gewesen zu sein. Das waren Johny's Kinderschuhe. Heute ist es selbstverständlich, gelegentlich in den Johny zu gehen. Was in Berlin noch an allabendlichen Reizen gefordert wird, präsentiert Johny. Amerika plus Afrika machen Musik, skurrilkuriose Bilder hängen an den Wänden und die kleinen kreisenden Lampen strahlen auf das Antlitz der Prominenz. Johny's Night Club, Rendezvous schöner, wirklich schöner Frauen, guterzogener Männer, tadelloser Flips und Cocktails, erleuchtet durch die Rosen, die im Wasser von Aquarien schimmern, Pariser Atmosphäre würde eine Minderung der treffenden Bezeichnung sein, ganz Berlin schafft hier das nächtliche Gesicht der erregensten und lebendigsten Metropole Europas.

Der wachsende Bücherschrank. Immer mehr setzt sich der Gedanke durch, an Stelle teurer Repräsentationsmöbel nur dem tatsächlichen Gebrauchszweck dienende Möbel zu setzen. Umfang und Ausstattung der Wohnung wachsen zweckentsprechend mit den erhöhten Ansprüchen. Dieses „Wachsen der Wohnung" sollte der Leitgedanke bei den ersten, noch so bescheidenen Anschaffungen sein. Diesem Prinzip entsprechen die Ideal-Bücherschränke der Firma Soennecken, Bonn. Mit kleinsten Mitteln kann der Grundstock zu einem Bücherschrank gelegt werden. Die Soennecken-Ideal-Bücherschränke, setzen sich aus einzel verschließbaren Teilen zusammen, deren Anzahl je nach dem Anwachsen des Bücherbestandes beliebig erweiterungsfähig ist, und bilden somit die zweckmäßigste Form der Aufbewahrung. Die Holzfarbe kann bereits vorhandenen Möbelstücken angepaßt werden. Prospekte versendet auf Wunsch die Firma F. Soennecken, Bonn.

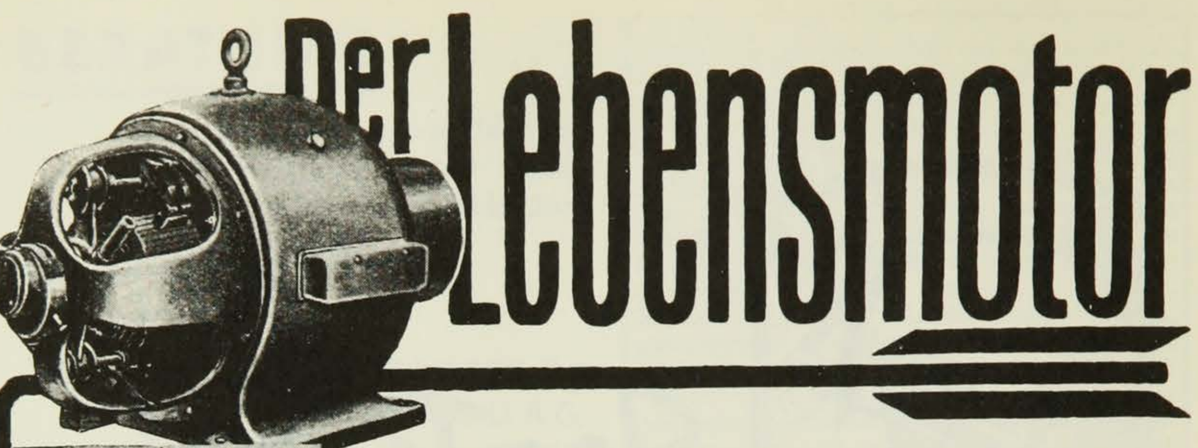
Amateure, die über den üblichen Durchschnitt hinauswollen, seien auf die wundervolle Taschen-Präzisions-Kamera Makina aufmerksam gemacht. Hier handelt es sich um ein Meisterwerk der Fototechnik, denn sie stellt noch beinahe völlige Handarbeit dar, ist also kein Massenprodukt vom laufenden Band. Allerdings billig, lediglich was Preis betrifft, ist die Makina nicht und kann sie auch nicht sein. Aber wer es ermöglichen kann, sich früher oder später die Makina anzuschaffen, der wird wahre und dauernde Freude am schönen Fotosport haben. Auf nachstehende Vorzüge möchten wir besonders hinweisen. Man erhält ein richtiges, genügend großes Bild, so daß man nicht gezwungen ist, wie bei anderen Klein-Kameras erst eine Vergrößerung anzufertigen, denn die Makina besitzt das ideale, internationale Bildformat von 6½ × 9 cm. Diese Taschenkamera ist mit einer ungewöhnlichen Optik, dem prachtvollen Plaubel-Anticomar in der gewaltigen Lichtstärke f: 2,9 ausgestattet. Die Makina ist von idealer Bauart: klein, handlich, abgerundete, elegante Form, außerordentlich stabil und vor allem flach zusammenklappbar. Im Nu ist sie schußfertig wenn man sie braucht und eignet sich hervorragend für plötzlich auftauchende Szenen (die wahren Momentbilder des Lebens).

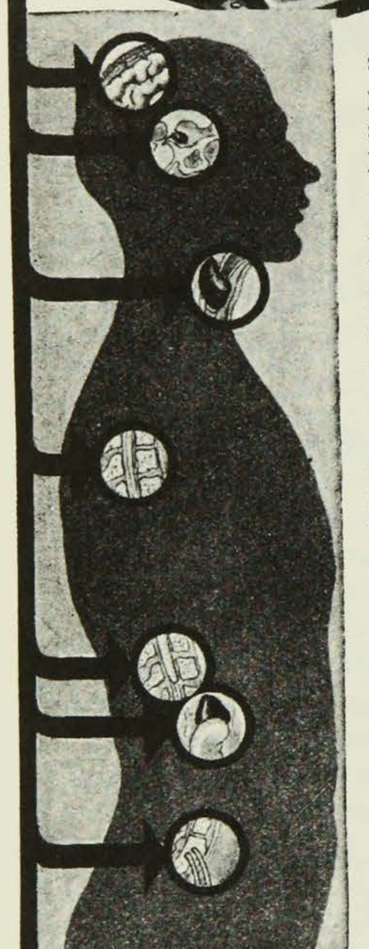


. . . Als die erste Eisenbahn durch das Land keuchte, warnten „Vernünftige“ vor diesem „Unfug“. Und als man das Automobil erfand, lachten die „Besserwisser“. Es gibt Menschen, die alles Neue und Umwälzende verdammen und bekämpfen, sie begreifen nicht, daß Stillstand der Technik Rückschritt der Kultur bedeutet. Jetzt aber ist eine neue Aera der Automobilisierung angebrochen: Der DKW-Frontantrieb-Wagen ist erschienen, das modernste Kleinauto der Welt: Vier Räder, Frontantrieb, Schwingachsen, ausgerüstet mit dem dreihunderttausendfach bewährten DKW-Motor. Nun können Hunderttausende ein modernes Automobil besitzen, einen zwei-, drei- oder viersitzigen DKW-Frontantrieb-Wagen, welcher nicht mehr kostet und verbraucht, als ein Motorradgespann, der „Raum in der kleinsten Hütte“ findet. — Aber Sie sollen das Neue an diesem Automobil erst kennen lernen: Straßenlage und Kurvenfestigkeit, Anzug, und Bergfreudigkeit, Komfort und Schönheit. — — — — Machen Sie bei einem DKW-Händler eine kostenlose Probefahrt! Dann werden Sie nie wieder einen anderen Wagen fahren wollen!

2 sitz. Roadster, 500 ccm Motor . . 1685.—
2 sitz. Roadster, 600 ccm Motor . . 1750.—
2—3 sitz. Roadster, 500 ccm Motor 1785.—
2—3 sitz. Roadster, 600 ccm Motor 1825.—
Cabriolet, 2 Innen-, 2 Notsitze . . 1985.—
Günstige Ratenbedingungen
Preise ab Werk · DKW · ZSCHOPAU, Sa.







so bezeichnet die Wissenschaft die Keimdrüsen und den Hypophysenvorderlappen im Hinblick auf den enormen Einfluß, den sie durch ihre innersekretorische Tätigkeit auf die Organe (Gehirn, Rückenmark und andere innersekretorischen Drüsen) ausüben. Steinach hat überzeugend bewiesen, daß der Eintritt des Alterns bedingt ist durch den Ausfall der Keimdrüsenhormone und der Hypophysenvorderlappen. Die hervorragenden Wirkungen dieser zugeführten Hormone bei Sexualstörungen, psychischer, innersekretorischer oder nervöser Art sind bereits bekannt — aber — bisher war es noch nicht gelungen, diese Hormone so zu gewinnen, daß sie in präparierter Form immer ihre Wirksamkeit behielten. Sie wurden entweder bei der Präparation durch zu große Hitze oder durch Chemikalien geschädigt. Nach dem neuen Verfahren des wissenschaftlichen Instituts der Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung ist es jetzt ermöglicht, das kostbare Hormon so zu gewinnen, daß seine spezifische Wirkung ganz erhalten bleibt. In den

„TITUS-PERLEN"

haben wir also zum ersten Male ein Präparat, welches nachweislich das bisher vergeblich erstrebte Verjüngungs-Hormon in gesicherter standardisierter Form enthält. „Titus-Perlen" wirken also meist auch da, wo andere Mittel versagten. „Titus-Perlen" stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin.

10000 Proben kostenlos. Sie sollen sich von der einzigartigen Wirkung selbst überzeugen, deshalb senden wir Ihnen eine Probe gratis, dazu die wissenschaftliche Abhandlung, die Ihnen durch zahlreiche Jllustrationen die Funktionen der menschlichen Organe vor Augen führt (verschlossen ohne Firmenangabe). Wir versenden keine unverlangten Nachnahmen. Preis 100 Stück: „Titus-Perlen" für Männer RM 9.80, „Titus-Perlen" für Frauen RM 10.80.

Zu haben in allen Apotheken.

Gratis-Gutschein

Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstr. 19. Senden Sie mir eine Probe sowie die wissenschaftliche Abhandlung gratis. 40 Pf. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Frau: / Fräulein: / Herr: ....

Ort: ....

Straße: ....

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang | Berlin, Anfang August 1931 | Heft 8

INHALT

Marginalien:

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Lithographie von Toulouse-Lautrec

Chefredakteur: Victor Wittner



Hans Simon — Keep smiling!

Amerikanischer Individualismus

Von

Herbert C. Hoover

Wir haben in den letzten Jahren die Verbreitung von Revolutionen über ein Drittel der Welt erlebt. Die Ursachen dieser Explosionen liegen weit tiefer, als in dem Versagen der Regierungen während des Krieges. Der Krieg selbst war in seinen letzten Gründen ein Streit sozialer Philosophien. Aber darüber hinaus liegen die Ursachen der sozialen Explosionen in den großen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten von Jahrhunderten, die durch den Krieg in unerträglichem Maße aufgepeitscht und durch die Zerstörungen des Krieges von jeder Hemmung befreit wurden.

Die drängenden Kräfte, welche die menschliche Gesellschaft in Bewegung setzen, sind in den Schmelzofen eines fürchterlichen Läuterungsprozesses geworfen worden. Große Theorien, von Träumern ersonnen, um die drückenden

menschlichen Übel zu heilen, rückten in den Vordergrund menschlichen Denkens. Große Formeln wurden geprägt, die alles Übel hinwegzuräumen versprachen. Große Massen von Menschen sind zu ihren Bannern geeilt mit Hoffnungen im Herzen, die aus Leid und Elend geboren waren.

Und diese große soziale Gärung blieb nicht auf solche Nationen beschränkt, bei denen Revolutionen aufflammten. Jetzt, nachdem der Sturm des Krieges, der Revolutionen und der Erregung sich gelegt hat, stellt es sich heraus, daß er auch bei uns in den Vereinigten Staaten viel Unruhe, viel Unzufriedenheit mit den gesicherteren Kräften menschlichen Fortschrittes zurückgelassen hat. Zu uns allen ist aus diesem Schmelztiegel lebendiger, beißender, individueller Erfahrung ein gut Teil neuen Verstehens gekommen, und es ist unser aller Aufgabe, diese neuen Strömungen wohlweislich abzuwägen, wenn wir darangehen, unsere Zukunft mit Einsicht zu gestalten.

Auch solche Teile der Welt, die unter dem Kriege weniger gelitten haben, sind zum Teil durch diese Ideen angesteckt worden. Viele Menschen hatten hohe Hoffnungen auf eine Zivilisation gesetzt, die sie durch die Opfer und Großtaten des Krieges plötzlich gereinigt und veredelt wähnten. Sie hatten geglaubt, die Einheit des Zweckes, die durch den Krieg gestaltende Kraft gewonnen hatte, werde in einer großen Einheit des Handelns fortleben und im Frieden als Heilmittel gegen die Fehler der Zivilisation wirken. Aber von der Konzentration jeder geistigen und materiellen Energie auf den Zweck des Krieges änderte sich die Szene in die ungeheure Mannigfaltigkeit der Friedenszwecke.

So kommen in unserem nationalen Leben bestimmte, zugrundeliegende Kräfte zum Vorschein, die des Imaginären, des Vorübergehenden entkleidet werden müssen. Eine Definition muß gegeben werden für die wirklichen, dauernden und durchhaltenden Beweggründe unserer Zivilisation. Bei Betrachtung dieser Fragen aber müssen wir tiefer eindringen und dürfen nicht nur die äußeren Erscheinungen unseres politischen und ökonomischen Aufbaus in Betracht ziehen, die ja als Maschinerie unseres sozialen Systems nur die Produkte unserer sozialen Philosophie sind.

Es ist nie von Übel, einen Überblick über die politischen, ökonomischen und geistigen Prinzipien zu gewinnen, durch die unser Land in Brauchbarkeit und Größe ständig gewachsen ist. Nicht nur, um sie davor zu bewahren, durch falsche Begriffe entstellt zu werden, sondern — was weit wichtiger ist — damit wir uns selbst Führer werden auf dem Wege zum Fortschritt.

Fünf oder sechs große soziale Philosophien wetteifern um Einfluß in der Welt. Da ist der *Individualismus Amerikas.* Da ist der Individualismus der mehr demokratischen Staaten Europas mit seinen ängstlich gehüteten Vorrechten der Kasten und Klassen. Da sind Kommunismus, Sozialismus, Syndikalismus, Kapitalismus und schließlich Autokratie — durch Geburt, Besitz, Militärmacht oder durch das königliche Recht von Gottes Gnaden. Ja, auch das Gottesgnadentum hält noch aus, obgleich unser Zeitalter volle Zweidrittel der Bevölkerung der Erde — einschließlich Deutschland, Österreich, Rußland, Spanien und China — dazu gelangen sah, daß sie, voll überdrüssigen Ärgers gegen diesen Typus sozial motivierter Macht, ihn zum alten Eisen geworfen haben.

Alle diese Gedanken sind heute in jedem Land der Welt in Gärung. Sie



Pommeranz-Liedtke

schwanken in ihrem Einfluß nach Zeit und Ort. Sie schließen Kompromisse miteinander in ihrer täglichen Rückwirkung auf Regierungen und Völker. Manche sind vielleicht für die eine Rasse mehr geeignet als für die andere. Manche sind falsch, manche sind richtig. Woran wir interessiert sind, das ist ihre Rückwirkung auf die physischen und geistigen Kräfte Amerikas.

Die Parteigänger mancher dieser Arten sozialer Theorien fordern uns zum Vergleich heraus; und manche ihrer Parteigänger unter unserm eigenen Volk verstärken ihre Agitation dafür, daß wir das eine oder das andere oder Teile ihrer Systeme an Stelle unseres erprobten Individualismus annehmen sollen. Sie bestehen darauf, daß unsere sozialen Grundlagen abgebraucht sind, daß gleich Feudalismus und Autokratie auch Amerikas Methode ihren Zweck erfüllt hat — daß sie also verlassen werden muß.

Es gibt Leute, die zu ernstem Zweifel über unsere Institutionen gelangt sind oder durch irreführende Schlagworte und zündende Phrasen verwirrt wurden. Denn in dem Gerölle der Diskussionen liegt viel Versuchung, soziale und ökonomische Kräfte mit Phrasen zu verherrlichen oder zu verdammen. Und in der Tat sollten wir nicht die Macht außer acht lassen, die manchen dieser Phrasen

in ihrem aufstachelnden Anreiz zu Aktionen innewohnt. „Die Herrschaft des Proletariats“, „kapitalistische Nationen“ und viele andere. Wir brauchen ja nur einen Blick auf diejenigen Mächte zu werfen, die sich in den letzten zehn Jahren in den Sattel gesetzt haben, um den nötigen Respekt vor der großen sozialen und politischen Verwüstung zu bekommen, die angerichtet werden kann, wenn die Instinkte des Hasses, des Mordes und der Vernichtung von dem Demagogen in die feinen Sprachformen des politischen Idealismus gekleidet werden.

Für meine Person möchte ich von vornherein aussprechen, daß mein Glaube an die grundsätzliche Wahrheit, Stärke und Lebenskraft des in Entwicklung begriffenen Bekenntnisses, nach dem wir bisher in unserem Lande gelebt haben, durch die bitteren Erlebnisse sieben dienstreicher Jahre in dem Schlamm und Elend des Krieges nur gefestigt und vertieft wurde. Sieben Jahre des Kampfes mit ökonomischer Verkommenheit, mit sozialer Auflösung, mit unaufhörlicher politischer Verschiebung, samt all ihrem Sieden und Gären im Kampf der Individuen und Klassen, konnten nur dazu dienen, mir die elementaren Beweggründe unserer sozialen Kräfte vor Augen zu führen. Aus alledem gehe ich als ein Individualist hervor, als ein überzeugter Individualist.

Aber ich möchte auch aussprechen, daß ich ein amerikanischer Individualist bin. Denn Amerika hat standhaft die Ideale entwickelt, die die wesentlichen Bestandteile des fortschrittlichen Individualismus ausmachen. Kein Zweifel: Individualismus in schwärmerischer Entfaltung, ohne jedes mildernde Prinzip, würde eine lange Reihe von Ungleichheiten, Tyranneien, von Vorherrschaft und Ungerechtigkeiten im Gefolge haben. Deshalb hat Amerika die Auffassung des Individualismus durch die Beigabe eines bestimmten Prinzips gemildert, durch das bedingt wird, daß Versuche um die Vorherrschaft in der Regierung oder in den Handhabungen der Industrie und des Handels einer standhaften Hemmung unterliegen. Wenn wir die schaffenden Werte des Individualismus sich auswirken lassen wollen, ihren stachelnden Anreiz zur Initiative, zu der hohen Entwicklung von Gedanken und Geistigkeit, so müssen sie gemildert werden durch jenes starke und festgelegte Ideal des amerikanischen Individualismus, nämlich: *Gleichheit der Entfaltungsmöglichkeit.* Wenn wir die Werte des Individualismus haben wollen, so müssen wir die Härte des Prinzips mildern und den Fortschritt durch jenen Sinn für Leistungen anregen, der in unserem Volke liegt.

Es ist also nicht der Individualismus anderer Länder, für den ich sprechen möchte, sondern der Individualismus Amerikas. Unser Individualismus unterscheidet sich von allen anderen dadurch, daß er unsere großen Ideale mit einschließt: daß wir nämlich, während wir unsere Gesellschaft auf den Leistungen des Individualismus aufbauen, jedem Individuum Gleichmäßigkeit der Entfaltungsmöglichkeit gewährleisten und ihm ermöglichen, diejenige Stellung in der Gemeinschaft einzunehmen, zu der Intelligenz, Charakter, Fähigkeit und Ehrgeiz ihn berechtigen; daß wir die soziale Beweglichkeit freihalten von erstarrten Klassenschichten; daß wir jedes Individuum anregen, Anstrengungen zu machen, Großes zu leisten; daß wir durch Erhöhung des Sinns für Verantwortlichkeit und durch besseres Verständnis ihn in seinem Bestreben unterstützen, während er sich auf der anderen Seite dem Kampf des Wettbewerbs aussetzen muß.

Individualismus kann nicht als die Grundlage einer Gesellschaft aufrecht-



Photo Sennecke

Präsident Hoover eröffnet ein Baseball-Spiel (Links der Schatzkanzler Mellon)

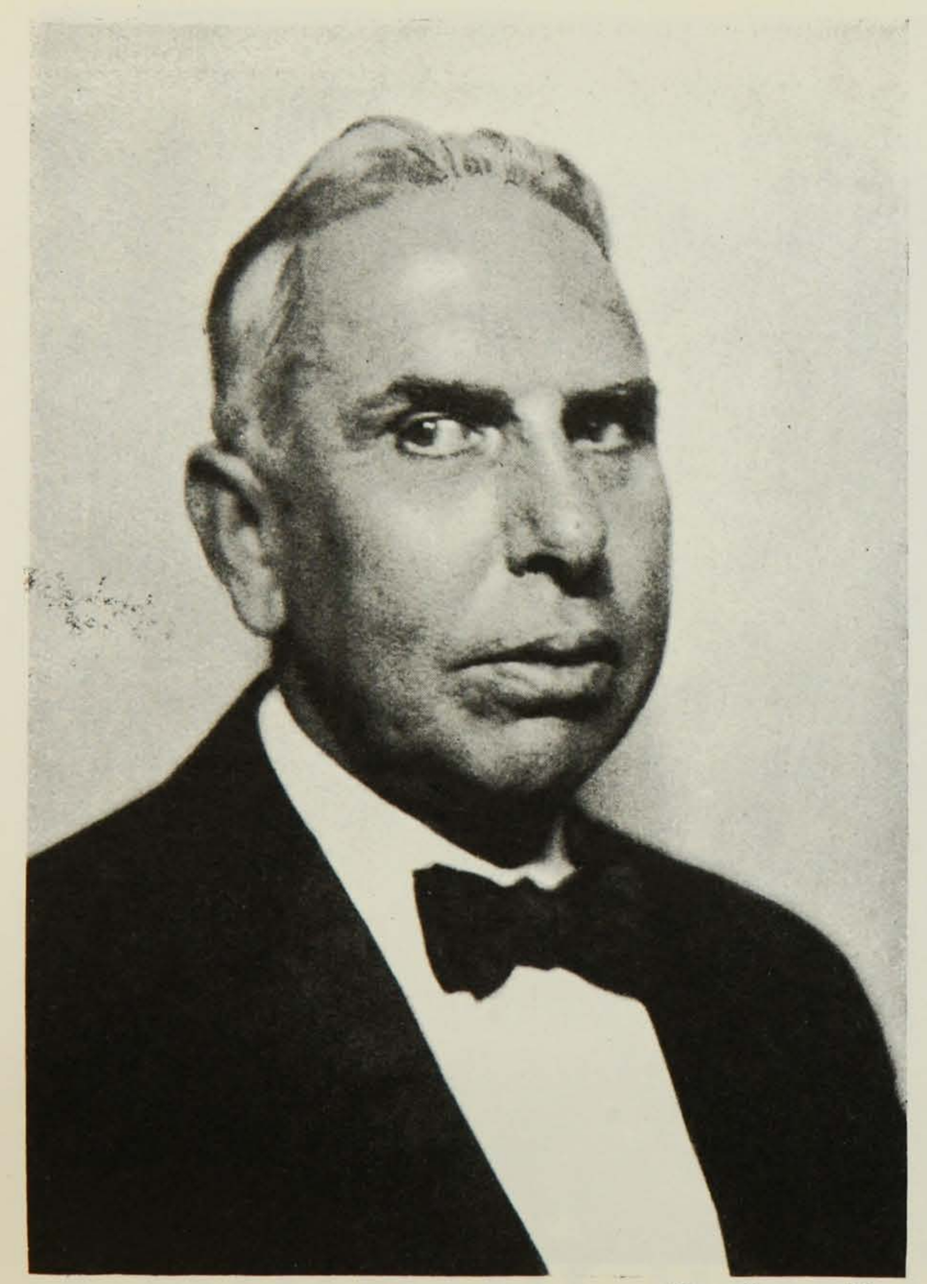


Photo Keystone View

Theodor Dreiser

Photo Paramount

Phillips Holmes, der Star des inzwischen untersagten Dreiser-Films „Amerikanische Tragödie“

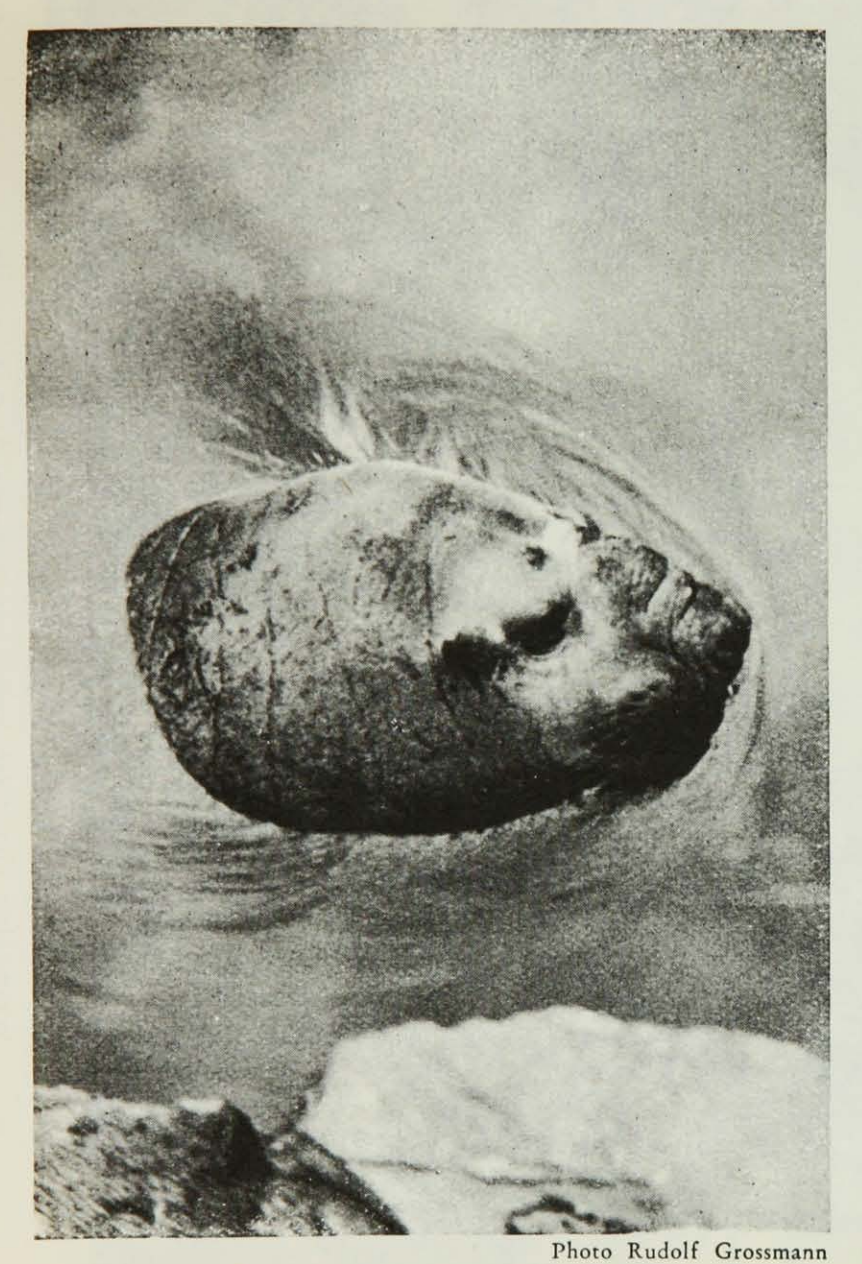


Photo Rudolf Grossmann

Der See-Elefant im Berliner Zoo

Die Filmdiva Anita Page

Trawrige Klag/

Vber den erbärmlichen Abschied/deß wolbekandten Herrn Credits/welcher

heutigs Tags schier an allen Orten tod gefunden wird.

CREDIT

Nürnberger Flugblatt um 1650



Begräbnis für „Herrn Business D. Pression“, veranstaltet vom Gouverneur von Virginia, U. S. A. (1931)

Photo New York Times

erhalten werden, wenn er sich nur um die gesetzmäßige Gerechtigkeit kümmert, die in Verträgen, Eigentumsrecht und politischer Gleichheit ihre Grundlage hat. Solche gesetzmäßigen Sicherungen allein genügen nicht. In unserem Individualismus haben wir längst das laissez faire des 18. Jahrhunderts verlassen — den Begriff, daß „jeder Mann nur für sich selbst zu sorgen hat und das übrige der Teufel holen mag". Wir haben diesen Grundsatz verlassen, als wir das Ideal von der Gleichheit der Entfaltungsmöglichkeit annahmen — Abraham Lincolns freies Spiel der Möglichkeiten.

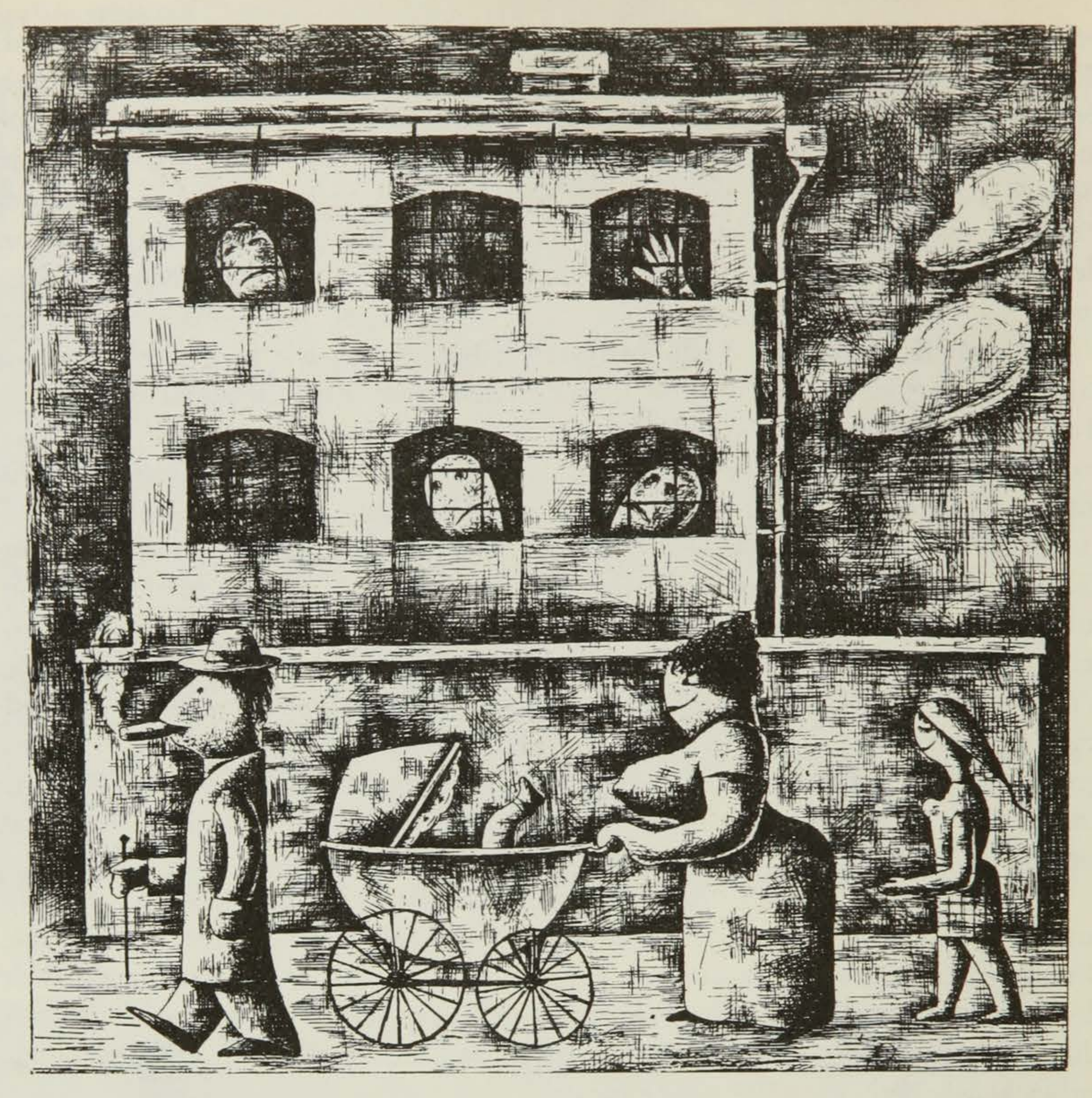
Daß wir das frühere Prinzip verlassen haben, haben wir in den Formen der Gesetzgebung, der sozialen und ökonomischen Gerechtigkeit bekräftigt — zum Teil, weil wir gelernt haben, daß es die Untersten sind, die Steine gegen unser soziales Gebäude werfen, zum Teil weil wir gelernt haben, daß die Obersten nicht immer die besten und die Untersten nicht immer die schlechtesten sind — und zum Teil weil wir gelernt haben, daß soziale Ungerechtigkeit die Zerstörung der Gerechtigkeit selbst bedeutet. Wir haben gelernt, daß der Antrieb zur Produktion nur dann auf hoher Stufe gehalten werden kann, wenn eine angemessene Verteilung der Produktion stattfindet. Wir haben auch gelernt, daß eine angemessene Verteilung nur durch Begrenzungen des Starken und Herrschenden erzielt werden kann. Ja, wir sind im 20. Jahrhundert in der Erfassung der Notwendigkeit eines größeren und breiteren Verständnisses für Leistungen anderer und für Verantwortlichkeit gegen andere — ein wesentlicher Teil des Individualismus — stets weitergegangen.

Wie es auch immer um den Individualismus der alten Welt bestellt sein mag (und wir haben an Europa mehr zurückgegeben, als wir von dort empfingen), die Wahrheit, die heute zu erfassen für uns wichtig ist, ist, daß eine ganze Welt des Unterschieds zwischen den Prinzipien und dem Geist des Individualismus der alten Welt und dem Individualismus liegt, den wir in unserem eigenen Lande entwickelt haben.

Wir haben in der Tat ein besonderes soziales System, das wir unser eigen nennen. Wir haben es selbst gezimmert, und zwar aus Umständen heraus, die in bewußtem Gegensatz zu den europäischen Verhältnissen stehen. Wir haben unser System erlebt, und wir verbessern es anhaltend. Selten haben wir versucht, es zu definieren. Es verabscheut Autokratie, führt aber keinen Wortwechsel mit ihr, sondern bekämpft sie. Es ist nicht Kapitalismus oder Sozialismus oder Syndikalismus, noch eine Kreuzung aus diesen. Gleich den meisten Amerikanern weise ich es zurück, verdammt zu werden durch irgend jemandes Wortklassifikation, sei es „Kapitalismus", „Plutokratie", „Proletariat" oder „Mittelklasse" oder sonst was, durch Einweisung zu irgendeiner Art von Einteilung, die auf der Anmaßung irgendeiner Gruppe beruht.

Die soziale Kraft, an der ich interessiert bin, ist ein weit höheres und weit kostbareres Wesen als alle diese. Sie entspringt etwas unendlich Dauerhafterem; sie entspringt der einzigen Quelle menschlichen Fortschritts — daß nämlich jedem Individuum die Möglichkeit und die Anregung zur Entfaltung des Besten gegeben werden soll, womit er ausgestattet wurde in Herz und Geist; es ist die einzige Quelle des Fortschritts: das ist amerikanischer Individualismus.

 (Deutsch von Jonas Simon.)



Pommeranz-Liedtke

Jawohl, ich habe gestohlen!

Von

Theodor Dreiser

Im Verlauf eines Streites um die Verfilmung der „Amerikanischen Tragödie" wurde ihrem Dichter vorgeworfen, daß er einmal gestohlen habe. Auf die Anwürfe erwidert Theodor Dreiser mit diesem Bekenntnis.

Damals lebte ich in Chicago. Wir versuchten zusammenzuhalten, was nach dem Hinscheiden meiner Mutter von dem Hausstand übriggeblieben war. Da waren noch die letzten Kosten, und der Ausblick war recht trübe.

Die Sache wurde noch schlimmer dadurch, daß ich soeben meine Anstellung als Chauffeur eines Wäschereiwagens verloren hatte. Der Wagen war ohne mein

Verschulden beschädigt worden, in einem Zusammenstoß mit einem anderen Lastgefährt, und ich wurde hinausgeworfen. Die Stellung hatte in meinen Augen nicht viel gegolten, sie brachte wöchentlich neun Dollar; doch auch neun Dollar waren ein großer Betrag, verglichen mit dem Nichts.

So mußte man wieder die Straßen ablaufen. Dann aber geschah ein Wunder. Eines Morgens, als ich gerade wieder auf die Suche gehen wollte — diesmal bei den anderen Wäschereien —, erhielt ich einen Brief. Absender war „The Lovell-Manufacturing-Company", Geschäftsführer Frank Nesbit. Darin stand: falls ich bereit wäre, mich mit dem Anfangsgehalt von vierzehn Dollar für die Stelle eines Einkassierers zu begnügen, sollte ich in dem genannten Büro in 65 East-Lake-Street vorsprechen. Ich traute meinen Augen nicht: Wie kam jemand, so aus heiterem Himmel, dazu, mir eine Stelle anzubieten, und gerade jetzt! Ich begab mich sogleich dorthin.

Ich fand einen geräumigen dunklen Lagerraum im zweiten Stockwerk eines kleineren Geschäftshauses, welcher sein Licht bloß von der Straße empfing. Der dunkle Raum war angefüllt mit Uhren, Teppichen, Lampen, Mappen und Möbeln, bunter schreiender Ramschware. Die Verkäufer dieses Unternehmens waren dem Anscheine nach richtige Straßenhändler, die die einzelnen Stadtteile durchliefen, besonders die Viertel mit anständiger Arbeiterbevölkerung. Hier brachten sie ihren Kitsch an den Mann, gegen festes Gehalt oder gegen Provision oder gegen beides. Die Uhren kosteten zumeist 15 bis 18 Dollar, die andere Ware ebensoviel. Die Zahlung erfolgte in Jahresraten oder in noch längerer Zeit, indem einfach 35 Cent wöchentlich für den gekauften Gegenstand abbezahlt wurden. Das also sollte fortan mein Gewerbe sein! Und wie kam ich dazu? Das will ich sogleich berichten.

Die Person, die mir diese interessante Stellung verschafft hatte, war keine geringere als die Frau des Geschäftsführers selbst. Diese Dame hatte ich regelmäßig für die Wäscherei aufgesucht, doch, soweit ich mich besinne, niemals mit ihr ein besonderes oder freundschaftliches Wort gewechselt. Damals kannte ich sie nur als eine dicke Frau in mittleren Jahren, die mich immer sehr nett begrüßt hatte, aber doch nicht anders als so viele meiner weiblichen Kundinnen. Herr Nesbit setzte mir nun auseinander, seiner Frau wäre meine Sorgsamkeit als Wäscheführer aufgefallen, sie hielte mich für ebenso ehrlich wie zupackend. Und das alles, bitte, auf mein bloßes Aussehen hin! Sie empfahl mich also ihrem Mann. — Und jetzt, wo er selbst mich gesehen hätte usw. Also, wenn es mir recht sei, wolle er es auf einige Zeit mit mir versuchen. Er brauche gerade einen jungen Mann von unbedingter Ehrlichkeit, der auch wirklich fleißig sei. Und da er mich noch nicht habe beobachten können, verlasse er sich auf seine Frau usw. Ich fragte mich erstaunt, was eigentlich die Mrs. Nesbit Besonderes an mir gesehen hatte. War ich wirklich ein Fund? Nun, schön.

Die Beschäftigung sei ganz leicht, sie bestünde eigentlich nur in soundso viel Besuchen täglich, erklärte mir Herr Nesbit. Die Hauptsache sei Ehrlichkeit. Dieser Bedingung pflege er sich sonst durch das Verlangen nach einer Kaution in Papieren oder in Bargeld zu versichern. In meinem Falle aber wolle er in Anbetracht des Urteils seiner Frau davon Abstand nehmen. Meine Geschäftszeit war von 8h 30 oder 9h ab bis zum Nachmittag, sobald ich sämtliche auf dem mir

übergebenen Stoß von Rechnungen verzeichneten Besuche abgewickelt hatte. Nach deren Erledigung, jedoch niemals später als um 5 Uhr, hatte ich mich nach dem Geschäft zurückzubegeben und die einkassierten Gelder abzuliefern. Dann hörte mein Chef meine Mitteilungen betreffend die Delinquenten an — „verzogen“, „weigert die Zahlung“, „krank“ u. ä. — und traf die Entscheidung. In fast allen Fällen — so klärte er mich alsbald auf — verschlug das aber nichts, auch wenn der Käufer ganz schamlos nicht weiterzahlen und die Ware trotzdem nicht zurückgeben wollte.

Ich stellte bald fest, daß ich täglich an 50 bis 60 Dollar für Mr. Nesbit einnahm, nicht anders als noch sechs bis sieben andere Einkassierer. Und von alledem bezog er fünfzig Prozent! So konnte er wohl eines Tages ein reicher Mann werden. In vielen Fällen, wo Unglück oder Stellenverlust die Erfüllung des Vertrages unmöglich machten, erschien es mir unverschämt, auch noch Geld anzunehmen, Woche um Woche vorzusprechen und durch Drohungen oder saure Miene Restgelder für Dinge zu erpressen, die schon durch ihre sieben oder acht Raten vollauf bezahlt waren! Und dennoch tat ich das alles. Ich war ja selbst nicht weniger genötigt als alle die Leute ihrerseits. Auch ich brauchte allerlei, einen neuen Anzug, Schuhe, Leibwäsche. Ich träumte zum mindesten davon. Und so hatte ich zwar Mitgefühl, forderte aber darum nicht minder, und wenn ich schließlich ein noch so geringes Abkommen getroffen hatte, zog ich ab, erfreut darüber, daß ich nun diese Balgerei hinter mir hatte. Mitunter aber waren diese Szenen im Hinterhaus von vornherein so hoffnungslos oder so kleinlich, daß sich Kummer nicht lohnte. Wozu auch bekümmert sein um solcher Dinge willen, die von keinem Menschen innerhalb der Gesellschaft geändert werden können! So war es doch besser, sich um die eigenen Angelegenheiten und Wünsche zu bekümmern.

Wenn ich nämlich mein Kost- und Wohnungsgeld bei mir zu Hause entrichtet hatte, so verblieben fünf bis sechs Dollar für mich. Und während diese keine allzu großartigen Aufwendungen zuließen, so begann ich doch mich im stillen für einen anziehenden, vielleicht sogar schönen jungen Mann zu halten — wenn ich nur erst ein Mädchen, die mir solches sagte, hätte! —, also verspürte ich auch ein Verlangen nach den mancherlei Dingen, die noch schöner machten. Am Ende und mit Rücksicht auf das bescheidene Einkommen, aus dem ich noch mein tägliches Mittagessen zu bestreiten hatte — schrieb ich mir zum mindesten ein Recht auf den Geschmack an feinen Dingen zu; und dieses war fortan mein lächerliches, aber jugendliches Bestreben. Mein Kopf erbrauste damals von den Vorstellungen eines immer höheren Aufstiegs: die ganze Leiter der Zukunft bis hinauf zu den besten Hotels, und wie ich dann, ganz ohne weiteres und ohne mich schämen zu müssen, die feinsten Theater besuchen würde, immer mit Geld in der Tasche. Und das Gefühl meiner wirklichen Fähigkeit und Lebensgewandtheit umhegte mich wie ein schöner Mantel. Man stelle sich das vor!

Heute lächle ich darüber. Arm, hungrig, aufgeblasen, ohne die geringste Vorstellung der wirklichen Abgründe unserer Verschwendung und unseres Aufwandes, bildete ich mir ein, ich könnte mit fünf Dollar wöchentlich mich nahe heran, vielleicht mitten hindurch durch das Tor des Wohlstandes schieben. Solcher Art waren meine Betrachtungen. Indessen war ich nur ein Esel, der am Wege rupft, vor seinem Schatten erschrickt, auf kleinen Hufen im Kreise geht und hofft, das

Leben werde ihm seinen frommen Wunsch mit all den guten Dingen belohnen, die zu erfassen er noch keinen Verstand, noch keinen Mut hat. Heute lache ich wirklich darüber.

Meine Zeit bei Mr. Nesbit währte etwa sechs Monate, dann wurde ich entlassen, und zwar wegen eines nicht geringeren Vergehens als der Unterschlagung von 25 Dollar. Indessen hatte ich doch dabei die Absicht der Rückerstattung.

Die Sache mit den 25 Dollar war eine klägliche Geschichte, verschuldet ganz allein durch mein Verlangen nach einem hübschen Überrock und Hut. Diese konnte ich aber unmöglich aus meinen Ersparnissen erwerben. Und schon war der Oktober gekommen. Das Schlimmste war, daß ich so in Chikago hin und her schlendernd, herrliche Mäntel in den Auslagen der großen Geschäfte sah, Dinge von höchster Vollkommenheit, mit Preisaufschriften und so beleuchtet, daß man auch die geringste Einzelheit der Herstellung beurteilen konnte. Dann dachte ich, ich brauchte nichts als nur einen solchen Mantel mit schönen Satinfutter und dazu ein Paar richtiger Handschuhe und einen Stock, um wirklich unwiderstehlich zu sein. Dann würde von jenen schönen Mädchen, die ich immer so feierlich wie ein neuer Dante anstarrte, irgendeine auf mich zutreten und einfach sagen: „Das ist aber ein schöner Junge." Und wenn ich erst so fein angezogen wäre, so würde ich auch zu antworten wissen, und mein Glück wäre alsdann gemacht.

Solche Träume konnte ich nicht in die Tat umsetzen, solange mein Gehalt 14 Dollar die Woche betrug. Ich mußte mich also nach ihnen in Sehnsucht verzehren oder etwas zur Erhöhung meiner Mittel ausfindig machen. Und dabei hatte ich täglich um fünf Uhr nachmittags 50 oder 60 Dollar in der Tasche. Meine Tasche strotzte von Silber und Banknoten. Dieses Geld in Händen zu halten, war schon tief befriedigend und sogar genußvoll, auch wenn es jeden Abend abgeliefert werden mußte; und jeden Abend, um 5 Uhr 30 oder später, besaß ich nur gerade mein Fahrgeld und dazu ein wenig Kleingeld. Und doch gingen am nächsten Tag wieder Banknoten durch meine Finger; und das war immer wieder so.

Dazu kam noch, daß dann und wann irgend jemand — gewöhnlich eine dänische oder schwedische Arbeitsfrau — mir den ganzen Schuldbetrag auf einmal entrichtete. Dieses war also mein Zustand, und dieses mein Begehren — und dazu meine Kenntnis von der Art, wie dieses lockere Profitgeschäft geführt wurde: Herrn Nesbits Versicherung, daß er immer mindestens 50 Prozent verdiente! Was war da natürlicher, als mein Einfall, 25 oder 30 Dollar von diesen zufälligen Zahlungen zurückzubehalten — wobei ich aber die ehrliche Absicht der Rückzahlung hatte!

Der Gedanke war anziehend, seine Ausführung leicht. Obwohl ich nicht sogleich handelte, geschah es doch eines Tages, als es kälter wurde und mein Verlangen stieg, und irgend jemand mir 3 bis 4 Dollar zur Gesamtabtragung eingehändigt hatte — daß ich mir sagte: Warum kann ich denn nicht diese und ähnliche Beträge bis zur Höhe von 25 Dollar in der Hand behalten und dafür meinen Mantel und die andern Kleinigkeiten einhandeln? Ich kann ja dann die Summe mit 35 Cent wöchentlich auf die Rechnungen abtragen.

Gedacht, getan. Und so kam ich zu meinem Mantel für den bloßen Entschluß, jede Woche einen Teil des Entnommenen zurückzustellen. Doch so richtig auch diese Schlußfolgerung war, wer konnte dafür einstehen, daß kein Zwischenfall

die Rechnung störe! In meinem Fall aber tat er dies wirklich. Die Sache ging eine Zeitlang gut. Nur eines Tages, und noch dazu kurz vor den verfluchten Weihnachtsfeiertagen, den Tagen, wo man Geschenke erwartet und gibt, kam eine von den Frauen, deren Zahlung ich zurückbehalten hatte, mit einer Beschwerde in das Geschäft: die Uhr ginge falsch. Natürlich bezog sie sich dabei auf ihre Zahlung und auf meiner Kommissionsliste (das Lovell-Unternehmen gab alles in Kommission, es verkaufte nicht gegen bar), mit den ganzen Abrechnungen stand zu lesen, daß da und dort noch ein Betrag offenstünde.

Herr Nesbit war ein gerissenes, aber ruhiges Männchen. Er erwartete mich zu der gewohnten fünften Stunde. Und freundlich war er ebensowohl wie bekümmert, denn er hatte mich gern und ich ihn eigentlich auch. Dann aber kam aus heiterem Himmel der vernichtende Donnerschlag. Er sagte mit äußerster Liebenswürdigkeit: „Theodor, hier diese kleine Sache scheint etwas in Unordnung geraten." Dann kam die quittierte Rechnung selber — meine Wangen überzogen sich mit Schamröte, meine Augen senkten sich, meine Hände und Knie zitterten. Ich habe damals wohl kein Wort richtig hervorgebracht, ich konnte nur flüstern. Ich erinnere mich noch, wie ich bis zu den Haarwurzeln errötete, dann erbleichte ich, ein kalter Schauer lief mir das Rückgrat hinauf und hinab.

„Das ist der einzige Fall?" fragte er. Er sah mir ganz feierlich ins Gesicht.

„Noch zwei oder drei andere", gab ich leise zu. Ich dachte, er würde mich sofort verhaften lassen.

Er zählte indessen das Geld dieses Tages nach; als er damit fertig war, wandte er sich freundlich wieder zu mir: „Theodor, ich bin sehr betrübt wegen der Sache. Du bist ein prachtvoller Junge, ich glaube auch nicht, daß du von Natur unehrlich bist. Wenn du aber weiterhin solche Sachen tust, so, dies merke dir, bist du auf dem geraden Weg zur Hölle, und ich kann dich davor nicht bewahren. Es ist jetzt die stille Zeit, wie du weißt, und ich muß wie immer zwei bis drei Leute entlassen. Aber wenn das Geschäft wieder auf der Höhe ist, und deine Rechnung steht nicht schlechter, als sie nach meiner Meinung steht, so kann ich dich vielleicht wieder aufnehmen. Ich will dir aber nicht im Wege stehen, falls du etwas anderes finden solltest. Jedoch, was immer du tust, so etwas bitte, tu nicht wieder! Tu es nicht, du bringst dich um damit!"

Ich wußte noch immer nicht, was zu antworten. Ich fürchtete wegzugehen, aus Angst, er würde mich nicht gehen lassen. Ich stand da, ganz unglücklich, ich konnte ihm tatsächlich nicht ins Gesicht sehen. Ich habe dann wohl schließlich Ja gesagt zu seinem Vorschlag. Dann sagte er noch zu mir: „Du kannst jetzt gehen. Morgen komm nicht wieder! Ich habe jetzt auch nicht genug zu tun für dich."

Und ich ging. Und dies alles geschah noch außerdem zehn Tage vor Weihnachten. Nun mußte ich wieder so schrecklich nach einer Stelle jagen, mit der beständigen Angst dazu, Nesbit würde feststellen, daß meine Unterschlagung doch größer war — ich hatte zwei oder drei Fälle angegeben, es waren aber in Wirklichkeit sechs oder sieben in der Höhe von 25 Dollar — und dann würde er mich einsperren lassen! Und meine Furcht schien nicht ganz ungerechtfertigt, am nächsten oder übernächsten Tag kam ein Brief, er hätte entdeckt, daß meine Entwendung 25 Dollar betrüge. Oder ob es vielleicht noch mehr sei. Und ich solle

das Ganze so bald wie möglich zurückerstatten. Ich fand keine Ruhe vor dem Gedanken an Gefängnis und Schande. Endlich setzte ich mich nieder und verfaßte einen sehr eindringlichen und für mich schrecklichen Brief, in dem ich auseinander setzte, wie ich zu allem gekommen sei. Auch erklärte ich feierlich, daß der von ihm entdeckte Fehlbetrag der gesamte sei, und er möge doch warten, bis ich eine neue Stellung hätte. Die Sache hätte mir zur Lehre gedient. Und wenn er nicht meine Bewerbung um einen neuen Posten hindere, so wolle ich mich zusammennehmen.

Auf diesen Brief bekam ich keine Antwort. Jedoch unternahm er nichts, er verlangte das Geld nicht weiter, und er störte auch in keiner Weise meine Bemühung um eine Stelle bei einem Konkurrenzunternehmen, bei welchem ich mich unverzüglich bewarb. Vielleicht das Schrecklichste aber war für mich die Notwendigkeit, dem Vater noch am gleichen Abend auseinanderzusetzen, daß ich entlassen sei wegen schlechten Geschäftsganges und daß ich vor Neujahr kaum etwas anderes bekommen würde. Die traurigen Schulden nach meiner Mutter, dazu Lieferrechnungen usw. hingen noch über unserem Haupt. Mein Vater war oft sehr gereizt und weinte mitunter wegen dieser Schulden. Am meisten befürchtete ich, er könne Herrn Nesbit aufsuchen und ihn fragen, warum er einen so fleißigen jungen Mann ganz ohne weiteres vor die Türe gesetzt habe. Und was dann? — Doch er ging nicht hin. Und zugleich bekam ich die neue Stelle mit derselben Tätigkeit bei dem Konkurrenzunternehmen.

Ich muß wohl nicht hinzufügen, daß mir diese Geschichte eine wirkliche Lehre war. Seit jener Erfahrung war keine Versuchung groß genug — wenn ich auch mehr als einmal nahezu verhungert bin —, daß ich auch nur einen Pfennig an mich genommen hätte, der mir nicht mit vollem Recht zukam.



Alexander Nesbit Radierung

Realismus und Innerlichkeit

Eine Rede

Von

Franz Werfel

(II. Teil)

Jedes Ideal, das sich auf die Lebensgestaltung der Menschheit bezieht, mithin auch die Realgesinnung, ist eudaimonistisch, hat die Verwirklichung und Verallgemeinerung des Glückes zum letzten Ziel. Auf welchem Wege nun strebt der Eudaimonismus des herrschenden Sachglaubens dieses Menschenglück an? Indem er sich bemüht, das materielle Lebenselend der Massen zu mildern und so endlich einen menschenwürdigen Zustand des Nicht-Leidens heraufzuführen. Die wertvollste politische Parteiung, die der Sachglaube hervorgebracht hat, die europäische Sozialdemokratie, hat sich (trotz tragischem Versagen bei Kriegsausbruch) in dieser Hinsicht unsterbliche Verdienste erworben.

Wenn wir auch gerechterweise erkennen, daß der radikale Realismus zum großen Teil der Hungertraum der erniedrigten Menschheit ist, so darf uns doch diese wehe Erkenntnis nicht abhalten, ihn als mörderischen Denkfehler zu entlarven. Der Zustand des Nicht-Leidens ist zwar eine Voraussetzung des Glücks, aber noch lange nicht Glück. Zum relativen Behagen muß noch etwas anderes hinzutreten, damit der Mensch nicht in seiner eigenen Öde untergehe. Ich greife auf mein Gleichnis zurück: Zur reinen Nahrungsaufnahme muß der unterscheidende, genießende, erlebende Geschmack treten. Wer durch einen Stockschnupfen jemals den Geschmack verlor, weiß, daß auch die Befriedigung eines Bedürfnisses zur Qual werden kann.

Was also wäre Glück? Ich finde nur eine haltbare Formel: *Glück ist der Reichtum der zur Innerlichkeit umgeschmolzenen Wirklichkeit.* Warum aber nach neuen Formeln suchen, da die Formel schon längst gesprochen ist, deren Wahrheit durch die Ewigkeiten donnert: „Das Himmelreich ist in euch!!" — Die Realgesinnung gräbt nach dem Schatz an falscher Stelle. Ihr kapitalistischer Flügel akkumuliert kraft seines sterilen Arbeitsideales den Mehrwert, d. h. potenziellen Genuß, nicht um ihn zu genießen, sondern um ihn zwecks neuer Akkumulation weiter arbeiten zu lassen. Die witzige Wortkette über den sparsamen Erblasser hat recht: „Der Vater gönnt sich nichts, damit sich sein Sohn nichts gönnt, der sich nichts gönnt, damit sich der Enkel auch nichts gönnt . . . usw." Auf der anderen Seite lautet die Glücksauffassung des Kommunismus: Vollkommene materielle Harmonie durch die Aufopferung des seelischen Individuums. Beide vergessen, daß sich die menschliche Innerlichkeit vielleicht jahrzehntelang, aber nicht ewig unterdrücken läßt. Beide vergessen, daß einzig *in uns* das Gottesreich, die Chance der Erlösung liegt. Beide vergessen, daß Glück Geist ist. Die Realgesinnung, der Sachglaube ist ein falscher, ein im allmenschlichen Sinne heräti-



Ausstellung Paul Cassirer

Sammlung H., Berlin

Greco, Jesus im Hause des Simeon (Oel)



Domfassade in Orvieto (Austreibung)

Photos Unionbild

Leo Tolstoi spielt Schach (links: Enkelin, Frau, Tochter)

Hirt mit Karakül-Lamm (Usbekistan)



Berlin, Galerie Casper

E. Makovska, Segelschiffe (Oel)

Lydia Mandel, La Rochelle (Oel)

sches Ideal, und als solches gefährlicher als der Krebs, ansteckender als der Flecktyphus und hirnverwirrender als die Paralyse.

Durch Kritik können aber falsche Ideale nicht gebrochen werden. Die richtigen Ideale müssen den Kampf mit ihnen aufnehmen. Es ist die Schicksalsfrage unserer Kultur, ob die Geistesgesinnung, die noch verstreut lebt, stark genug ist, der Realgesinnung entgegenzutreten.

Die schöpferische Innerlichkeit, der geistig-seelische Mensch offenbart sich in den drei Sphären der Sittlichkeit und Religion, der Wissenschaft und Spekulation, der Kunst und Phantasie. Wie tief in diese Sphären die Zerstörung schon gedrungen ist, läßt sich nur ungenau beurteilen. Der Abfall von den konfessionellen *Religionen* erscheint jedenfalls beträchtlich. Das Proletariat hat den liberalen Atheismus seiner Führergarde ganz und gar übernommen. Bis auf wenige Ausnahmen hängen die großen Arbeitermassen dieser schon recht schlissigen Gottesleugnung an. Der Durchschnittsstädter in seinem Lebensgefühl zumindest auch, wenngleich er zum Teil seine konfessionelle Bindung beibehält. Es ist immer die gleiche Geschichte. Die Geistesmode von gestern wird zur Massen-Banalität von heute, um wie gebrauchte Ware in immer tiefere Schichten zu sinken, bis man sie endlich auf dem billigsten Trödelmarkt verschachert.

Daß die *moderne Wissenschaft* zum allergrößten Teil im Lager der Realgesinnung steht, ist selbstverständlich. War der Merkantilismus der Vater, so ist sie ja die Mutter dieses Kindes. Sie verharrt nach wie vor im Spezialismus und hält sich vor der Weltdeutung, vor der reinen Philosophie schamhaft die Augen zu.

Soweit sie ein Weltbild hervorbringt, ist es atomistisch, agnostizistisch, an der Erkenntnis verzweifelnd. Einen Sinn im Weltgeschehen zu erblicken, hält sie für ein illusionistisches Vorurteil, für unwissenschaftlich. Dieses Wort „unwissenschaftlich" ist ihr großes Anathema, der Bannstrahl, den sie unerbittlich handhabt wie die mittelalterlichen Theologen. In den analytischen Methoden verbirgt sich eine aggressive Wollust, der Welt ihre Sinnlosigkeit zu beweisen. In der modernen Spitzendisziplin, in der Physik macht sich der Hang zum Vorstellungsleeren, rein Spielerischen geltend. Man sucht von der Wortsprache und ihrer Bildhaftigkeit loszukommen und nur mehr in abstrakten Formeln zu denken. Die Kausalität wird geleugnet. Wer feine Ohren hat, zu hören, höre! Die radikale Realgesinnung kommt eben nicht los von der heimlichen (luziferischen) Irrealität, die in ihrer geschichtlichen Urzeugung beschlossen lag.

Es bleibt die dritte Sphäre, die musische!

War bisher alles Behauptung und versuchter Beweis, so muß ich nun einen Glaubenssatz aussprechen: *Nur der musische Mensch vermag die durch den Sachglauben zerstörte Innerlichkeit wieder aufzubauen.*

Wohlgemerkt! Ich meine nicht die Kunst, nicht Kunstwerke, und auch nicht den Künstler, nein, ich meine den seelisch-geistig bewegten, den erschütterlichen, den rauschfähigen, den phantasievollen, den weltoffenen, den sympathiedurchströmten, den charismatischen, den im weitesten Sinne musikalischen Menschen. Ist es nicht verwunderlich, daß im Laufe der Geschichte alle menschlichen Typen an der Reihe der Herrschaft waren, nur er nicht? Es ist nicht verwunderlich! Macht und Ehrgeiz hängt immer mit dem Horror vacui zusammen. Der Tatsachenmensch, der Tatmensch, der Täter, der Tuer, der Macher ist fast immer

leer und starr; vom Machtwillen ausgebrannt. Der musische Mensch hingegen ist der ewig Erfüllte, der Schlüsselbewahrer jenes Himmelreiches, das in uns liegt.

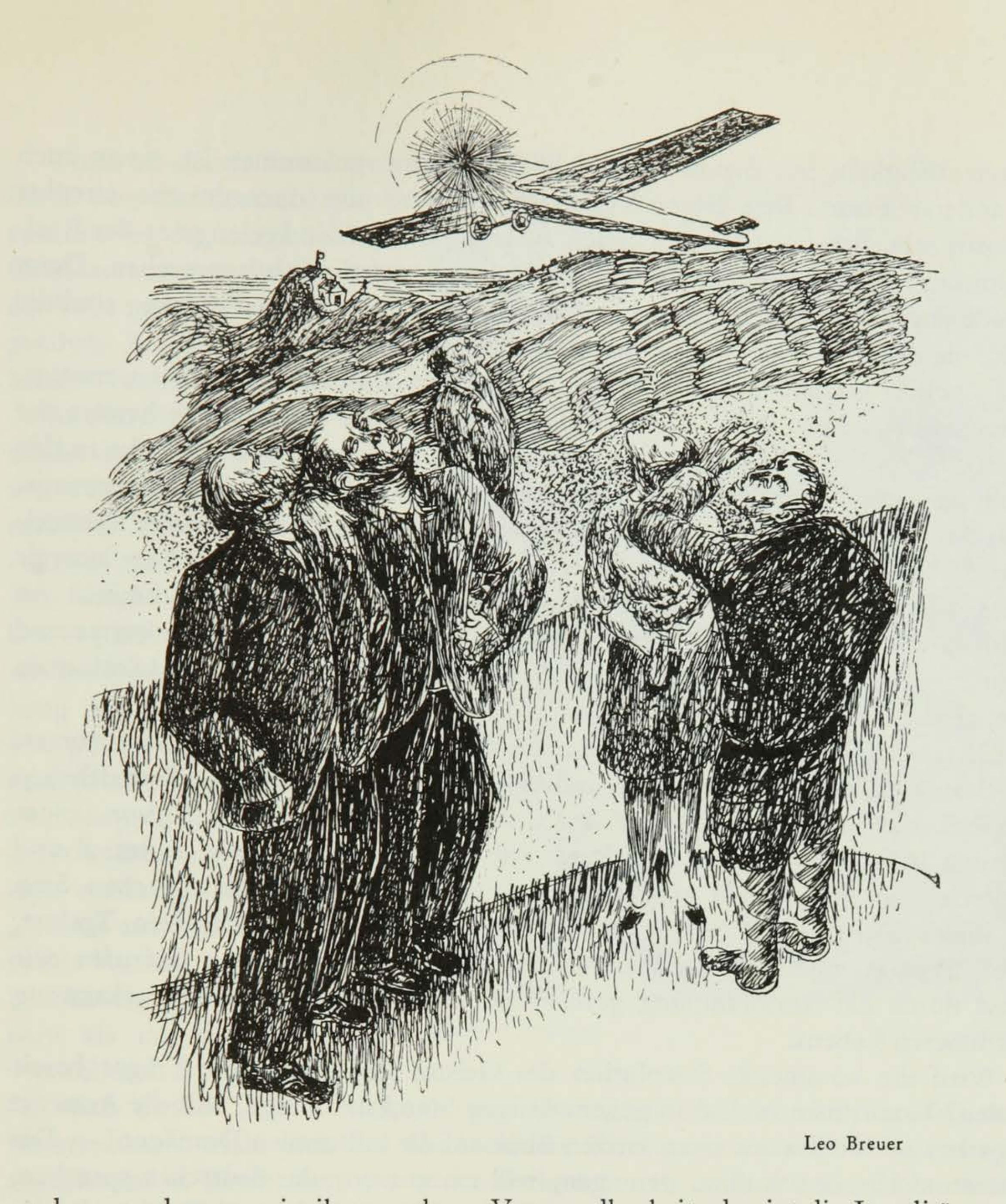
Sagen Sie bitte nicht, daß ich mich jetzt versteige, und daß der musische Charakter ein seltener Ausnahmefall in dieser Welt ist. Das Gegenteil ist wahr. Er begegnet uns hundertmal. An seinem Blick erkennt man ihn, mit dem er irgendeinen Vorgang der Straße beobachtet, an seiner Versunkenheit im Kino zum Beispiel, oder an der Neigung seines Kopfes, wenn er Musik hört. Er kommt in allen Klassen und Ständen vor, nur ist ihm seine Begnadung zumeist unbewußt. Ich gehe weiter: Alle Menschen besitzen einen musischen Kern. Bei der Mehrzahl ist er nur durch Sorge und Realgesinnung verschüttet. Ein anderer Teil wiederum, durch falsche Ideale vergiftet, bekennt sich nicht zu ihm. Denken Sie bitte an die Sage von Orpheus, dessen Gesang und Spiel nicht nur die Tiere und Bäume, sondern sogar die Steine zum Tanze mitreißt. Die Steine bedeuten das starrste Prinzip der Sachlichkeit. Aber selbst in ihnen steckt das Orphische, das dem Orpheus antwortet. Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß alle Menschen a priori musikalisch seien und nur durch gewisse Hemmungen und durch den verkehrten Erziehungsgang wieder unmusikalisch werden.

Bedenken Sie, meine Damen und Herren, was es bedeuten würde, wenn die immanente Musik, die in uns allen schlummert, erweckt werden könnte. Jedermann, der nur ein einziges Mal ein musikalisches Erlebnis gehabt hat, weiß, daß derjenige, welcher solche Erlebnisse nicht kennt, ein Bettler ist. Die wir das Elend in der äußeren Welt überzeugungstreu bekämpfen, warum dulden wir so viel Elend in der inneren Welt? Die Realgesinnung zuckt natürlich die Achseln. Sie hält das alles für weit irrealer als zum Exempel das Bridgespiel. Ich aber frage, welch ungeheure Glücksvermehrung auf Erden müßte es sein, würde jedem Menschenkind die Nahrung der Melodie zuteil? Und die Musik ist ja nur eine Provinz. Welche unentdeckte Welten schlafen noch in der Erlebniskraft des Auges, welche Wonnen im Kosmos der Sprache, welche Daseinssteigerung in der Himmelfahrt des Gedankens? Wir aber haben nicht solche Erweckungen zu erwarten, sondern den *Gaskrieg!* Und schuld wird sein das seelische Banausentum der politischen und ökonomischen Weltführung! Denn alles Böse und Dumme auf Erden ist nicht übermenschliches Schicksal, sondern eine tödliche Form der Phantasielosigkeit und Unmusikalität.

Das Leben ist ein Bewußtseinsphänomen, und die Dinge, sofern sie von uns wirklich erlebt werden, sind extraprojizierte Innerlichkeiten. Darum gibt es kein anderes Glück als das Erotische, Musische und Geistige im weitesten Verstande.

Radikaler Realismus aber und Technik, Vater und Mutter der Proletarisierung und wirtschaftlichen Dauerkatastrophe, müssen das Werk, das sie angerichtet haben, vollenden. Niemand darf ihnen in den Arm fallen. Das reaktionäre Jammergeschrei, das man immer noch hört, die Unkenrufe nach verschollenen Lebensformen, nach Monarchie, Privilegismus und dergleichen, das hysterische Hepp-Hepp-Geheul um ein Drittes Reich, von dem kein Heiler und Heuler weiß, was es bedeuten soll, all dies ist nur mystisch garnierter Schwachsinn und pures Verkehrshindernis.

Nicht in ihrer materiellen Macht kann die Realgesinnung tödlich getroffen



Leo Breuer

werden, sondern nur in ihrer wahren Verwundbarkeit, das ist die Irrealität und innere Leere. Zum Drachentöter aber ist das Geistes-Ideal berufen, in Gestalt des musischen Menschen. Das hört sich zwar vorerst wie eine Utopie an, ist aber durchaus nicht schwärmerisch gemeint. Ich bin mir bewußt, daß ich Revolution verkünde, die Revolution des Lebens gegen die abstrakte Kasernierung. Wer nur ein einziges Mal in seinem Leben Revolutionär war, der war es nie. Wer sich damit zufrieden gibt, daß seine Gruppe zur Macht gelangt und dann klassen- oder parteimäßig unterkriecht, der ist ein saturierbarer Interessent, aber kein Revolutionär. Die Revolution ist ebenso ewig wie das falsche Macht-Ideal. Ihr großes Geheimnis bleibt, daß die Front unaufhörlich wechselt. Heute liegen auf der *reaktionären* Gegenseite kapitalistischer und kommunistischer Sachglaube bundesgenössisch im gleichen Schützengraben. Für scharfe Augen ist ihr ganzer Unterschied eine Nuance.

Wir aber, die wir das Leben verteidigen wollen, wir müssen uns sammeln, wir müssen eine Maffia bilden, eine aufrührerische Irredenta der Weltfreundschaft gegen die Weltverödung.

Keine Utopie! Die Revolution des Geistes und der Seele kommt mit derselben

Gesetzmäßigkeit, mit der die materielle Revolution gekommen ist, wenn auch in anderer Form. Ihre letzte Verursachung wird der ökonomische circulus vitiosus sein, den ich schon mehrfach aufgezeigt habe. Und gelänge es der Realgesinnung, die äußere Lebensfrage zu lösen, sie wird doch untergehen. Denn gerade der technische Fortschritt und die kommende Arbeitsverkürzung sind die Pole, die den Strom der neuen Revolution erzeugen.

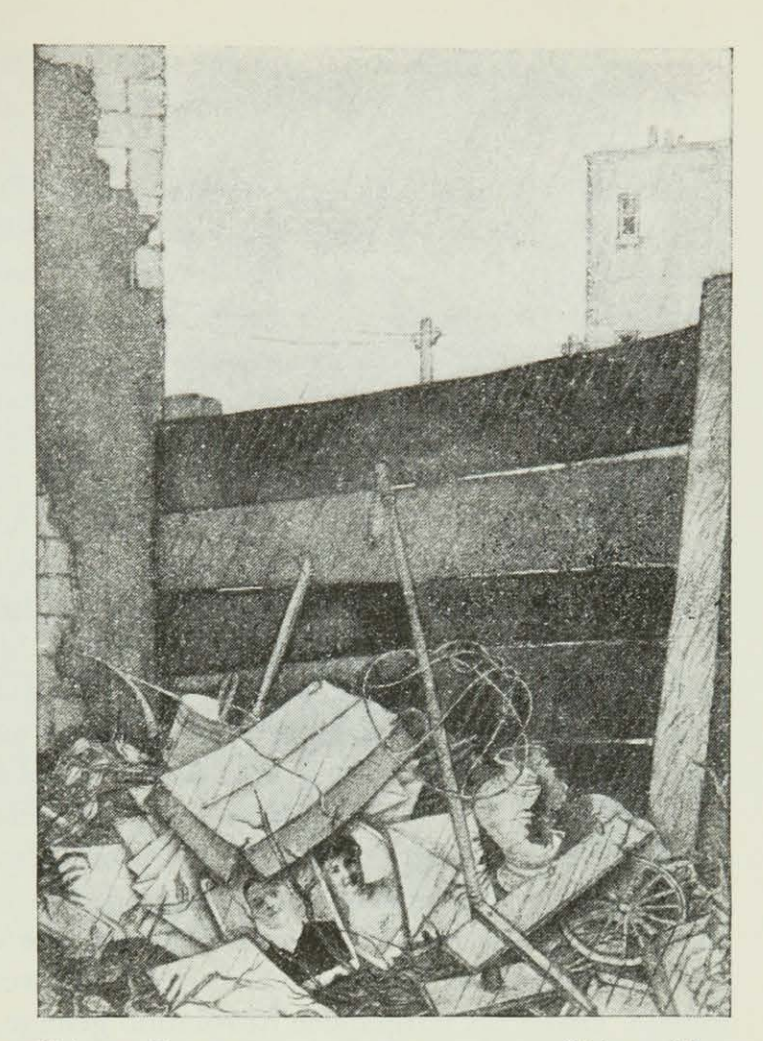
Es gehört ja zum tieferen Sinn der Maschine, daß sie nicht nur Güter erzeugt, sondern auch freie Zeit. Diese freie Zeit, der fatal herrliche Mehrwert der künftigen Massen, wird das Dynamit sein, das dereinst die erste Bresche in den Wall des Sachglaubens sprengt. Es zeugt von einem überaus feinen Sicherungs-Instinkt der bolschewistischen Erlösungslehre, daß sie ihr klassenloses Himmelreich mit dem Tode der Individualseele identifiziert. Sie hat recht. Eine lebende Seele könnte nach vier Stunden Maschinenarbeit zehn Stunden Freiheit im russisch-amerikanischen Stil nicht ertragen. Und wenn ihr auch hunderttausend Strandbäder, Fußball- und Boxkämpfe, Filmsensationen und Autokolonnen zum Ersatz geboten würden.

Dennoch! Die soziale und ökonomische Revolution muß und wird vorerst in der Welt siegen, d. h. der individuelle wird in den gesellschaftlichen Kapitalismus mehr und mehr aufgehen. Dieser Prozeß ist von einer Periode unfaßbarer Armut begleitet. Die Anfänge erleben wir, materiell und seelisch. So grausam es aber klingen mag, im geschichtsdialektischen Sinn ist dieser Zustand des Elends notwendig. Denn kein Appell, kein Traktat, keine Predigt wird mit gleicher Wucht zur Geistesrevolution aufrufen wie diese durch die Realgesinnung geschaffene Lage, wie die säkulare Verkarstung des inneren Lebens.

Wird die kommende Revolution des Geistes in Europa ihre Träger bereit finden? Urteilt man nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge, fällt die Antwort negativ aus. Werfen wir einen kurzen Blick auf die kulturellen Domänen! — Die Literatur? Um den Stoff zu verengen, will ich nur von der deutschen sprechen, und auch da nur von ihrem modern-radikalen Flügel: Zeit- und Tendenzdrama, Lehrstück, Songlyrik, soziologischer Roman usw. Aus den ältesten Ladenhütern russischer Gesinnung und aus pseudoamerikanischem Jazz-Getue wird ein Cocktail zusammengeschüttelt, der zwar brennt, aber keinen Spiritus enthält. — Das sonderbare und tragisch-große Schicksal der deutschen Nation hängt geheimnisvoll mit der zwangsläufigen Veranlagung der Einzelseele zur fensterlosen Einsamkeit und Innerlichkeit zusammen. Daher die schlaftrunkene Neigung zum Gehorsam, jeweils nach rechts und links. Daher aber auch das gewaltige Geniewerk der deutschen Musik und Lyrik. — Berlin als Musaget ist nur der lärmende Scheingegensatz, der die Einsamkeit des deutschen Wesens übertäuben will. Der Aufklärungsliterat von 1770 (Nicolai und Genossen) und der Nützlichkeitsliterat von 1930 gleichen einander aufs Haar. Fällt letzterem z. B. der „Faust" in die Hand, wird er wahrscheinlich die Gretchentragödie auf ihre polemische Verwendbarkeit gegen den Abtreibungsparagraphen hin prüfen. Ich bitte Sie aber dringend, diese Mutmaßung nicht auszuplaudern! Das Goethe-Jahr rückt näher. Und wenn ein zeitläufiger Regisseur von solcher Modernisierungsmöglichkeit des „Faust" erfährt, ist das Unglück fertig.

Trotz all dieser Fexereien dürfte aber der deutsche Kulturkreis in der kommenden Geistesrevolution die führende Rolle spielen, weil er den größten Reichtum an Innerlichkeit besitzt.

In den Hauptmächten der modernen Kulturgeselligkeit, in Weltstadtpresse, Theater und Film besitzt die Realgesinnung auf unabsehbare Zeit ihre stärksten Instrumente. Die tägliche Lebensfrage dieser Institutionen lautet: Wie kann ich heute das Niveau von gestern unterbieten? Im Leitartikel stößt je nach Couleur die politische Phrase auf. Alles andere ist, bis auf wenige rühmliche Ausnahmen, „Dienst am Kunden“. Und dieser Kunde, ob Leser ob Zuschauer, gilt seinen Dienern als das dümmste und versnobteste Aufgußtierchen, das sich denken läßt. Hier, im geistigen Zwielicht der Information und Unterhaltung, wirkt sich der ökonomische Zirkel von ertüftelten Reizen und abgestumpfter Blasiertheit am widerwärtigsten aus, jener fetischistische Aberglaube, daß Dreck und Erfolg auf Erden identisch seien. Jawohl, der Aberglaube an den Dreck scheint die Religion dieser Welt zu sein, der Dreck-Dienst am Kunden ihr Ritual, und die Billigkeit des Dreck-Angebots ihre Ethik. Auf die Idee, daß der einfachste Mensch etwas besseres ist und verdient, kommt niemand.


Walter v. Dreesen Liebesgeschichte

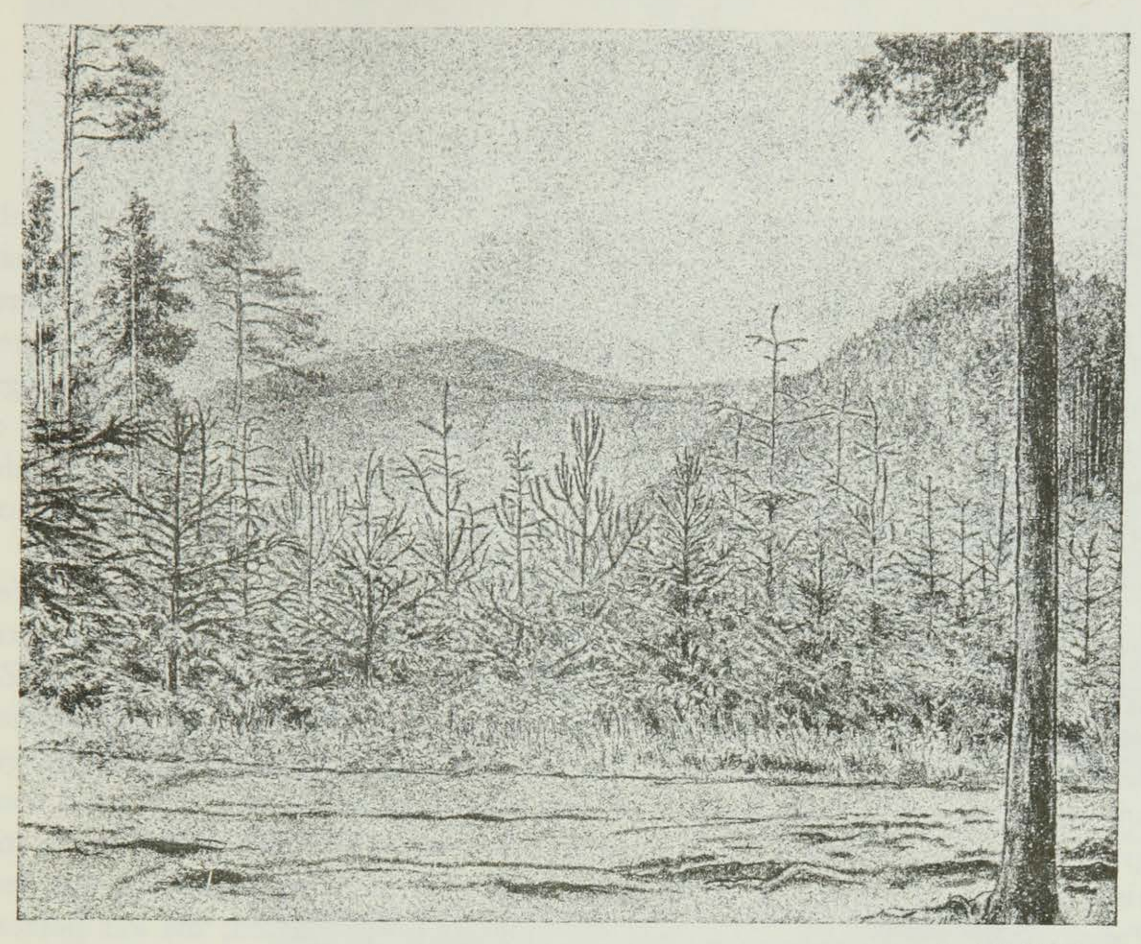
Ist es in diesem Zusammenhang noch nötig, an Theater und Film zu erinnern? Man hat es oft genug und immer wieder erlebt, daß ernstgemeinte und modeferne Stücke großen Zulauf finden. Die Theaterdirektoren sind dann meist schmerzlich überrascht. Die Armen! Sie verstehen in solchen Fällen die Welt nicht mehr. Beim Film sind derartige Wunder von allem Anfang an ausgeschlossen. Die kapitalsgewaltigen Kraft- und Höhlenmenschen, die ihn beherrschen, sorgen schon dafür, daß das ökonomische Naturgesetz der Billigkeit nicht durchbrochen werde. Und doch! In der unbegreiflichen Richtungs-Polyphonie des Lebensstromes wird vielleicht der Film eine unerwartete Rolle spielen. Vielleicht wird er dereinst das mächtigste Förderungsmittel der seelischen Revolution gegen den Sachglauben gewesen sein. Denn er ist es, der die Massen, die Millionen zum Phantasieleben aufrüttelt, der den Durst nach Traum und Erschütterung in die

untersten Volksschichten trägt, er ist es, der den primitivsten Menschen in Sibirien gelehrt hat, Erdachtes und Erfabeltes im Bilde als wirklich zu erleben und zu verstehen.

Welch ein Führer zur Geistes-Gesinnung der Film sein könnte, zeigt bekanntlich die einzige Ausnahme: Chaplin. Die Wirkung dieses Künstlers beruht durchaus auf der Überlegenheit des Geistes und seinen graziös-ergreifenden Kampfmethoden gegen die rohe Realgesinnung. Die Niederlage wird so zum Sieg und die zeitliche Resignation zum ewigen Triumph. Der Erfolg von Chaplins heroischer Komik entspringt der tiefen Befriedigung über die wiederhergestellten Werte.

Wiederherstellung der Werte! Meine Damen und Herren, die Geschichte des Menschengeschlechtes ist nicht die Geschichte seiner Ernährung, wie uns der moderne Aberglaube weismachen will, ebensowenig wie etwa die Lebensgeschichte Schillers die Biographie seines Stoffwechsels ist, — nein, sie ist und wird immer sein die Weltgeschichte der Wert- und Idealbildungen, die alle Materie von innen her verwandeln. Das heroische Ideal erzeugt Feudum und Sklavenunterbau, das christlich-katholische restringiert beide zur Lebensform des gotischen Mittelalters, das ökonomische Arbeits-Ideal des heraufkommenden Bürgers verursacht zugleich mit dem technischen Fortschritt, Proletarisierung, Massenelend und somit die soziale Revolution, in deren Zeitalter wir leben. Die Wandlung der Werte und Ideale vollzieht sich immer spastisch und revolutionär. Daß sie aber rein geistiger Natur ist, beweist jedesmal ihre Vorgeschichte. Damit Christentum entstehe, mußte das antinomistische Sektenwesen Judäas in Jesus und Paulus gipfeln. Damit die bürgerliche Revolution gelinge, mußten die Enzyklopädisten, mußten Voltaire und Rousseau ihr Werk geleistet haben. Damit die soziale Revolution sich vollziehe, war vielleicht Marx weniger die Voraussetzung als die große Mitleids- und Elendsliteratur des XIX. Jahrhunderts, mit Tolstoi und Zola an der Spitze. Soll aber endlich der Geistesmensch, der inner lich reiche, der erschütterliche, der schöpferische, der musische Mensch an die Reihe kommen und die Realgesinnung stürzen, so erfordert die Vorbereitung dieser fernen Revolution noch größere Mühsal und noch stürmischeren Schwung.

Vor allem müssen wir den Mut haben, die geltende Mode zu verachten, auch wenn wir deshalb von der Mode und dem sogenannten Zeitgeist selbst verachtet werden. Unterschätzen Sie bitte diesen Mut nicht! Sie werden einen Elegant im Frack eher dazu vermögen, ins Wasser zu springen, als zu demselben Frack etwa eine schwarze Krawatte oder gelbe Schuhe anzuziehen. Und eher wird ein radikaler Modekopf, ein Sozialgent, Proletsnob oder Sachlichkeitsgeck Schafe unter den Linden weiden, als die Wahrheit des allesbesiegenden Ökonomismus leugnen. Unsere Aufgabe jedoch ist es, jenseits aller Eitelkeit, auf die Gefahr hin, als reaktionär verschrien zu werden, die Welt mit Geistesgesinnung zu durchdringen. Um sie aber durchdringen zu können, müssen wir selbst vorerst von unserem Glauben völlig durchdrungen sein. Doch welcher Glaube, meine Freunde, wäre leichter, freier, undogmatischer, gewisser, seligmachender, als der Glaube, daß trotz allem realen Elend unser höchstes Glücks- und Daseinsziel die Entfaltung, die Steigerung des inneren Lebens sei!



Rudolf Schlichter

Ist der Ozean an sich etwas Wunderbares? Nein! Oder der Himalaja? Oder ein Bergsee? Oder ein Laubwald? Nehmen wir an, wir wären nicht rund einen Meter siebzig Zentimeter groß, sondern zweitausend Meter (angesichts kosmischer Maße ein bedeutungsloser Unterschied), dann wäre der Ozean für uns ein Regentümpel, der Himalaja eine bessere Türschwelle und der Wald ein Grasbüschel. Oder, gesetzt, wir wären so gescheit, hinter allen Dingen immer und überall ihre sogenannte reale Bedeutung zu sehn. Das Meer erschiene uns dann als eine ausgedehnte Ansammlung chemischer Bestandteile, deren Verbindung Meerwasser ergibt, und der Wald als eine verfilzte Bürste langweiliger Schachtelhalme. In Baumwanzen und Singvögeln sähen wir ein gleichartiges Parasiten-Ungeziefer des Laubes. Wir könnten in einem schönen Gesicht nichts anderes lesen als die Tadellosigkeit der Drüsen-Sekretion und in geistiger Begabung nur ein glückhaftes Arrangement physiologischer und sozialer Bedingungen.

Aber gottlob, unsere Seele ist viel zu gescheit, um so gescheit zu sein. Ein schönes Antlitz rührt uns unfaßbar, ein großes Geisteswerk zwingt uns auf die Knie. Ein ernstes Tal erfüllt uns mit Trauer, Meer und Firn mit seltsamem Schreck.

Warum erschrecken wir und wovor?

Wir erschrecken vor dem Wunder in uns selbst, vor der Muse erschrecken wir, die in jedem Menschen schläft, vor Gottes Botin, die das Schöpfungswerk allsekündlich neu wiederholt. Denn die Welt fängt im Menschen an. Und der Mensch kann nur leben im Namen des Wunders.

Wedekind und seine Kinder

Von

Kadidja Wedekind

Als mein Vater starb, war ich sechs Jahre alt. Ich kann mich aber noch sehr genau an ihn erinnern, denn er hat sich viel und eingehend mit uns beschäftigt. Er behandelte uns durchaus freundschaftlich; er fühlte sich wohl in unserer Gesellschaft, die den unschätzbaren Vorteil für ihn hatte, daß er sie entfernen konnte, wenn er ihrer müde war, ohne dabei die gesellschaftlichen Umgangsformen zu verletzen. Wenn ihm allerdings irgend etwas nicht paßte, fauchte er uns entsetzlich an, aber es ist ja eine bekannte Tatsache, daß dies auch den würdevollsten Erwachsenen passierte, die sein reizbares Nervensystem zur Explosion brachten.

Wir Kinder fanden Papa wunderbar! Seine fürchterlich knarrenden Stiefel, sein Spazierstock, auf dem man zuweilen reiten durfte, sein goldumrandeter Zwicker und die Brille im schwarzen Futteral, seine unzähligen Pfeifen und Zigerettenspitzen, sein zerfaserter Bademantel mit der humoristisch-unheimlichen Kapuze, seine ausgetretenen, roten Lederpantoffel, seine gelbverrauchten Finger und die kurzgeschorenen Haare — all dies beeindruckte uns tief. Ich weiß noch genau, wie er die Serviette zusammenfaltete und wie er sich die Hände wusch, mit einer komischen schwarzen Seife, deren Duft sich dann so angenehm mit dem Tabakgeruch vermischte. Alle diese alltäglichen Kleinigkeiten, die zur persönlichen Atmosphäre eines Menschen gehören, sind uns unauslöschlich im Gedächtnis geblieben.

Und dann das herrliche rote Zimmer! Papas Arbeitszimmer, das groß und bunt wie eine Zirkusarena war. Da gab es vor allem die große hölzerne Kugel, himmelblau mit silbernen Sternen bemalt, und die rotweiß lackierte Lauftrommel, beides richtige Artistenrequisiten, die sich mein Vater für die Stücke „Zensur“ und „Stein der Weisen“ nach seinen genauen Angaben hatte anfertigen lassen. Er sowohl als auch meine Mutter, hatten mit Hilfe eines hohen Holzgestells auf Rädern, einer Art fahrenden Gehschule, ganz leidlich gelernt, auf der Kugel und auf der Trommel zu laufen. Meine Schwester Pamela und ich waren damals noch zu klein und ungeschickt dazu; wir erlernten diese Kunst erst später, unter heroischem Aufwand von Energie und Wagemut. Mit zusammengebissenen Zähnen und zitternd vor Anstrengung haben wir uns tage- und wochenlang abgemüht, bis wir es schließlich zu vollendeter Meisterschaft gebracht hatten.

Damals, als mein Vater noch lebte, nannten wir die Kugel den „Löwen“ und die Trommel „Tiger“, es waren für uns gefährliche Bestien, die wir mit vielen wunderbaren Zirkuspeitschen dressierten. Überhaupt war „Zirkusspielen“ die Hauptbeschäftigung unserer Kindheit, und das rote Zimmer war dafür natürlich besonders geeignet, so daß wir uns täglich wieder auf die Stunde nach dem Mittagessen freuten, in der wir dort und bei Papa sein durften.

Da lehnte an der Wand, mit herabgelassenem Visier, der etwas unheimliche „Ritter“, eine mittelalterliche Rüstung, die für „Stein der Weisen“ angefertigt worden war. Daneben ein Spiegel vom Boden bis zur Decke, mit dem bemalten Holzstern darüber. Es gab alle Arten von Musikinstrumenten, ferner eine Arm-



Sonntag nachmittag: Pamela, Kadidja, Frank, Tilly Wedekind in München (1915)



Photo Martha Maria Newes

Am 50. Geburtstag von Papa Wedekind (24. Juli 1914)



Photo Rolf Mahrenholz

Die Bildhauerin Sibylle Freybe (Berlin)

Photo Vandamm

Die Schauspielerin Catharine Cornell (New York)



Photo Saeger

Der 15jährige Schauspieler Guy Parzy
(Paris, Odeon-Theater)

Die Armande vom Moulin Rouge (um 1890)

Großpapa Sternheim mit seinem Enkel Carlhans

Die Eltern Carl Sternheims

brust und zwei Pfropfenpistolen, mit denen Papa zuweilen nach einem der unzähligen Bilder schoß, die, grellbunt gerahmt, Wände, Türen, Schränke und Bücherregale bedeckten. Es waren aber nur lauter Fotografien und billige Öldrucke, denn mein Vater hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen Originale. Mein besonderes Entzücken erregten auf dem Schreibtisch zwei kleine Nippesfiguren, die Napoleon und die Jungfrau von Orleans darstellten.

Schön war es auch, wenn Papa mit uns Seilspringen übte. Er spannte ein Seil quer durch das Zimmer, und wir sprangen alle darüber. Meine Mutter konnte am höchsten und am besten springen. Oder er warf mit bunten Reifen nach unseren hochgestreckten Beinen, und obwohl es ungeschickt aussah, wie er warf, zielte er doch sehr gut.

Ja, und dann hatten wir auch ein Grammophon und eine Menge Platten. Ungarische Tänze, Märsche, Couplets von Otto Reutter, und auch die Sängerin Erika Wedekind war mit einer italienischen Arie vertreten. Als nun unsere berühmte Tante, „Mieze" genannt, uns einmal in München besuchte und wir uns wie gewöhnlich nach Tisch ins rote Zimmer begaben, wurden wir von Papa mit boshaftem Lächeln gefragt: „Was wollt ihr jetzt lieber hören, Tante Mieze oder Otto Reutter?" — „Otto Reutter, Otto Reutter!" riefen wir begeistert. Erika wurde blaß vor Wut, aber mein Vater strahlte über seine ungeratenen Kinder.

Sobald wir nur fähig waren, den Suppenlöffel zu halten, mußten wir schon bei Tisch mitessen. Daß wir uns tadellos benahmen, war selbstverständliche Forderung, aber wir beteiligten uns auch lebhaft an der Konversation. Ich hatte einmal das Unglück, in ungestümer Tollpatschigkeit meinen gefüllten Suppenteller umzustoßen; das wurde mir nie vergessen. Von jenem Tage an sprach mein Vater jeden Mittag feierlich wie ein Gebet: „Setze dich zu Tisch und wirf die Suppe nicht um!" So etwas merkt man sich schließlich, ich habe nie wieder „die Suppe umgeworfen".

Natürlich wurde auch großer Wert darauf gelegt, daß wir korrektes und fehlerloses Deutsch sprachen. Als bei meiner Taufe (daran kann ich mich nun allerdings doch nicht mehr erinnern) der Pfarrer, die lateinischen Formeln murmelnd, das Weihwasser über mich sprengte, bemerkte die vierjährige Pamela mißbilligend: „Er spricht nicht deutlich, man kann ihn nicht verstehen."

Wenn Pamela, die immer eine sehr gute Schülerin war, strahlend mit den besten Noten nach Hause kam, pflegte mein Vater zu sagen: „Ich habe in der Schule immer nur lauter Vieren gehabt!" (An mir hätte er in dieser Beziehung seine helle Freude haben können, aber er hat es leider nicht mehr erlebt.)

Ein Ereignis ist mir besonders lebhaft in Erinnerung geblieben, vielleicht weil es so typisch ist für die Art, wie sich mein Vater gegen die vermeintliche Böswilligkeit einer ahnungslosen Mitwelt zu „verteidigen" pflegte: In der Prinzregentenstraße wurde die Wohnung unter uns von einem musikliebenden Herrn mit Familie bewohnt, und jener hatte die Gewohnheit, immer dann Klavier zu spielen, wenn mein Vater schlief, also vormittags zwischen neun und zwölf Uhr. Eines Tages nun, als meine Schwester und ich Papa zum Mittagessen holen wollten, tönte uns aus dem roten Zimmer ohrenbetäubender Lärm entgegen. Da saß Frank Wedekind und hämmerte gewaltig auf das Klavier ein, eine Tschinelle war am Parkettboden festgeschraubt, die andere hatte er sich um den Fuß ge-

schnallt, so daß er damit sein Klavierspiel effektvoll begleiten konnte. Von beiden Seiten mußten wir ihm in die Ohren schreien: „Papa, bitte zu Tisch!“ bis es uns endlich gelang, uns in dem furchtbaren Radau verständlich zu machen. Darauf stand er mit sonnigem Lächeln auf, hob die schwere, große Kugel hoch, so daß er einen Augenblick lang aussah wie der Riese Atlas — und plötzlich ließ er sie fallen. Bums! Das gab einen gewaltigen, dumpfen Krach, das ganze Zimmer wurde erschüttert, und es war, als müsse der Fußboden durchbrechen. Tatsächlich soll auch im Zimmer unter uns, im Musiksalon des störenden Herrn, der Gips vom Plafond in kleinen Stücken abgebröckelt sein. Aber das eben hatte mein Vater beabsichtigt. Noch am selben Tag lauschten wir hinter der Tür unseres Kinderzimmers mit wonnigem Gruseln den erregten Stimmen, die aus dem roten Zimmer herüberklangen, und wir wußten, daß dort unser Papa mit jenem lästigen Herrn eine „Auseinandersetzung“ hatte. Kurze Zeit darauf zog unser Gegner mit seiner Familie aus, und die Wohnung unter uns stand bis nach Kriegsende leer, so daß wir uns ungestört austoben konnten.

Mein Vater hatte eine nette, selbstverständliche Art, uns zu belehren und uns gleichsam spielerisch zu nützlichen Beschäftigungen anzuleiten. So lernte Pamela schon als Kind Gitarre spielen, während ich durch ihn zum Zeichnen angeregt wurde. Er selbst zeichnete oft und gern, wenn auch nicht besonders gut. Nur in der graziösen Linienführung von Damenbeinen hatte er es durch langjährige Übung nach Zeitschriften wie „La Vie Parisienne“ zu wahrer Virtuosität gebracht. In seinem Schreibtisch fanden sich ganze Legionen von Damenbeinen, häufig wurden sie auch bemalt oder in buntem Glanzpapier ausgeschnitten, um Hutschachteln oder das Innere von Schranktüren zu schmücken. Auch die Tatsache, daß mein Vater mit einer gewissen Leidenschaft Möbel anstrich, ist sicher auf seine malerischen Instinkte zurückzuführen. Er liebte billige Büromöbel, die er dann nacheinander rot, gelb, blau, grün, weiß und schließlich schwarz anstreichen konnte. Als wir noch sehr klein waren, überlegten wir uns daher oft, ob Papa nicht am Ende doch wirklich ein Zauberer sei, was er selbst zuweilen mit großer Hartnäckigkeit beteuerte.

Natürlich lernten wir schon früh die Meisterwerke der Literatur kennen. Pamela hatte mit acht Jahren Schiller gelesen, und meine erste Lektüre waren der „Simplizissimus“ und „La Vie Parisienne“. (Später habe ich dann allerdings viel Schund und Schmutz gelesen, und es gibt keinen schlechten Dichter, den ich nicht zeitweise nachahmte, weshalb ich denn auch immer Note I in meinen Schulaufsätzen hatte. — Dies nur nebenbei.)

Das Tagebuch unserer Großmutter und die Greuel der französischen Revolution las uns Papa bei brennendem Weihnachtsbaum vor. Wir begeisterten uns für Napoleon und spielten „Guillotine“. Als dann später eine wirkliche Revolution ausbrach, waren wir ganz erstaunt, wie zahm es dabei zuging.

Jeden Sonntagnachmittag wurde ein Familienspaziergang unternommen. Es ist nicht genau zu ersehen, weshalb dies gerade am Sonntag geschehen mußte, wenn alle Spießerfamilien mit Kind und Kegel ins Grüne ziehen. Jedenfalls zogen auch wir ins Grüne, Papa den Hut weit ins Genick geschoben, den Regenschirm schwingend, den er nie aufspannte, Mama mit einer umfangreichen Kopfbedeckung der damaligen Mode, und wir beide in hellen Kleidchen und mit

Korkzieherlocken, die uns unter tausend Qualen am Abend vorher eingedreht wurden. Genau wie bei Spießers.

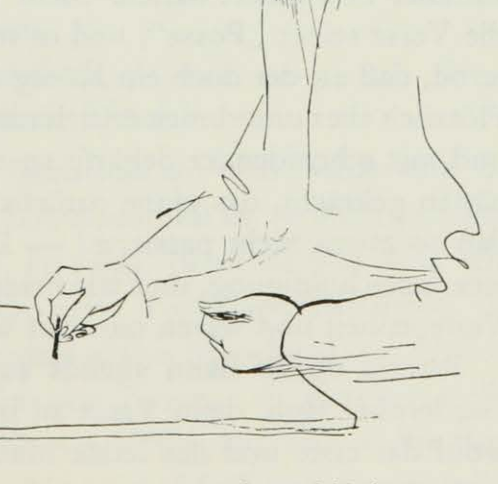
Zuweilen, wenn wir so am Isar-Ufer hinpilgerten, begegneten wir vor einer eleganten Villa einigen finsterblickenden, etwas verwahrlosten Kindern, und wir erfuhren, daß dies „Thomas Manns" seien. Wir verkehrten damals noch mit keinerlei Künstlerkindern, sondern in unserer Herzenseinfalt zog es uns zu den Sprößlingen von Hausmeistern und Grünkramhändlern, und mein Vater hatte für unseren damaligen Verkehr das nachsichtige Lächeln eines Menschen, der aus einer harmlosen Gegenwart in eine drohend umwölkte Zukunft blickt.

Am Vormittag, wenn Pamela in der Schule war, durfte ich oft Papa besuchen, wenn er noch im Bett lag und sein Frühstück nahm. Oder er rief mich später ins rote Zimmer und spielte mit mir Schach, worüber ich ungeheuer stolz und glücklich war. An einem dieser Vormittage hat er mir auch mit unermüdlicher Geduld beigebracht, auf meiner Kindertrommel einen Wirbel zu schlagen.

Wenn wir mit ihm durch die Straßen der Stadt gingen, erklärte er uns die Gebäude und belehrte uns über die verschiedenen Stilarten. Als wir einmal den Obelisken am Karolinenplatz bewunderten und uns besonders für die vier, Girlanden tragenden Widderköpfe interessierten, erklärte er uns lächelnd, diese vier Widderköpfe seien eine sinnbildliche Darstellung der bayrischen Schafsköpfe; und wir glaubten es mit ehrfürchtigem Staunen. Wir glaubten überhaupt alles, was er sagte, seine Worte und Handlungen waren für uns mit dem Glorienschimmer der Unfehlbarkeit geschmückt. Seine Person war über jeden Zweifel erhaben. Wir bewunderten und fürchteten ihn — und liebten ihn sehr!

Gegen Mittag hörten wir ihn erfreut im Badezimmer plätschern, wir hörten ihn bei der Morgentoilette singen und pfeifen. Nach Tisch, im roten Zimmer, spielte er auf der Mandoline „La Paloma", oder er sang das Lied vom Thaler oder „Brigitte B." oder „Ich hab' meine Tante geschlachtet".

Nachts schreckten wir manchmal aus unseren Betten auf, wenn er aus der Torgelstube nach Hause kam. Seine Stiefel knarrten durch die nächtlich stille Wohnung, eine Tür wurde schmetternd zugeworfen, so daß die

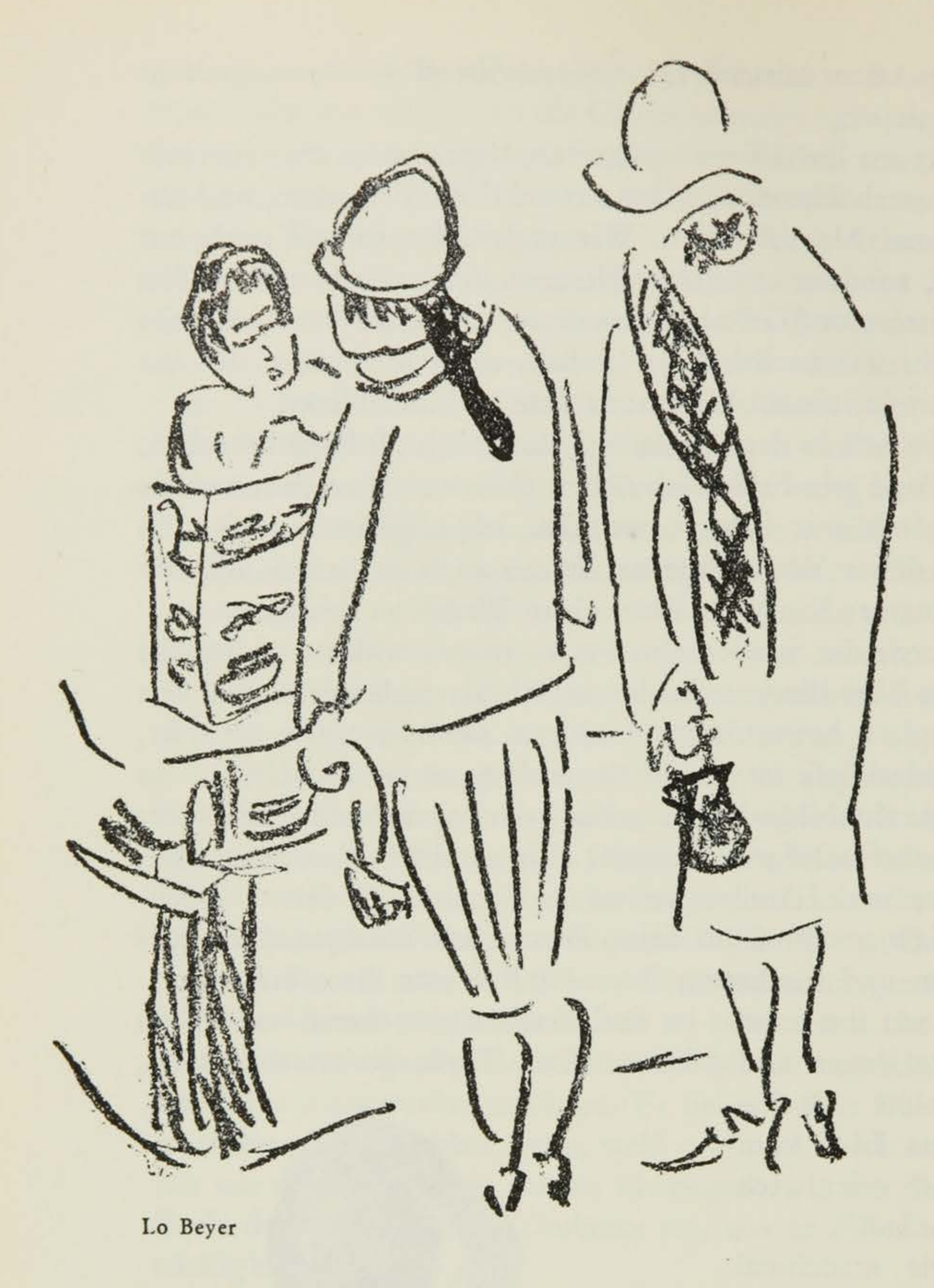


Conrad Felixmüller — Pamela Wedekind

Bilder, die daran hingen, noch lange nachklappern. Wir dachten beseligt „Papa“ und schliefen weiter. —

Vier oder fünf Jahre alt mag ich gewesen sein, als ich meinen Vater das erste und einzige Mal auf der Bühne sah. Es war bei einer Generalprobe zu „König Nicolo“ in den Münchner Kammerspielen. Natürlich habe ich damals vom Sinn des Stückes noch nichts verstanden, aber diese Probe war mein allererster und daher sehr großer Theatereindruck.

Unter der Obhut unseres Kinderfräuleins saßen Pamela und ich im leeren Parkett, und ich atmete zum erstenmal in meinem Leben den seltsamen Kulissengeruch, der durch alle Theater weht, und ich sah Papa und Mama in ihren Kostümen auf der Bühne. Am deutlichsten erinnere ich mich an den vorletzten Akt: die Vorstellung auf dem Marktplatz von Perugia. Meine Mutter trug das Narrenkostüm aus weißem Atlas, in dem wir sie schon auf mehreren Bildern im roten Zimmer bewundert hatten. Mein Vater, mit Hermelinmantel und Krone, sprach die Verse seiner „Posse“, und es schien mir entwürdigend und zugleich erschütternd, daß er, der doch ein König war, sich vor Verzweiflung im Staube wälzte. Plötzlich aber unterbrach er sich mitten im Satz und wandte sich sehr unpathetisch und mit schneidender Schärfe an den Bühnenmeister: Die Bretter des Podiums hätten gekracht, das ginge natürlich nicht, man hätte gefälligst dafür zu sorgen, daß so etwas nicht passierte! — Der Bühnenmeister wurde rot und stammelte eine Entschuldigung, und wir beide unten im Parkett freuten uns sehr über seine Verlegenheit und waren nun erst wahrhaft stolz auf Papa.


Lo Beyer

Pamela durfte dann abends auch in die Vorstellung, und nachher, in der Garderobe, sagte mein Vater zu ihr: „Nun, meine liebe Anna Pamela, das war wohl das erste und das letzte Mal, daß du mich auf der Bühne gesehen hast.“

Er hat sich nicht geirrt.

Die Großeltern Sternheim

Von

Carlhans Sternheim

Der Vater meines Vaters war ein Kind der Börse und rechnete schneller als Adam Riese. Er sagte zum Beispiel:

„Carl, du brennst fast bei jeder Mahlzeit ein Loch in die Tischdecke. Da eine Damastdecke 400 Mark kostet, sind das im Jahre für 427 200 Mark Tafeltücher, oder bei dem heutigen Diskont von 5 vH die Zinsen von 8 544 000 Mark. Ich habe also im Jahre alleine zehn Millionen für Wäsche aufzubringen."

Mein Großvater sprach nur mit sittlichem Ernst, mit jener fast traurigen Erregtheit, die einer unglücklicherweise von niemandem geteilten felsenfesten Überzeugung entsprang. Er beschwor bei dem Strafgericht des Gottes der drei Staatskonfessionen, daß das Telephonamt eine anarchistische Verschwörung sei. Da es damals noch keine Telephon-Steckdosen gab, hing sein Fernsprecher an einer zwanzig Meter langen Strippe, weil er auch in der Badewanne telephonieren mußte. Vor jedem Gespräch verlangte er erst das Beschwerdeamt, um halbwegs schnell verbunden zu werden; und dann beschimpfte er seine Kunden:

„Sie wollen Otavi-Minen kaufen? Ich kannte jemand, der Otavi kaufte, der sitzt jetzt lebenslänglich im Zuchthaus!"

Seine Redingote war von höchster, weil selbstverständlicher Elegance und in der Form einer Ballonhülle geschnitten. Darunter saß ein weiches Herz und ein mit durchdachter und erfahrener Raffinesse gepflegter Magen. Er liebte es auch, anderen Freude zu machen, und kaufte bei Matthes in der Leipziger Straße das unsinnigste Spielzeug für seine Enkelkinder. Als ich drei Jahre alt war, erhielt ich von ihm eine technisch vollendete Kegelbahn mit dazugehörigem Gartenhaus, meinem gleichaltrigen Vetter schenkte er ein Billard.

Keines seiner Kinder hat seine Musikalität und seine besonders eigenartige lyrische Begabung geerbt. Er kannte sämtliche Operetten und setzte täglich den Kurszettel in Verse und Musik:

Westbahn hat zehn Prozent verloren
Und Vorzugsaktien geboren,
Und nimmer zahlt sie Dividende,
Der Aufsichtsrat reibt sich die Hände!

Die Großmutter war groß und blond wie Germania auf dem Niederwald. Sie trug griechische Gewänder, ihr Gang war ein Schreiten, und sie verteilte gewaltige Ohrfeigen an das männliche und weibliche Personal, denn sie war eine selbständige Frau. Großvater aber schwärmte für zarte Porzellanschäferinnen, die er in allen Ausführungen zwischen die Plüschmöbel stellte. Manchmal versuchte er, Ordnung in die Idylle zu bringen, dann lief er von Zimmer zu Zimmer, stellte Daphnis zu Baucis, Leander zu Chloe und Hero zu Philemon, und wußte dann gar nicht, was er mit dem kleinen Amor aus königlich Meißen anfangen sollte.

Schließlich legte er ihn einer Bronzegöttin in den Schoß, die mit einem Schleier notdürftig bekleidet war, einem Schleier, den man an Skatabenden auch noch entfernen konnte, denn er war nur mit zwei Scharnieren notdürftig befestigt. Im Skat gewann er mehr als an der Börse. Er spielte einen Solo ohne Sieben ebenso sicher wie ein Spiel mit sämtlichen Trümpfen. Zu Weihnachten ließ er sich von seinen sämtlichen Kindern Original-Dramen schreiben, die er unerbittlich kritisierte: „Es ist ganz unmöglich, daß ein König im zweiten Akt ohne Begleitung auftritt! Es wird verlangt, daß ein König nie alleine sei; dafür ist er ja schließlich König!"

Bei Immobilien-Geschäften beurteilte er die Häuser nach der Zahl der Erker und Kuppeln. Er verlangte kategorisch nach Erkern, denn Häuser ohne Erker seien keine deutschen Häuser. Die deutsche Seele bedarf der Schnörkel, sie bedarf wilder Abenteuer, eines Krokodils im Terrarium oder eines Kanarienvogels im Bauer. Ganz feine Häuser haben nur Erkerzimmer. Im Erker saß Großmutter und las die Familienromane aus der Engelhorn-Bibliothek und das Feuilleton des Lokal-Anzeigers. Dann schluchzte sie und sagte: „Gott helfe uns aus der Bredouille!"

Das schönste an den Großeltern war, daß ihnen unsere heutige kalte neue Sachlichkeit gänzlich abging. Sie hatten eine naive Freude am Überfluß und am Überflüssigen. Sie kauften Truhen, die Musik machten, bei den letzten Takten sich selbsttätig öffneten und einen Likörschrank im Rokoko-Stil zeigten. Sie hatten Vitrinen, in denen Miniaturen und Perlmuttfächer lagen. Vor den Türen hingen Portieren mit roten Troddeln dran. Sie verlangten nicht nach politischer, aber nach persönlicher Freiheit. Sie wollten über ihre Zeit verfügen und das Recht wahren, zu lieben, was ihnen paßte. Auch den Kitsch. Sie brauchten keinen Reichs-Kunstwart. Die künstlerische Linie galt ihnen nichts, der Komfort alles.

Aber damals gab es auch noch keinen Rundfunk, in dem Schulmeister sich als Geschmacks-Diktatoren aufspielen konnten.

Sie lebten leichter und besser in ihren victorianischen Salons als wir heute in unseren Stahlmöbeln mit Wellblechteppichen und Stacheldrahtkissen. Sie waren Bürger eines saftvollen jungen und aufstrebenden Reiches und formten sich alle Begriffe nach ihrer gesunden Gier. Sie schufen sich selbst Geschichte nach ihren Wunschträumen. Die Sachlichkeit mit ihren nackten Tatsachen spielte auch hier keine Rolle. Es gab überall Nibelungen und Trompeter von Säckingen. Auch mit der Zeit verfuhren sie souverän. Meine Großmutter ernannte Johann Sebastian Bach einfach zu ihrem Onkel mit keiner andern Berechtigung, als daß sie in der Thomaskirche konfirmiert worden war. Sie erzählte jedem, sie sei mit dem Prinzen von Honolulu verlobt gewesen, der ihretwegen mit einer ganzen Flotte in See gestochen sei. Er habe ihr gesagt: „Lady Starhome, ich lege ihnen meinen Thron vor die Füße und mein Volk ans Herz!"

Sie hatte Herz genug für ein ganzes Volk, aber ihre Kinder mußten ihr wie seltsame Ungeheuer vorkommen. Und sie taten es.

Aber bei den Enkeln regt sich schon ganz leise wieder der Wunsch nach *neuer Herzlichkeit.*

Bismarck in der Badewanne

Von

Hans Flesch (Rom)

Wir sind zwar eine kleine Familie, wir haben aber auch unsern bescheidenen Mythos. Und zwar ist das einer von denen, die sozusagen beinahe das Antlitz der Welt verändert hätten, ähnlich der berühmten Erzählung von Grouchy bei Waterloo. Was wäre geschehen, wenn. Was wäre geschehen, wenn mein Großvater dem alten Diener Jóhannes damals *keine* Ohrfeige heruntergehauen hätte?

Wir stammen also, wie alle Wiener, aus Brünn. Brünn ist die Stadt, wo bekanntlich die englischen Stoffe erzeugt werden, und liegt, auch hier folge ich einer alten Volkssage, umgeben von lauter „Mähren"; also eine Seestadt. — Nicht aber war die Erzeugung oder Bearbeitung von Wolle aus Manchester Beruf und Gewerbe meines Großvaters, sondern vielmehr züchtete er die Zuckerrübe, was ihm Wohlstand und Ehre einbrachte. Im Verlauf der Jahre hatte er für sich und seine zehnköpfige Familie am „Glacis" ein Palais erbaut, das Fenster hatte aus Brüsseler Glas, an dessen blauen und hochfeinen Glanz ich mich heute noch erinnere. Das Glacis war mit Bäumen bewachsen und entsprach ungefähr den „Linden". Das Palais war einstöckig. Überhaupt war alles hochfeudal, und unser Mythos kann beginnen.

Man schrieb 1866. Das österreichische Heer war bei Königgrätz geschlagen worden, und die Scharen der wilden Preußen ergossen sich über Böhmen wie insbesondere über Mähren. Niemand hatte etwas dagegen, als sie gruß- und schußlos im Hochsommer in Brünn einzogen. Nur der alte Jóhannes nährte, aufgehetzt durch die niedere Geistlichkeit, der die Protestanten ein paar Dornen im Auge waren, etwas wie Groll im untertänigen Dienerherzen. Mein Großvater wurde auf das Rathaus beordert.

Dort wurde ihm die ehrende Eröffnung gemacht, daß sein Palais am Glacis dazu ausersehen sei, den preußischen Heros, Herrn von Bismarck, zu bequartieren. Mein Großvater verbeugte sich tief, und ein Teil der Kinder wurde wahrscheinlich aufs Land geschickt. Davon berichtet die Fabel nichts weiter.

Wohl aber erzählt sie von einem wunderschönen Frühherbstmorgen, an dem es also beinahe geschah. Was wäre die Folge gewesen? Ach, ich denke es nicht aus! Preußen hätte sicherlich nicht einen so billigen Frieden mit Österreich gemacht, Österreich wäre 1870 Deutschland in den Rücken gefallen, die Franzosen hätten den Siebziger Krieg gewonnen, Deutschlands Einigkeit wäre um Jahre, vielleicht um Jahrzehnte hinausgeschoben, ja verhindert worden. Nicht nur das: man hätte meinen Großvater wahrscheinlich aufgehängt, das Palais angezündet, die Großmutter gevierteilt, meinen Vater erst gar nicht geboren und so auch mein Erscheinen höchstwahrscheinlich auf die lange Bank der Ewigkeit geschoben. Dieser verdammte Jóhannes.

Dieser Jóhannes also hatte seiner Exzellenz von Bismarck ein Bad zu bestellen. Der Hüne schritt, vermutlich in seinem gewaltigen Schlafrock und ohne weitere Machtinsignien, durch die geschmacklose und prunkvolle Zimmerreihe und bestieg die Badewanne aus Holz, die der treue Diener der Kirche vorher geschrubbt und mit heißem Wasser angefüllt hatte. Nackig saß da der Gründer des deutschen Reiches in der Wanne; rechts von ihm auf einem kleinen Stuhl lagen ein paar Akten, die er mit nassen Fingern umblätterte.

Jóhannes ging und drehte geräuschlos den Schlüssel hinter sich um. Jóhannes schlich, wie ein Verschwörer aus Shakespeare, auf Fußspitzen in die Küche. Dann erinnerte sich der Alte, daß er noch nie in seinem Leben etwas unternommen hatte, ohne meinen Großvater, den „gnä Herrn", vorher zu fragen, und begab sich in die Bureauräumlichkeiten auf der anderen Seite des Hauses.

Jóhannes trat ein. Wie man sagt, trug er, um das Opernmäßige zu erhöhen, einen Mantel. Er wandte sich untertänig an den Großpapa und erklärte in seinem schlichten Mährisch: „Is sich jetzten im Bad." Worauf der Großpapa etwas brummte. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß er Jóhannes bereits jetzt eine herunterhaute, um dem Gespräch eine entsprechende Einleitung zu geben. Jóhannes wiederholte die Mitteilung: „Is sich im Bad" — weil er, wie alle Naturwesen, voraussetzte, daß die Götter stets wissen, was die armen Sterblichen vorhaben. Mein Großvater wußte nichts, sondern brummte nur. Da er ein „Kaufherr" war, war er mürrisch. Die Kaufherren jener Zeit waren immer mürrisch und hatten nur in der rauhen Schale einen süßen Kern, den nie jemand verkostet hat.

Nun mußte sich Jóhannes jedenfalls deklarieren. Er schlug also den Mantel auseinander, der eigens zum Auseinanderschlagen da war, und fragte unterwürfig, aber bestimmt, was mehr eine rhetorische Frage war: „Derf ich?" Unter dem Mantel kam ein ausgezeichnetes Küchenmesser mit einer dreißig Zentimeter langen Klinge zum Vorschein, das noch heute im Flesch-Museum zu besichtigen ist. „Derf ich?"

Mein Großvater verstand augenblicklich, daß er somit einen historischen Augenblick erlebte. Jener Jóhannes war ein versteckter Revolutionär und wollte den preußischen Teufel abmurksen, während er unbewehrt im Bade saß. Nur nicht in unserem Hause! Historische Augenblicke bitte im Freien abzuhalten. Es war Bürgerpflicht, auf die Weltgeschichte mit einer Watschen zu reagieren. So tat es der Großpapa. Das Messer wurde Jóhannes entrissen, und gleichzeitig wurde ihm bedeutet, wenn er nicht das Maul halte über seine blödsinnigen Absichten, werde er auf jeden Fall aufgehängt. Es ist anzunehmen, daß niemand anderer als der Chronist dieser Szene beigewohnt hat.

Bismarck aber erhob sich aus dem Bade, tropfte ungeheuer und rüttelte an der Türe, die sich untertänig vor ihm auftat. Engel in Pickelhauben erschienen und dienten ihm. Und er ging hin und gründete das Deutsche Reich.

Wie gesagt: gut, daß der Jóhannes vorher gefragt hat. In Österreich haben sie noch immer vorher gefragt, bevor sie etwas Umstürzlerisches taten.



Photo Keystone View

Mademoiselle Hélène, der neue Star des „Casino de Paris‘

Rodin und seine Frau, Rose Beurret, am Tage ihrer Hochzeit

Aral-Photos

Rodins Sohn, Auguste Beurret, und seine Frau



Fox-Photo

Der Standpunkt



Das Banff-Spring-Hotel in den Rocky Mountains (Kanada)

Rodins Sohn, der Taglöhner

Von

L. Aigner und L. Aczél

Erstaunt sieht man uns an, als wir in die kleine Dorfschenke eintreten. Was suchen denn hier Leute aus Paris? Die Kundschaft besteht aus zwei Dorfarbeitern und einem uralten, runzligen Mütterchen, die bei der armseligen Theke nachdenklich und behaglich ihren billigen Rotwein schlürfen.

„Rodins Sohn suchen wir", sage ich zum Wirt.

„Dann haben Sie ihn schon gefunden", antwortet ein stoppliger runzliger Mann mit einer großen Nase, „denn ich bin es persönlich. Was wünschen die Herren von mir?"

„Nichts Schlimmes, wir wollen nur bei einem Glas Wein mit Ihnen plaudern, von alten und neuen Zeiten."

Doch zunächst will er nichts davon wissen. Erst allmählich gelingt es uns, ihn zu besänftigen. Wir setzen uns in der kleinen Dorfkneipe an einen der zwei abgeschlagenen Holztische, denn die ganze Einrichtung besteht nur aus zwei Tischen und vier Stühlen. Sogar der übliche „Zinc" der Pariser Bistros ist durch eine verwüstete Holztheke ersetzt. Denn armselig und karg ist das „Petit Drapeau", wo seit vielen Jahren der alte Sohn Rodins, des großen Rodin, seine Sonntag-Nachmittage verbringt. Drüben im Museum, wo er in einem kleinen Häuschen wohnt, darf er keine Gäste empfangen. Das gehört dem Staat, und er selber ist nur Gast im Hause, das einst seinem Vater gehörte. Rodins Sohn erzählt:

„Ich bin kein Künstler, müssen Sie wissen, nur ein Taglöhner. Ich arbeite hier in der Nähe in der Pulverfabrik. Man zahlt nicht sehr gut, 3,75 francs die Stunde, aber man lebt trotzdem. Ich und meine Alte."

Er winkt dem Mütterchen zu und stellt sie vor: „Das ist sie."

„Rodin war ein großer Künstler", murmelt Rodins Sohn vor sich hin. „Auch ich wollte Künstler werden, doch er wollte es nicht. Er war ein eigentümlicher Mann, ein großer Künstler."

„Auch ich zeichnete gern, mein Vater aber liebte es nicht, wenn ich im Atelier herumbummelte. Mutter liebte ihn sehr, und sie tat immer, was ihm gefiel. So hat sich niemand um mich gekümmert, und ich wurde Kupferstecher. Ab und zu sah Vater zu, was ich machte. Er nahm meine Arbeit und legte sie weg."

„Professor Charcot, der große Charcot lehrte mich die Anatomie. Das habe ich gut gelernt und heute noch nicht vergessen, und dabei bin ich jetzt 65 Jahre alt. Gucken Sie mal zu, ich zeichne Ihnen einen Schädel genau, wie er ist. Achtung, das ist ernste Arbeit, Kopfarbeit", setzte er erklärend hinzu und zeigt bedeutungsvoll auf seine Stirn.

Er zeichnet den Schädel und schreibt die Namen der einzelnen Knochenteile hinzu. Dann zeichnet er mit einigen Strichen ein Porträt von seinem Vater aus dem Gedächtnis. Seine alten knochigen Finger zittern.

„Mein Vater hat mich sehr gern gehabt. Aber er hatte niemand nötig, keine Familie. Seine Kunst war ihm genug, und Mutter paßte auf, daß niemand ihn störte, auch ich nicht."

„Es ist ja wahr", entschuldigt Rodins alter Sohn seinen Vater, „wir waren sehr

arm, als ich zur Welt kam. So hat sich auch niemand über mich gefreut, nur Großvater. Der war aber blind, und konnte mir nicht viel helfen."

Er beendet die Zeichnung und schiebt das Blatt vor mich hin. Beengt und gespannt sieht er mich an, auf die Kritik wartend. Ausgezeichnet, sage ich ihm — und ich meine es ehrlich.

„Ja, man wird im Leben nicht immer das, was man möchte."

„Spielt keine Rolle", seufzt Rodins Sohn. „Wozu braucht man soviel Künstler? Und dann wäre ich vielleicht heute noch närrischer, als ich so schon bin, nicht wahr, Alte? Du weißt ja, auch Mutter hatte nicht viel Gutes von Vaters Kunst!"

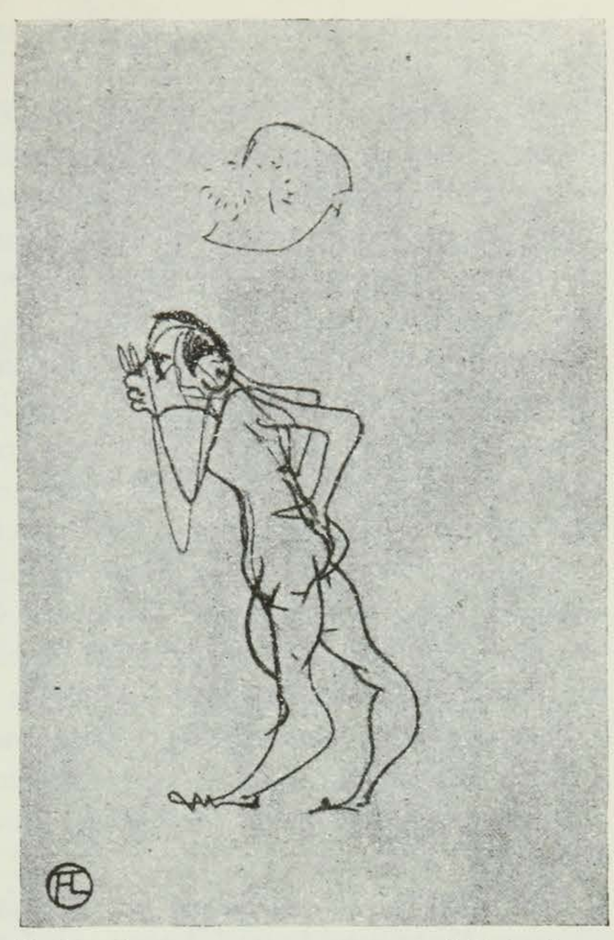
„Das stimmt. Sie hatte ihn nur zu bedienen, den Maître. Ja, ja, so ist es", nickt die Alte, und sprudelnd erzählt sie, was für ein trauriges Leben die Mutter ihres Mannes an der Seite des großen Künstlers hatte. Sie hat sogar seine Gedanken erlauscht, und keiner existierte für sie neben Rodin. Nicht einmal ihr Sohn. Dieser führte ein Hundeleben, vielleicht noch ärger. Keiner kümmerte sich um ihn, er mußte nur Dienstbotenarbeit bei seinem Vater verrichten. Als er zum Regiment kam, interessierte sich Rodin wenig dafür, wie es ihm ging. Lange Jahre wurde er in der Welt herumgeschleudert. Rodin erlaubte ihm nicht einmal, daß er ihn Vater nenne. Als er, ein 30jähriger, ins Vaterhaus zurückkam, behandelte er ihn wie einen Diener, noch schlimmer. Er gab ihm nicht einmal Geld. Ein wenig Essen, dann schickte er ihn in eine Werkstatt, damit er arbeite, obzwar er gern Künstler werden wollte. Damals war Rodin schon ein reicher Mann und weltberühmt.

„Es kamen aus aller Welt große Herren und große Künstler zu ihm auf Besuch, sogar der König von England war einmal bei ihm. An solchen Tagen mußten aber August und seine Mutter von Hause weg. Ach, ein Hundeleben, sage ich Ihnen. Ich sah das alles, ich war schon damals bei ihm. Auch meinetwegen hat ihn der Vater vom Hause weggetrieben, und dabei wäre sein Leben noch unglücklicher gewesen, wenn ich ihm nicht zur Seite gestanden hätte. Ich war auch dabei, wie Rodin sich endlich entschloß, Madame Rose zu heiraten. Wir waren beide dabei. Papa war damals 50 Jahre alt. Minister Clementel war auch dabei. Gott, das war feierlich. Wir weinten alle. Vor Glück. Wie froh war die arme Frau. Zum ersten Male im Leben war sie glücklich. Nicht sehr lange, denn nach einigen Monaten starb sie. Auch Rodin lebte nicht mehr lange ohne sie. Auch er starb im nächsten Jahr. Das war 1917, bevor er noch meinen Mann adoptiert hatte. Sein Vermögen hinterließ er dem Staate, und meinem Mann nur eine kleine Rente und ein Stübchen hier im Garten. Es reicht aber kaum für Wasser. Es ist noch nicht lange her, da hat der Staat sie erhöht um einige Franken. Bisher hatten wir 7,50 francs pro Tag, nicht viel, gelt?"

„Still, Alte", ruft Vater August. „Wozu braucht man denn Geld? Ich kann ja arbeiten, und man lebt. Mein Vater wollte mich adoptieren", wendet er sich dann erklärend zu uns, „aber schon einige Monate vor seinem Tode war sein Geist gestört. Er hatte den guten Willen, das spürte ich. Es ist ja egal, ein jeder weiß doch, daß ich sein Sohn bin. Auch der Staat weiß es. Und das Vermögen ist beim Staat besser aufgehoben als bei mir. Auch ich, wie mein Vater, weiß nicht mit dem Gelde umzugehen. Ich schmeiße es weg und gebe es andern. Warum sollen die nichts haben, das ist ja wahr."

„Warum klagst du?" murrt er gegen die Alte. „Alle Künstler sind ja so, und

vielleicht ist es das erstemal, daß ein Maler und Träger eines hochadligen Namens, mit einer ungeheuchelten Begeisterung die verworfensten Schauspiele aufsucht, um sie darzustellen, nicht, wie man glauben könnte, mit der Wut eines häßlichen Zwerges, sondern mit begeisterter Glut, mit einer tiefen Trunkenheit und der Gabe seines ganzen Genies. Und immer mehr sucht dieser Maler — ein seltenes Beispiel! — seine Modelle lieb zu gewinnen; er verbraucht seinen zähen Willen damit, sie immer besser zu zeichnen, sie mit mehr Schwung und mehr Liebe zu malen. Damit also verbraucht er sein nutzloses Leben!



Toulouse-Lautrec Selbstkarikatur

*

Das Leben aber, das Leben, das Lautrec mit Haut und Haaren ergriff, das wirkliche und brennende Leben, das war Montmartre, und was für ein Montmartre! Montmartre zur Zeit Lautrecs, d. h. von 1885 bis 1900, das ist das Moulin Rouge, das an die Stelle des Bal de la Reine Blanche getreten ist, der von Zidler geleitet wurde — ist das Café du Rat Mort, das sich noch heute auf demselben Platz befindet, ist der Bal du Moulin de la Galette, wo man die Tänze bezahlt, ist Palmyre, die damals in der Souris, Rue Bréda verkehrte, ist Armande, die im Hanneton thronte, ist die Auberge du Clou in der Avenue Trudaine, ist das Cabaret du Mirliton, das Salis verlassen hatte, um sein Cabaret du Chat Noir nach der Rue de Laval zu verlegen — dies Mirliton, wo der Menschenbeglücker Aristide Bruant brüllt und singt —, ist der Bal de l'Elysée Montmartre, ist der Divan Japonais, ist das lärmende Café de la Place Blanche, das zur selben Zeit wie Moulin Rouge eröffnet wurde, und schließlich auch der Montmartre um das Pigalle-Becken herum, voller italienischer Modelle, Atelier von Roybet, dem Pracht-liebenden, dem Pantheon Puvis de Chavannes', des sinnlichen Olympiers, und dem Laden des geizigen Henner aus dem Elsaß.

Man kann sich denken, mit welcher Freude Lautrec in dieses hitzige Milieu geriet! Er braucht Arbeit und Betäubung; hier arbeitet er, hier betäubt er sich.

Für ihn, der kaum gehen und sich müde machen kann, ist die Hauptsache, daß er in einem ziemlich beschränkten Umkreis sich aufhält. Die äußeren Boulevards sind übrigens ziemlich unsicher, und Moulin Rouge wird ihn mit seinem amüsanten und außergewöhnlichen Schauspiel für lange Jahre fesseln. Lautrec hat sich sofort mit Joseph Oller, dem Inhaber, befreundet, und er hat zum Tanz seinen reservierten Tisch. Jeden Abend kommt er mit strahlendem Gesicht herein.

Aber was für ein Ball war das auch, und was für Tänzerinnen! Gegenwärtig ist es vielleicht unser größter Schmerz, daß all das nicht mehr vorhanden ist! Gewiß lobt man immer die vergangene Zeit, aber es scheint doch so, als ob das Leben damals weniger langweilig als heute gewesen wäre, besonders wenn man sich all dieser reizvollen Tänzerinnen erinnert: der Grille-d'Egout, Demi-syphon, Rayon-d'or, Muguet la limonnière, Eglantine, la Goulue, la Mélinite, und wie sie alle hießen — dieser ganzen Fülle, die von dem erstaunlichen Tänzer, Valentin dem Gummimann, gekrönt wurde.

Oh, diese Kanonen, die drei letzten, seltsame epileptische Heuschrecken, was für ein tolles Trio! Dieser Valentin, der Gummimensch, so kahl und düster unter seinem schwarzen Zylinder, der ihm in die Stirn rutschte, dieser schläfrige Valentin, der sich am Abend in einen unbeschreiblichen, elektrisierten Tänzer verwandelte. Groß und dünn, daß er sich um eine Gaslaterne wickeln konnte, ohne Alter, er konnte 35 oder ebensogut 55 Jahre sein, mager und wie von Federn getragen, hatte er Beine und Arme wie Gummischläuche. Er hatte etwas vom Opossum und vom Kasuar, und was für eine Schnauze! Aber dieser Schlotterkerl walzte mit einem sicheren Takt und einem unglaublichen Rhythmus. Seine langen Füße drehten sich wie aufgezogen immer um denselben Punkt. Seine Füße waren richtige Automaten, und wie bewunderten wir diesen Kaiser des Tanzes!

Seine zwei Rivalinnen und teure Freundinnen waren die Goulue und die Mélinite.

Die Goulue, ein seltsames Weib, mit ledernem Gesicht, Raubvogelprofil, schiefem Mund und harten Augen. Sie tanzte trocken mit kurzen Bewegungen. Goulue hieß sie aus den Zeiten ihrer Anfänge im Moulin de la Galette, wo sie jeden Abend an den Tischen die Runde machte und die Gläser leer trank. Die Goulue erschütterte einen mit ihrem helmartig hochgesteckten Haarknoten, ihren zusammengekniffenen Lippen und ihrem Sperberschnabel. Was für ein Gesicht und was für ein Profil! Sie, dieser scheußliche Fetzen, verkörperte eine ganze Epoche, die in der Sauce der Bälle kochte. Räudig und abstoßend wie sie war, wagte man an gewissen Abenden nicht einmal sie anzureden. Da kniffen sich ihre Augen zusammen, noch undurchdringlicher wurde ihre metallische Härte, und der Accent circonflexe ihres Mundes ging hart nach oben bis zur Nase mit den kleinen Nasenlöchern.

Die Mélinite oder Jane Avril, das war eine andere Sache, wie man zu sagen pflegt: Sie trat zierlich und biegsam auf. Zart und von schlankem Wuchs. Ihr zusammengekniffenes und feines Gesichtchen erinnerte an eine Maus. Und wie unglaublich mager sie war und so elastisch, daß sie sich nach hinten biegen konnte, bis ihr Rücken das Parkett berührte! Übrigens „hatte sie Literaten"; ihre Freunde hatten in der humoristischen und in der ernsten Literatur einen Namen, ihre Freunde Alphonse Allais und Théodor de Wyzewa. Alles in allem machte sie den Eindruck einer Art Erzieherin, die unter die Kanaillen des Cancan geraten war. Sanft, gut erzogen, raffte sie sehr graziös ihre Röcke im Augenblick, wo sie mit hochgeschwungenem Bein die Volte schlug.

Keinen Abend versäumte Lautrec ins Moulin zu gehen, und er bot den drei kaiserlichen Sternen zu trinken an. Für alle, Tänzer und Zuschauer, wurde er bald die zur Daseinsberechtigung des Tanzes unentbehrliche Persönlichkeit. Am Tisch



Toulouse-Lautrec

mit seinen Freunden, die Melone auf dem Kopf, war er in der Tat der Buddha der Quadrille und des Walzers. Aber ein Buddha war er, der alles sah und alles beobachtete, und der sich die umfangreichste Sammlung von Bewegungen und Gebärden, die man sich denken kann, notierte.

Der Geruch des Alkohols und des Tanzes erregten ihn. Schnell konnte man bemerken, wie sich seine Sensibilität schärfte und sich bis zu einer äußersten schmerzlichen Grenze spannte. Schon hatte er seine Tics, seine Zuckungen. Er bebte bis zur Angst; er schien sich selbst zu ersticken unter einem Mantel der Qual; wie eine spitze Nadel ließ er den schrecklichen „Charakter“ dieser Tänze, die ihn kreuzigten, in sich hineinbohren. Später haben wir auch vor den Quadrillen, die er gemalt hat, und die von lebenden Leichen getanzt scheinen, niemals lachen können.

Damals aber hat sich Lautrec wirklich mit all den Kümmernissen seines armen körperlichen Lebens, das er wie ein Leichentuch mit sich herumschleppte, unbarmherzig getränkt, in diesem dampfenden Saal des Moulin, wo wir ihm so oft

begegnet sind. Wenn wir seine Bilder wieder betrachten, fühlen wir genau, woraus diese verworfenen Bewegungen, die die Röcke heben, gemacht sind, und welche Gewichte an diesen Beinen hängen, die mit der Fußspitze im Leeren rudern. Wenn wir uns Lautrec ansehen, haben wir all dieses verborgene Schluchzen, all seine Schrecken und seine Ängste festgehalten und aufgezählt! Wird die Quadrille im Moulin Rouge nicht später einmal sogar dieselbe Bestürzung auslösen, wie z. B. die Kreuzigung des Matthias Grünewald? Wer wird dann aber noch die Schrecken all unserer armen gequälten Seelen festhalten?

Andere Schreckenskammern oder andere Stätten des Erbarmens fand Lautrec in der Souris oder im Hanneton. Dort hängte er sich an alle alten und jungen Nutten, die ihre Karten mischten oder auf dem Schmutz eines zerbrochenen Marmortisches würfelten. Das waren Profile und glänzende Galgengesichter, vom Laster zerstörte Mäuler, Rattennasen und Schweineschnauzen! Lautrec fühlte sich wohl in diesem Sumpf; er stürzte sich auf diese prachtvolle Fäulnis, um sie zu zeichnen und zu malen. Oh, das waren nicht mehr diese Straßenmädchen, rüd und stark wie die Tiere der Marktleute, vom Wind, vom Regen und der Sonne abgehärtete Mädchen, die ihre krachenden Schenkel und ihre Ringkämpferarme schwenken. Das war nicht das gesunde Lachen und lustige Ansprechen mit strotzendem, rotem Gesicht; das hier war der Extrakt des Sumpfes, der Fäulnis und des Schimmels der Kloaken; welke Lippen, verschleierte Augen, gebeugte Nacken, Brüste auf weichen Bäuchen hängend, die von eisernen Korsetts zusammengehalten werden. Das war noch nie dargestellt worden; und eigentlich niemand hatte es bisher gemacht. Ein pittoresker und gemeiner Anblick, aber von dem packenden Ausdruck des menschlichen Auswurfes. Lautrec warf sich auf diesen Mist und berauschte sich daran.

Auch bei Bruant wurde er ein häufiger Gast; taumelnd und schlotterig zog er damals überall herum. Der große Teufel, der sich von der Eisenbahn auf die Kabarettbühne geschwungen hatte, der starke Kerl, schwarz gekleidet, mit einer mächtigen roten Krawatte um den Hals, begeisterte ihn. Was für ein lauter Brülltenor! Und dann liebte Lautrec auch die Lieder Bruants, diese albernen, blödsinnigen Liedchen, all das schon Veraltete und Sentimentale an diesen, den Straßenmädchen und ihren Zuhältern gewidmeten, Romanzen; all dieses überlebte Zeug, das man uns bisweilen jetzt noch präsentiert, verfault, verstaubt und ohne jede Wahrheit, wie es ist. Und Lautrec folgte darin ganz Paris, wenn er diesen blökenden Sänger der Straßenmädchen verherrlichte.

Auch im „Divan Japonais" setzte sich Lautrec fest; und auch da beobachtete und notierte dieser Buddha immer die Gesichter und Bewegungen. Bald wurde er der Freund dieses ehemaligen Olivenhändlers Sarrazin, der an der Berühmtheit jenes Montmartre von gestern seinen Anteil hatte. Dieser „Beamte", der ein Lorgnon trug, hatte vor allem eine unerklärliche Angst vor der Polizei; und doch machte man im Keller des Divan allen Lärm, und es war nichts zu befürchten Doch Sarrazin, der zur gegebenen Stunde auch Dichter war, fühlte, offenbar von den Reimen geschwächt, nicht die Kraft in sich, um sich mit den Polypen einzulassen. Drum wollte er auch eines Tages sein Lokal vergrößern und es besonders auch anständiger machen; aber in wenigen Monaten machte er Bankerott. Montmartre liebte weder Luxus noch Disziplin.

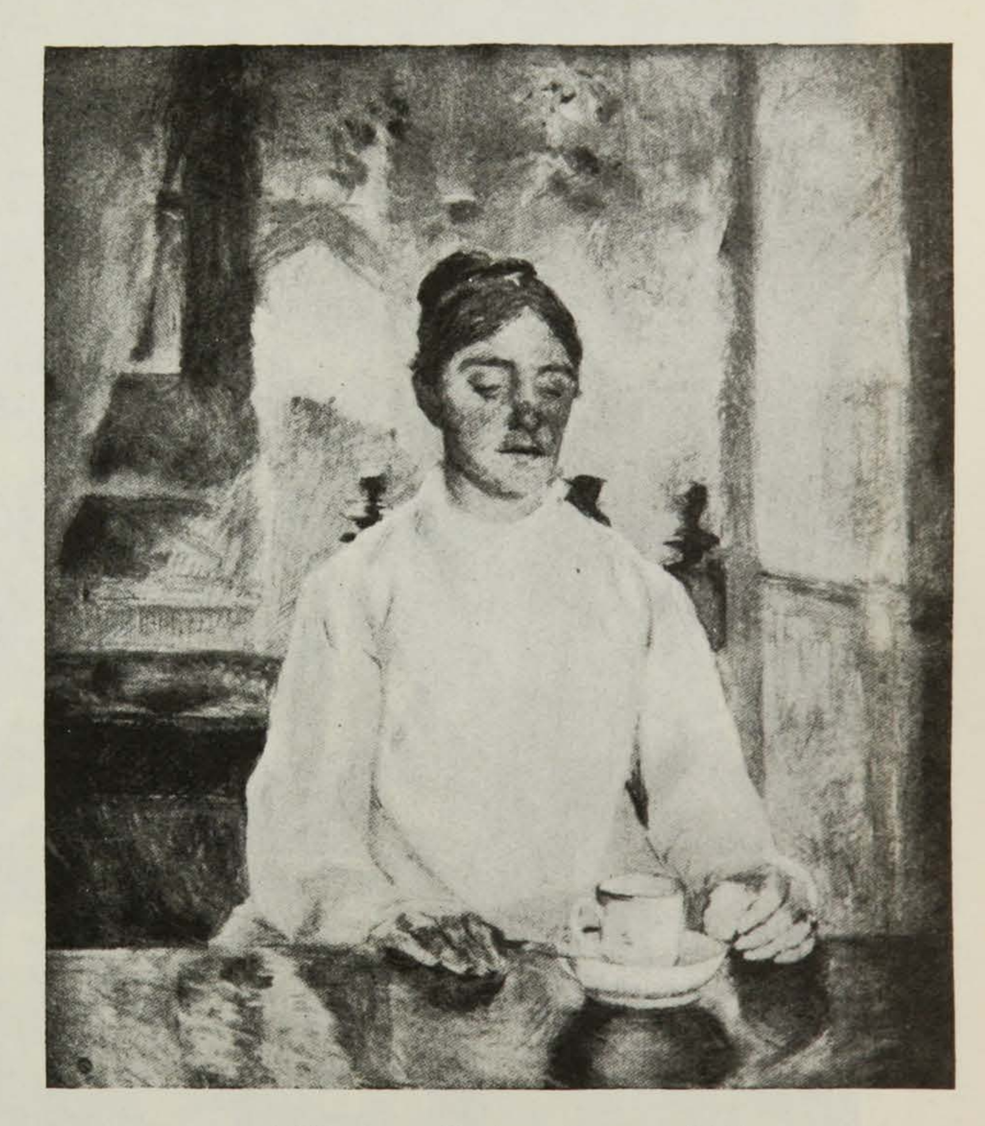


Valentin und die Gouloue im Moulin Rouge (Oelbild, 1890)



Sammlung v. d. Heydt, Ascona

Akt (Oel)



Gräfin A. v. Toulouse-Lautrec (Oel)



Photo Leigh (Mauritius)

Plakate von Toulouse-Lautrec, Steinlen, Willette

Comtesse de Toulouse-Lautrec

Galerie Jeanne Cartel

Reiter

Oben, im Moulin de la Galette, auf der Butte, zeigte sich Lautrec kaum. Übrigens war das damals noch nicht der amüsante Treffpunkt der Mädchen und Nutten von Montmartre, der kleinen Modistinnen und Kommis, zu dem dieses Lokal später werden sollte; es war noch nicht der Tummelplatz einer etwas schalen Jugend, auch war es noch nicht der Ort der Ausgelassenheit und Verwahrlosung dieser Ladenmädchen, die von Arbeit zerbrochen aber immer munter waren; es war ein minderwertiger Rummel mit Bowlenschüsseln und ausgewachsenen Huren. Das konnte Lautrec nicht sehr reizen; und dann hätte ihn dieses Tanzlokal, das beim Teufel an der Ecke lag, allzusehr von seinem Hauptquartier, in der unmittelbaren Umgebung des Moulin Rouge, entfernt. Das Café an der Place Blanche und Rat-Mort waren die einzig annehmbaren Nachtrestaurants, und das genügte ihm. Eine ganz kleine Ecke von Montmartre, mit Vergnügungen, die alles in allem wenig abwechslungsreich waren — das war sein Leben, war von da ab sein ganzes Leben. Nur wenn er gerade einmal Laune hatte, ging er zu anderen Veranstaltungen.

*

Aber wenn der Sommer kam, machte sich Lautrec auf, um in der Bucht von Arcachon zu rudern und zu schwimmen.

Er war davon begeistert, nackt zu sein, und er liebte die Matrosen, die ihm da unten begegneten. Hatte er sich in seiner Villa Denise niedergelassen, nahm er eine Bootsjacke, eine Mütze ohne Kapitänsabzeichen, und mit nackten Füßen, in seiner kleinen aufgekrempelten Hose, schritt er das Ufer ab. Er schwamm gut, und an den schönen Tagen zu baden, war für ihn die einzig mögliche Gelegenheit, Paris zu verlassen, um sich da hinunter zu begeben und „sein leckes Gerippe ins Wasser zu tauchen". Und die Boote liebte er über alles. In dieser Bucht von Arcachon gab es alle Sorten: Fischerboote, Ruder- und Segelpinassen und Vergnügungsboote. Lautrec gern wäre auf einer Jacht nach Japan gefahren, das war der glühendste Wunsch seines Lebens, den er nie verwirklichte; und doch, mit etwas mehr Beharrlichkeit — er war reich — wäre nichts leichter gewesen!

Die außergewöhnliche Neigung, die er zum Pittoresken und Ausgefallenen hatte, führte Lautrec auch geradewegs in die sogenannten englisch-amerikanischen Bars, wo er sich an dem Funkeln der Gläser, an den kleinen bunten Tischtüchern, den Kellnern in weißer Jacke, den blutigen Roastbeefs, den Selleriestangen in Gläsern mit Wasser, an den kleinen lackierten Fäßchen und dem hohen Bartisch mit seiner Kupferstange erfreuen und wo er sich besonders so lebhaft für die Herstellung der Cocktails und für das Probieren der Short Drinks und der Ginwiskys interessieren konnte. Die in Reih und Glied aufgestellten Fäßchen, die farbigen Gläser, die schreienden Reklamen von englischen Bieren, Champagner, Long Drinks und Cobblers entzündeten sofort in der Tiefe seines Gnomenblickes brennende Begierden. Da lebte er nun intensiv und prächtig! Seine ganze übertriebene, verschrobene Kunst, sein ganzes Genie eines Little Tich, aus dem ein Maler wird, hat er gewiß den Erschütterungen und dem Alp des Alkohols zu verdanken, den er mit allen seinen Sinnen in sich aufnahm — denn mindestens so gern, wie er sie trank, betrachtete er und roch er an diesen starken und schrecklichen Likören.

Wenn ich an diese ganze Vergangenheit denke, glaube ich wohl, daß Lautrec, neugierig und begeistert, zu seiner körperlichen Befriedigung und aus innerem Zwang, alle bekannten alkoholischen Getränke soff. Sicherlich erwähnte er sie nicht vom Hörensagen, denn er sprach zu gut davon. Und während ich mich auf einige Cocktailrezepte beschränkte, verlangte er alle Spirituosen ohne Unterschied, und zwar in starker Dosis, wie eine Essenz, die seinen Organismus nährte. Kam ihm, nachdem er sich diese Brennstoffe zugeführt hatte, auf einem öffentlichen Ball, im Theater oder im Konzert, ein Mädchen in den Weg, so entstand oft ein Meisterwerk, das er noch am selben Abend oder am nächsten Tag für die lange Reihe von Wunderwerken ausführte, die er uns hinterlassen hat.

Und was für Leute stöberte er da auf! Ihr Bars, in der Rue d'Amsterdam, in den Champs-Elysées und der Avenue Montaigne, Bar Achille in der Rue Scribe, oder Irish- and Americain Bar in der Rue Royale — in euren engen Räumen begegnete er Pferdeknechten mit kleinen wütenden Hunden, Tingeltangel-Sängerinnen mit schiefen Gesichtern und bösem, lebhaftem Mundwerk. Und all das war in Bewegung, heulte, trank, rauchte, während ein zappelnder Neger Banjo spielte, und andere Weiber, dick und besoffen, Ruinen, ihre Anfälle bekamen.

*

Diese Schauspiele wirkten durch ihren zauberhaften Eindruck eigentlich englischer als in London selbst, und in dem Rauch der kurzen Pfeifen und der dicken Zigarren erinnerten sie an eine Kneipe in der Umgegend von Epsom oder Newmarket. Lautrec sog den scharfen Duft dieses wüsten von Alkohol und dem Geruch von Menschenhaut getränkten Milieus in sich ein, jener Menschen, die an die freie Luft gewöhnt sind und in den Wäldern, auf den Rennbahnen und den Trainingsplätzen leben. Da einzutreten, sich hinzusetzen und die vielfarbigen Liköre mit den Namen eines englischen „Saloons" zu riechen und massenhaft zu trinken, welch ein Genuß für Lautrec, der, da er englisch sprach, von den Londoner Lauten in Ekstase geriet, von diesen so überaus sportlichen Lauten, die in den Likören, die er, unbesorgt vor der Gefahr, hinunterspülte, gleichsam mit enthalten waren.

Bei Achille traf Lautrec die Jockeys, diese kleinen Affenmenschen, die er verehrte, die aber kaum größer waren als er; aber was für Beine hatten sie! Und er beobachtete bis zur angespanntesten Schärfe diese drolligen Gestelle kleiner Greise. Manchmal hatten diese kleinen Kerle etwas Fett angesetzt; das waren die Besessenen, die sich Entbehrungen auferlegten, sich aushungerten, nicht aßen und selbst Angst hatten, etwas zu trinken, um nicht ein paar Kilo Fett mehr zu bekommen für die nächsten Rennen. Und Mädchen hatten sie bei sich, die sich mit ihnen wälzten und auch mit den Trainern, die nun endlich nach Belieben dick werden konnten und rot, mit blutunterlaufenen Gesichtern, wie die Löcher soffen und wie die Schlote rauchten! Das waren hier die richtigen Bars, wo man in der Hitze der Sportgespräche wirklich angenehm ein Irish-stew oder ein Hot-Roast-Beef zu sich nehmen konnte, die auf einem runden gut riechenden Tisch unterhalb des Schanktisches serviert wurden, wo Kellner mit haarscharfen Bewegungen an Bierapparaten hantierten oder mit kleinen, kurzen Schlägen die scharfe, appetitanreizende Essenz eines saftigen John-Walker quirlten.



Toulouse-Lautrec Der Jockey (1899)

Von diesen Bars kam Lautrec betäubt in die öffentlichen Häuser. Dort tauchte er in ein anderes geeignetes Element. Er liebte die Frauen, aber ebensosehr liebte er die Atmosphäre dieser Orte, die gedämpfte Stille und die Ruhe in der Tiefe dieser Divans. Indem er sich hier zu den verschiedensten Stunden des Tages mit den Weibern in Unterhaltungen einließ, kam es zwischen ihnen zu einer Intimität, die er nirgends sonst finden konnte, so abschreckend war sein körperlicher Anblick! Und da er sich so gut geborgen wußte, wurde er lustig und gesprächig; er trällerte einen Schlager. Ich gebe gern zu, daß die Mädchen in der Rue des Moulins oder in der Rue D'Amboise oder in jedem andern Haus sich nicht häßlich und abstoßend gegen diesen guten Jungen benahmen, der ihnen mit gewissen Aufmerksamkeiten schmeichelte, denn zu den Festen, zu den Geburtstagen jedes dieser Frauenzimmer trafen Blumensträuße und Leckereien, alles Ge-

schenke von ihm, in Menge ein. Und wenn es vorkam, daß er bei einem Galadiner in diesen Lusthäusern den Vorsitz führte, so füllte er seine Rolle mit einer Vornehmheit und Herzlichkeit aus, die all diese Nutten entzückte. Wenn ihn schon der Wunsch herführte, sie zu malen, war das schließlich nicht das beste Mittel, sie genau kennenzulernen und zu Bildern zu gelangen, die einen ganz andern Eindruck machen, als das abgedroschene Zeug und die Wiederholung von Banalitäten? Er lernte sehen, wie die Frauen gehen, und sah sie fast ebenso natürlich und unschuldig-frauenhaft, wie sie Gauguin in Tahiti erschienen.

Oft, wenn man in Lautrecs Atelier kam, begegnete man Mädchen aus diesen Häusern. Sie besuchten ihn, und es freute ihn, wenn sie kamen. Übrigens muß man wissen, daß er nicht toller war als andere Menschen. Diese Häuser waren für ihn wirklich eine Familie! Ja, Lautrec war ein zartbeseiteter Mensch, und für ihn waren diese Mädchen auch eine Art fluchbeladener Geschöpfe. Sie hatten ihr Leben nicht anders wählen können. Wählt man übrigens sein Leben? Bisweilen zeigten sie selbst erstaunliche Aufrichtigkeit und sonderbare Eifersucht. Warum sie manchmal ohne ersichtlichen Grund weinten, konnte man nicht begreifen. Hatte eine dieser Frauen nicht sogar Lautrec verboten, seinen Freund, den Bildhauer C . . ., den sie liebte, in das Haus, in dem sie sich befand, mitzubringen, weil sie sich vor ihm nicht als öffentliches Mädchen zeigen wollte? Und Lautrec wurde von vielen solchen, zweifellos recht unerwarteten Vorkommnissen ergriffen, die ganz gewiß von sogenannten ehrbaren Männern als grotesk bezeichnet werden würden, die aber andererseits gar nichts dabei finden, diese Mädchen, wenn es ihnen in den Sinn kommt, zu beschmutzen.

*

„Welches Gift ist dem Alkohol vergleichbar!" Diesen Schrei erhob gegen den empörenden Krämergeist der Amerikaner, Edgar Poë, der in Genie und Trunksucht auf einer Straße von Baltimore verendete.

Ach, Lautrec hat die Wahrheit dieses Wortes bitter erfahren. Er hat so viele Spirituosen zu sich genommen und andererseits seinen armen Körper so wenig in Acht genommen, daß er von Wahnvorstellungen verfolgt wurde. Er spricht unter anderem von Razzien, die er in Begleitung seiner Hündin Pamela und des Polizeikommissars seines Viertels gemacht habe, indem er einen Wärter, den man ihm beigegeben hatte, für diesen Beamten hielt. Um ihm Ruhe und einen notwendigen Wechsel in seiner Umgebung zu verschaffen, war damals die Rede davon, ihn nach Japan zu schicken, ehemals sein sehnlichster Wunsch. Mittlerweile hat sich aber Lautrec, im Glauben, er habe sich über den Bilderhändler Durand-Ruel zu beklagen, in der Rue Laffitte vor der Tür dieser Galerie postiert, und hetzt, als Bettler verkleidet die Straße gegen den Händler auf. Man muß eingreifen. Zwei Personen aus der Familie Lautrecs beschließen, ihn in einer Anstalt unterzubringen. Der Vater hätte kommen und sich um den Kranken kümmern müssen, aber er war auf der Jagd; im übrigen verlangte er, daß man seinen Sohn ganz einfach nach England schicken sollte, wo die Sauferei in hohem Ansehen stehe, da sich dort, wie er hinzusetzte, alle Adligen „tüchtig hinter die Binde gießen".

Im Winter 1899 ging Lautrec in die Anstalt des Doktor Semelaigne nach Saint-

James bei Neuilly. Ein richtiger Aufenthaltsort aus dem 18. Jahrhundert, aber etwas altertümlich. Kleine Liebestempel. Ausgetrockneter Kanal, der zur Seine führte und gewiß ehemals Fahrten nach Cythera gedient hatte; Watteau-Falten und Reifröcke.

Sofort war sich Lautrec klar über den Ort, wo er sich befand, und vor seinen Freunden Dethomas und Carabin, die ihn besuchten, scherzte er und sagte, er sei im Seebad Saint James; ja sogar Alkohol in einer flachen Flasche verlangte er unaufhörlich von ihnen.



Toulouse-Lautrec — Straßenbekanntschaft (Oel)

Seine Arbeitslust vollbrachte hier ein neues Wunder. Mit einer Vogelfeder, die er im Hof aufgelesen hatte, zeichnete er ein Pferd; und nachdem er einen Bleistift und Papier bekommen hatte, komponierte er frei aus dem Gedächtnis die ganze Folge von farbigen Kreidezeichnungen, die später unter dem Titel „Im Zirkus“ herausgegeben wurde. Wundervolle Blätter!

Zwei Monate lang blieb Lautrec in Saint-James. Beruhigt und glühend von Arbeitslust kam er heraus. Man fand ihn zunächst geistreich und munter; allmählich aber brachen mit dem von neuem in starken Dosen genossenen Alkohol sonderbare Bohème-Neigungen wieder durch und wurden immer stärker. Lautrec wurde bald noch ausgelassener und wüster in seinem Benehmen, und einige alte Freunde, die sich in ihrer Borniertheit vor den Kopf gestoßen fühlten, machten sich entsetzt aus dem Staub.

Und die Krankheit, die Syphilis, vom Alkohol noch aufgepeitscht, vollbrachte unerbittlich ihr Werk. Auf einmal sieht man Lautrec nicht mehr mit so viel Lust

wie früher arbeiten. Man hatte ihm eine Art von Körperpflege verordnet, die kaum günstig auf seine körperliche Hinfälligkeit wirkte.

Unter uns fünf oder sieben Bekannten erzählte man sich von seinem exzentrischen Benehmen und den athletischen Kraftleistungen, die er sich auszuführen bemühte. In seinem Atelier hatte man ein mechanisches Boot aufgestellt, in das er sich setzte und Ruderbewegungen machte. Er findet diese Erfindung außerordentlich, und in seiner Verrücktheit nimmt er sogar Bäder in einer Kute, die in einen Sandhaufen gegraben war. Er geht nicht mehr ins Moulin. Manchmal schleppt er sich noch im Wagen bis zur Taverne Weber in der Rue Royale. Von der Avenue Frochot schickt er an einige Kameraden seine letzte Speisekarte, eine Einladung zu „einer Tasse Milch", eine Lithographie, die ihn als Stierkämpfer darstellt, neben einer Kuh, die auf dem kleinen Rasen unten vor seinem Atelier an einen Pfahl gebunden ist. Er glaubt, er könne noch arbeiten. Die Holztafeln reizen ihn. Um sie zu glätten und zu schleifen, kauft er sich Abziehklingen aus Stahl und Stücke Leder. Man findet ihn bisweilen außer Atem bei dieser Arbeit, und indem er auf sein Werk, sein ewiges, zeigt, wiederholt er: „Wunderbar, wie?"

Er benutzt einen Rollstuhl, um die Weltausstellung zu besuchen. Seine große Liebe zu den Japanern hat er sich bewahrt, und er lebt auf, wenn er die grünen Rasenflächen sieht, die Pagoden mit den gekrümmten Dächern und den Perlmuttereinlagen und die Dienerinnen mit ihrer durch den mächtigen Knoten ihres Gürtels verdickten Taille. Dann war Kawakami, der bei Loïe Fuller wirkte, eine alte Liebhaberei von ihm, Kawakami und diese Sada Yacco, so zerbrechlich, so schmerzerfüllt, die man grade lanciert hatte, Sada Yacco, deren Sterben auf der Bühne etwas wirklich unerhört Neues war — nach dem Neid zu schließen, unter dem alle Frauen vom Theater, die in Menge herbeigeströmt waren, erblaßten.

Lautrec will auch seine Goulue noch einmal sehen, die auf dem Jahrmarkt von Montmartre in der Bude Julianos sich zeigte. Die berühmte Cancantänzerin war Dompteuse geworden. Er hatte keine Freude mehr an ihr. Eine ganze Zeit war darüber hingegangen.

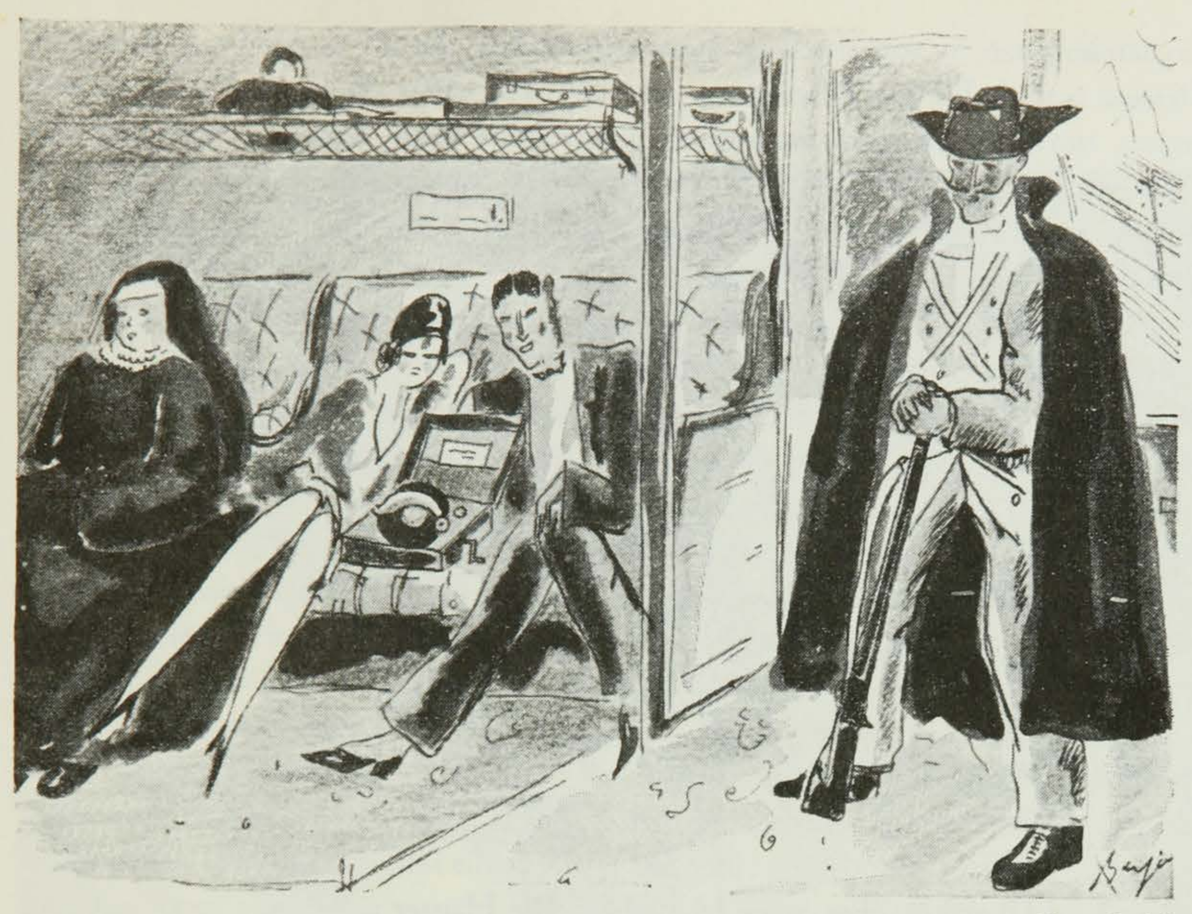
Er hat überhaupt keine Illusionen mehr. Nun schleppt er sein Leben wie einen langen Selbstmord mit sich. Er beschreibt seine körperliche Krankheit mit einer Kaltblütigkeit und einem beängstigenden Zynismus.

*

Als Lautrec tot war, geruhten Liebhaber und Händler für sein Werk einiges Interesse zu bekunden — für dieses Werk von so leidenschaftlicher Schärfe! Zu Lebzeiten hatte Lautrec seine Bilder und Lithographien wenig verkauft. Da seine Mutter reich war, empfing er von ihr Monatswechsel, die für unsere Begriffe „sensationell" waren. Sie erlaubten ihm, ohne Unterlaß zu trinken. Besonders erlaubten sie ihm, manchmal diesen grausamen Fluch seines Lebens, seine körperliche Mißgestalt zu vergessen.

Armer Lautrec, der uns so oft klagte: „Ach könnte ich doch eine Frau finden, die einen häßlicheren Geliebten hat, als ich bin!"

(Deutsch von August Brücher)



Pierre Berjole

Hotel Paradiso

Von

Aldous Huxley

Ein Palmenhain zwischen der Straße und dem Meere bezeugte einwandfrei die Milde des Klimas. „Keine Täuschung, meine Herrschaftenen!" schienen die Palmen zu rufen, und, dies zu rufen, dazu waren sie auch tatsächlich da; zu diesem Zweck hatte ein hoher gerissener Stadtrat sie auch pflanzen lassen. Sie sollten rufen: „Keine Täuschung, das Klima der Mittelmeerküste ist wirklich subtropisch!" Nach einem Anfall von Grippe war Subtropik just das, was ich brauchte, was ich bisher vergebens gesucht hatte. Wir waren den ganzen Tag eine regenverwaschene, windgepeitschte Riviera entlanggefahren — eine kalte, ermüdende Reise, die ebensogut durch Schottland hätte führen können. Nun aber hatte der Sturm sich gelegt, der Abend war kristallklar. Diese Palmen im beinahe wagrechten Sonnenlicht waren wie ein Bibelbild des Landes der Verheißung. Und das Hotel, das über ihre grünen Wipfel aufs Meer hinausblickte, hieß „Hotel Paradiso". Das gab den Ausschlag. Wir beschlossen zu bleiben — wenn nötig wochenlang, bis ich mich wieder vollkommen wohl fühlen würde.

Das Paradies fing damit an, daß es uns eine Überraschung bereitete. Man ist nicht darauf gefaßt, in der Halle eines italienischen Hotels eine Gruppe von

Engländerinnen in vorgerückten Jahren zu finden, die als weibliche Pierrots, als Geishas und als Waliser Bäuerinnen gekleidet sind. Aber da waren sie, als wir ein- traten, um nach Zimmern zu fragen: spitze weiße Hüte, Kimonos und alles was dazu gehört — und plauderten aufs animierteste mit einem jungen Geistlichen, dessen klerikale Oxforder Aussprache und dessen Gelächter zu hören eine Freude war.

Ein an der Portierloge angeschlagenes Plakat erklärte das Rätsel. Ein wenig ver- spätet, denn die Fastenzeit war bereits zehn Tage alt, feierte die Stadt den Karneval. Wir lasen in jenem großsprecherischen italienischen Stil von grandiosen Prozes- sionen, allegorischen Wagen, riesigen Preisen für die besten Kostüme, sportlichen Veranstaltungen in Gestalt von Fahrrad-Rennen, Maskenbällen usw. Die Geishas und die Waliser Dirndln (oder sind sie in Wales etwas anderes?) waren dadurch allsogleich erklärt. Und vielleicht, so dachte ich für einen Augenblick, vielleicht war der Geistliche auch eine Maske. Der Bühnenkurat ist ein alter Theaterliebling. Aber als ich wiederum der Stimme lauschte und dem allzu fröhlichen Gelächter, wußte ich, daß kein Sakrileg begangen worden war; das nachtschwarze Habit war gewiß kein Kostüm. Vor dem Abendessen machten wir einen Spaziergang durch die Stadt — nur um zu entdecken, daß die Stadt nicht vorhanden war. Gewiß, es gab Häuser genug, Hunderte weißer Stuckkisten, alle sehr neu und nett. Ziegel und Mörtel im Überfluß, aber keine Menschen. Die Häuser waren alle verriegelt und leer. Im Sommer, während der Badesaison, waren sie zweifellos bewohnt. Die Stadt würde dann zum Leben erwachen. Aber in der gegenwärtigen Jahreszeit war sie eine Leiche. Wir suchten das Centro della Città. Vergebens. Die Stadt hatte kein Centro. Der einzige Laden, den wir sahen, war ein English Tea-room.

Wir eilten ins Paradies zurück. Das Dirndl und die Geisha sprachen noch immer mit dem Geistlichen. Im Hintergrund murmelte eine Gruppe alter Damen über ihrer Stickerei.

Hungrig nach einer langen Tagesreise, reagierten wir pünktlich auf die Dinner- Glocke. Einige der Tische waren bereits besetzt. Isoliert in der Mitte des Speise- saales, aß eine alte Frau in Schwarz ernsthaft, beinahe mit Leidenschaft — der leiden- schaftlichen Gier eines Menschen, den Alter und Umstände jedes anderen Auswegs seiner Libido beraubt haben. In einem fernen Winkel waren zwei offenkundige Jungfern von fünfundvierzig mit ihrer Suppe beschäftigt. Sie trugen kleine Abend- kleidung, und wenn sie sich bewegten, gab es ein mattes Glitzern von Halbedel- steinen, ein trockenes Rasseln von bunten Perlen. Ihr Haar war hell, beinahe farblos, und spröde vom vielen Brennen. Wir begannen unsere Mahlzeit. Noch zwei alte Damen kamen herein, ein Kadaver und ein schwarzer Seidenballon. Eine ver- witwete Mutter mit drei Töchtern, die vor ein paar Jahren hübsch gewesen und nun bereits zu einer entschiedenen Unverheiratbarkeit verblüht waren, setzten sich an den uns zunächst stehenden Tisch. Eine künstlerisch aussehende Dame folgte. Ihr schilfgrünes Kleid war bloß ganz kleine Abendkleidung, und die Schmuckketten, die sie trug, waren ganz entschieden aus Nichtedelsteinen. Noch eine verwitwete

Das Luisen-Hotel am Luisensee (Kanada)



München, Ludwigsgalerie, Ausstellung romantischer Malerei

Joseph Anton Koch, Hospiz auf der Grimsel (Oelbild, 1813)

Mutter mit einer unverheirateten Tochter, die niemals, zu keiner Zeit, hübsch gewesen war. Noch eine einspännige alte Dame. Der Geistliche und seine Frau — welch eine Erlösung, ein Paar Hosen zu sehen! Eine alte Dame, die mit Hilfe eines Stockes und einer Gesellschafterin hereinhumpelte. Der Stock war aus Ebenholz; die Gesellschafterin hatte die weiße opake Hautfarbe eines gerupften Huhns.

In ein paar Minuten waren alle Tische besetzt. Es waren vielleicht vierzig Gäste da — lauter Engländer; und alle, ausgenommen den Geistlichen und mich, weibliche. Und was für Weiber! Wir sahen einander an und hätten gelacht, wenn das Schauspiel von so viel Alter und Tugend und Häßlichkeit, so viel Vereitelung und Vornehmtun, so viel mittelständischem Stolz bei so kleinen, festen Einkommen, so viel Langeweile und Selbstaufopferung nicht sowohl grotesk als auch schmerzhaft betrüblich gewesen wäre. Und plötzlich fiel mir ein, daß die ganze Riviera von Marseille bis Spezia von solchen weiblichen Wesen wimmelte. In einer einzigen, erschreckenden Vision wurde ich mir aller ihrer Existenzen bewußt. In diesem selben Augenblick, so überlegte ich, in all den billigen Hotels und Pensionen des Mittelmeergestades, aßen Tausende und Abertausende von ihnen ihren Fisch mit ihrer übertriebenen mittelständischen Manierlichkeit, die einem in den Lyons-Teehäusern Londons die Sehnsucht nach den lauten, schlechten Manieren der französischen Provinz und Belgiens einflößt. Tausende und Tausende von ihnen versuchen hier, sich warm zu halten, versuchen, sich über den Winter gesund zu erhalten, versuchen, in der Fremde Zerstreuung und etwas Neues und Billigkeit zu finden. Aber die Stürme heulen trotz den Palmen. Der Regen kommt herabgepeitscht. Die kleinen Städtchen an ihren Buchten zwischen den felsigen Vorgebirgen sind völlig tot. Die einzige Zerstreuung ist das Geplauder mit anderen Frauen ihrer Art. Die einzigen Neuheiten sind das Neueste in kleinen Abendkleidern und Schmuckketten aus Nichtedelsteinen. Für den Franc und die Lira kann man nie so viel kaufen, wie man hofft. Das Einkommen bleibt unwiderruflich fest — und fest bleiben auch die moralischen Anschauungen und die geistigen Interessen, die Vorurteile, Manieren und Gewohnheiten.

In der Halle, wo wir auf den schwarzen Kaffee warteten, kamen wir mit dem Geistlichen ins Gespräch, oder vielmehr er kam mit uns ins Gespräch. Er hielt es vermutlich für seine Pflicht als guter Christ, als ein zeitweiliger Kaplan in der anglikanischen Diözese von Südeuropa, die Neuankömmlinge willkommen zu heißen und es ihnen behaglich zu machen, damit sie sich heimisch fühlten. „Ein schöner Abend heute", sagte er mit seiner allzu gebildeten Aussprache (aber er war mir sympathisch wegen seiner Hosen). „Sehr schön", stimmten wir bei und fügten hinzu, daß der Ort reizend sei. „Bleiben Sie lange?" fragte er. Meine Frau und ich blickten einander an, dann in der gedrängt vollen Halle umher, dann wieder einander. Ich schüttelte den Kopf. „Wir müssen morgen sehr zeitig aufbrechen", sagte ich.

(Deutsch von Herberth E. Herlitschka)

Gruß an das zwölfhundertste Hotelzimmer

Von

Klaus Mann

Zwölfhundertstes Hotelzimmer — sei mir gegrüßt!
Sei mir gegrüßt, mit mäßig gutem Bett, Spiegelschrank,
Kommode, wackeligem Schreibtisch;
Mit rosa Nachttischlampe, abgeschabtem Teppich,
Wasserkaraffe, Briefpapier, Kofferständer.
Sei gegrüßt, Heimat seit einer halben Stunde,
Heimat für zwei, drei oder vierzehn Tage —:
Wirst du mir freundlich gesinnt sein?
Werde ich bei dir ausruhen dürfen?
Oder gibt es gleich Aerger, weil der Kellner mich neun geschlagene Minuten warten läßt, seit ich nach meinem Frühstück geklingelt habe?
Neun bittere Minuten, die ich, zornig summend, zwischen Bett und Waschtisch spazierengehe;
Neun verfluchte Minuten, zwischen Aufstehen und Café complet, die nicht mehr zur Nacht, noch nicht zum Tage gehören;
Was kann ein Tag bringen, der so beginnt?
Schlechte Heimat! Schon ist das Vertrauen dahin, das ich dir zunächst entgegenbrachte. —
Werde ich nach Kleiderhölzern, Tinte, Aschenbecher, Papierkorb erst verlangen müssen, oder ist alles zur Stelle?
(Was für eine Heimat wäre denn das, ohne Tinte und ohne Papierkorb!)
Versuchest du ihn zu bluffen oder zu verblüffen, deinen Gast, deinen Schutzbefohlenen —
Oder trachtest du vielmehr danach, sachlich für ihn zu sorgen?
(Bluff scheint mir, wenn ich drei Glocken übereinander angebracht finde, für Kellner, Hausburschen, Zimmermädchen — noch dazu mit neckisch erläuternden Bildern, komisch flatterndem Frack des Kellners, Zimmermädchen, sich niedlich machend mit Besen:
Es ist aber gleichgültig, auf welche Klingel man drückt, immer erscheint der Angestellte, der gerade nichts andres zu tun hat.)
Wie ist der Nachtportier?
Gestattet er mir, meinen Besuch mit aufs Zimmer zu nehmen, schaut höflich beiseite, wenn ich, mit gemachter Selbstverständlichkeit, vorbeischlendere an seiner Loge?
Oder spielt er den Strengen — „bitte sich ins Schreibzimmer zu bemühen, gibt es noch was zu besprechen."
Wie verhält sich das Bett?
Ist die Steppdecke ganz appetitlich, garantiert frisch bezogen —
Oder ein wenig klebrig, nicht kühl genug, von verdächtiger Weichheit?
Oberkellner, schwatzest du mir zuviel, Trinkgeldlüsterner?

Oder erklärst du mir gar, daß nach zehn Uhr morgens kein Frühstück erhältlich?

(Bin ich in einem Gefängnis?)

O Heimat von drei, vier Tagen, sechs Wochen, zweieinhalb Monaten — wieviel Enttäuschungen hast du mir schon bereitet!

Wie hart und peinlich hast du sie schon bestraft, meine Unruhe, Unrast, meinen Ehrgeiz und mein Abwechslungsbedürfnis.

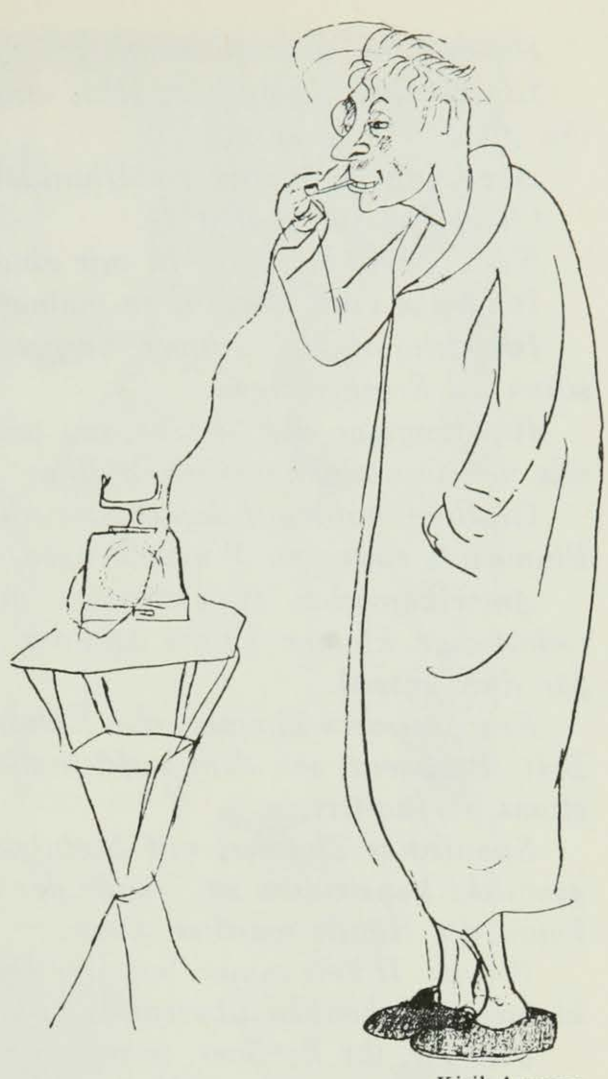
Und es mich als Beschämung empfinden lassen, daß ich immer wieder zu dir zurückkehren mußte. —

Aber freilich, wieviel Gutes hast du mir schon gewährt, wieviel Rührendes, Sanftes, Aufmerksames. Laßt mich euch danken, meine zwölfhundert kleinen Heimatländer!

Ich schaue durch euch hindurch,

Ihr reiht euch, eins hinters andere, in unendlicher Perspektive —

Wie wenn man zwei Spiegel sich spiegeln läßt ineinander.



Kiril Arnstam

(Badezimmer wie Grotten der Operndekoration).

Nein, nicht wie zwei Spiegel.

So ähnlich ihr euch nun scheint, so verschieden wart ihr euch doch.

Ich sehe mich durch euch hindurchgehen, Kilometer um Kilometer.

Kleiner Punkt, winzige Figur, die hartnäckig wandert, ganz allmählich herankommt;

Dort länger verweilend, dort nur sehr flüchtig;

Plaudernd mit Zimmermädchen, mit Kellnern, Portiers,

Im Hotelzimmer lesend, schreibend, Freiübungen machend;

Viel allein, manchmal mit Besuch Tee trinkend am Tischchen (schlechtes Gebäck).

Einsame Nacht, da man über den Rand des Buches in eine Oede starrt, die den kleinen Raum ins Unendliche weitet.

Liebesnacht im Hotelzimmer — oh, welcher Töne bedürfte ich, um deine Reize zu schildern, die, bitterer, zärtlicher, unverbindlicher, als Liebesnächte in anderen Zimmern sie kennen, den Geschmack des Endes in jeder Umarmung hatten.

(Und draußen Meer und eine mondbeschienene Promenade; oder die große Stadt; oder das schwarze Gebirg.)

Ihr verlorenen zwölfhundert!

Ich glaubte, jeden von euch ohne Schmerzen hinter mir zu lassen, ihn gleich zu vergessen.

Aber, ach, es waren zwölfhundert Abschiede —

Ohne daß ich es merkte.

Nach jedem von euch ist mir eine winzig kleine Sehnsucht geblieben.

Ich trage eure Gerüche in meinem Herzen.

Ich gehe dahin, schwer von zahllosen unbeträchtlichen und doch schweren Erinnerungen.

Hotelzimmer des Südens, wo man unter einem Moskitonetz schläft, wie inmitten einer weißen Wolke;

Gasthausstube auf dem bayerischen Land, mit schweren, rotkarierten Plumeaus, schweren Wasserkrügen, Blumenkästen am Fenster.

Amerikanisches Hotelzimmer, mit Bibel und Eiswasser, und voll technischer kleiner Tricks (grünes Lämpchen flammt auf, wenn Post für dich unten).

Französisches Zimmer, mit Kamin, geblümter Tapete, enorm breitem Bett, Paravent vor dem aufdringlich placierten Bidet; etwas staubig, etwas parfümiert.

Spanisches Zimmer, mit Steinboden und Wasserhähnen, die so ungeschickt konstruiert am Rande des Beckens sind, daß man sich wirklich kaum die Hände waschen kann.

Wiener Hotelzimmer, wo die Direktion einen fast allabendlich mit kleinen Geschenken überrascht (Blumenkörbchen, Petits fours) —

Und ihr, ihr Berliner, in denen man den ganzen Tag telefoniert, und über die sonst nichts, nichts, nichts zu sagen ist.

Schmutz des Balkans,

Ostseegeruch vorm Fenster,

Palmenallee der Riviera.

Phantastisch orientalisch vermummte Zimmer in den Luxuskästen des fernen Ostens

(Badezimmer wie Grotten in der Operndekoration).

Schweizer Zimmermädchen.

Arabische Magd, brauner Bursche in roter, gebeutelter Hose.

Marmornes Treppenhaus, muffiges Treppenhaus, weißes, sachliches Treppenhaus.

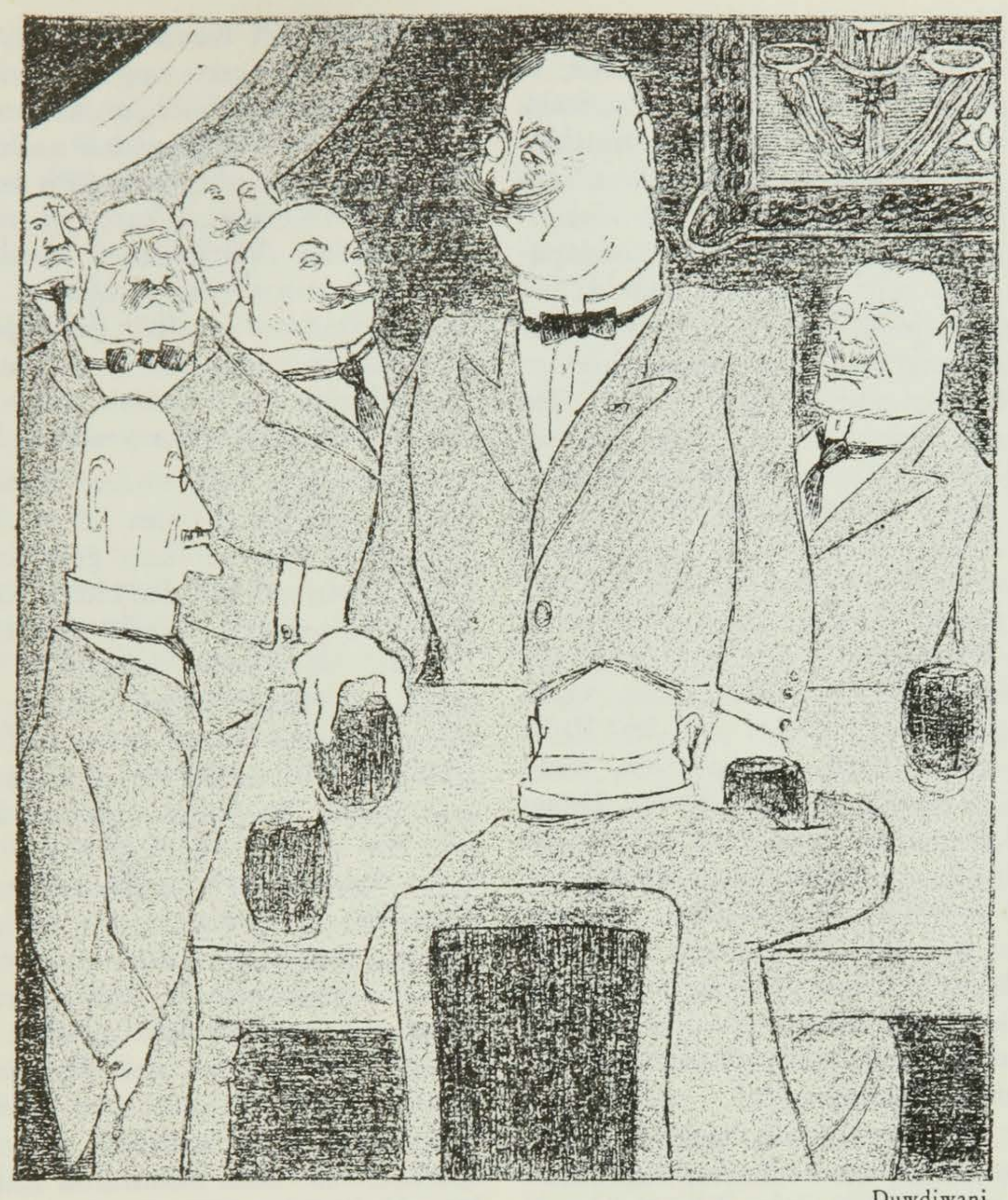
Legion der Speisesäle.

Unendliche Ausblicke auf Gärten, Höfe, Promenaden, auf Hauptverkehrsstraßen, auf stille Winkel und auf das Meer.

Oh, wie bestürmt ihr mein Herz mit scheinbar unbeträchtlichen und doch so schweren Erinnerungen (Badezimmer, Geruch des Hotelautobus).

Wieviel von meinem Leben ließ ich bei euch. —

Und da ich in dich eintrete, mein liebes Zwölfhundertstes, prüfe ich, mißtrauisch, aber zärtlich, kennerisch und doch mit unendlicher Wehmut, die Beschaffenheit deiner Bettdecken, deines Briefpapiers und des Schrankes, der wieder einmal nicht schließt.



Duwdiwani

MARGINALIEN

Matadore des Reichstags

VII.

Oldenburg-Januschau, der preußische Absolutist im Volksparlament

Greisenhaft klingt die Stimme und schrill mitunter, aber dabei hat sie doch das sieggewohnte Metall des demagogischen Tribunen, der sich als souveräne Verkörperung unersetzlicher Tradition fühlt. Bei aller forschen Derbheit und gediegenster Ueberzeugtsein von sich selbst ist der alte Elard von Oldenburg, Herr auf Januschau, kein Klotz. In seinem Poltern steckt List und Humor — nur Plebejer nehmen die Politik so ganz todernst!

Wer erwartet, einen Junker zu sehen, in grünem Loden, Röhrenstiefel an den Beinen, den Rischeshut mit Rasierpinsel auf dem Hinterkopf, der wird sich schwer zurechtfinden. Da ist ein feiner, bis ins letzte distinguierter

Herr, im dunklen Cutaway, wie ihn die höheren preußischen Beamten so lieben! Alles, was er am Leibe trägt, ist solide gearbeitet; der Schneider und die Weißnäherin sitzen sicherlich in der Hauptstraße der Provinzialhauptstadt. Auch der weiße Großpapabart ist von geschickter Friseurhand korrekt modelliert, und die ostpraissischen Worte, die daraus hervortrompeten, sind gut gesetzt, mit den Pointen genau an der Stelle, wo sie hingehören. Kein Volkskomiker kennt sein Publikum besser als er. Wenn er im Sportpalast gegen Rotpreußen wettert, wie drängen sich da die angegrauten, ehrpusseligen Damen mit dem Dutt am Hinterkopf und die Oberpostsekretäre mit dem hochgebürsteten Haby-Bart in der Pause um seinen Tisch, und strahlen, wenn sie ihm die Hand geben dürfen. Dieser Volksvertreter weiß seine Wähler zu streicheln und zu spornen, weiß ihnen Zucker und Pfeffer zu geben. Er versteht was von Psychologie. Er hat die Menschenbehandlungsmethoden der großen Selbstbewußten, denen kein Minderwertigkeitskomplex in die Quere kommt. Er ist eben er!

Severing will er absägen. Die Dienstautos der Minister mißfallen ihm. Schon darum, weil er überhaupt ein Autofeind ist: „Ja, ja mein Lieber, mit dem Auto kommen sie schneller vom eigenen Hof und Besitz als mit Pferd und Wagen", so erklärt er Besuchern seine Automobil-Antipathie. Dafür kann er auch sein neuestes Gespann „Junctim" und „Sofortprogramm" nennen; Brüning zur Ehre!

Alles wird besser werden, wenn erst die Konservativen in Preußen wieder zur Macht gekommen sind. Der Souverän von Preußen ist jetzt das Volk! Gott sei gelobt, meine Herrschaften! Daß es früher mal „Vox populi, vox Rindvieh" beim Herrn von Oldenburg hieß — nur, auch ein königlicher Kammerherr muß der neuen Zeit Konzessionen machen. Nichtsdestoweniger hat er bei der Siebenhundertjahrfeier in Ostpreußen von der Königlich Preußischen Provinz Ostpreußen geredet, und auch bei anderen Gelegenheiten kann er sich so ein bißchen königstreuen Geschichtsunterricht nur schwer verkneifen. „Der preußische Staat ist allein das Werk der Hohenzollern, die ihr Volk zu dem Gedanken erzogen haben: ‚Wie diene ich?', und nicht: ‚Wie verdiene ich?' "

Das waren noch andere Zeiten, so um 1910. Damals las man es so. „Wenn es hart auf hart geht, ist der Adel bereit, sich um den Hohenzollernthron zu scharen, bereit, den letzten Tropfen Blut zu vergießen!" Ein starker Zollern-Souverän, der sich auf seine Paladine stützt, das war die Regierungsform nach den Herzen der preußischen Magnaten. „Unser König absolut, wenn er unsern Willen tut!" Oder wie Elard von Oldenburg das ausdrückt: „Mang uns mang ist keener mang, der nich mang uns mang jehört!" Wozu braucht man da Parlamente? Da kann man auf den Pöbel pfeifen. „Der König von Preußen und der deutsche Kaiser muß jeden Moment imstande sein, zu einem Leutnant zu sagen: ‚Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag'."

Diese Husarenattacke für die Privilegien des Offiziersstandes, — es wäre doch kein Zustand, daß ein Leutnant, der doch nur seinem König verantwortlich sei, wenn er bloß an einer Ecke laut huste, schon die Besorgnis haben müßte, daß es im Reichstag zur Sprache komme, — dieses tolle Husarenstückchen hat den Herrn auf Januschau 1912 sein Reichstagsmandat gekostet. Um so fester saß er im Herrenhaus, durfte sich des Vertrauens seines Königs, dem er so haudegenhaft kühn gehuldigt hatte, erfreuen und weiter in aller Oeffentlichkeit seine Bürgerkriegsfanfaren schmettern. „Ein energischer Stoß sofort spart hunderte

von Toten hinterher. Also los auf die Schanzen, wenn noch geschützt werden sollen Vaterland und Besitz!" — das war seine Stellungnahme zu einer preußischen Wahlrechtsdemonstration der Vorkriegszeit. Geheimes Wahlrecht in Preußen?! Ueberall läßt sich das doch nicht so organisieren, wie daheim auf dem Gut bei der verfl... „geheimen" Reichstagswahl! Da bekamen die Landarbeiter sorgfältig verschlossene Kuverts mit dem richtigen konservativen Stimmzettel drin. Und wenn ein ganz Unverschämter nachsehen wollte, was er denn nun eigentlich in die Urne warf, da setzte es eine Kopfnuß vom Januschauer Inspektor. „Watt, du Lorbaß, weest nicht, Wahl is doch jeheim!"

Selbstverständlich macht der Major der Landwehr den Kriegsbetrieb mit, aber ebenso selbstverständlich findet er tausenderlei Anlaß zu Aerger und Fronde, weil er doch nach wie vor den einzig echten Preußenpatriotismus und den originalechten Preußengeist selbst und allein erbgepachtet hat. Das ergibt seltsame Widersprüche zwischen unentwegtem Durchhalten des hohen Etappenoffiziers und der Kriegssabotage des autokratischen Gutsbesitzers. „Liebste Exzellenz Fritz!" schreibt er an den Innenminister von Loebell; „Im Begriff, nach Polen auf meinen Posten zurückzukehren, danke ich Gott, die Schererei mit den Gütern und der Zivilverwaltung los zu sein. — Es ist auf dem Lande jetzt tatsächlich unerträglich mit den täglich wechselnden Verordnungen. Ich bestelle 500 Morgen überhaupt nicht, und so machen es viele, weil die Unsicherheit der Ernte und der Bestimmungen zu groß ist. Die Sache mit den Kartoffeln ist jetzt einigermaßen vernünftig, von den Schweinen wird die Hälfte in der Pökeltonne verfaulen. Die Erbitterung auf dem Lande ist sehr groß und wird sich nach dem Kriege entladen. Dazu kommt, daß das Vertrauen zu der Obersten Heeresleitung in allen Kreisen immer mehr schwindet. Daß das Vertrauen zu der obersten Zivilleitung längst fehlt, weißt Du. Nun aber Schwamm drüber. Elard Oldenburg."

Zum achtzigsten Geburtstag des Reichspräsidenten hat der alte Ostelbierhäuptling ein feines Ding gedreht. Er hat der Großindustrie als passendes Geburtstagsgeschenk das alte Stammgut der Hindenburgs, Neudeck, vorgeschlagen. Später erst merkten die Herren von Schlot und Esse, daß sie sich da ein Trojanisches Pferd in ihre gutbefestigte Subventions-Position hineingestellt hatten. An seinen kostspieligen persönlichen Erfahrungen mit dem heruntergewirtschafteten Neudeck ist es dem alten Herrn sinnfällig geworden und einem Gerechtigkeitssinn billig, daß hinfüro auch den notleidenden Großgrundbesitzern die staatlichen Beihilfen zufließen müssen. Darum Osthilfe!

Ueberdies sind die Güter Neudeck

und Januschau unmittelbar benachbart. Auch das hat sein Gutes für die nationalen Belange, wie Herr Oldenburg sie auffaßt und vertritt. Jeden Tag fast ist der Januschauer bei seinem Jugendfreund Paul drüben in Neudeck und tut sein Bestes, Otto Brauns Einfluß auf den Generalfeldmarschall zu überkompensieren. Diese politisch bedeutungsvolle Gutsnachbarschaft war überhaupt erst der Anlaß, daß Hugenberg dem alten Kammerherrn noch ein Mandat gab. Forsch und unbekümmert wie je sprang 1930 der damals Fünfundsiebzigjährige nochmals in die Parlamentsmanege, immer noch ein parlamentarisches Enfant terrible, das sofort mit Gröner und Brüning Stunk bekam und nicht anstand, zu erklären, daß, wenn er jünger wäre, er den Deubel tun würde und wo anders sein als bei den Nazis.

Allerdings bleibt der ostpreußische Pair stets ein ritterlicher Gegner. Der alte August Bebel hat ihm immer Achtung abgenötigt, und nie, auch in der Polemik nicht, hat er versucht, dem alten sozialistischen Feuerkopf etwas von seiner Größe abzuleugnen. Und auch Brüning, mit dem Oldenburg doch sicherlich nicht fraternisiert, hat er das Attest ausgestellt, er sei „nach Bismarck der Beste“. Immerhin ist es ein alter Fuchs, der solches Lob ausspricht, und bösartige Geschichtskenner mögen sehr gut annehmen, hier sei der Bismarck von 1862 gemeint, der gegen den Willen einer kompakten Majorität im Parlament in permanenter Gesetzes- und Verfassungsverletzung eine abgelehnte Militärvorlage durchpeitschte.

Was aber feststeht ist, daß unter dem souveränen Herrscher, ebenso wie unter dem souveränen Volk die Lieblingssprüchlein des Januschauers alle mehr an das Exerzierreglement denn an die Klassiker anklingen und alle ungefähr so lauten wie: „Immer ran ans Leder! Jetzt heißt es ent- oder weder! Frontheil!“; und daß er unter dem souveränen Herrscher wie unter dem souveränen Volk sich stets als geschickter Politiker bewährte, der jeden Nationalsozialisten schon allein durch die Erkenntnis historischer Zusammenhänge in die Tasche steckt.

O. B. Server.

Vom Versprechen. Es war während des Kriegs, Graf Clam-Martinitz war österreichischer Ministerpräsident, der mittelbare Nachfolger des Grafen Stürgkh. Das Parlament tagte noch nicht, Oesterreich wurde mit dem § 14 regiert — alle Abgeordneten der im Reichsrate versammelten Königreiche und Länder „intervenierten“, jeder hatte Spezialwünsche, jedem tat man, was nur möglich war — das Parlament sollte ja bald wieder einberufen werden. Ein Abgeordneter verlangte Ungeheuerliches, Unmögliches. Entsetzt sagte Graf Clam-Martinitz: „Nein, mein lieber Herr Abgeordneter — ausgeschlossen! Schauen's, *das* geht nicht — das kann ich Ihnen nicht einmal versprechen!“

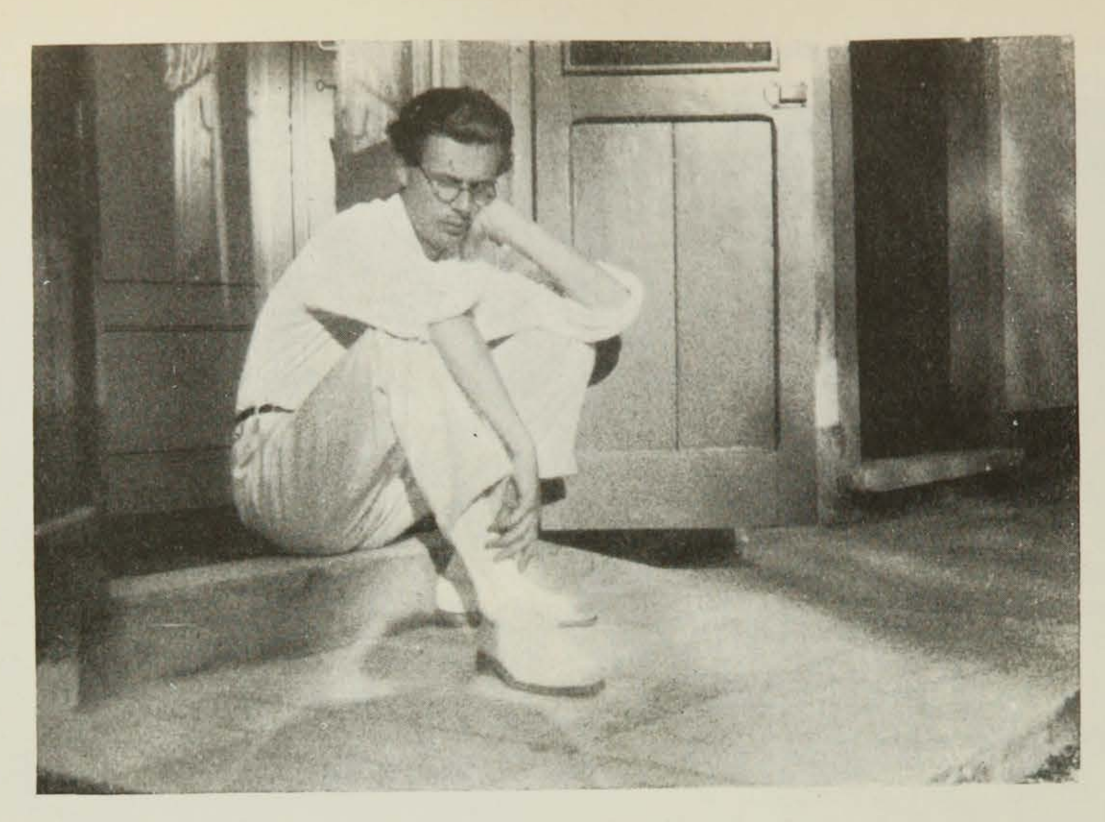
Verirrt im Dickicht der Paragraphen. Ein Stempel der Funk-Buchdruckerei lautet: *Diese Zeichnung darf ohne meine Genehmigung weder dritten Personen noch Konkurrenzfirmen weder im Original noch in Kopie mitgeteilt werden.* §§ 15, 38 des Reichgesetzes v. 19. 6. 01 und §§ 823, 825 des B. G. B. — Wir schlagen gewissenhaft nach. § 825 des B. G. B. lautet: Wer eine Frauensperson durch Hinterlist, durch Drohung oder unter Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses zur Gestattung der außerehelichen Beiwohnung bestimmt, ist ihr zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.

Antike. Wilhelm Jerusalem, der Wiener Psychologieprofessor, begann einmal sein Kolleg über Psychologie der Erotik mit den schlichten Worten: „Schon die alten Griechen kannten den Beischlaf.“



Photo Werner Jackson

Die Welle



Aldous Huxley in Forte dei Marmi



Photo Weltrundschau

Mpalu im Moorbad



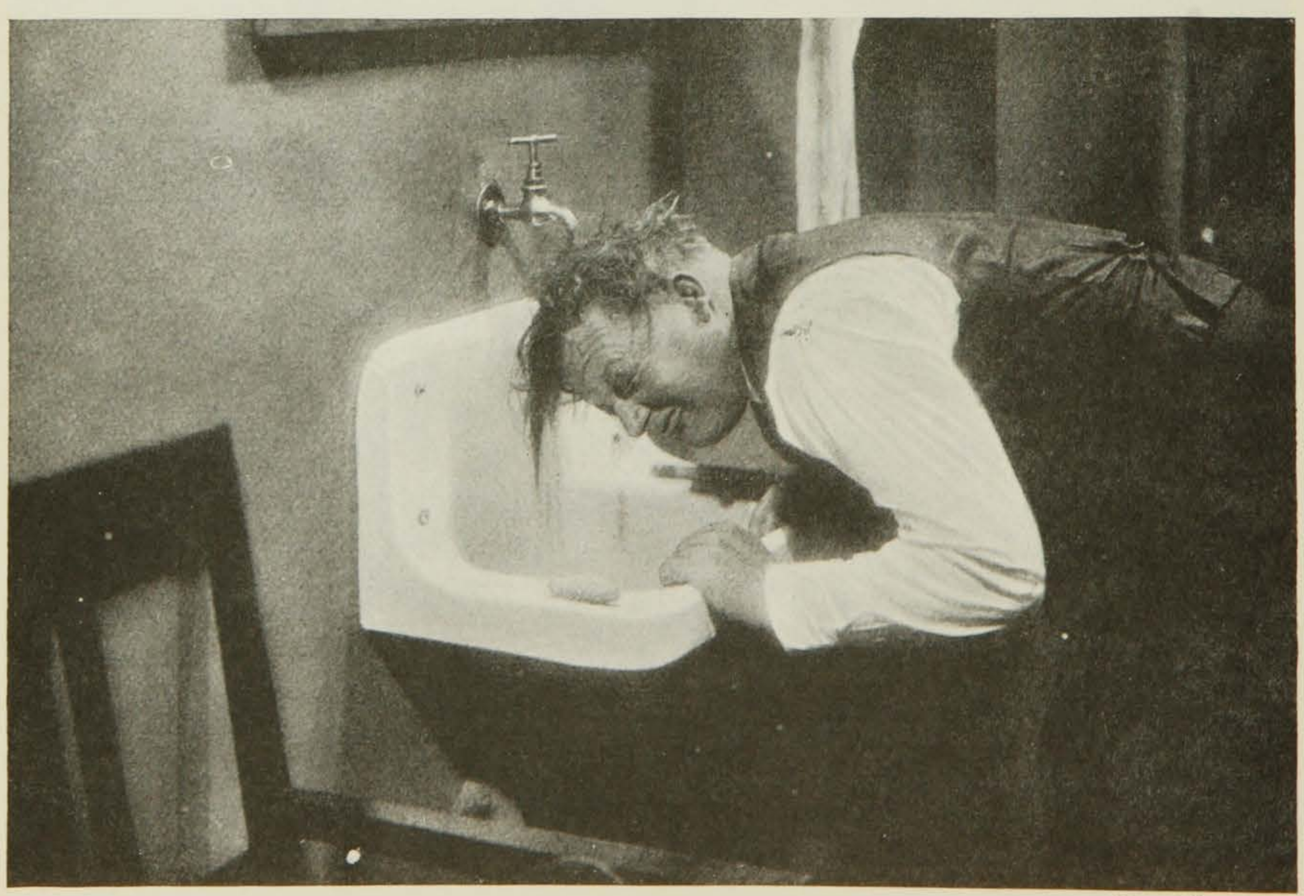
Degas, Strand (Oel)

Die Dampferstation

Neue Gesichter im Film

Südfilm A.-G.

Annabella im René-Clair-Film „Die Million“



Nero-Film-A.-G.

Otto Wernicke im Fritz-Lang-Film „M“

Politik und Porzellan — Goldschmidt und Wassermann

Am Sonntag (12. Juli) trat in Berlin die Geldkrise ein. Den ganzen Tag über wurde beraten. Da tagten die Minister, dort die Bankdirektoren. Die Banken sollten einander helfen und alle zusammen der Danatbank, verlangte die Regierung. Aber die Banken wollten nicht, Wassermann (von der D. D. Bank) stand auf gegen Jakob Goldschmidt (von der Danatbank). Es war ein harter Kampf. Wassermann siegte. Am Montag las man sportdramatische Schilderungen in den Blättern.

Goldschmidt und Wassermann, schoß es mir dabei durch den Kopf, — das sind ja alte Gegner. Dann überlegte ich: Wo, wann habe ich gehört, daß sie's sind? Unsereiner liest ja nichts über Banken, außer wenn eine verkracht, — dann steht es vorn im Blatt, aber in Deutschland kommt das so selten vor. Goldschmidt und Wassermann, woher . . . ?

Dann entsann ich mich: In der großen China-Ausstellung der Akademie war es, vor zwei Jahren. Da fiel mir eine Gruppe chinesischer Tierplastiken auf: Vögel, besonders Reiher, Porzellan, herrliche Farben. Nicht sehr alt, für China, — ich weiß nicht mehr aus welcher Periode, so eine Art chinesischen Barocks. Und die meisten und schönsten Stücke gehörten entweder Jakob Goldschmidt (von der Danat) oder Wassermann (von der Deutschen und Disconto). Wie hängt eigentlich, fragte ich den Maler, mit dem ich die Ausstellung besuchte, die Liebhaberei für chinesische Porzellanvögel mit der Stellung eines Berliner Bankdirektors zusammen? Der Maler ist ein Kenner und Liebhaber von Altchina-Porzellan, er wußte Bescheid. Es gibt heute, sagte er, in der Welt drei Männer, die diese Sammlerspezialität haben: Tierplastiken aus der und der Periode. Zwei von diesen Männern leben in Berlin, Goldschmidt und Wassermann, der dritte ist ein amerikanischer Multimillionär. Jeder große Altchina-Händler weiß von der Rivalität dieser drei. Wann und wo immer ein solches Stück auftaucht, werden die Drei verständigt, dann kämpfen sie darum. Sie haben die Preise so hoch getrieben, daß niemand sonst mehr mitbieten würde. Und natürlich sind die Drei erbitterte Gegner geworden, denn jeder von ihnen sagt sich, wenn er für solch ein Stück das Zehnfache des Preises bezahlen muß, der nach der sonstigen Preislage von Altchina-Porzellan angemessen wäre, daß daran die beiden anderen schuld sind; und haben sie ihm nicht dieses und jenes Stück weggeschnappt, das ihm jetzt köstlicher erscheint als alle, die er sich sichern konnte!

Von daher also stammt meine Wissenschaft vom Gegensatz zwischen Goldschmidt und Wassermann. Wenn ich Ferdinand Bruckner wäre mit der erotischen Geschichtsauffassung (Liebeshaß zwischen Elisabeth von England und Philipp von Spanien) oder wenn ich Scribe hieße (das war Ferdinand Bruckners Vorläufer: Kleine Ursachen, große Wirkungen, — Ein Glas Wasser), so würde ich jetzt dichten: Wassermann erzwingt den Zusammenbruch der Danatbank, um Goldschmidts chinesische Porzellan-Vögel billig an sich zu bringen.

Aber wahrscheinlich hat die große deutsche Geld- und Finanzkrise ganz andere Ursachen. Und ganz gewiß ist niemand daran schuld. Nur mein Freund, der Maler, ist unheilbar dramatisch: Entsetzlich, schreit er, alles um das bißchen Porzellan! *LR*

Im letzten „Querschnitt“ (Sonderheft Unfug): Franz Werfel: Realismus und Innerlichkeit / Victor Margueritte: Unfug des Soldatenspiels / Balder Olden: Kolonial-Sektierer / H. L. Mencken: Telefon, Auto, Radio, Thermostat / Egon Friedell: Ist die Erde bewohnt? / Der Unfug des Mediumismus / Karel Capek: Handbuch der schriftlichen Polemik / Jaroslav Hašek: Der gute Ton auf der Straße / u. a.

Kriegsgreuel im Hinterland

„Schmerz und Herz" waren längst von „Not und Tod" abgelöst worden, von „Sieg und Krieg", „Serben und Sterben". Unsere Großen besangen die deutschen Pferde und den U-Bootkrieg. Das ist in den Sammelbänden ihrer Gedichte nachzulesen. Wo aber sind die unzähligen, damals nicht Chanson, sondern „Liedchen" („Ich bringe Ihnen nun ein kleines Liedchen") genannten Produkte der Kabaretts 1914 bis 1918 hin? Die die Herzen aller im Hinterland kämpfenden Offiziere höher schlagen ließen und die Magen der Heimkehrer umdrehten! Vergessen das rührende Heldenlied an Yvonne, die französische Krankenschwester, die der Deutsche als seine ehemalige Geliebte wiedererkennt (Yvonne, Yvonne, Yvonne, du meines Lebens Sonne — erste Strophe — Yvonne, Yvonne, Yvonne, du Blüte der Garonne — zweite Strophe —), es war — dies soll festgehalten werden —, von einem Dichter Namens Theo Körner, der allerdings dann keineswegs bei Gadebusch fiel, sondern heute wahrscheinlich Tonfilme macht. Verschollen der „Landsturmmann, der alles kann" (Mein lieber Joseph, ich schreibe dir ein Brieflein, es segelt einsam hin mein Lebensschifflein ... geh auf sie los und hau, du schlugst mich auch schon blau usw.). Wo ist der authentische Text der „Rosa, wir fahrn nach Lodz"? Mit den wuchtigen Zeilen: „Es geht ein Zug hin von Berlin (Wien), der Hindenburg fährt auch schon hin" — erste Strophe —, „es geht ein direkter Zug jetzt hin, und hinten kommt der Zeppelin" — zweite Strophe —.

Unvergeßlich aber sind neben „Reite Husar, reit in den Tod" das „Lied der Feldwache" geblieben (dessen Musik verblüffend an „It's a long way to Tipperary" erinnerte) und die Hymne an Lemberg. Das erstgenannte, das erschütternd die Stimmung an der Westfront wiedergibt, beginnt so: „Schwarz ist die Nacht auf flandrischem Feld, schwarz ist die Nacht und tot, nur von dem Brande der Dörfer erhellt, der überm Waldrand loht. Liegen die deutschen Husaren im Schlaf, müde vom gestrigen (?) Ritt, einer nur wacht, den das Los grade traf (??), wacht für die anderen mit. Und leise durch die Lüfte zieht der Soldaten Schlummerlied (???)! (Hinter der Szene spielt eine Trompete den Zapfenstreich, unerfindlich warum, dann der Refrain, den das Publikum mitsingt:) „Wenn die Nacht auf das Feld herniedersinkt, kleines Mädel, dann denk ich dein. Wenn ich komme nimmermehr, dann weine nicht zu sehr, 's wär schad um die Blauäugelein. Grüß Vater mein und Mutter mein und die Heimat am deutschen Rhein, wenn die Nacht auf das Feld herniedersinkt .... denk ich dein."

Noch machtvoller und großartiger aber war das „Lemberg-Lied", ein Stahlbad des Kabaretts sozusagen. Schon die Stelle: „.... und es drückt wie eine Riesenfaust der Kosaken Regiment" und dann der mächtig einsetzende Refrain: „Mein Lemberg, wein' nicht die Augen blind, weil dich traf der erste Streich, bist nicht mehr lange das Schmerzenskind deiner Mutter Oesterreich. Wir kommen schon und wir holen dich, zu End ist alle Not, dann wehen dort die Fahnen feierlich (Ton auf ich): Schwarzgelb und Schwarzweißrot." Wobei das Feine war, daß es so nur in der letzten Strophe hieß, in den vorhergehenden aber: „... zu End ist alles Mühn, dann wehen dort die Fahnen feierlich, Schwarzgelb und Rotweißgrün."

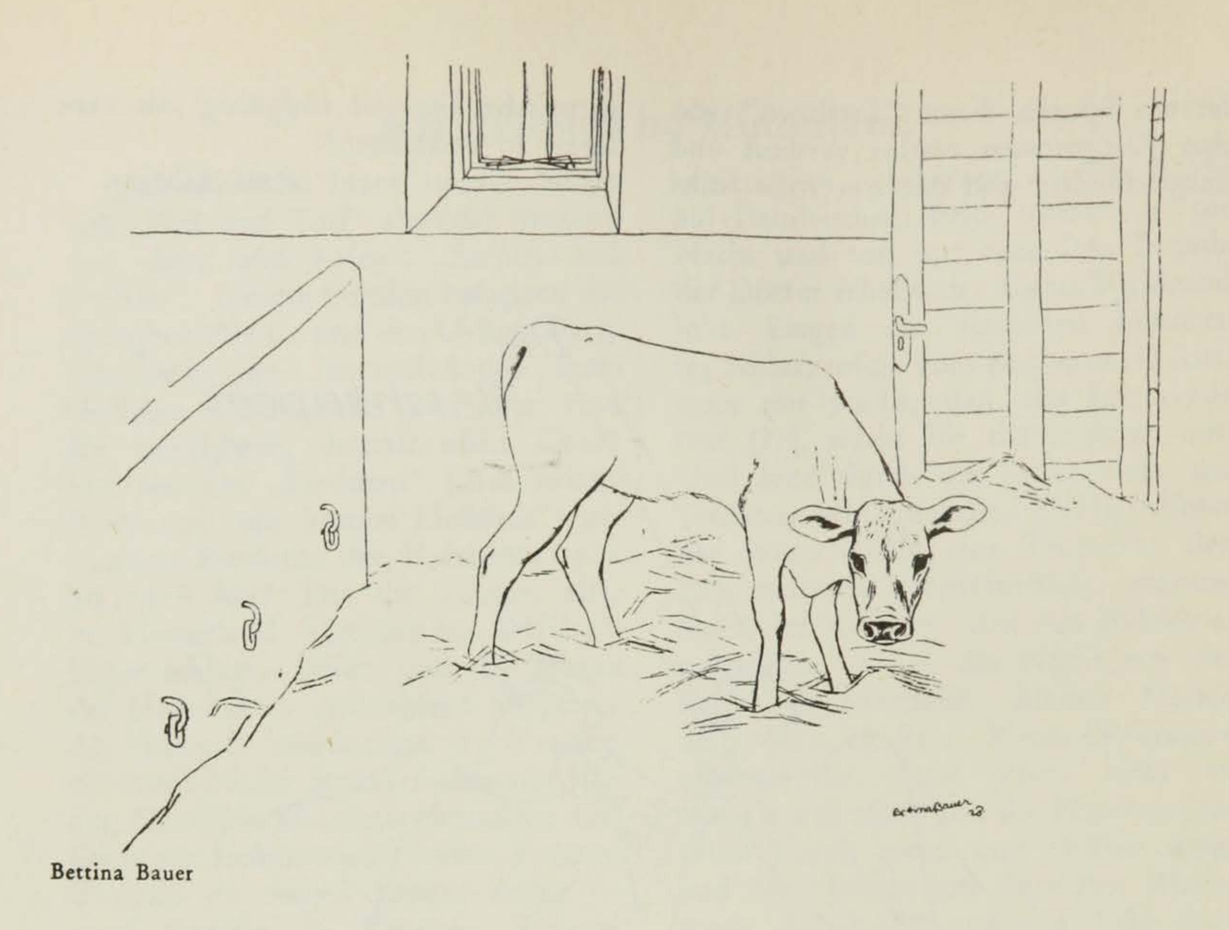
Wo ist der Gelehrte, der diese unvergleichlichen Dokumente einer großen Epoche unter dem Titel sammelt: „Das patriotische Kabarett, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des großen Krieges"? Dies müßte aber rasch geschehen, denn sonst sind auch die

letzten Spuren dieser „Liedchen" von den Zeitgenossen restlos verdaut und ausgeschieden, und das wertvolle folkloristische Gut ist endgültig als verloren zu betrachten!

Paul Elbogen.



Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 10. September



Bettina Bauer

Rinder vor Gericht

Von *J. Settschenkow*

Personen:

Genosse Gesundheit, Vorsitzender;

Genosse Fünfjahrplan, Kultur-Wirtschafts-Anwalt;

Genosse Wissenschaft, Chemie-Ingenieur;

Genosse Ochse;

Genossin Kuh;

Genößchen Kalb.

Vorsitzender: Ich eröffne die Verhandlung. Auf der Tagesordnung steht die Klage der Familie Ochskuhkalb gegen den Sowjetmilchbagger. Wir gehen zur Vernehmung über. Genosse Ochse, Ihre Personalien, bitte.

Ochse: Genosse Vorsitzender, was ist da viel zu sagen. Meine Persönlichkeit ist der Sowjetöffentlichkeit bekannt. Ich bin einer jener Ochsen, die Ihnen allen schon begegnet sind in Ihrem täglichen Leben. Das Leben eines Ochsen gibt zu keinem Sowjetroman Anlaß. Man wird geboren von

Rosse in Rage

Von *Friedrich Karinthy*

Frühlingsstimmung. Am Rande des Stadtwäldchens stehen zwei Droschken mit den Pferden Grete und Kaldaune. Sie sind noch jung. Es ist Frühling.

Kaldaune (schielt von hinten aus seinen Scheuklappen heraus. Plötzlich wirft er den Hals herum, und mit seiner roten Mähne wedelt er kosend über Gretes Hals).

Grete (zuckt nervös mit dem Kopf zurück): Geh schon.

Kaldaune (stutzt): Aber Grete . . .

Grete (verdrießlich): Du siehst ja, ich habe keine Lust, weshalb bist du so zudringlich?

Kaldaune (leise): Gestern warst du nicht böse, als ich deinen Huf angefaßt habe.

Grete: Das war gestern. Heut bin ich in schlechter Laune.

Kaldaune (bitter): So, du bist schlechter Laune. (Nach einer Pause, zornig auftrampelnd): Gut, gut. Glaubst du, ich weiß nicht, was dir fehlt?

einer Kuh, wird aufgezogen, gibt sich schließlich wieder einer Kuh hin, und was dabei zustande kommt, ist ein Kalb. Das Traurige ist, wir sterben keines natürlichen Todes . . . Ueber meine Seele zu sprechen, wäre taktlos im Sowjetstaat . . .

Vorsitzender: Lassen Sie endlich Ihre werte Gemahlin zu Worte kommen, Genosse Ochse, Sie wissen, es herrscht Gleichberechtigung der Geschlechter im Sowjetstaat.

Kuh: Ich bin eine Kuh, wie Ihnen wohl allen mal eine begegnet ist in Ihrem täglichen Leben. Sollten Sie mich nicht kennen, dann sicher aber Ihre werten Gemahlinnen, denen ich näherstehe . . . Das Leben einer Kuh verläuft fast noch einfacher als das eines Ochsen. Man wird geboren als Kalb, und wer Glück hat, bringt es bis zur Kuh. Schließlich läßt man sich von einem Ochsen verführen. Er spricht von Liebe, aber es führt zum Kalb . . . Ihm gibt man seine Herzenswärme und Muttermilch . . . Aber oft bringt man dieses Opfer nur, um der Allgemeinheit einen Braten zuzubereiten . . . Bestenfalls erlebt man die Verheiratung seiner Kinder. Ich klage nicht, denn es war immer so und wird immer so sein . . .

Vorsitzender: Da muß ich Sie korrigieren, werte Genossin, der letzte Satz war eine konterrevolutionäre Abweichung, die Sie bitte überwinden wollen. Ich erteile nunmehr Ihrem werten Töchterchen, dem Genößchen Kalb, das Wort.

Kalb: Ich bin ein Kalb. Erst gestern hat ein Sowjetkommissar zu mir gesagt, ich sei ein reizendes Geschöpf . . aber tragisch . . weil es fraglich wäre, ob ich es bis zur Kuh bringen könne. Weil doch Genosse Fünfjahrplan so schrecklich voreingenommen ist gegen Mama und Papa . . (Bricht in Tränen aus.) Aber ich will eine Kuh werden!

Vorsitzender: Leider muß ich dich (Lacht bitter auf.) Haha. Glaubst du, ich sehe nichts, weil ich nichts sage? Oh, das wirst du noch büßen.

Grete (errötend): Ich verstehe dich nicht.

Kaldaune (heftig): Du verstehst mich nicht? Du weißt ganz gut, wovon ich spreche — haha. Ich weiß, woran das Fräulein denkt. Meinst du, ich habe nicht gesehen, wie du dich umdrehtest, als wir an der Litfaßsäule vorbeitrabten? Wie du das Rennplakat begierig angeblickt hast?

Grete (auftrampelnd): Schweig. Du lügst.

Kaldaune (immer heftiger): Ich lüge? Also, wer hat neulich von der Erde mit der Schnauze den „Turf" aufgehoben, und wer hat ihn auf der vierten Seite mit dem Huf umgeschlagen, auf der Seite, wo . . .

Grete (feuerrot): Schweig!

Kaldaune (unerbittlich): Auf der Seite, wo die Teilnehmer am Königspreis standen — und Mokan, der Favorit . . .

Grete (weinend): Du lügst, du lügst, du lügst! (Trampelt auf.)

Kaldaune (mit siegesbewußtem Wiehern): Ja! Mokan! Der Favorit des Königspreises! Tja, tja. Der schicke Mokan! Davon ist das Fräulein so nervös, daß es nicht duldet, wenn man seine Kruppe berührt — hahaha! Niiiiihaha!

Grete (schwächer): Du lügst.

Kaldaune: Also Mokan geht der Gnädigen durch den Kopf, der Favorit, der Frauenfresser! Der gefeierte Mokan! Tja, Kindchen, da bist du zu spät gekommen! Der wird Schätze haben, bis er ins Gestüt kommt, nicht einen, sondern hundert. Auf den warten fürstliche Abkömmlinge, englische Pferde — hahaha.

Grete (jammernd): Nein! Nein!

Kaldaune (mit der Wut des geschlagenen Liebhabers): Du wagst, an einen Mokan zu denken! Du dumme Gans! Den man mit Reis und Zucker aufgezogen hat, dessen Stall aus zwölf

unterbrechen, wertes Genößchen, du greifst der Verhandlung vor. Zunächst handelt es sich nur um deine Personalien . . Du leugnest also nicht, der Ehe zwischen Ochse und Kuh entsprungen zu sein?

Kalb (tränend): Nein.

Vorsitzender: Also sind wir mit der Vernehmung zu Ende, ich erteile dem mir amtlich bekannten Genossen Fünfjahrplan als dem Verteidiger des Sowjetmilchbaggers das Wort.

Fünfjahrplan: Für 150 Millionen Sowjetmenschen brauchen wir jährlich 50 Milliarden Liter Milch. Sowjetmilch! Setzen wir voraus, eine Sowjetkuh gebe jährlich 1000 Liter, müßten 27 Millionen Sowjetkühe inkluse diverser Millionen Sowjetochsen und der dann unvermeidlichen Sowjetkälber am Leben bleiben. Welch eine Menge Futter brauchen sie, welch eine Menge Arbeit!!! Wenn dagegen nur 500 Sowjetmilchbagger das gleiche Quantum Sowjetmilch aus den Gräsern herausbaggern, dann sehe ich nicht ein: warum soll der Sowjetstaat aus reiner Liebe zu den Kühen, Kälbern und Ochsen den Sowjetmilchbagger unterdrücken? Zumal Kühe und Ochsen, ja neuerdings sogar auch Kälber, nicht nur Träger biologischer, sondern auch Träger ideologischer Bakterien sind . . .

Vorsitzender: Ich erteile nunmehr dem Sachverständigen, Genossen Wissenschaft, Chemie-Ingenieur, das Wort.

Wissenschaft: Unser Sowjetmilchbagger ist das einfachste Ding der Welt! Sein großes Baggermaul frißt pro Stunde eine Tonne frisches Gras. Der Leib des Milchbaggers besteht aus mehreren Kesseln, in denen jedes der Milliarden Hälmchen genauestens seziert wird. In mehreren chemischen Arbeitsgängen werden alle die wertvollen Substanzen aus dem Gras gewonnen, die in der Kuhmilch auch vorhanden sind, dagegen werden alle schädlichen Substanzen sorgfältiger ausgeschieden, Zimmern besteht, hahaha! Du armseliger Droschkengaul! An einen Mokan, dessen ganze Familie Zwanzigtausend-Pengö-Pferde waren. Du, du Arme! Wie er wiehern würde, wenn er hörte — Mokan, der Favorit, wenn er hören würde, daß an der Ecke des Stadtwäldchens ein lumpiger Droschkengaul von ihm schwärmt. Haha, ein Droschkengaul!

Grete (verzweifelt): Nein, nein.

Kaldaune (unbarmherzig): Ein Droschkengaul, dessen Vater und Mutter als Schindmähren in irgendeinem Loch verreckten.

Grete (hält sich die Ohren zu): Nein, nein!

Kaldaune: . . . oder hat man Wurst aus ihnen gemacht? . . .

Grete (jammernd, mit flammenden Augen losbrechend): Du lügst! Du lügst! Du Schindergaul! Du Niederträchtiger! Kannst du mich nicht verstehen — du mit deinem Haferstrohverstand . . .

Kaldaune (höhnisch): Ja, der Mokan, der wird dich wohl verstehen.

Grete (ekstatisch): Ja! Er wird mich verstehen! Er wird zu mir kommen . . . ja . . . er wird kommen . . .

Kaldaune: Niiiiihaha, haha. Er zu ihr!

Grete (mit geschlossenen Augen, wie im Traum sprechend): Ja . . . er wird kommen . . . wie ich ihn in meinem Traum sah — an einem reinen mondhellen Abend — er wird erscheinen hier auf dem Wege . . . und er wird mir seinen schönen, schlanken Hals reichen . . . und er löst die Zügel . . . und er wiehert mir milde zu . . . und dann werden wir anfangen zu gehen, nebeneinander . . . quer über den leuchtenden Rennplatz . . . hinein in seine Garderobe . . . und er erhebt mich zu sich . . . und eines Tages werden wir zusammen laufen auf dem grünen Rasen . . . in dem brausenden Meer der applaudierenden, schreienden Menge . . . und wir verbeugen uns am Ziel . . . und wir empfangen zusammen die rauschende Huldigung der

als uns das die Kuh versprechen kann. Um eine Milch zu erzielen, wie sie den hohen Anforderungen der Sowjetmenschen entspricht, müßte jede Sowjetkuh sozusagen erst Chemie studieren, um die Auswahl dessen, was sie frißt, auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen ... Im übrigen werden Sie lachen, wenn Sie hören, wie unrationell eine Kuh produziert. Welche Kraft z. B. braucht sie allein, um eine Tonne, das sind 20 Zentner Gras, zu kauen. Unser Milchbagger braucht zum Mähen und Kauen einer Tonne Gras genau 33 Liter Benzin ... Darum schließe ich meine Ausführungen mit den Worten: Weg mit der Kuh, fort mit dem Ochsen, und auch das Kalb ist nur noch ein bürgerliches Vorurteil .. Es lebe allein der wissenschaftlich arbeitende Sowjet-Milch-Bagger!!!

Vorsitzender: Genosse Ochse, haben Sie aus dem Gehörten schon selbst die Einsicht gezogen, daß Sie nichts Besseres tun können als sich selbst zu liquidieren?

Ochse: Ich habe eingesehen, Genosse Vorsitzender, daß im Interesse des Sowjetstaates wir Ochsen liquidiert werden müssen.

Vorsitzender: Und .. wie dürfte es mit Ihrer werten Frau Gemahlin stehen?

Kuh: Ich schließe mich der Einsicht meines Mannes an, Genosse Vorsitzender, jedoch bitte ich um eine Gnadenfrist .. Ich möchte so gern erleben, daß sich mein Töchterchen verheiratet.

Vorsitzender: Genosse Fünfjahrplan, was meinen Sie?

Fünfjahrplan: Es kommt darauf an, wie bald unsere Sowjetmilchbagger vollzählig in Betrieb genommen werden können — Genosse Chemie-Ingenieur?

Wissenschaft: Ich schlage vor, Genossen Ochse und Genossin Kuh umgehend zu liquidieren, das Genößchen Kalb jedoch für das Sowjet-Milch-Bagger-Laboratorium zur Verfügung zu halten.

Ochse und Kuh: Wir danken, Genossen, wir sind bereit, liquidiert zu werden, wenn nur unser Kind noch leben darf.

Vorsitzender (haucht als ehemaliger Bourgeois bei diesem rührenden Beispiel elterlicher Liebe den letzten Seufzer seiner bürgerlichen Seele aus und denkt: „Welch ein Wahrzeichen des guten alten bürgerlichen Familienglückes, wenn eine Kuh und ein Ochse sich für ein Kalb opfern!")

(Deutsch von O. Glösa)

Der pythagoräische Lehrsatz

Pythagoras, der Philosoph, ersann
Ein neues Lehrgesetz und brachte dann —
Da er ja nur ein Heide war —
Den Göttern hundert Opferstiere dar.
Ists da ein Wunder, wenn die Ochsen zittern,
Sobald sie eine neue Wahrheit wittern?

Ernst Smithanders

Heimtückische Freude eines an die Wand Gedrückten

Es ist ein köstlicher Genuß,
Die Mühe macht sich stets bezahlt,
Wenn man jemandem auf einen Gruß
Dankt, der einem gar nicht galt.

Denn nichts ärgert einen Menschen mehr,
Besonders wenn er einer jener eitlen Knaben,
Denen ihr Stadtpelz für ihre Ueberlegenheit sichere Gewähr,
Als wenn man ihm zumutet, zuerst gegrüßt zu haben.

Ueberhaupt dann,
Wenn man selber schmierig und jämmerlich
Aussieht und nicht einmal seinen Mokka bezahlen kann,
Wie ich.

Franz Pühringer

Massen ... den Königspreis ... Mokan ... Mokan (schwärmend) oh, ich höre schon die Stimmen — Mokan! ... Mokan ... Grete! ... (in Ekstase) Erster Preis! — Sieg! — Sieg! — (sie bricht ab, fast erstickt).

Kaldaune (wiehernd): Hahaha! Sieg, was? Mit deinen krummen Rippen? Mit diesem vermanschten Kopf. Mit diesen blöden Augen, was? Ach, du armseliger Gaul! Pfui! (Er läßt sie mit Ekel stehen, denn grade steigt jemand in seinen Wagen.)

Grete (kommt langsam zu sich. Sie blickt dem wegsausenden Kaldaune nach, der im fleißigen, rhythmischen Trab sich immer weiter entfernt. Dann mustert sie ihre Beine. Stille. Und auf einmal rieseln still ihre Tränen. Langsam fließen sie durch ihre Nüstern. Sie blickt verstohlen seitwärts, ob ihr Herr nichts bemerkt hat — dann wischt sie ihre Tränen am Hafersack ab. Der Mond scheint weiter).

(Deutsch von Paul Berend)

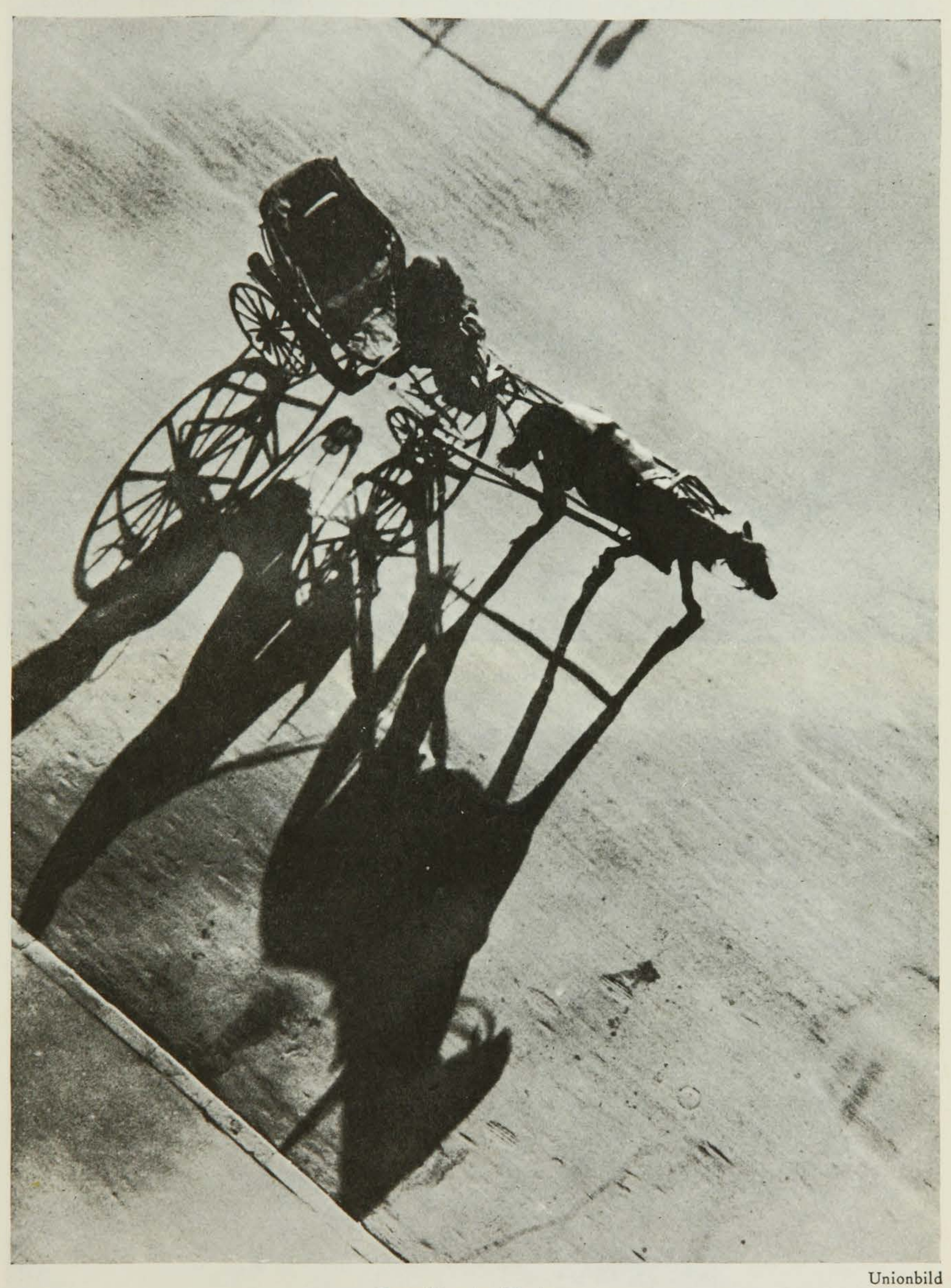
Der Held. In den ersten Monaten des Kriegs, in einem ganz, ganz kleinen Lazarett zu Neusiedeln gab es freudige Aufregung: zum erstenmal seit Bestehen der Anstalt die Dekorierung eines Verwundeten mit der Tapferkeitsmedaille. Man schmückte das Zimmer, man rückte das Bett des Kriegers in die Mitte, man ließ die Pflegeschwestern im Sonntagsstaat antreten, und der Arzt hielt eine schöne Anrede.

„Und nun, mein lieber Dokupil, tapfrer Held, erzählen Sie uns, wie Sie sich die seltene Auszeichnung errungen haben!"

Da sagte der Kranke langsam — und seine Augen drangen prophetisch in die Ferne:

„Ietz, Herr Dokter, — wanns mi fragen? Es werd doch — net wahr? — auch Herren in der Preußischen Akademie geben, Sektion für Dichtkunst — un ka Mensch wird wissen, wofür."

Roda Roda



Unionbild

Droschke in Moskau

Photo Willy Prager

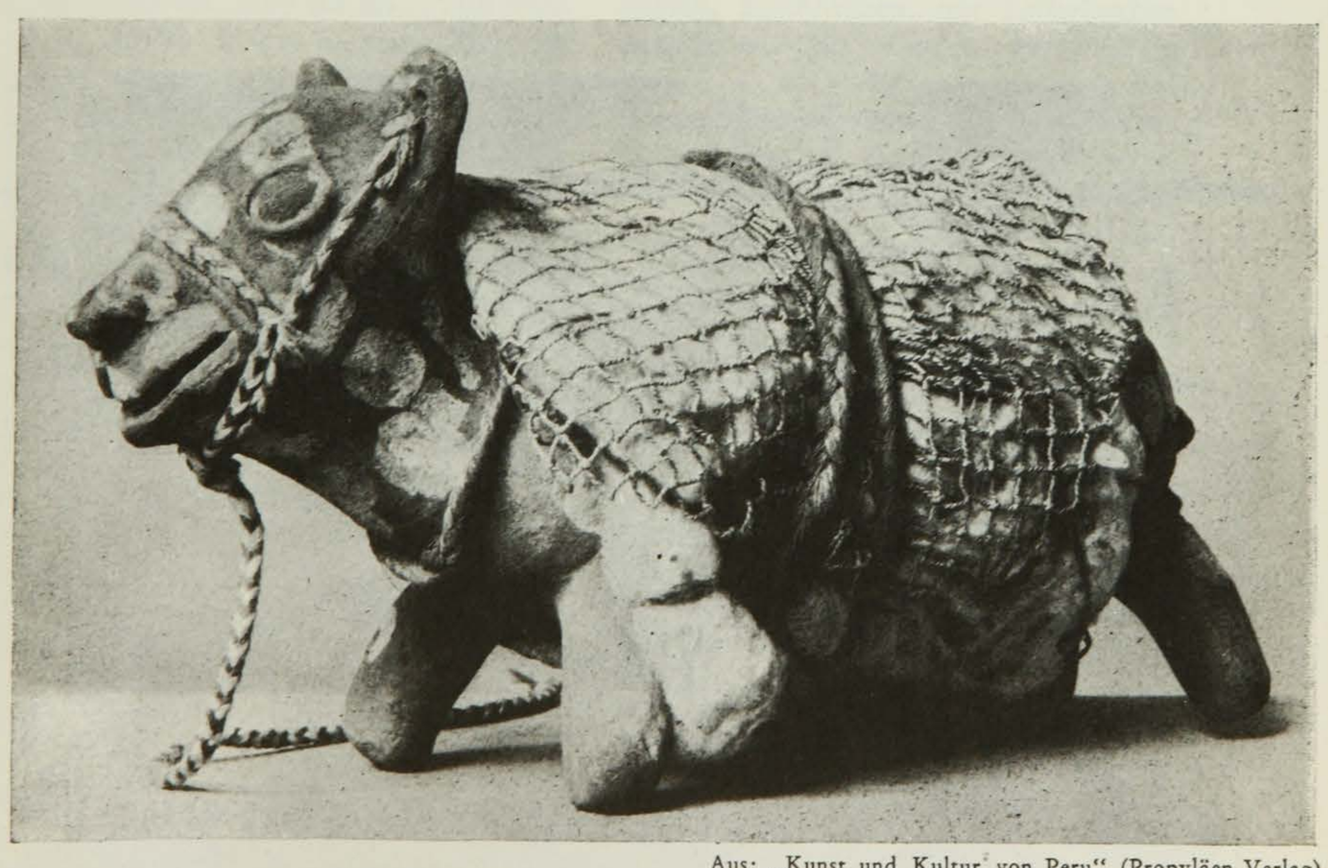
Der Besuch aus der Stadt



Photo Pomprein

Familie

Transport in Peru



Aus: „Kunst und Kultur von Peru“ (Propyläen-Verlag)

Gehalftertes Lama (Tongefäß, mit Stoff umwickelt)



Photo August Sander

Wanderburschen am Rhein (Burg Leubsdorf)

Photo Krauskopf

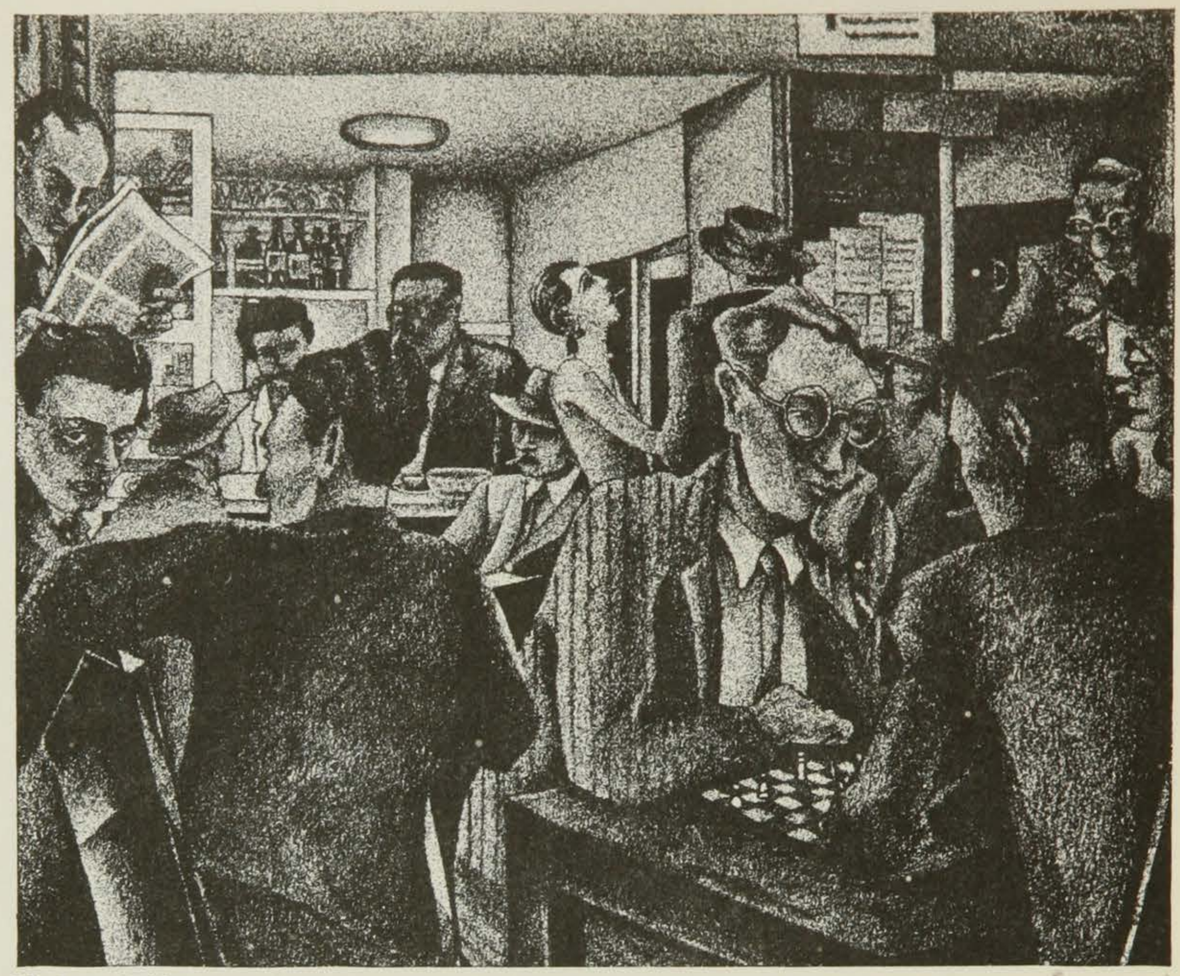
Kammerherr v. Oldenburg-Januschau

Die Vergötterung des „Wenn" oder Der Unfug des Schachspiels

Von *Richard Wiener*

Neben der Vorstellung, daß Tugend (virtus) eine praktisch verwendbare Sache sei — sie stammt aus lateinischen Uebungsbüchern und wird annähernd zu der gleichen Zeit wie die Worte „nichtsdestoweniger" und „eliminieren" in jugendliche Gemüter eingesenkt —, neben dieser Vorstellung hat keine zweite so verhängnisvoll gewirkt wie die, daß das Schach in gewissen Situationen ein Ab- und Vorbild des Lebens darstelle. — „Zug um Zug bedenken. Die Pläne des Gegners durchschauen und in Rechnung stellen. Für jede Möglichkeit passende Gegenzüge bereit halten" ... — es ist einfach großartig, wie leicht es auf Grund dieser schönschwätzerischen Formel sein müßte, zum Beispiel Napoleon zu werden. Suchte er nicht die Pläne des Gegners zu durchschauen? Sagte er sich nicht: wenn *er* das tut, tue *ich* das; und wenn er das nicht tut, dann tue ich ... ich weiß schon, was!? Hatte er nicht Zug um Zug vorbedacht, den Plan des Ganzen vor Augen? — Grade das Gegenteil ist richtig. Napoleon oder Cäsar oder sonst irgendein Mann mit einer märchenhaften Karriere sah nie, in keinem Falle, über die Notwendigkeit des nächsten Augenblicks hinaus. Phantastisch, und vom pädagogischen Standpunkt aus gradezu verbrecherisch, ist die ex-post-These, Napoleon habe von Anbeginn an gewußt, wie er es anstellen müsse, um „Napoleon" zu werden. Hätte er seine Karriere nach den Methoden des Schachspiels entworfen, statt sie Griff um Griff aus jeweiligen Improvisationen aufzubauen, er hätte es über den Rang eines malkontenten Stabsoffiziers kaum hinausgebracht ... Es gibt nämlich keine großen Konzepte der Geschichte, keine lückenlos entworfenen Pläne gewaltiger Karrieren. Nur Schachspieler glauben an derartigen Unſinn, um sich und ihre Spielereien in die heroische Sphäre einzuschmuggeln. Heimlich verbergen sich hinter der anscheinend mathematischen Folgerichtigkeit des Schachspiels wüstromantische Sehnsüchte. Sehe ich Schachspieler, ernst, bärtig und murmelnd, so habe ich immer den Eindruck, als säßen Papiertschakos auf ihren nachdenklichen Köpfen. Aber auch über diese kindischen Ritter-, Feldherrn- und Eroberungsträume hinaus ist das Schach als ein krasser, gedanklicher Unfug zu bezeichnen: durch seine grenzen- und besinnungslose Vergötterung des „Wenn", die jede wirkliche Lebensbezwingung unmöglich macht.

Auf Schiffen gibt es so etwas Aehnliches: die Vergötterung des Bindfadens. (Gerne und in beleidigender Absicht wähle ich diesen entwürdigenden Namen für „Tauwerk".) Was jeder vernünftige Mensch annageln, anschrauben, mit Lederlaschen anknöpfen, mit Riemen verschnallen würde, — auf Schiffen wird es in Betätigung eines verbohrten Bindfadenfanatismus mit Stricken festgemacht. Ganz so wird von dem Schachspieler alles nur aus dem Gesichtswinkel des „Wenn" betrachtet. Sicher gibt es Schachspieler, die in aller Heimlichkeit den Ankauf einer Semmel als eine Art Gambit auffassen, bei dem bekanntlich von Anbeginn an etwas hingegeben und der Vorteil erst durch eine Kette von Wenns sichergestellt wird: zum Beispiel durch die Grundbedingungen, daß man auch wirklich einen Bäckerladen und nicht etwa ein Schuhgeschäft aufgesucht habe, und daß es tatsächlich in der Absicht des Bäckers liege, seine Semmel in andern Besitz übergehen zu lassen. Was solch umständliche Daseinsanalyse bedeutet, wie sie die Welt zerfranst und die Menschheit aktionsunfähig macht, muß wirklich nicht weiter ausgeführt werden.



H. J. v. Nölcken

Ich kenne mehrere Leute, deren Leben durch die Fiktion von Napoleons unendlichem Weitblick und durch die Vorstellung, daß jede Karriere sichergestellt sei, wenn man sie nur von vornherein richtig, das heißt schachmäßig, entworfen habe, völlig zerstört wurde. Ehe sie — natürlich unter Zuhilfenahme einer grenzenlos subtilen Psychologie — die Türme, Springer, Rössel und Königinnen auf ihrem imaginären Schachbrett ermittelt, ehe sie mit den Königsbauern angezogen, rochiert und alle möglichen und nur denkbaren Gegenzüge und Wenns in Rechnung gestellt hatten, waren sie längst aus dem Bankhaus hinausgeflogen, oder überhaupt erst gar nicht engagiert worden. Weder Tugend (virtus) noch weitausblickende Kombination bis zum Jahre 1947 hatte sie schützen oder fördern können. Von ihrem Götzen „Wenn" schmählich im Stiche gelassen, wandten sie sich seinem negativen Gegenpol, dem „Hätte ich doch nicht..." zu, und endeten, von Selbstvorwürfen gepeinigt, in geistiger Umnachtung, als Journalisten oder Anthroposophen.

Eltern und Erziehern sei es darum gesagt, daß der heranwachsenden Jugend Schachbretter nicht nur nicht zu spenden wären, sondern daß ihr der Gebrauch etwa in der Familie bereits vorhandener strengstens untersagt werden müßte, als eine gesundheitsschädliche Gewohnheit, die Körper und Geist der Wirklichkeit entfremdet. Ueberdies ruft das Herumtragen eines mit Figuren angefüllten, zusammengeklappten, hölzernen Schachbretts ein unangenehm klapperndes Geräusch hervor.

Der Beitrag „Amerikanischer Individualismus" in diesem Heft ist aus der Sammlung „Das Wesen Amerikas" von Herbert Hoover (Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin).

Das dritte Geschlecht. Schauplatz der Handlung: Ein Filmtrust von Weltruf. „Zweite Ecke links, Gnädigste" — — — jawohl, da sind drei heimliche Türchen. Und gerührten Auges lese ich die Worte inhaltsschwer:
DAMEN HERREN MUSIKER

Der Renoir. Ein bekannter Kunstsammler besuchte das Kölner Walraf-Richartz-Museum und wollte gern ein Wiedersehen mit dem schönen Doppelbildnis des Ehepaares Sisley von Auguste Renoir feiern, das er wegen der Neuordnung nicht gleich finden konnte. Er fragte also einen Aufseher: „Bitte schön, wo ist denn der Renoir?" Und erhielt die höfliche Antwort: „Da hinten unter der Treppe, die erste Tür."

Die Verkehrsauffassung.

§§ 6 Abs. 1 u. 2, 35, 41 Abs. 1 Nr. 2 EinkStG. Einnahmen aus eigener gewerbsmäßiger Unzucht unterliegen nicht der Besteuerung nach dem EinkStG.

Das FinGer. hat im Wege der Schätzung festgestellt, daß die BeschwF. in jedem d. J. 1926, 1927, 1928 aus Vermietung und eigener Prostitution ein Einkommen von . . . RM bezogen habe.

Die Rechtsbeschwerde ist begründet.

Die Annahme des FinGer., daß Einnahmen aus eigener gewerbsmäßiger Unzucht der Besteuerung nach dem EinkStG. unterliegen, erscheint irrig. Zwar wird die Einkommensteuerpflicht, wie der RFH. stets entschieden hat, nicht dadurch berührt, daß die Betätigung, die Einkünfte abwirft, unsittlich oder rechtswidrig ist. Voraussetzung der Besteuerung nach dem EinkStG. ist jedoch, daß die Einkünfte, um die es sich handelt, unter eine der in § 6 Abs. 1 Eink.St.G. aufgeführten Einkommensarten fallen. Die Einkünfte aus eigener gewerbsmäßiger Unzucht lassen sich aber bei keiner dieser Arten unterbringen. Die gewerbsmäßige Unzucht ist trotz dieser Bezeichnung nach der Verkehrsauffassung (§ 6 Abs. 2 a. a. O.) *kein Gewerbebetrieb: man kann bei ihr nicht von einer Beteiligung am wirtschaftlichen Verkehr sprechen;* sie kann aber auch als *sonstige selbständige Berufstätigkeit* (§§ 6 Abs. 1 Nr. 3, 35 a. a. O.) nicht gelten, weil *die Verkehrsauffassung in der körperlichen Hingabe einer Frau keine Tätigkeit erblickt.* § 35 EinkStG., der den Begriff der selbständigen Berufstätigkeit erläutert, gibt zwar keine abschließende Aufzählung der aus selbständiger Berufstätigkeit fließenden Einkünfte; immerhin zeigt er, daß die gewerbsmäßige Unzucht vollkommen aus dem Rahmen dessen fällt, was das EinkStG. unter selbständiger Berufstätigkeit verstanden wissen will. Dieselben Gründe sprechen gegen die Anwendung der §§ 6 Abs. 1 Nr. 7, 41 Abs. 1 Nr. 2 EinkSt.G.; auch § 41 Abs. 1 Nr. 2 setzt die Ausübung einer Tätigkeit voraus; eine Tätigkeit im einkommensteuerrechtlichen Sinne ist aber die gewerbsmäßige Unzucht, wie gesagt, nicht. Eine sonstige Bestimmung, nach der Einkünfte aus gewerbsmäßiger Unzucht der Besteuerung unterläge, enthält das EinkStG. nicht.

Die Vorentscheidung war daher aufzuheben, und die Sache war an das FinGer. zurückzuverweisen, damit es die Einkünfte der BeschwF. unter Ausschaltung ihrer Einnahmen aus gewerbsmäßiger Unzucht neu schätze. *(Der Rechtsprecher)*

Die nächsten und die letzten Auktionen

Anfang September wird die zweite Auktion *Nemes* stattfinden. Steht sie auch an Bedeutung hinter der Versteigerung im Juni zurück, so verspricht sie doch ein Ereignis des Kunstmarktes zu werden, da bei ihr vor allem sehr bedeutendes Kunstgewerbe zum Verkauf gelangt. Das Hauptinteresse wird auf zwei Bilder von *Tizian* gelenkt sein, für die man sich gute Preise erwartet. Ein weiteres Hauptmoment des zweiten Teiles der Nemes-Sammlung liegt auf den köstlichen Keramiken, ausgesucht schönen italienischen Fayencen, Emaillearbeiten des späten Mittelalters, Goldschmiedearbeiten und altem Silber. Dazu kommen noch sehr gute Renaissancebronzen, feine Kästchen und Dosen sowie einige ganz hervorragende Miniaturen.

Am 1. September versteigern *Paul Cassirer*, Berlin, und *Fischer* bei Fischer in Luzern, zwei Sammlungen, von denen besonders die *Sammlung H.* aus Berlin das größte Interesse beanspruchen darf. Sie erinnert in der absolut modernen Art des Sammelns an die erste Sammlung Nemes, die vor dem Kriege zur Auktion kam. Zwischen Rogier van der Weyden und Barlach und Rodin, und zwischen Greco, Goya und andererseits Cezanne, Renoir, Munch hat sich die weitgespannte Sammlung bewegt, und dabei Zusammenhänge zwischen den Alten und den Heutigen aufgewiesen, verglichen und gedeutet. So kam es dem Sammler nur auf ganz ausgesucht starke Bilder an, wie das märchenhafte Gastmahl von *El Greco*, einem Bild, dessen metaphysische Besessenheit alles überbietet, was je der Expressionismus nachher geschaffen hat. Hier dürfte auch der Hauptpreis liegen, wenn man bedenkt, daß das Engelkonzert des Greco bei Nemes neulich 275 000 Mark gebracht hat. Eine Sensation bedeutet dann noch das einzigartig gut erhaltene Madonnenbild des *Roger*, bei dem selbst die vorsichtigsten Experten keinen Zweifel an der Eigenhändigkeit äußerten. Es können Jahre vergehen, bis ein ähnlich bedeutendes Werk des wichtigsten Frühniederländers auf den Markt kommt. Unter den modernen Bildern ist eine Köstlichkeit das Bild von *Daumier*, dessen malerische Leistungen die Sammlerwelt mit Recht immer höher einschätzt. Renoirs junge Frau, die unglaublich starken Cézannes seien noch genannt.

Vorher, am 18. August und die folgenden Tage versteigert Fischer, Luzern, eine Sammlung alter Gemälde, darunter gute Bilder von Isenbrant, Ruysdael, Hubert Robert, außerdem hervorragende Bild-Teppiche der Gotik und des Barock. Am *5. September* findet ebenfalls bei Fischer in Luzern, die Auktion der Sammlung *Alfred Rütschi* statt. Es handelt sich bei dieser sehr alten Sammlung um einen gewählten Besitz von Emaille, Champlevé und Goldschmiedearbeiten des Mittelalters und der Renaissance, wobei hohe Preise für die Hauptstücke zu erwarten sind.

Anfang September wird in Berlin erneut aus Hohenzollernschem Prinzenbesitz eine Reihe seltener und guter Stücke versteigert, bei denen vor allem das Kunstgewerbe des 18. Jahrhunderts vertreten ist.

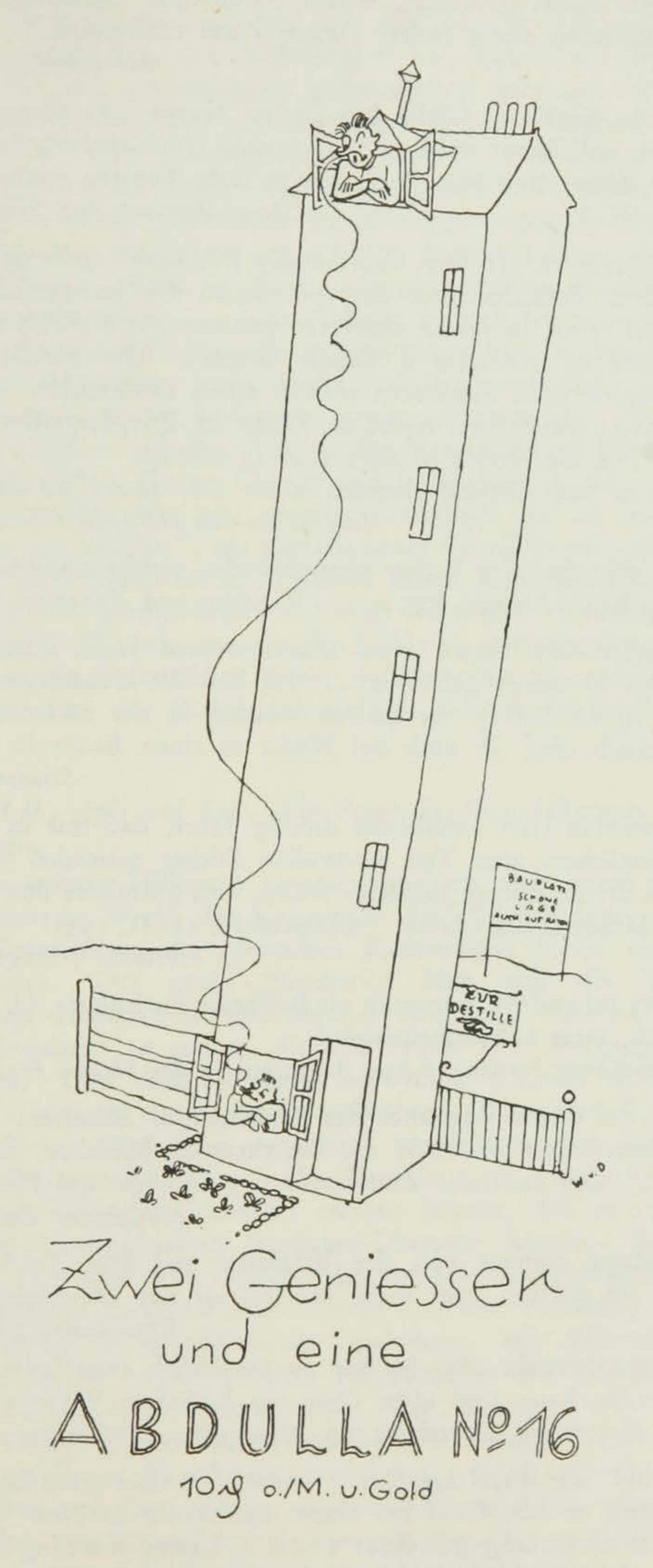
Außerdem kommt im Herbst bei *Boerner*, Leipzig, die berühmte Handzeichensammlung des holländischen Nestors der Kunstwissenschaft, *Hofstede de Groot*, zur Versteigerung. Der im vorigen Jahre verstorbene Gelehrte besaß eine ausgesucht schöne Sammlung von Rembrandt-Zeichnungen, außerdem gegen 300 Blatt Zeichnungen der bedeutendsten holländischen Meister des 17. Jahrhunderts.

Die *Ergebnisse* der letzten Auktionen hielten sich auf einem sehr erfreulichen Preisniveau. Die Auktion moderner Meister bei *Graupe* am 27. Juni zeigte, daß auch die zeitgenössische Malerei, allerdings bei stark herabgespannten Preisen, vom Markt und von den Sammlern wieder aufgenommen wird. Für die Künstler bedeutete diese begrüßenswerte Veranstaltung eine bedeutende moralische Stützung; hoffentlich macht das Beispiel Schule.

Interessant ist, an einem Beispiel der Preise bei der Nemes-Auktion den Preiswandel der letzten drei Jahre exakt zu verfolgen. Das Bild von Filippo Lippi, das Nemes 1928 bei Spiridon für 250 000 Mark gekauft hatte, ging diesmal für 98 000 M weg. Das Rembrandt-Bild, die herrliche, düstere Maximuslegende, hatte den Hauptpreis mit 335 000 Mark, eine Bewertung, die etwa dem Niveau der 600 000 Mark entspricht, die auf der Sammlung Stroganoff die beiden berühmten van Dyck-Bilder erfuhren. Die geringere Einschätzung manch anderer italienischer Bilder bei Nemes erklärt sich aus dem nicht ganz guten Rufe seiner Italiener, die oft sehr „frisiert“, vom Restaurator zurechtgemacht waren. Ganz ausgezeichnete Preise erfuhren die Textilien, das sorgsamst behandelte Sammelgebiet des Herrn von Nemes, wobei Zahlen, wie die 29 000 Mark für eine Kasel des 15. Jahrhunderts mit reicher Stickerei, oder die 23 000 Mark für einen venezianischen Samtstoff, den sich Loewi-Venedig sicherte, schon imponieren können.

Bei Nemes ergaben sich auch viel klarere Verhältnisse über den wirklichen Verlauf der Auktion als auf den letzten Berliner großen Versteigerungen, wo die Verschleierungs-

taktik der Auktionshäuser, über die wirklich schon genug geredet wird, leider wieder reichlich angewandt wurde. Wenn es, wie zuletzt bei der Stroganoff-Auktion, ähnlich wie mehrmals sonst in diesem Jahre, passiert, daß vorher nicht bekanntgegebene zu hohe Limite ein Bieten ins Blaue zur Folge haben, ohne daß es dann zum Zuschlag kommen kann, so verstimmt eine solche Tatsache, zusammen mit den sonstigen Undurchsichtigkeiten von echten oder Scheingeboten, immer mehr. Es fehlt dem internationalen Kunsthandel eine regulierende Dachorganisation, durch deren marktpolitisches Eingreifen Uebelstände hintangehalten werden könnten, die allerdings zum Teil auch Folgen der Weltwirtschaftskrise sind. *Mischa Grünwald*



Blick in die Blätter

Der Hang zur Uebertreibung brachte den elfjährigen Earl mit den Behörden in Konflikt. Er hatte sich damit gebrüstet, einem Mann 500 Dollar gestohlen zu haben, während er in Wirklichkeit nur 5 Dollar seinem Vater entwendete.

Milwaukee — Sonntagspost

„How do you do, Sir?" — Gleich bin ich zu Hause. In diesem Hause hat man meine Bücher gelesen und kennt mich. *Arnold Höllriegel im Berliner Tageblatt*

Frl. Elsie Eisele, Herrn und Frau J. L. Eiseles liebe Tochter, studiert in der Bennett-Schule in Milbrook, N. Y. *Staats-Zeitung und Herold, New York*

Der Sinn der Gegenwart. In dem Gedicht „De Eikboom" stellt die Eiche sinnbildlich den mecklenburgischen Volkscharakter dar, — ebenso die Jesusgestalt, die menschliche Erkenntnis von Gott selbst in seiner absoluten inneren Freiheit, nach der nur *seelische* Bewertung maßgebend ist, sekundär d. äußere Gesetze. Die wirkliche Auffassung des d. Idealmenschen begleitenden Sichtbaren enthält einen Denkfehler. Die Internationale in *irrtümlicher* Selbstzwecktätigkeit treibt als Hecht im Karpfenteiche zur Erfüllung des Weltproblems an. Der Universale ist eben alles in Allem.

Gefl. Mitteilungen von Gleichdenkenden unter Dr. 10005 an die Expedition der Rostocker Zeitung. *Inserat in den Deutschen Nachrichten, Berlin.*

Fred Heymann wünscht seine Esther abzuschütteln, welche angeblich von Hausarbeit und Frauenpflichten keine Ahnung hat. *Wächter und Anzeiger, Cleveland, Ohio*

Aus „Die Schrecken von Tsawo" von Oberstleutnant J. H. Patterson, der erzählt, ein Löwe habe einen Menschen gefressen: ... Ich ließ die Ueberreste des Mannes nicht sofort bestatten, weil ich hoffte, die Löwen würden in der nächsten Nacht zu ihnen zurückkehren. Deshalb ging ich auch bei Nacht in einen Baum in der Nähe in den Anstand. *Stralsundische Zeitung*

Jubiläum! Es werden jetzt annähernd dreißig Jahre, daß mir in meiner Vaterstadt Meßkirch meine sämtlichen, zum Teil wertvollen Bücher gestohlen worden sind. Der Täter kann also das dreißigjährige Jubiläum feiern. Ich gratuliere ihm dazu und wünsche ihm und der Stadt Meßkirch alles Gute. Blumenfeld, 18. II. 1931. Roderich Felder.

„Volkswille", Singen am Hohentwiel

Am Ballhausplatz behandelte man mich als Ballhausprostituierte, ich bekam erst später, als ich im Sattel saß, mein Gesundheitsbüchel.

Ex-König Ferdinand von Bulgarien in der Neuen Freien Presse, Wien

Amtseinführung des neuen Vorstands des Bezirksamtes München. Oberregierungsrat Max Mayer, der neuernannte Vorstand des Bezirksamtes München, hat die Leitung des Amtes übernommen. Die feierliche Amtseinführung erfolgte am Freitag vormittag im Franziskanerkeller. *Münchener Telegramm-Zeitung*

Die Weltbeglückung stammt von der Balalaika und von Tolstoi, die GPU von Dschingiskhan, der im übrigen auch mehr konnte, als nur Menschenschädel aufhäufen.

Rheinisch-Westfälische Zeitung

Lebhafter Verkehr herrscht nur da, wo er tatsächlich stattfindet und vom Führer wahrgenommen werden kann und nicht dort, wo lebhafter Verkehr nur stattzufinden pflegt. *Motorwelt, Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Automobil-Klubs*

„Elektrischer Stuhl" als Mittel aus Not. Verzweifelt über seine Lage, ohne Wohnung und mittellos, seitdem er sein Geld bei einem Bankkrach in New York verloren hat, richtete A. S. Larmie an Gefängnisdirektor Lewis E. Lawes von Sing Sing das schriftliche Ersuchen, auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet zu werden. Lawes, der gestern diese Mitteilung machte, erklärte, daß er das Gesuch ablehnen müsse, da der Stuhl nur auf Gerichtsbefehl hin benutzt werden dürfe und außerdem keine rechtliche Möglichkeit vorhanden sei, die 150 Dollar aufzutreiben, die der Scharfrichter Robert Ellis für seine Tätigkeit beansprucht. *Sonntagsblatt Staats-Zeitung und Herold, den 12. April 1931*

BÜCHER-QUERSCHNITT

HOFMANNSTHAL ist seit einem Jahre tot. Aber könnte es nicht ein Jahrzehnt her sein, ein Jahrhundert? Von heute gesehen scheint es, daß er ein Letzter war, der Vollender einer Kultur, die mit ihm das Zeitliche segnete. Wir haben diese Kultur — ich schreibe fast mit Befangenheit hin, daß es die österreichische war — zuweilen bloß für eine parvenühafte Schönrednerei gehalten, die sich und uns über die Wirklichkeiten hinwegschwindeln wollte, für ein erlauchtes Etepetete, das die Bibliothek mit der Realität verwechselte. Deshalb gehörte es für uns beinah zum bon ton, ihren Dichter, der als der schwarzgelbe Goethe in seinem Rodaun (bei Wien) thronte, nicht ganz ernst zu nehmen, ihm sein aristokratisches Näseln spöttisch nachzuäffen. Heute aber, wo Kultur — nicht im deutschen Sinne des Wortes und nach der bekannten Formel „Kant + Wasserspülung", sondern als Inbegriff höheren und hintergründigen Menschentums — eine Rarität ist, und die neunmalkluge Schlagfertigkeit des Tags alles Nobel-Unbegreifliche bloß als einen Salonteppich ansieht, auf dem man seinen Witz hinmachen kann, wirkt auch Hofmannsthals Werk anders auf uns ein. Sich (sei's auch in der Luft eines großen, ehrwürdigen Bibliothekzimmers) als eine Art Hüttenwächter auf den Gipfeln der Menschheit zu fühlen, sich den Zusammenhang von Tradition, Kunst, Glaube und Landschaft in jedem Augenblick sprachlich bewußt zu machen, das war gestern altmodisch und ist heute ausnahmsmäßig. Die *„Berührung der Sphären"*, ein hinterlassenes Sammelwerk von Aufsätzen (Verlag S. Fischer) ist ein wunderschönes Protokoll dieser Gewissenhaftigkeit, sprachlich bis ins Feinste ausgeklärt, geschriebene Landschaft sozusagen. Und eine angeborene Welkheit dieser Empfindungswelt, aus der die Kühle eines Herbariums oder Sanctuariums strömt, mindert die Feststellung nicht: daß es eines der edelsten Prosabücher in deutscher Sprache ist. Ihr flinken Schreiblinge, Schnellquassler des Tags, lest es und lernt!

Anton Kuh

BRUNO BREHM, Apis und Este. Ein Franz-Ferdinand-Roman. R. Piper & Comp. Verlag, München.

59999900 von sechzig Millionen Deutschen wissen auch heute nichts von den Ursachen, die Bismarcks Werk, das Kaiserreich der Hohenzollern, vertilgt haben. Die aktenmäßige Erforschung der deutschen Katastrophe bleibt ein Geheimnis hinter Bibliothekswänden. Das große Hindernis: Man will die Wahrheit gar nicht hören, sie klingt unangenehm und bereitet Schmerzen. Es ist tröstlicher, Zuflucht bei den Nebelmachern zu suchen, die alle Fehler der Vergangenheit als Weltenschicksal deuten. Und doch ist nichts notwendiger, nichts nützlicher als die Darstellung und Verbreitung des nachweisbar Wahren. Tatsachen, Tatsachen, Tatsachen!! Alle Schwierigkeiten (auch jene von 1931) entspringen dem Mangel an Tatsachenkenntnis, der Weltunerfahrenheit. Die Exaktheit im Tatsächlichen macht ein Buch wertvoll, dessen Titel den Verdacht erregen könnte, daß es sich um ein Produkt der schleimigen österreichischen Patrioten-Literatur handle. Bruno Brehms „Apis und Este" rückt die zwei Hauptfiguren des serbisch-österreichischen Dramas, den Verschwörer Hauptmann Dragutin Dimitrijevic und den Thronfolger Franz Ferdinand, in den Vordergrund des geschichtlichen Geschehens. Die dichterische Freiheit besteht in der Zuspitzung der personenhaften Antithese, in der Schilderung der Menschen, ihrer Art, der Heimat und der Landschaft. Die Aktionen, ihre Wirkung und Folgen, sind mit der Wahrhaftigkeit der historischen Forschung dargestellt. Apis (dies der Deckname des serbischen Verschwörers) und Franz Ferdinand Este waren die aktiven Personen Serbiens und Oesterreichs; an ihrem Wettspiel hat sich der Kampf der Welt entzündet. Von der Ermordung des Letzten der Obrenowitsche bis zum Attentat von Sarajewo spannt sich der Bogen der Handlung, die — dank Deutschlands „Nibelungentreue" — das große Drama einleitete. Die Geburt der Tragödie von 1914 aus dem Geiste der balkanischen Unruhe und dem tatsachenblinden Selbsterhaltungstrieb des alten Oesterreichs ist hier so anschaulich gemacht wie noch nie zuvor.

tsch.

Hellas und Rom. Zweiter Band der Propyläen-Weltgeschichte. Propyläen-Verlag.
Wußten Sie:
daß in Hellas soviele Dialekte gesprochen wurden wie in Deutschland?
daß die alten Griechen fast soviel Wäschestücke hatten wie wir?
daß es in Rom vor 2000 Jahren nicht viel anders zuging als heute?
kurz: daß das graue Altertum ungrauer war als das Mittelalter?
Wenn Sie dies und ähnliches nicht wissen, genügt ein Spaziergang Ihrer Augen durch die prächtigen Tafeln und Textbilder dieses Bandes, um Sie zu wohltätigem Anachronismus zu erziehen! Denn dieses anachronistische Schauen war es bisher eben, was uns zum richtigen Studium der Geschichte fehlte. Der neue Propyläen-Band holt den Mangel reichlich nach. Die Lesebuchvorstellung von der Antike erscheint da endlich einmal durch Jakob Burckhardtsche Erkenntnis und Skepsis gesiebt. Der Tugendglanz der Vorväter verblaßt, das Gehirn dominiert. Aber sie sind jetzt wenigstens Zeitgenossen. *k.*

EMANUEL LÖWY, Polygnot. Ein Buch von griechischer Malerei. Verlag Anton Schroll u. Co., Wien.
Im allgemeinen schreiben ja heute die Archäologen ihre Bücher ähnlich wie die Mediziner in einer Art Geheimsprache, auf die sie unter sich gewiß sehr stolz sind (die Weidleute und Sportjournalisten übrigens auch). Daß man ein berühmter Archäologe und Altmeister seines Faches sein kann und dennoch ein Thema vorbildlich populär zu behandeln vermag, davon zeugt das vorliegende Polygnotbuch Löwys. Ich muß bekennen, daß mir seit Jahren keine Schrift in die Hand gekommen ist, die einen derart gepflegten, lebendigen Stil aufweisen konnte wie diese. Hier ist jeder Satz geformt; so daß es allein schon ein Vergnügen ist, den klingenden Wohllaut der Worte an sich vorüberziehen zu lassen. Und dabei ist das Thema denkbar schwierig. Es gilt, das Gesamtbild einer künstlerischen Persönlichkeit zu entwerfen, von deren Schöpfungen nichts erhalten ist als Nachrichten von Schriftstellern und Spuren in den Werken nachahmender Künstler. Ein besonderer Tafelband mit 127 Abbildungen ist dem Text beigegeben. *C. F. R.*

GOTTHARD JEDLICKA, Toulouse-Lautrec. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.
Nicht wenig wurde über den Maler geschrieben. Nicht nur von seinen französischen Freunden, die mit ihm umgingen und Erinnerungen daran veröffentlichten. Es gibt auch einige deutsche Publikationen über die Kunst des Malers, unterstützt von Bildreproduktionen, die der Text mehr als nötig hat. In diesem außerordentlichen Buche des Schweizers Gotthard Jedlicka könnten sie, so vortrefflich sie auch gewählt und reproduziert sind, wegbleiben. Denn der Text macht sie sichtbar. Es ist dieses Buch über einen Maler ein Musterwerk seiner Art. Ich weiß kein gelungeneres Beispiel dafür, wie, was das Schwierigste weil Problematische ist, Biographisches für das Künstlerische genützt, nein, das stimmt nicht, — wie vielmehr eines ins andere geflochten und eine neue menschliche Einheit erreicht ist: die Personalitas, ob sie nun trinkt oder malt oder sonst was äußert. Das liegt ja nicht nur, wie man glauben möchte, an der immer merkwürdigen Figur des Lautrec. Sondern an der darstellenden Kunst Jedlickas. *F. B.*

EGON CESAR CONTE CORTI, Die Trockene Trunkenheit. Mit 64 Bildtafeln. Leipzig, Inselverlag.
Nach einer Satire des Jakob Balde gegen den Mißbrauch des Tabaks (1658) nennt Corti sein aufschlußreiches, trefflich belegtes und oft überaus amüsantes Buch über Ursprung Kampf und Triumph des Rauchens. Die Geschichte beginnt, wie es sich gehört, bei den Mayas, geht über Richelieu, dem einfiel, daß man den Tabak besteuern könne, was dem erbitterten Kampf gegen diese „Barbarei" des Rauchens ein Ende machte. Dabei fällt einem ein bayerischer Belang, das Biertrinken, ein. Das Bierbrauen war in München Hofregal gewesen, und um dessen Einkommen zu steigern, mußten sich die Bayern das Saufen angewöhnen, von dem sie nun als einer Nationaltugend nicht mehr lassen wollen. Es gibt eine umfangreiche Literatur über die Geschichte des Tabaks und des Rauchens, von allen Standpunkten aus. Corti benützte auch Archivarisches. Der Gewinn ist dieses famose Buch. *F. B.*

HANS REISIGER, Unruhiges Gestirn. Die Jugend Richard Wagners. Paul List Verlag, Leipzig.

Der Uebersetzer Reisiger hat den Autor Reisiger etwas in Vergessenheit geraten lassen, — jetzt ist sein neues Werk da: eine Schilderung der Jugend Richard Wagners. Reisigers klare und reine Menschlichkeit dient seinem Helden mit einer so freundschaftlichen Noblesse, daß man versucht ist zu sagen: hier ist die Dichtung einer Biographie entstanden, die trotz ungefärbter Schilderung aller widrigen und unangenehmen Einzelheiten und Charakterzüge einen wundervollen Typus moderner Heldenverehrung darstellt. Die Notwendigkeit des Genies, andre peinlich zu berühren, unzuverlässig oder auch lächerlich zu sein, wird von Reisiger mit den wahrhaft großen Eigenschaften Wagners zu einer selbstverständlichen und bezwingenden Einheit verbunden. Das Positive der Not, das Positive der Hysterie, das Positive sogar der Ungerechtigkeit, — Reisigers gläubige Art gestaltet daraus das Schicksal vom ewigen Künstler, der ja immer ein von Gott geschlagener Mann ist. Besonderen Wert legt Reisiger auf die früheste Entwicklung der Persönlichkeit Wagners, auf seine Schulzeit und sein Stadtsoldatentum Anno 1830. Nur ein Dichter, der solche Briefe kennt, vermag den Eindruck zu schildern, den der Brief erwecken muß, in dem die Annahme des „Rienzi" am Dresdner Theater mitgeteilt wird. Nicht nur durch seine Gesinnung und die Erfassung des Stoffs ist dieses Buch als außerordentliche Leistung zu bezeichnen, sondern auch durch das formale Experiment, das Reisiger unternommen und gelöst hat. Das Buch ist teilweise in einer Art monologischer Raserei geschrieben, aus der die tausend Empfindungen des werdenden Wagner herausklingen. Durch dieses Kunstmittel, das Reisiger mit einer feinen Ironie handhabt, werden alle Vorgänge und Gedanken des Buchs in eine Sphäre urwagnerischen Trances getaucht, der die Folgerichtigkeit und Einmaligkeit dieses Schicksals für den Autor und für den Leser zu einer Selbstverständlichkeit macht.

Hans Rothe

Beim Bau der chinesischen Mauer hat *Franz Kafka* nichts verabsäumt — nur leider das Richtfest nicht mehr erlebt. Die so betitelten Erzählungen und durch Dichte ausgezeichneten Aphorismen aus seinem Nachlaß haben die Vollkommenheiten und edeln Mängel seiner bisher bekannten Produktion. Die Vollkommenheiten seiner posthum publizierten Romane hätten jenen Preis verdient, deſſen meiſt nur die raffiniertesten Nobelpreiskegler habhaft werden, die erlauchten Fehler aber verhinderten und verhindern das Eindringen seiner Werke und seines Namens in das (mit stilkritisch geschulten Literaten und zeitreichen Aestheten nicht verwechselbare) Volk. Die Prosa des Nachlaßbandes verleugnet nicht die stilistischen Ahnherren Kafkas: Kleist und Stifter, deren Erbe er jüdisch-österreichisch in dem gewaltigen Strindberg-Talmud seiner manchmal fast graphoman gestalteten Zwangsvorstellungen und pedantesken Seelenängste verwaltet. Franz Kafka ist ein romantischer Klassiker, zweifelsohne. Die tragische und skurrile Ironie seiner die Nichtigkeiten der Wissenschaften und des menschlichen Daseins bis ins Absurde persiflierenden Erzählungen, die Lebens- und Todesängste, das folterreiche Beamtendasein seiner Tiere und Menschen — Maulwürfe, Hunde und phantastischen Kübelreiter — steht mit seiner von Anbeginn unveränderlichen, weil vollendeten ethisch-menschlichen Natur jenseits von Lob und Tadel. Interessant aber wäre, welche und wie viele von den sechs Berühmtheiten, die diesem Band ein Geleitwort spendeten, zu Kafkas Lebzeiten öffentlich für ihn eintraten? Die dankenswerte Energie der fleißigen Herausgeber (Max Brod und Ernst Schoeps) schiene mir noch schätzbarer, wenn sie die Entstehungszeiten der einzelnen Arbeiten im Inhaltsverzeichnis angegeben, das restliche Nachwort aber dem Band lediglich beigelegt hätten. Daß Kafkas Gesamtwerk „negative Aktualisierung des jüdischen Offenbarungsverständnisses" darstellt, will vielleicht mancher Kafka-Verehrer nicht ewig schwarz auf weiß besitzen müssen. Sicher aber würde der Verlag Gustav Kiepenheuer durch Unterlassung von Verlagsinseraten in einer dem Toten geweihten Gesamtausgabe ein gutes, ja, bibliophiles Werk tun. Wenn einmal das Ungedruckte veröffentlicht sein wird, könnten der erstrebenswerten Publizität Kafkas ein paar umfangreiche Dünndruckbände besser dienen als eine Unzahl umfangloser Bändchen — und auch eine Arbeitern und Gymnasiasten zugängliche, verständliche Auswahl.

Albert Ehrenstein

RUDOLF SCHLICHTER, Zwischenwelt. Ein Intermezzo. E. Pollak Verlag, Berlin.
Der Zeichner Schlichter hat nicht versäumt, seine erste literarische Aeußerung mit dem Vibrato seines Stiftes zu versehen, so daß dessen Liebhaber nicht zu kurz kommen, wenn ihnen des Zeichners Prosa mißfallen sollte. Wozu kein Grund besteht. Denn diese Beichte eines Erotomanen hat, eben weil sie es ist, dem erschütterten Beichtkind die unmittelbarsten Worte gegeben. Schlichter hatte gar nicht Lust, sich da was vorzumachen, also auch dem Leser seiner Konfession. Da er unter seiner sexuellen Anomalie sehr stark leidet, bewegt er sich, um davon loszukommen, auf der einzig möglichen Linie, die zwischen dem Spalier von Teufeln und Engeln zu Gott führt. Er weiß, daß die medizinischen Lösungen nur menschliche Usurpationen der göttlichen Person sein können. Ob aber der Zusammenbruch im Schoße der geliebten Frau, womit diese Beichte schließt, der definitive Schluß, also die Erlösung, ist, muß man bezweifeln. Er dürfte nur das Ende einer merkwürdigen Erzählung sein. *F. B.*

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH, Die Michaelskinder. Roman. Im Inselverlag, Leipzig.
„Es hatte sich aber begeben ...", dieser Eingangssatz des Chronisten, der eine Mär erzählt, findet sich nicht in diesem Buche so wörtlich, denn es ist kein Kunststück im altertümlichen Stil. Davor bewahrt den sehr interessanten Verfasser sein Sprachvermögen, das einem Zauberstab gleich dem angerührten Wort Tiefe und Beziehung gibt. Es begibt sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts, daß Kinder sich auf den Weg machen, aus der Wirrnis zur Ruhe zu finden, — wer lockt sie und pfeift ihnen? Himmlische Macht des Engels oder teuflische Macht des Pfeifers von Hameln? Nirgendwo in dem seltsam-schönen Buch ist auf die Beziehung hingewiesen, die die alte Mär zu dieser unserer Zeit hat, wo sich gleichfalls die Kinder aufmachen, den Weg zu nehmen, der aus Fäule und Leichen wegführt. *F. B.*

WALTHER HARICH, Primaner. Roman. Im Verlag Ullstein für 1,85 Mark. (Auf der Umschlagzeichnung: Primaner steigen Mädchenbeinen nach.)

Nicht nur ein pubertätsgeladenes Buch. Es legt Zusammenhänge bloß. Mit unerhörter Sachkenntnis geschrieben und wichtig. Dank an Harich. Möchten es viele lesen, denn es stimmt: das ist die geistige Situation der neuen Garnitur, die Deutschlands Oberschicht sich heranzüchtet. Das Weltbild, das sie ihr vorsetzt, ist falsch. Verkrampft. „Als Griechenland", heißt es im Buch, „wird euch Spät-Rom serviert." An Stelle einer geistig freien Welt, selbstverantwortlich und mit Aufrichtigkeit: der Kotau vor dem Imperialismus. Bestimmte Sorten Ideale werden vorgeschrieben, wer ausbricht, wird infamiert. Exaktes Lehrbeispiel: der kämpferische Aufsatz des Werner Martens über den „Krieg als Vater aller Dinge" und sein Resultat: die (tausendfach erlebte) korrekt vernichtende Haltung des allgewaltigen Direx, prompt folgt ihr der Ideenverrat des Primaners. Wen wundert es, daß diese Jugend schließlich ihre Minderwertigkeitskomplexe, ihre verdrängten Gelüste nach Heroismus in verschwommenen revolutionären Phrasen austobt, die von den Aelteren als politisch grade noch angängig protegiert werden. Durch Borniertheit zur Borniertheit dressiert. — Trotzdem gehört diese Jugend hart angefaßt. Wie hat sie sich ihre eigene Jugendbewegung versauen lassen. Die Jugendbewegung ist in diesem Buche kaum gestreift, höchstens in der Begegnung in der Jugendherberge (anläßlich einer Klassenwanderung, wie lockert die ihre Verkrampfung auf!). Da ist ein Führer, der ihnen Wahrheiten sagt. Aber das paßt den Jungen gar nicht in den Kram. Entweder wissen sie alles schon von selbst und besser, oder sie halten den Mund, um sich nicht zu blamieren, also keinen Einsatz zu riskieren und das in einem Moment, wo es wirklich um Echtes geht, auf Verschüttetes ankommt. Man hat ihnen keinen Freimut anerzogen, aber dafür eingetrichtert, raffiniert zu werden. Diese Jugend ist voll von Mißtrauen und Abwehr. Grobheit von Mensch zu Mensch ist ihr nicht fein genug. Und das ist die Feigheit der Jugend. Diese — zugegeben: durch die ihr überlegene Generation in Isolierung gestoßene — bürgerliche Jugend traut sich nicht heraus. Allerhöchstens findet sie sich zu durchaus privaten Jugendbünden und neigt grade hier wieder dazu, in und vermittels dieser neuen bündischen Abgeschlossenheit noch mehr die Eigenbrötelei und höchst selbstsüchtige Genußgefühle zu betonen, den bis zur Geschwätzigkeit übertriebenen „eigenen Rhythmus". Trotzdem: die bündische Jugend ist herzhafter. Hier, meine ich, muß der einsetzen, der noch Verantwortlichkeit an der Jugend tragen will. Fragen wir nicht: was hat die Republik verpaßt (das führt zu nichts). Bemühen wir uns, ihnen diese Affenschande klarzumachen. Unsere Gymnasiasten (die neue Garnitur, die Führer werden will) länger zu poussieren, ist heilloser Wahnsinn. Man muß ihnen sagen, daß ihr selbstsüchtiges Weltbild albern ist und schauerlich durch nichts fundiert, und daß sie durch ihre, wie sie der Ansicht sind: zur Sicht getragene geistige Haltung etwas völlig Fragwürdiges in die Luft schreiben, das nur die Windstille um sie nicht auf der Stelle weggepustet hat. Die Welt, die unterdessen angebrochen ist, hat absolut nichts für die feinen Pinkel übrig, die halten sie nicht einmal auf. *Peter Martin Lampel*

Schiffe und Stürme

B. TRAVEN, Das Totenschiff. Roman. Universitas-Verlag, Berlin.

Ein merkwürdiger Mann, der sich B. Traven nennt; ein Deutscher, der sich vom Leben herumtreiben läßt, hauptsächlich in Mexiko, über welches Land er das aufschlußreichste und herrlichste Buch geschrieben hat: „Das Land des Frühlings"; das man aber, wie auch alle andern Bücher dieses Mannes nur lesen kann, wenn man Mitglied der Buchgemeinschaft Gutenberg ist — bis auf dieses eine, das Totenschiff. Der Mann, der sich Traven nennt, ist auf einem solchen von der Gesellschaft der Versicherungssumme halber zum Untergehen bestimmten Kasten gefahren als Kohlenschlepper. Den außerordentlichen Realismus aller Bücher dieses Mannes zeichnet es vor andern Realismen rein literarischen Stiles aus, daß nichts Beschriebenes bloß gesehen und notiert, sondern immer getan und gewirkt ist, nicht um es nachher aus der Erinnerung zu beschreiben, sondern weil es diesem Manne den Lebensunterhalt gibt. Das hat sich auch nicht geändert mit der Autorschaft. Aus seinen Honoraren läßt sich dieser Mann nur dann einen nichtigen Betrag schicken, wenn er eine längere Eisenbahnfahrt zu einer andern Arbeitsgelegenheit machen muß. Ein Proletarier. Ein überaus radikaler Proletarier. Mit größter Verachtung für die proletarischen Eigenschaften in einem kapitalistischen System. Und der nie deklamiert. Von einer rabelaisischen Elementarkraft ist. Und ein großer Epiker. Auch das. Solang er lebt, ist er mehr als das: ein Mensch. Aber wenn er einmal gestorben sein wird, dann wird nichts als dieser Niederschlag seiner elementaren Menschhaftigkeit übrigbleiben: seine ganz erstaunlichen Bücher, seine ganz einzigartigen Bücher. *F. B.*

B. TRAVEN, Die weiße Rose. Roman. Universitas-Verlag, G. m. b. H., Berlin.

Oro Negro — schwarzes Gold — nennen die Indios das Petroleum. Nicht mit unrecht, denn der Kampf um das Oel ist eine jener Ursachen geworden, aus denen, wie aus der Büchse der Pandora, immerzu neue Unruhen dem mexikanischen Volke erwachsen. Traven führt in seinem Roman mitten hinein in die Interessenkämpfe um das mexikanische Petroleum. Fernab liegende indianische Bauernsiedlungen, Handelskontore der Oelmagnaten, Börsensäle und gastlich einfache Hütten mexikanischer Landbewohner sind der Schauplatz der „Weißen Rose". Im Nebeneinander zweier unversöhnlicher Welten: Hochkapitalismus und primitive Klanverfassung, bewegen sich in bitteren Arbeitskämpfen, Aufständen und Spekulantentum abenteuerliche Gestalten, die, vom Dollarfieber gepackt, in wilder Jagd nach schwarzem Golde die letzten Reste lebendiger indianischer Kultur im Schlamme neu erbohrter Oelquellen zerstampfen. Diesen ungeheuerlichen Zusammenprall zweier fremder Welten hat Traven in Form eines äußerst lebendigen Romans geschildert, er dürfte eines der wertvollsten Bücher der amerikanischen Petroleumliteratur sein. Das Buch ist aber nicht nur Literatur, es ist geformtes Erlebnis, unmittelbar und echt. Man spürt darin etwas vom Goldrausch der Abenteurernaturen, die diesen Kontinent bevölkerten, und von der tiefen Melancholie eines sterbenden Volkes. Traven beschönigt nichts, er schildert die Ereignisse, wie sie waren und heute noch auf den mexikanischen Haziendas sind. Aber hinter seiner bissigen Ironie spürt man die große Liebe zu einem Volk, dessen Existenz der Kampf ums Oel zunichte macht. Den Indios, denen dieses Buch im Grunde gewidmet ist, konnte kein besserer Verteidiger erstehen.

Willy Sachse.

WILLY STEDING, Whisky. Roman. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig.

Zwischen einem undeutlichen New York und einem weit deutlicheren Sankt-Pauli begibt sich diese defte und aufregende Sache auf einem Schmugglerschiff für allen Kohol, der existiert. Und passiert auch alles, was in solchen Büchern nur passieren kann. Jeder Matrose ein Original. Und erst die Kapteine! Mord und Totschlag, schweres Saufen und Ersaufen, Schiff in die Luft und auf See brüchig werden. Ein Hamburger Jung, blond, gutmütig und achtzehn Jahr, steht im Blickfeld, sympathisch, anziehend. Und die „Große Freiheit" und die Mädchen für Geld. Das alles gründlich aufgekocht, scharf gewürzt und heiß serviert. *F. B.*

JAKOB WASSERMANN, Columbus, der Don Quichotte des Ozeans. S. Fischer Verlag.

Geschichtsschreibung ist vorwiegend Darstellung von Ereignissen. Was unterschlagen wird, ist meist der Mensch, vielleicht die eigentliche Wahrheit in der Geschichte. Einen Menschen ganz erkennen ist dasselbe, wie ihn dichterisch erschaffen. Die Biographie, das Porträt, also eine Aufgabe für Dichter, von Historikern nur insoweit gelöst, als sie eben Dichter waren. Tatsächlich sind jetzt hier Dichter und Schriftsteller an der Arbeit. Meistens leider von ihrer Phantasie dazu verleitet, nicht nur den Menschen, sondern auch Vorgänge dichten zu wollen — und so entstehen Misch-Gebilde „voller Unzucht". — Wassermann ist, ein Zeugnis für seine Künstlerschaft (= Takt), dem entgangen, er hat Phantasie und Sprache in Zucht genommen, und so ist etwas Ausgezeichnetes entstanden. Mit Benutzung der Quellen und ohne mindeste Überschreitung des tatsächlich Gegebenen eine Deutung des Menschen Columbus, die an Tiefe jedem Historiker und Psychologen überlegen, an Farbe und Wahrheit den größten Romanfiguren gleich ist. *e. p.*

RICHARD FRIEDENTHAL, Der Eroberer. Ein Cortez-Roman. Im Insel-Verlag, Leipzig.

Arbeit von einer Exaktheit, Prägnanz und Noblesse, die ich bewundere. Mir scheint auf die Herausarbeitung des historischen Details zu viel Sorgfalt verwendet, so gibt es manchmal jene naturalistische Kleinmalerei, die wir doch für überwunden hielten. Dafür finden sich nirgends leere, hohle oder schlampige Stellen. Alles ist durchgearbeitet, alles ist dicht. Mit dem Pathos ist sparsam umgegangen, der Ton der Erzählung ist sachlich. Aus dieser Sachlichkeit heraus wachsen ein paar Stellen von großer Stärke; etwa die erste Begegnung Cortes—Montezuma, etwa der Epilog. Diese sind es, wo der Eroberer ins Tragische wächst. Meistens bleibt er brutal. Er war für mich von jeher eine der hassenswertesten Figuren der Weltgeschichte; einer von denen, die das Christentum und die Sendung der weißen Rasse auf Erden am gründlichsten kompromittieren. *Klaus Mann*

HEINRICH HAUSER, Donner überm Meer. S. Fischer, Berlin.

In den zwei unverschmolzenen Themen des Buches — ein „Ich" in Suche und Traum irgendwo an der irischen Küste und ein ichfremdes, skizziertes, nicht ausgedeutetes Liebesgeschehen zwischen dem Flieger und der mondänen Frau seines Zufalls irgendwo in Berlin — zeigt sich schon der nicht geschlossene Widerspruch zwischen dem uferlosen Ich und einer nicht durchdrungenen, nur schematisch konstruierten Welt. Aber hier empfindet man's fast als Vorzug, da ist zumindest kein voreiliges Paktieren mit den Gegebenheiten weder im Ja noch im Nein, und wirklich etwas von Meeresfülle und Unsicherheit offener Horizonte. Die gewisse Romantik, die dahintersteckt und die doch noch lieber musizieren als erzählen möchte, bedeutet nicht Flucht, sie geht zu den Sachen, ist ihnen in Natur und Technik, hier einer ebenso fraglosen zweiten Natur, einfach hingeneigt. Das Buch ist gewiß nichts Fertiges. Aber Hauser lenkt schon sein Wort ins Plastische, Bewegte und auch psychologisch Deutliche. Er ist zweifellos eine Begabung. *E. Sch.*

RICHARD HUGHES, Ein Sturmwind von Jamaika. Roman. Erich Reiß Verlag.

Es gibt nachgerade schon eine Art von Formel, auf die sich solche Bücher bringen lassen: Ein Haus aus Stahl, fußend auf einem Traum; was schon die Lösung der „Galgenlieder" war, wo von einem Schnupfen gesagt wurde, daß er auf einer Terasse hocke, sich aber dann auf einen realen Mann namens Paul Schrimm stürze. — Hier ist immer ein Stockwerk des glitzernden Hauses aus Schaum, das nächste aus Marmor. Die Tropen werden zum Alptraum, sechs Kinder kommen — höchst unwahrscheinlich, aber völlig realistisch geschildert — auf ein Piratenschiff mit rührenden Piraten. Jeden Augenblich glaubt man, es werde folgen: „und er erwachte" — aber es geht naturalistisch weiter. Zwischendurch das aus traumhafter Wirklichkeit und greifbarem Traum gemengte Seelenleben eines kleinen Mädchens. Das Ganze ist ein englischer Cocteau (enfants terribles), weniger graziös, aber zärtlicher, weniger literarisch, aber abenteuerlicher! Ein wunderbar verwirrendes Buch! *Elbogen*

Schallplatten-Querschnitt

„Lernen Sie den langsamen Walzer . . .“ Ihr Tanzlehrer: Walter Carlos. Ihre Tanzkapelle: Dajos Béla. Odeon 11 456. — Inspirierende Anweisungen, deren exakte Befolgung aus jedem Tänzer einen vollendeten „Führer“ macht!

„Sphärenklänge“ (Josef Strauß), „Hofballtänze“ (Lanner). Berl. Philh. Dir. Grosz. Ultraphon A 928. — Köstliche Alt-Wiener Walzerkunst vor Johann Strauß.

„Egyptian Ella“. The 6 Jumping Jacks. Brunswick A 9048. — Wilde Mischung von Orient-Instrumentierung und Neger-Rhythmik. Hervorragendes Spiel.

„Happy End“. Novelty Trot. Harry Head m. Orch. Homocord 4-4145. — Anmutig, aufpulvernd, melodiös.

„Blonde Mädels“ und *„Zwei Augen, so betörend wie deine“ aus „Toni aus Wien“ (Steffan). Beres Orch. Ultraphon A 935.* — Wie anständig komponiert und — gesungen! (Leo Emm.)

Wiener Walzer aus „Toni aus Wien“. Esplanade-Orch. Dir. Barnabás von Geczy. Parlophon B 48 010. — Vornehme, wunderhübsche Tanzplatte.

„Hört und staunt!“ Potpourri (Dostal). Fred Birds Rhythmicans. Homocord 4-4140. — Für Regenstunden brillant absolvierte Schlagerrevue.

„Liebling, mein Herz . . .“, „Ein Freund . . .“, „Marie . . .“ und *„Hof-Serenade“. Comedian Harmonists m. Klav. Electrola E. G. 2032, 2204.* — Scharmant und ungekünstelt musizierendes Quintett.

Ungarisches Zigeuner-Potpourri (Adler). Electrola 5765. — Auf melancholischen Grundton gestimmte feurig-wirbelnde Volkslieder.

„Mal d'amour“ und *„Lolita“. Joseph Schmidt m. Orch. Ultraphon A 939.* — Schönste Aufnahmen des jungen Tenors, bezaubernder Wohllaut.

Neapolitanische Canzone, Tenor: Gabré, und *„Recchè“, Tenor: Costa Milona m. Orch. Parlophon B 12 339.* — Ungebändigte südliche Naturstimmen, reizvoller italienischer Chor.

„Ich sing' mein Lied . . .“ aus „Veilchen v. Montmartre“ (Kálmán). Gitta Alpar m. Orch. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 11 412. — Ein waschechter Koloraturwalzerschlager, tauberhaft gesungen.

„Ich bin ja ein Reiter“ und *„Du Märchenstadt im Donautal“ (Joh. Strauß). Tenor: H. H. Bollmann m. d. Orch. d. Joh. Strauß-Theaters, Wien. Homocord 4-4122.* — Wirkungssichere Glanznummern des melodienreichen „Spitzentuchs der Königin“.

Delirienwalzer (Josef Strauß). Staatskapelle. Dir. Melichar. D. Grammophon, Stimme s. Herrn 27 204. — Wienerische Gemütlichkeit, liebenswerter Schwung.

Polka aus „Schwanda“ (Weinberger) und *„Lasske-Tänze“ (Janacek). Berl. Philh. Dir. v. Zemlinsky. Ultraphon E 938.* — Klare Wiedergabe neu-böhmischer, verzwickter Rhythmik und Polyphonie, wertvolle Platte.

„Tanz der Salome“ (Rich. Strauß). Staatskapelle. Dir. Hans Knappertsbusch. Odeon 6788. — Immer noch überraschend jugendfrisch, Orchestergeglitzer, gute Interpretation.

Grieg-Potpourri. Berl. Philharm. Dir. Meyrowitz. Ultraphon E 927. — Aeußerst kluge Betonung folkloristischer Elemente; prächtige Volkstümlichkeit. Geschenkplatte.

Bacchanal aus „Samson und Dalila“ (Saint-Sens). Racoczy-Marsch aus „Fausts Verdammnis“ (Berlioz). Philadelphia-Orch. Dir. Stokowski. Electrola E. J. 580. — Virtuoses Prestissimo. Gedämpfte Brillanz.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Die Versteigerung der Handzeichnungssammlung Hofstede de Groot. Der berühmte im vorigen Jahr im Haag verstorbene holländische Kunstgelehrte war als einer der eifrigsten und erfolgreichsten Handzeichnungs-Sammler bekannt. Im besonderen hat er einen erstaunlichen Schatz an Original-Zeichnungen Rembrandts zusammengebracht. Diese Rembrandt-Zeichnungen sind zum größten Teil seiner Vaterstadt Groningen und dem Rijksmuseum in Amsterdam vermacht worden. Die übrige Sammlung, nämlich etwa 20 Original-Handzeichnungen Rembrandts und 200 bis 300 gewählte Zeichnungen holländischer Meister des 17. Jahrhunderts kommen bei C. G. Boerner in Leipzig im Herbst zur Versteigerung. Es finden sich darunter viele bekannte und berühmte Blätter. Eine besondere Spezialsammlung bilden etwa 30 farbige Zeichnungen von Doomer. Die besten Blätter der Sammlung wurden vor einigen Jahren in zwei Mappen, die der Tauchnitz-Verlag herausgab, publiziert, von denen der größte Teil zum Verkauf kommt.

Kommende Auktionen in Luzern. Die Galerie Fischer, Luzern, bringt vom 18. bis 20. 8. ein besonders vielseitiges Kunstgut auf den Markt: Antikes Mobiliar, insbesondere französische Kleinmöbel wie Tambourtische, Nierentische, Fauteuils, ferner schweiz. Truhen, Bauerntische usw. sowie Nußbaum-Mobiliar des Empire und des Biedermeier. Weiter sind hervorzuheben Textilien, eine Teppichkollektion mit über 100 guten Stücken, eine Silbersammlung und eine Kollektion von 700 Fingerringen. Auch Antiquitäten gelangen zum Verkauf „objets de haute curiosité", außerdem Waffen und eine Kollektion schweizerischer Glasscheiben. Eine Abteilung Ostasiatica bringt Tang-Plastik.— Die Malerei ist ebenfalls recht vielseitig vertreten. Man findet Namen, wie Isenbrant J. und S. van Ruysdael, van Goyen, Ostade, Teniers, van Beyeren, Mieris, van Dyck, Hubert Robert, J. L. David, Corot, Sisley, Renoir, R. Zünd, Hodler, Zügel, Slevogt, Vlaminck, Utrillo. — Am 1. September wird die berliner Privatsammlung H. in Luzern versteigert. Sie umfaßt hochwertige Bilder und Plastiken von Greco bis Kokoschka und Maillol. Auktionsleitung: Paul Cassirer und Theodor Fischer. — Am 5. September kommt der erste Teil der Sammlung Alfred Rütschi zum Ausruf, Email Champlevé-Arbeiten aus Limoges und der Maasgegend vom 10. bis 13. Jahrhundert und Goldschmiedearbeiten der roman., got. und Renaissance-Epoche. Unter diesen 120 auserlesenen Objekten befinden sich viele kunstgeschichtlich bekannte Stücke erster Kollektionen, wie Engel-Gros, Carmichael, Pierpont Morgan. Wir nennen nur Reliquienkasten (Chasses), Platten und Kreuze aus Kupferschmelz, Codices-Einbände des 11. u. 12. Jahrhunderts, den flandrischen emaillierten Affenbecher, der bereits im 15. Jahrh. die Schatzkammer der Medici zierte. — Den Auktionskatalog mit 66 Tafeln hat Otto v. Falke verfaßt.

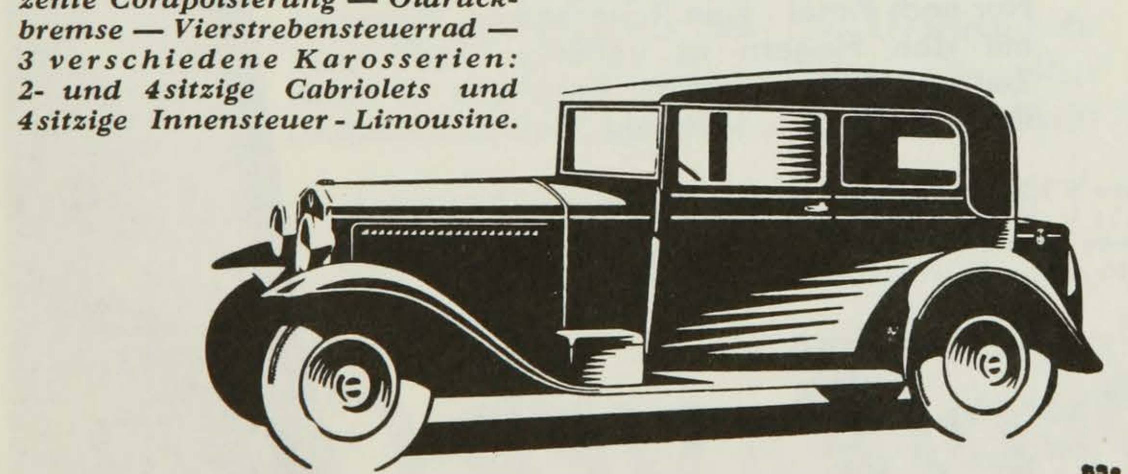


DKW

ein grosser Wagen für einen kleinen Preis!

*M*aßgebend ist der Gegenwert! Überlegen Sie einmal, was DKW Ihnen für Ihr Geld bietet einen großen, geräumigen und eleganten Wagen mit allem Komfort, voll ausgerüstet mit Koffer und Reserverad; eine sparsame 1000-ccm-Vierzylinder-Zweitaktmaschine, die den Wagen in wenigen Sekunden von zehn auf neunzig, ja hundert Kilometer fortreißt; eine Öldruckbremse, mit der Sie etwas riskieren können, weil sie nötigenfalls scharf und fest zupackt, den Wagen sofort zum Stehen bringend. Und weiter: eine nach dem Flugzeugprinzip gebaute unzerbrechliche Karosserie, ledertuchbespannt — das ist das Geheimnis der großen Haltbarkeit, darum der schöne, matte Glanz vom ersten bis zum letzten Tage. Fahren Sie den DKW-Vierzylinder Probe, wir laden Sie ein; und dann vergleichen Sie! — — — *Der große* **DKW** *für* **2985.-**

Im ermäßigten Preis von M 2985.— ist eingeschlossen: Neuer stärkerer Zweitakt-Motor 1000 ccm 25 PS — breitere Karosserie — größerer Kühler — breite Trittbretter — elektr. Winker — elektr. Scheibenwischer — Ölstandmesser — Stopplicht — Innenbeleuchtung — ballonbereiftes Reserverad — neue Radkappen — 80 Watt-Scheinwerfer — geräumiger Gepäckkoffer — dezente Cordpolsterung — Öldruckbremse — Vierstrebensteuerrad — 3 verschiedene Karosserien: 2- und 4sitzige Cabriolets und 4sitzige Innensteuer-Limousine.



Zschopauer Motorenwerke I. S. Rasmussen A.-G., Zschopau i. Sa.

DER QUERSCHNITT

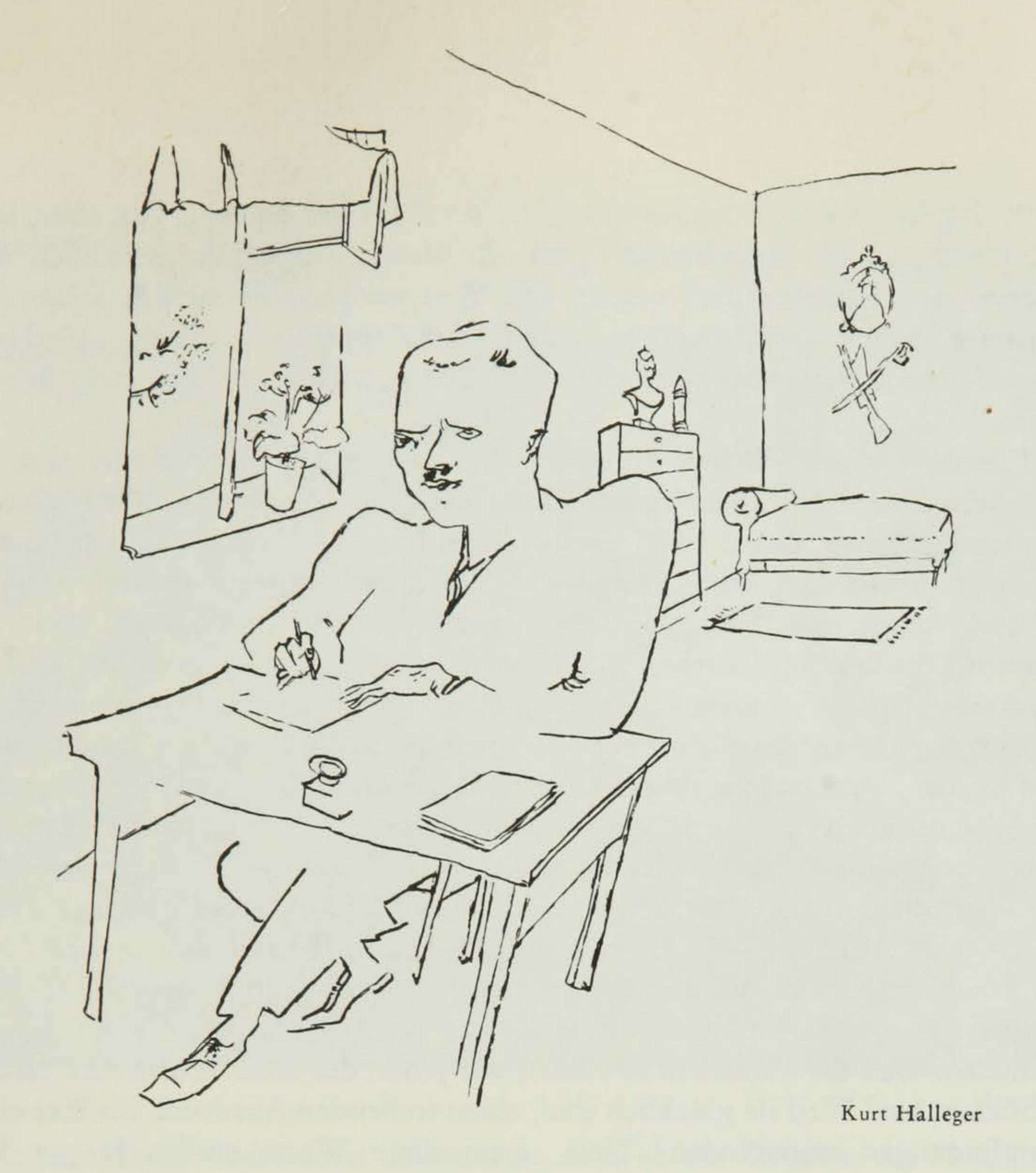
XI. Jahrgang Berlin, Ende September 1931 Heft 9

INHALT

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Wilhelm Wagner

Chefredakteur: Victor Wittner



Phrasen der Zeit

Von

Paul Kornfeld

Vor wenigen Jahren war ich Zeuge dieser Gerichtsszene:

Ein junger Mann war des Diebstahls angeklagt, und eine Zeugin, ein junges Mädchen, sollte über gewisse, mit dieser Affäre zusammenhängende Tatsachen aussagen. Sie betrat den Saal, pflanzte sich vor dem Richter auf und erklärte: „Herr Vorsitzender, Sie müssen ihn verurteilen! Er ist ein Schuft!"

Die Antwort, die sie bekam, konnte ihr Temperament nicht hemmen.

„Er ist ein gemeiner Hund! Er hat bestimmt das Zeug gestohlen! Er ist zu allem fähig! Wenn Sie wüßten, wozu er fähig ist, der Lügner!"

Der Richter erriet, wie alles stand: daß sie einmal seine Geliebte gewesen sein müsse; und schließlich, als es immer weiter und unaufhaltsam aus ihr sprang und sprudelte, erlaubte er ihr, um endlich zur eigentlichen Verhandlung kommen zu können, die Geschichte des ihr widerfahrenen Unrechts zu erzählen: sie hätten einander kennengelernt, hätten sich ineinander verliebt, sie sei ihm treu gewesen, dem Hund, hätte ihm immer alles zu Gefallen getan, dem gemeinen Kerl, dann aber, ganz unerwartet und plötzlich, habe er sie verlassen, nachdem er ihr noch wenige Tage vorher von einem Ausflug eine Ansichtskarte geschickt habe, auf der noch gestanden sei —

Bis hierher hatte sie flammend und voller Zorn gesprochen, jetzt aber, bei der Erinnerung an die Ansichtskarte und die Worte, die auf ihr gestanden waren, klappte sie zusammen und weinte. Die Wut verwandelte sich in Schmerz, die Flüche in Tränen, und schluchzend und stockend sprach sie zu Ende: „Und auf der Karte ist noch gestanden: Herzlichste Grüße von Deinem Dich ewig liebenden Franz."

Einmal vor unendlichen Zeiten mag als erster ein Mann seine, eines doch sterblichen Menschen Liebe zu einer Frau so ungeheuer, so über alle Maßen groß empfunden haben, daß er nicht glauben konnte und wollte, sie könnte irgendeinmal nicht mehr sein, daß er vielmehr überzeugt war, sein Gefühl, stärker als Körper, Leben und Atem, könnte niemals ein Ende finden, auch dann nicht, wenn sie, die beiden Menschen, längst schon tot wären, niemals und in keiner Zukunft; mag er nun gemeint haben, es müßte, zwar an keinen Lebenden gebunden und unvorstellbar, dennoch immer im unermeßlichen Raum des Daseins bleiben und bleiben, oder mag er gehofft haben, sie könnten, eben weil ihre Liebe unvergänglich sei, auch nicht vergehen und müßten, von ihr neu geformt und zu neuem Dasein gezwungen, auch nach dem Tod noch weiterleben. Er muß, dieser Mann, der es als erster gewagt hat, die menschlichen Gefühle in die Ewigkeit zu projizieren, ein Ekstatiker gewesen sein, und die Frau, die mit ihm gefühlt hat, ein starker, leidenschaftlicher und in seiner Leidenschaft großer Mensch.

Seit damals wird, immer wieder, immer wieder, von der ewigen Liebe gesprochen. Weil die Menschen so fühlen wie Jener, der diese Worte zum erstenmal gebraucht hat? Weil sie glücklich sind, einen treffenden Ausdruck für ihre eigenen Empfindungen vorzufinden? Nein, denn diese Worte stellen ja gar keinen treffenden Ausdruck mehr dar, sie wurden millionenmal gebraucht, wurden durch alle Gassen geschleift, und, abgenutzt und ganz entleert, haben sie sich längst mit dem Schlamm aller anderen Phrasen vermengt. Hätte aber der Geliebte diesem Mädchen statt dieser nichtssagenden Wendung irgend etwas geschrieben, das auf seine Art in selbstgefundenen Sätzen und Bildern seiner Miniatur-Ekstase Ausdruck gegeben hätte, wäre er persönlich und also auf natürliche Weise nur ein wenig originell gewesen, dann hätte sie mit seinen Worten gar nichts anzufangen gewußt, hätte sie als überspannt und verrückt empfunden, hätte sie in ihrem Zorn vielleicht vor Gericht höhnisch zitiert und am Ende gar Phrasen genannt.

Aber der Satz von der ewigen Liebe hat aus einer kleinen Megäre ein kleines Mädchen machen, hat einen Menschen ganz verwandeln können. Welch eine ungeheure Macht hat dieses eine armselige Wort, dieser Fetzen von einem Wort, noch gehabt! Es ist eins der großen Geheimnisse der Sprache, daß ein Wort vollkommen inhaltslos und tot sein und dennoch ganz extreme Wirkungen hervorrufen kann. Es gleitet auf ausgefahrenen Bahnen ins Innere des Menschen und löst dort automatisch Empfindungen aus; allerdings immer nur Empfindungen, denen er sich gern hingibt. Auf der Wirkung solcher Worte, die gar nicht das meinen, was sie besagen, die keine Substanz umschließen, die aber die Seele des Menschen nur anzutippen brauchen, um sie augenblicklich in Wallung zu versetzen, beruht die Wirkung des Kitsches, wobei nur noch eines nötig ist, damit diese, im Bereich der Pseudokunst, ganz in Erscheinung tritt: daß alles andere genau so ungeformt bleibt wie das Wort, also etwa die Gestalten eines Romans oder Theaterstücks,



Masereel

konturenlos, keine Individuen umzeichnen, und so der Einzelne des Publikums sich bequem mit ihnen identifizieren, „in sie hineindenken“ kann.

Ein Parkett kann in seinen eigenen Tränen ertrinken, aber eine politische Versammlung kann auf die gleiche Art dazu gebracht werden, in Raserei zu geraten, und jede Schicht von Menschen dazu angeregt werden, im Chor nichts als Dummheiten zu sprechen und immer nur das Falsche zu tun. Denn unsere Zeit hat eine ungeheuere Entdeckung gemacht: daß dieses Mittel des Kitsches, durch nichts besagende, verschwimmende Worte den Menschen in eine Bewegung zu versetzen, die ihm angenehm ist, auch auf allen anderen Gebieten verwendet werden, daß es nicht nur des Menschen Wunsch nach Rührung, sondern auch jeden anderen seiner Wünsche befriedigen kann; daß es aber weiter nicht nur im Bereich der primitiven Empfindungen, sondern auch im Bereich des Denkens zu funktionieren imstande ist, und daß also schließlich das ungefähre Wort den ganzen Menschen beherrschen, ihn ganz verändern und in seinen Handlungen bestimmen kann. Er kann in jeder Lebenslage mit dieser Technik bedient, aber, eben dadurch, auch für jeden Zweck ausgenützt werden.

Das Bedürfnis der Menschen nach Feinden ist groß; es wird zwar im persönlichen Leben einigermaßen befriedigt, aber eben nur unvollkommen, in kleinlicher Weise und unter tausend Vorwänden; die meisten Leute sind darin, was unter den Frauen die demies vierges oder gar die alten Jungfern sind, und sie haben nie das Glück des offenen Hasses kennengelernt. Aber auch ihnen ist zu helfen. Man muß sie nur in Scharen zusammentreiben und einige jener Worte hören lassen, die zwar demjenigen, der sie hört, nichts Eigentliches besagen, die aber in Hundert-

tausenden oder Millionen einen Rauschzustand oder Wahnsinnsausbruch hervorrufen können, indem sie in den dumpfsten Winkel der Seele fallen, dorthin, wo sie, in femininer Hingebungsbereitschaft wartend, nur dahinvegetiert, wo Inhalte nicht verstanden, Erlebnisse nicht aufgenommen werden, wo die unklaren, vergessenen Bilder abgelagert sind und nur die losesten Assoziationen wirken. Man muß ihnen nur zurufen: „Schmach des Vaterlandes“, „Schande“, „Ehre“, und dieser dumpfe Winkel gerät in Bewegung, alles kommt in Wallung und sie sind erlöst: aus der privaten Sphäre herausgehoben und also scheinbar legitimiert, dürfen sie sich allen Feindschaftsgefühlen hingeben. Und wenn man das Wort „Reparationen“ durch das Wort „Tribut“ ersetzt hat, so wollte man damit, was es mit den Zahlungen Deutschlands auf sich hat, nicht deutlicher, sondern undeutlicher machen: es gab einmal tributpflichtige Völker, sie waren, ganz offiziell, zweitrangig und zweitklassig und mußten Jahr für Jahr und für unabsehbare Zeit Abgesandte schicken, die demütig und in entehrender Form Gold, Geschmeide und vielleicht gar die allerschönsten, allerjungfräulichsten Jungfrauen abzuliefern hatten. Daran müssen die Menschen, die heute das Wort hören, gar nicht mehr denken, sie müssen an gar nichts mehr denken, um empört zu sein, aber sie dürfen sich in jenes Feuer versetzen lassen, in dem sie so gern brennen. Und der Rauch, der aufsteigt, stellt den Dunst der Politik des halben Landes dar.

Als ob ein Ding verschwunden wäre, sein Schatten aber immer weiter liegen bliebe, ein Laut längst verklungen wäre, das Echo aber in alle Ewigkeit weitertönte, so leben diese Worte von ihrer längst vergangenen, nicht mehr gültigen Vergangenheit. Tauchen aber neue Worte auf — nicht in der Politik, da gibts das nicht, in keinem ihrer Teile, denn die Parteien sagen immer wieder dasselbe, das ihnen erprobt erscheint, weil ihre Angehörigen bei einem bestimmten Ton, der an ihr Ohr dringt, applaudieren, bei einem anderen automatisch Pfui! rufen — tauchen also auf anderen Lebensgebieten neue Worte auf, dann werden sie gleich so grausam hin- und hergewälzt, daß das, was sie besagen, bald nicht mehr erkennbar ist. Ja, es gibt Worte, die erst drei oder fünf Jahre existieren oder wenigstens gelten, in dieser kurzen Zeit aber haben sie sich so schlecht, so schamlos benommen, daß wir ihrer längst überdrüssig geworden sind und glauben könnten, sie wären nicht fünf, sondern fünftausend Jahre alt. Das war ein schmachvoller Friede, den die Menschen mit ihnen abgeschlossen, das war eine furchtbare Diktatur, unter die sie uns gestellt haben! Sie haben mit der Welt gemacht, was sie wollten, und auch mit den Gehirnen der Menschen; und es gibt einen Mann in Berlin, dem ein Denkmal gesetzt werden müßte als ein Denkmal dieser Zeit, die vor grandioser Tatsachengesinnung birst, doch mit den einfachsten Tatsachen des Daseins nicht fertig werden kann in ihrem grandiosen Tempo. (Aber es ist das Tempo des Amokläufers, der nichts von allem leben läßt, was ihm im Weg steht.)

Dieser Mann also ist Bürovorsteher bei zwei Anwälten. Als seine Chefs eines Tages in die Kanzlei kamen, fanden sie nicht, wie sonst, ihre Post auf den Schreibtischen vor. Der Grund dafür war die Tatsache, daß Herr F., eben jener Bürovorsteher, alles neu organisiert hatte, also auch die Behandlung der einlaufenden Briefe: eines der beiden in der Kanzlei tätigen Fräuleins mußte die Kuverts aufschneiden, das zweite die Briefe herausziehen, und ein drittes hätte diese verteilen müssen. Bisher hatte eine der jungen Damen die Post in Empfang genommen,

Insel-Friesen

Verlobungsfeier auf der Insel Föhr



Photos Malina

In der Kirche von Boldixum



Photo Hans Casparius

Holländisches Dorf



Photo I. Leitzl

Ungarisches Dorf



Photo Franz Fiedler

Dudelsackpfeifer in der Tatra

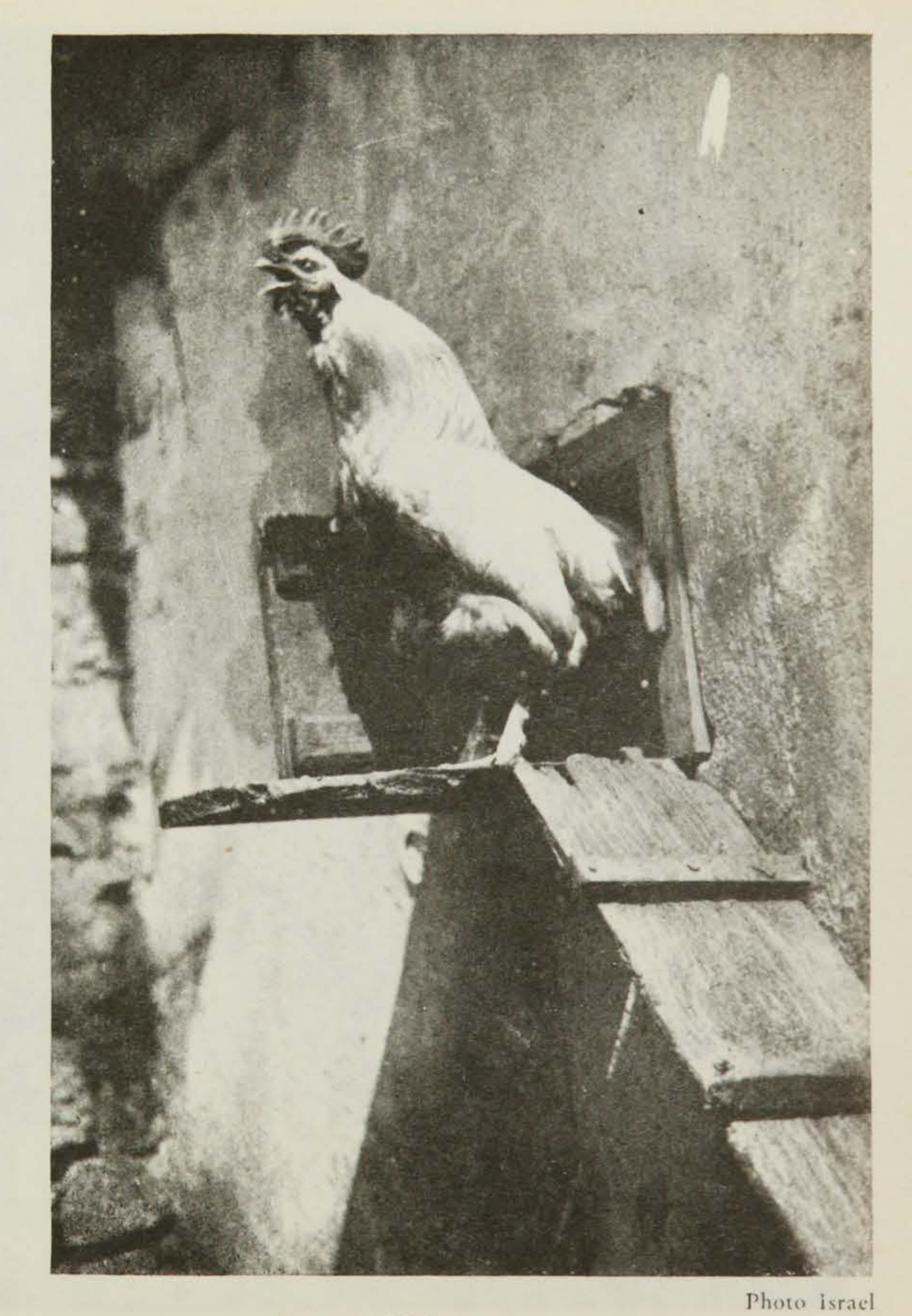


Photo Israel

Hahnensong

allein das Nötige getan, und alles war gut gegangen; jetzt ging gar nichts mehr gut, und die armen Chefs sollten außerdem nach dem Willen des Herrn F., damit das laufende Band richtig bedient werden könnte, ein drittes Fräulein engagieren.

Man versteht wohl, wie sich die Sache verhielt: Herr F. stand nicht unter der Herrschaft des Begriffes, sondern unter der Suggestion des *Wortes* „Rationalisierung“. Gewiß, er stellt in seiner Dummheit eine Ausnahme dar, aber immerhin hatte er doch Verstand genug, um seinen Beruf auszuüben. Wie verwirrt muß er also gewesen sein, um dem Wort „Rationalisierung“ zuliebe so unrationell sein zu wollen, und die Frage, ob seine Maßnahmen nicht ein, wenn auch extremes Beispiel für andere, im Großen vor sich gehende, weniger kontrollierbare Organisierungskünste darstellen, bleibe unbeantwortet. Ich würde sie nach allem, was mich die Zeit lehrt, bejahen. Denn man mag diese betrachten von welcher Seite man auch will, zu dem einen Resultat kommt man immer wieder: daß es die unsachlichste Zeit ist, die man sich nur denken kann. Und daran trägt zu einem großen Teil ein Wort die Schuld: das Wort „Sachlichkeit“. Dieses Wort war es, das die Leute gezwungen hat, Stühle zu kaufen, die in ihrer tollen Unsachlichkeit ihren Zweck in vollkommener Weise verfehlt haben, weil auf ihnen zu sitzen eine Tortur gewesen ist; das die Leute dazu gebracht hat, in Wohnungen zu hausen, die eines lebendigen Menschen unwürdig sind; dieses Wort war es aber auch, das ganze Kunstgebiete in Verwirrung gebracht hat. Denn man kann zwar unter Sachlichkeit die Tendenz verstehen, einer Sache gerecht zu werden, sie nach den ihr von der Natur mitgegebenen Gesetzen zu betrachten und zu behandeln, eine Tendenz, die immer schon von allen ehrlichen und in ihrem Instinkt unverdorbenen Menschen verfolgt wurde, deren Notwendigkeit aber durch einen neu auftauchenden oder aus der alten Vokabulatur hervorgeholten Ausdruck von neuem zu betonen durchaus von Vorteil hätte sein können; man kann jedoch unter Sachlichkeit noch etwas anderes verstehen: ganz dumm, plump und unsäglich primitiv immer nur die Sache selbst, das Ding, den Gegenstand. Man hat sich nicht entgehen lassen, unter diesen beiden Bedeutungen die alles in Unordnung bringende Bedeutung auszuwählen. Natürlich, bei dem ungeheuren Bedürfnis nach Worten wird ein jedes, sobald es nur auftaucht und bevor es noch eigentlich hat gehört werden können, schon weitergegeben, der Klang entscheidet, das Ungefähre, das es auszudrücken scheint, wird aufgegriffen, bevor es aber noch hat begriffen werden können, wird es schon mißbraucht, und schon ist es das Stigma einer Epoche.

Infolge dieser nicht wirklichen, sondern nur scheinbaren, nicht aufs Ziel gerichteten Sachlichkeit hat man überall die Sachen, hat man nicht nur vom Journalismus, sondern auch vom Roman Reportage verlangt und vom Drama, daß es nicht der Idee dient, daß es nicht nur aktuelle Probleme, sondern gleich die aktuellen Tatsachen erörtert. Eines Tages allerdings beginnen sie vielleicht zu schreien: ein Kunstwerk müsse auch ein Kunstwerk, ein Theaterstück auch ein Theaterstück sein! Die Erfahrung muß sie erst lehren, was sie der einfache, wirklich auf die Sache gerichtete Instinkt hätte lehren müssen, wenn sie sich nicht von einem Wort hätten niederboxen lassen. (Gewiß, in Zeiten der Not und der Krisen wird die Realität mehr Gewicht bekommen müssen, aber darum geht es

ja hier nicht, sondern um die widerstandslose Hingabe an ein aus der Situation sich ergebendes Wort.)

Wir leben in einer Inflation der Worte. Jede Stunde muß eine neue Zeitung erscheinen mit neuen Schlagzeilen, neuen Nachrichten, Mitteilungen, Plaudereien und Nachdenklichkeiten, und auf irgendeine Weise kann ja auch jeder irgend etwas schreiben; Worte, im selben Augenblick gezeugt und geboren, unkontrolliert gesagt und unkontrolliert aufgenommen, Luftworte, Papageienworte umschwirren uns laut und schreiend; und in diesem brausenden Urwald, hilflos wie ein verirrtes Kind, das Wort, das harmlos eine Meinung wiedergeben will, oder das dichterische oder das philosophische Wort, das Wort, das einem Begriff oder einer Idee dient, das erfüllte neben dem leeren, das gestaltete neben dem ungestalteten Wort! Niemand hört es. Niemals hat es weniger Geltung gehabt. In diesem Urwald jene Menschen, jene Narren, die, mit dem Willen, etwas zu erörtern oder zu gestalten, mühsam um Klarheit und Deutlichkeit ringen, mühsam jeden Ausdruck erkämpfen und dann mühsam Satz für Satz niederschreiben. Sie wissen, daß sie kein Wort durch ein anderes ersetzen können, ohne dadurch das Geschriebene entweder besser oder schlechter zu machen. Sie wissen, daß nur das ganz geformte Wort wirklich lebensfähig ist. Denn das ist das andere Geheimnis der Sprache: daß das gestaltete Wort sich vom ungestalteten, zufälligen nicht durch ästhetische Nuancen unterscheidet, sondern eine andere, unter ganz anderen Gesetzen stehende Welt darstellt, auch dann, wenn beide dasselbe ausdrücken wollen und, soweit das eben möglich ist, auch ausdrücken. Denn jenes, das gestaltete Wort, repräsentiert nicht nur Meinungen, Gedanken, Empfindungen, denen ein Ausdruck gegeben werden soll, sondern auch den Menschen, der ihnen Ausdruck gibt: seine Art zu denken, seinen Willen, seine Kraft, seinen Rhythmus, sein Temperament — und nur mit all dem beschwert kann es sich in die Zukunft vorschieben. Allerdings, zuerst muß es, wenn auch nur an versteckten Stellen, in der Gegenwart Wurzeln fassen. Aber die Geistigen sind in einer tragischen Situation: denn sie, die an die Macht des gestalteten Wortes geglaubt haben, spüren seine augenblickliche Ohnmacht. Sie spüren, daß heute in Wirklichkeit kein Geistiger Geltung hat, daß, was er sagt, kein Gewicht hat. Selbst wenn er gehört wird, bleibts ohne Wirkung, denn man hat das unmenschliche Talent entwickelt, alles zu zerkneten und augenblicklich in eine Phrase oder in ein Schlagwort zu verwandeln.

Es ist, als ob sich die Menschen nur in Fetzen kleiden wollten. Sie wollen nicht das haftende Wort. Sie sagen, daß sie keine Zeit, daß sie Eile, daß sie Sorgen haben. Und tatsächlich kann man weder einen Hungernden mit der Schönheit eines Hölderlinschen Gedichtes sättigen, noch kann man einen zermürbten Menschen zur Konzentration zwingen. Es kommt aber nicht auf die Unfähigkeit des einzelnen an, sondern auf den Mangel an Willen der Zeit, dem verantwortlichen Wort zuzuhören. Es ist fast wie ein Entschluß, es ist eine Abkehr. Sie zweifeln daran, daß ihnen ein Gedicht noch einen „Lebenswert" darstellen könne, sie sagen, daß sie die Klassiker nicht mehr lesen können, sie erklären, daß sie die Geschichte des menschlichen Geistes nicht interessieren könne, daß ihnen Philosophie und die „unpraktischen" Wissenschaften überflüssig erscheinen, sie sagen, daß ihnen Menschen, die die Dinge in genauerer Art untersuchen, lang-

weilig sind, und sie verkünden, daß sie Menschen nicht verstehen, die über die Welt und nicht nur über das Jetzt und Hier sprechen; aber sie schreiben an all dem nicht sich oder der Zeit die Schuld zu, sondern diesen Menschen, dem menschlichen Geist, den Klassikern und dem Gedicht. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß sie den geistigen Zustand, in dem sie sich selbst befinden, nicht erleiden, sondern bejahen, daß sie legalisieren wollen, was für die einzelnen Folge ihrer Nöte sein mag, daß sie sich wohl fühlen in diesem Dämmer oder es wenigstens glauben. Es ist die Hingabe an die Zeit, die ihnen die Gelegenheit verschafft, zu verschlampen, es ist die Hingabe an die Verlotterung.



Arthur Grimm — Arthur Schnitzler liest

Die Sprache ist zur Phraseologie geworden. Zwar ist eine Welt, in der die Geistigen einsam sind, immer noch besser, als eine, in der sie schon schweigen, denn das gestaltete und erfüllte Wort hat eine stärkere Daseinskraft als jene Worte, die nur das schnellvergehende Leben eines Funkens führen, aber Explosionen hervorrufen können; zwar ist es zähe und man muß daran glauben, daß es, beschwert mit den Meinungen, Gedanken, Erlebnissen und Wünschen jener, die es ausgesprochen haben, daß es, Hülle und Inhalt, Fahrzeug und Fracht zugleich, auf heimlichen Schleichwegen in die Zukunft vordringt, aber diese Zukunft kann für die Lebenden im Unendlichen liegen und wir müssen von der Gegenwart sprechen. Und wenn diese darauf beharrt, so zu bleiben, wie sie ist, dann wird sich in fünf oder zehn Jahren eine andere Zukunft verwirklicht haben und eine Welt, die überhaupt nur noch widerhallt von Worten, die nicht mehr Gewicht haben als diese: der ewig liebende Franz und Sachlichkeit und Tribut und Rationalisierung und Schande des Vaterlandes; und dann werden wir ganz und gar von der Hölle der Gedankenlosigkeit und Dummheit verschlungen sein.

Das Schlieferl

Von

Victor Wittner

Es bildet ein Talent sich in der Stille (Wien), sich ein Charakter in dem Strom der Welt (Berlin). In Wien bilden sich auch unübertreffliche Worte zur Charakteristik der in Berlin reifenden Charaktere aus. Warum sollte sich Berlin gegen die Aufnahme solcher Begriffe in seine Sprache sperren, da es sich doch die von ihnen Begriffenen gefallen läßt? Der Kurfürstendamm, auf dem es zu allen Stunden des Tages flaniert, hat bereits das „Schlieferl" in Umlauf gesetzt, obschon es nicht leicht auszusprechen ist: Man muß auf dem i so lange verweilen, daß auch das e hörbar wird — dann erst kommt die onomatopoetische Schleifung zustande, die den Charakter des Namensträgers ausdrückt.

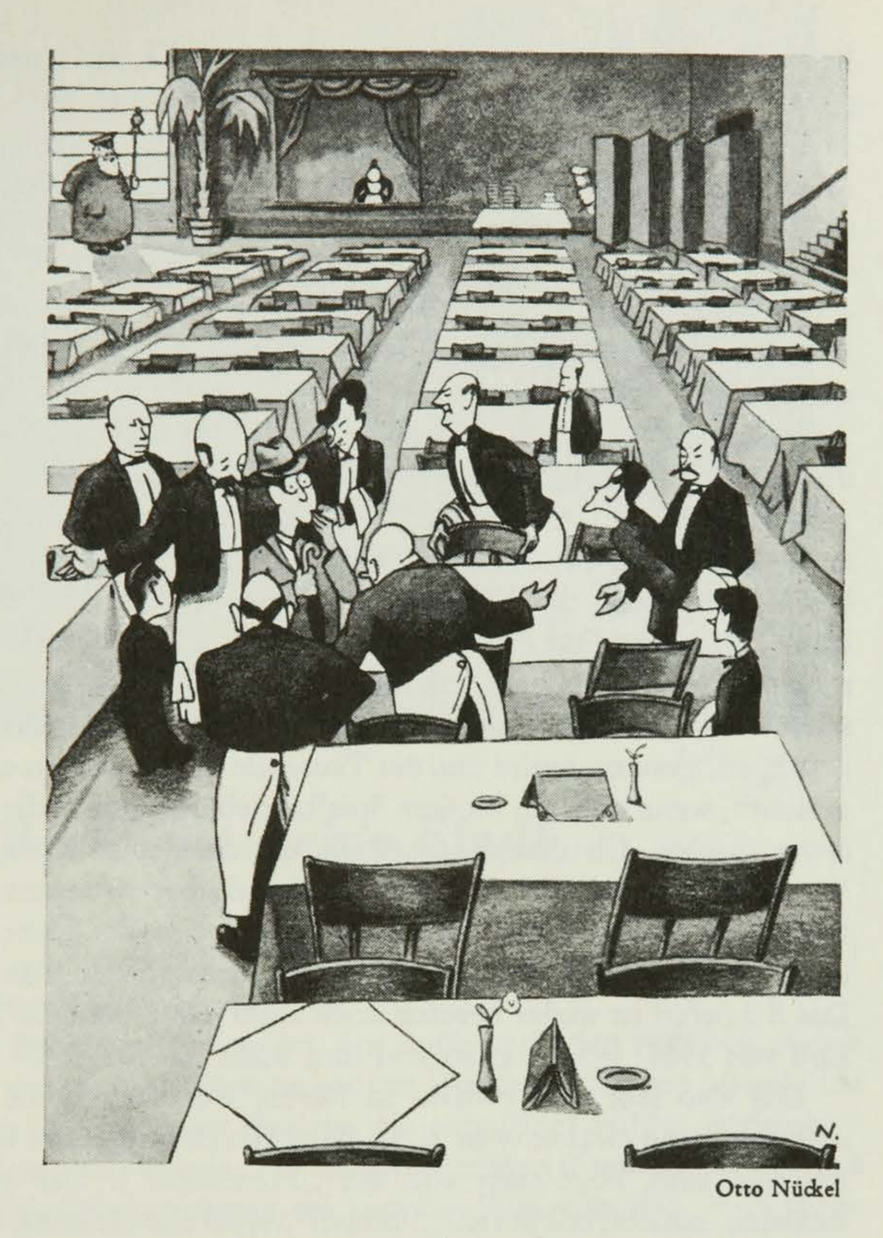
Was ist ein Schlieferl? Wenn das Wort übersetzbar wäre, würde es im wortkräftigen Berlin seine Währung verloren haben und durch ein anderes ersetzt worden sein: denn grade die Wiener lieben brandenburgische Ausdrücke und Redewendungen, ja, man kann sagen, daß viele Österreicher sich gleich als solche dadurch kenntlichmachen, daß sie mit einem „Kommtnichinfrage" oder „Menschmeckernich" ihren Standort betonen. Die Berliner aber sprechen längst einen österreichischen Slang . . .

Was ist ein Schlieferl? Schliefen bedeutet (im Wiener Dialekt) soviel wie: Schlüpfen. Ein Schlieferl müßte also, wörtlich übersetzt, ein Schlüpferl sein. Einer, der wie der Wind durch alle Lücken und Ritzen dringt; und der infolge dieser Behendigkeit überall anzutreffen ist, also auch dort, wo er nichts zu suchen hat. Gerade dort. Denn seinen angemessenen Platz zu besetzen, müßte er nicht ein Schlüpferl sein. Vermöge seiner angeborenen Behendigkeit und Leichtigkeit im Schlüpfen dringt er durch alle Neben- und Hintertüren, durch Fenster und Kamine in Orte ein, die ihm versperrt wären, wenn er zum Portal hereinkommen wollte. Ebenso aber schlüpft er durch das Netz der Intrigen, durch die Maschen des Gesetzes, ja, durch jedes Nadelöhr, vor dem ein Kamel noch zaudert.

Hierzulande nannte man solche Schlüpferl, noch vor der Inflation, Windhunde. Damit sind auch seine positiven Eigenschaften angedeutet: Schnelligkeit und Spürsinn. Ferner aber auch das Gegenteil von Zuverlässigkeit. Die zuverlässigste Charakteristik des Schlieferls ist in der Tat seine Unzuverlässigkeit. Er ist durchlässig, wie die Ritze, die ihn durchläßt, er ist anschmiegsam und porös wie ein Schwamm. Wie ein Schwamm saugt er die Wasser auf, die vom „Strom der Welt" abfließen, und gibt sie wieder von sich bei jeder nützlichen Gelegenheit. Somit kann man auch sagen, daß er mit allen Wassern gewaschen ist. Das Schlieferl ist jeder Situation gewachsen und gewaschen. Er ist nie verlegen, weil er grundsätzlich verlogen ist. Er schämt sich nie. Reue kennt er nur als eine elegantere Wendung für Reugeld. Gewissen ist nur das Attribut eines Herrn Unbekannt, z. B. eines gewissen Schopenhauer. Er ist nämlich so ungebildet, daß er in guten Stunden gradezu damit auftrumpft. Es ist freilich ein Rekord an Unbildung, über den er sich ausweisen kann. Denn selbstverständlich unterhält er nur Beziehungen zur „Wirklichkeit".

Welche ist die Wirklichkeit des Schlieferls? Sie ist die Geldgeltung des Mannes,

der „verdient“. In einer Zeit, in der dieses Zeitwort selbständig werden konnte, so daß es keines Akkusativ - Objekts mehr bedarf, in dieser Zeit der großen Entwertungen dominiert selbstverständlich das Schlieferl, weil es vermöge seines leichten spezifischen Gewichts obenauf schwimmt und nicht untertaucht. Von den Wellen emporgetragen, die die aufgewühlte Zeit wirft, landet das Schlieferl gerade dort, wo kein Arbeitsplatz, aber eine Lücke, eine Ritze freigeworden ist. Und nun hineingeschlüpft!



Otto Nückel

Wie kommt es aber, daß man sich seine Gegenwart gefallen läßt? Nun: der Bursche hat zwar keine Manieren, aber Allüren; er beherrscht nicht die deutsche, aber er spricht alle Sprachen und läßt sie in einem einzigen Satz hören, indem er Dialekte aufträgt, wie Farben der Maler; er hat nichts gesehen, aber er ist stets im Bilde, weil er alles alles hört; er lächelt und hat stets einen Scherz auf der Lippe (aber der ist nicht von ihm); er bietet seine Dienste an und entwickelt auch Ideen, aber selbst der Mann, von dem er sie hat, hat sie gestohlen; er macht alles aus dem Handgelenk wie ein Taschenspieler, nur darf man ihm dabei nicht zuschauen.

Also ausgestattet mit der Leichtigkeit, die von keinem Wissen und keinem Grundsatz beschwert ist, betritt das Schlieferl Berlins Parkett, um es in rapider Entwicklung zur Laufbahn glattzusteppen. Zumeist betätigt er sich als „Manager“. Er vermittelt zwischen Personen, die nicht wissen, wie sie zu seiner Bekanntschaft kommen. Man trifft ihn aber auch in der Finanz wie in der Industrie (insbesondere der Filmindustrie), im Autohandel wie im Handel mit fremden Geistesprodukten. Indem er „Beziehungen“ vorgibt, die er noch gar nicht hat, schafft er sich welche und baut sie zu stichfesten Verbindungen aus. Nachher ist es ihm ein leichtes, die vorgespiegelten Beziehungen nachzutragen und sich zu decken. Seine besondere Kunst ist, jede Distanz im Flug zu nehmen:

Er führt sich am liebsten mit kleiner Frechheit ein, mit intimen Anspielungen, und gerade die muß man sich gefallen lassen; denn man ist entweder verblüfft oder verlegen oder auch besorgt, für einen Würdebold zu gelten, falls man schlechte Miene zum guten Spiel machen wollte. (Und das Schlieferl spielt gut.) Wenn man ihm aber den Rücken kehrt, dann klopft er einem von hinten auf die Schulter; denn er kennt keine schlechte Laune.

Er hat immer ein Bonmot im Mund, zumeist in Wortlaut eines sogenannten Schlagers. Er kennt alles, was an Chansons und Couplets produziert wird, und zitiert es fließend wie einen Schulklassiker. Da er Schulen nur zum geringsten Teil mitgemacht hat, nährt er sich von Refrains oder von leeren Titeln und Namen, die er an der einen Ecke aufschnappt, um sie an der andern wie altes Bildungsgut auszuspielen. Operette, Film und Filmoperette sind seine Bildungsdomäne, auch der Kriminalroman. Innerhalb dieser Bezirke zeigt den Grad der Berühmtheit das Honorar, die Gage an. Wer Verse schreibt, die man nicht singen kann, ist ein „lyrischer Dichter" und somit ein armer Irrer. Satirische Verse läßt er noch mitgehen, denn die sind Kabarett. Doch wird da streng auf Schweinereien geschaut. Aber im Grunde liegt ihm mehr der sentimentale Dreck, der von Tausenden gesungen, gesummt wird und der Tausende an Tantièmen einbringt. „Das wäre ja gelacht", wenn man aus bloßem Spielbetrieb oder gar Liebe zur Sprache, zur Form etwas machte. Überhaupt stehen die entschiedenen Alphabeten im dringenden Verdacht, Literaten zu sein. Das Schlieferl aber verachtet die Literaten mit dem Rechte des direkt aus dem Leben Aufgestiegenen, der keine Umwege über Schulen und Künste gemacht hat. Er ist ein Autoanalphabet (das Wort ist von Polgar). Das Schlieferl ist weder berufen noch auserwählt, sondern „geschickt". Höchstes Lob von 1931: geschickt zu sein und sonst gar nichts.

Das also lebt und gedeiht in Berlin, mit dem Recht der Jugend, die hier auftreten kann (während in Wien Bart, Bauch und etwas Gicht Bedingungen des Erfolges sind, abgesehen von der „Protektion"). Das gibt Urteile ab, macht Reklame, schiebt, reicht sich „Pointen", weiß alle Liaisons, klatscht und intrigiert. Die Welt ist aus den Fugen, doch dem Schlieferl gefällts: denn nun kann er seinen Unfug treiben als Geschäft und Weltanschauung. Bis er Karriere gemacht hat oder aber ... zum *Schlurf* gereift ist, der kriminellen Steigerung des Schlieferls. Zynismus, lächelnd vorgebracht, kleidet ihn. Aber er tut nicht nur so, er tut es. Und es ist heutzutage schick, skrupellos zu sein, beziehungsweise: ein Schwein. Die jungen Zeitgenossen glauben nämlich, das sei eine Legitimation der Begabung.

Der Charakter, der kommt ja nicht in Frage, denn das Unmoralische versteht sich von selbst. Natürliche und konsequente Anständigkeit wird ja heute als Atavismus angestaunt; vom Schlieferl aber belächelt, nachsichtig, spöttisch oder schlechthin verständnislos. Sprechen wir es doch ruhig aus, daß heute als Sonderling gilt, wer nicht einen gewundenen Weg geht. Aber es wird immer schwerer, die graden Wege zu gehen: die krummen sind ja bereits so ausgetreten, daß sie bequemer werden denn die graden. Die Menschen, die „nicht mit der Zeit gehen" wollen, sind also gradezu auf die Luftlinie angewiesen.

Wer aber Luftlinien geht, muß das gelinde Schimpfwort einstecken können, daß er ein Phantast ist, ein Träumer, am Ende gar ein Idealist — pfui Teufel!


Rudolf Riester

Berlin ist keine Stadt

Von

Heinrich Heine

Es ist heute eine scheene Witterung —“

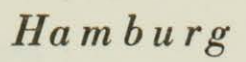
Hättest du, lieber Leser, den Ton gehört, den unübertrefflichen Fistelbaß, womit diese Worte gesprochen wurden, und sahest du gar den Sprecher selbst, das erzprosaische Witwenkassengesicht, die stockgescheuten Äuglein, die aufgestülpt pfiffige Forschungsnase: so erkanntest du gleich, diese Blume ist keinem gewöhnlichen Sande entsprossen, und diese Töne sind die Sprache Charlottenburgs, wo man das Berlinische noch besser spricht als in Berlin selbst.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt und esse gern braune Karpfen und glaube zuweilen an Auferstehung, und ich antwortete: „In der Tat, die Witterung ist sehr scheene.“

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erst recht derb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von seinen Fragen und Selbstbeantwortungen, und absonderlich von seinen Parallelen zwischen Berlin und München, dem neuen Athen.

Ich aber nahm das neue Athen sehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daß solches einmal auf Kosten Berlins geschah, das wirst du mir gern verzeihen, lieber Leser, wenn ich dir unter der Hand gestehe, dergleichen geschieht zumeist aus purer Politik; denn ich weiß, sobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, so hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und sie zucken die Achsel und flüstern einander zu: „Der Mensch wird sehr seicht, uns sogar lobt er.“ Keine Stadt hat nämlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tausend miserable Schriftsteller haben Berlin schon in Prosa und Versen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn ist ihnen dafür gekocht worden, und man hat sie unter den Linden immer noch für miserable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen

hat man ebensowenig Notiz davon genommen, wenn irgendein Afterpoet etwa in Parabasen auf Berlin losschalt. Wage es aber mal jemand gegen Polkwitz, Innsbruck, Schilda, Posen, Krähwinkel und andere Hauptstädte etwas Anzügliches zu schreiben! Wie würde sich der respektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon ist: Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin gibt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen etwas von der Privatgesinnung der Einwohner zu erraten, wenn sie die langen Häuserreihen betrachten, die sich, wie die Menschen selbst, voneinander fern zu halten streben, erstarrend im gegenseitigen Groll. Nur einmal, in einer Mondnacht, als ich etwas spät von Lutter und Wegener heimkehrte, sah ich, wie jene harte Stimmung sich in milde Wehmut aufgelöst hatte, wie die Häuser, die einander so feindlich gegenüberstanden, sich gerührt baufällig christlich anblickten, und sich versöhnt in die Arme stürzen wollten; so daß ich armer Mensch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetscht zu werden fürchtete. Manche werden diese Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich, nüchternen Blicks, den andern Morgen durch eben jene Straßen wanderte, und sich die Häuser wieder so prosaisch entgegengähnten. Es sind wahrlich mehrere Flaschen Poesie dazu nötig, wenn man in Berlin etwas anderes sehen will als tote Häuser und Berliner. Hier ist es schwer, Geister zu sehen. Die Stadt enthält so wenig Altertümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist größtenteils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen wenigen der Vorzüglichste, was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und Tüchtige seiner Zeit, recht deutschtapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinernes Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse, und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten, aufgeklärten Fenstern der gesunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obskurantengesicht herausglotzen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben. Ich will nicht mißverstanden sein, und bemerke ausdrücklich, ich stichle hier keineswegs auf die neue Werdersche Kirche, jenen gotischen Dom in verjüngtem Maßstabe, der nur aus Ironie zwischen die modernen Gebäude hingestellt ist, um allegorisch zu zeigen, wie läppisch und albern es erscheinen würde, wenn man alte, längst untergegangene Institutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte, unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit. (Aus der „Reise von München nach Genua“, 1828)



Hamburg

Photo Hamburger Luftbild

Chile-Haus (links)



Photo Hamburger Luftbild

Nicolaikirche

Photo Haase

Kornträgergang

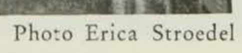


Photo Erica Stroedel

Genua

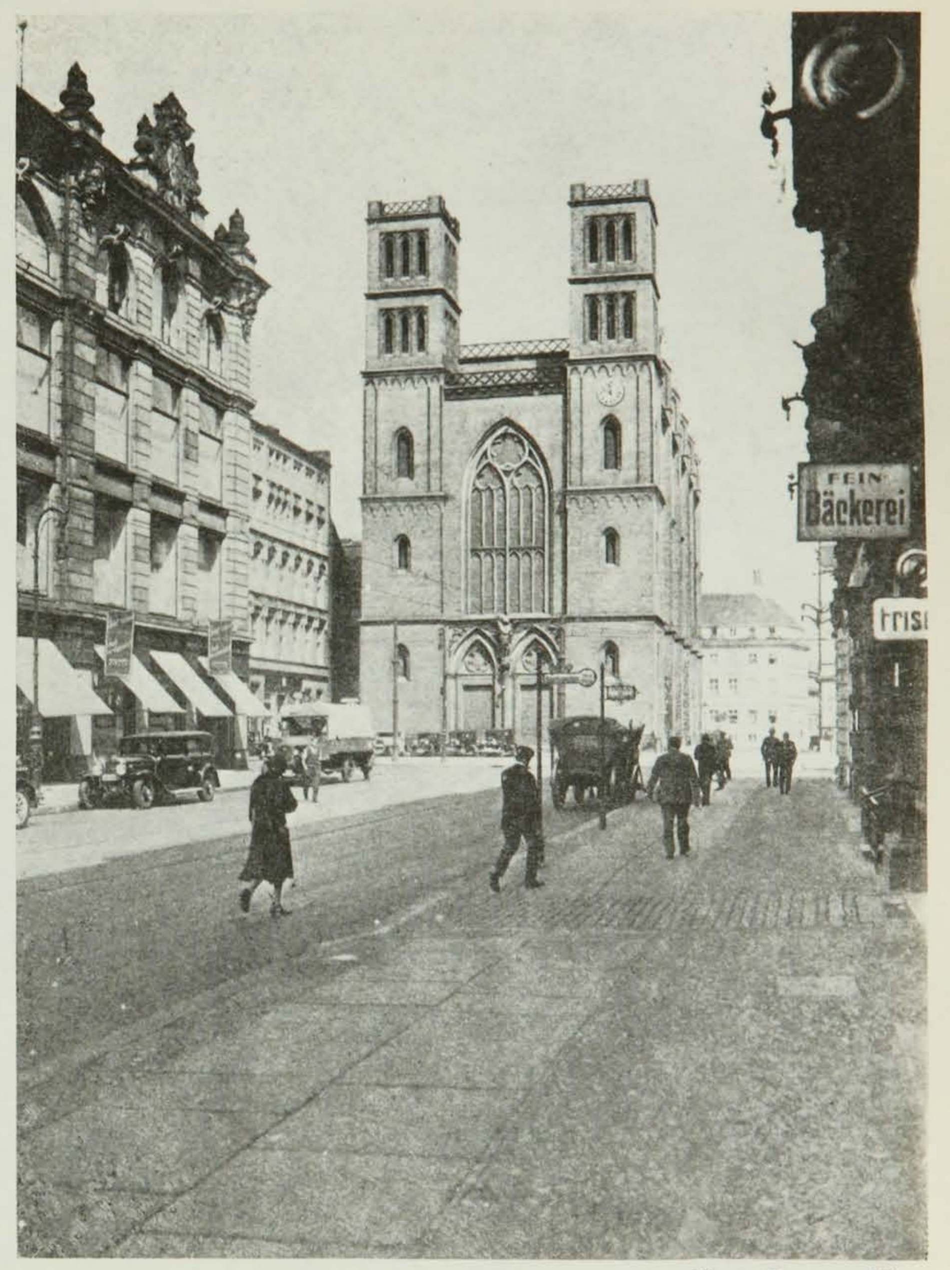


Photo Keystone View

Berlin, Die Werdersche Kirche am Werderschen Markt



Photo Dr. E. Bene

Hurengasse in Hamburg

Photo Hahn

Der Artist Willy Wolf Rudinoff († Juli 1931)



Rudinoff als Othello



Photo Keystone View

Zucker

Photo Kreplin

Stubenmädchen

Sokrates in Hamburg

oder Vom Schönen und Guten

Von

A. F. Synkop

Vorwort

Bekanntlich sind des öfteren Zweifel an der überlieferten Ansicht laut geworden, die Hamburgs Gründung erst unter Karl dem Großen stattfinden läßt. Einige Forscher haben z. B. den Ursprung Hamburgs auf *Ham*, den zweiten Sohn Noahs, zurückführen wollen, indem sie sich einerseits auf die Namensentsprechung stützen, andrerseits aber auf den Umstand, daß Ham beim Abschluß des Bundes, in dem das Aufhören des 40tägigen Regens stipuliert wurde, nicht gegenwärtig war; es wäre also mit dieser Hypothese nicht nur der *Name*, sondern auch das *Klima* der Freien und Hanse-Stadt erklärt.

Gleichwohl ist eine andre Vermutung wahrscheinlicher, die Hamburg mit dem *Phäakenlande Homers* identifizieren möchte. Denn nicht nur allgemeinere Charakteristika wie der Hang zur Seefahrt und die Vorliebe für reichliches und gut bereitetes Essen stimmen überein, sondern auch in *Einzelzügen* besteht eine Verwandtschaft, die kaum zufällig sein kann. Nausikaa will z. B. auf keinen Fall zulassen, daß ihr Vater ohne tadellos behandeltes Oberhemd in die Ratsversammlung geht, und sie betont mit einer in der klassischen Literatur sonst nicht nachweisbaren Entschiedenheit die Neigung ihrer Brüder

„. . . sich beständig mit reiner Wäsche zu schmücken,
Wenn sie zum Tanze gehn!"

und, was das merkwürdigste ist, sie weigert sich, den Odysseus mit auf ihren Wagen zu nehmen, nicht weil er ein *Mann*, und zwar ein *schöner* Mann, sondern weil er „*kein Hiesiger*" ist.

„Denn es spräche vielleicht ein Niedriger, der uns begegnet" — so sagt sie wörtlich im 6. Gesang der Odyssee —

„Seht doch, was hat sich das Mädchen für einen stattlichen Fremdling
Aufgegabelt? Wo hat sie den her? Will sie sich verloben?
Ja, die hatte es nötig, sich *einen von auswärts* zu holen,
Da sie die hiesigen Söhne aus bester Familie verachtet!"

*

Wie dem auch sei: jedenfalls war Hamburg den Griechen bekannt. Das zeigt unwidersprechlich die vor kurzem in der erzbischöflichen Bibliothek zu Bergedorf entdeckte Handschrift eines *platonischen Dialogs* (Codex Bergedorfianus graec. 128, 4⁰, Pergament, XII. Jahrhundert), der — wie schon der Titel „*Phädrus Hammaburgensis*" zeigt — auf Hamburger Boden spielt und uns in die kulturellen Zustände Hamburgs im 4. Jahrhundert vor Christo wertvolle Einblicke gewährt; z. B. erfahren wir, daß die Straßenbahnlinie 28 damals noch 19 hieß, aber auch nicht schneller fuhr als ihre moderne Nachfolgerin und daß die Benutzung einer anderen Linie für einen besseren Hamburger zu Platos Zeiten ebenso deklassierend war wie heutzutage.

PHAIDROS: Lange beim Zeus, o Sokrates, hat es heute gewährt, bis mein Rufen dich ans Fenster zu locken vermochte.

SOKRATES: Wie ein sinnvoller Mythos es von Apollo und Daphne vermeldet, so oder ähnlich ist es mir, o Phaidros, heute mit meiner *Brille* ergangen: wie nämlich jener, von heftiger Liebe ergriffen, die Jungfrau verfolgte, und diese sich, nachdem er sie endlich erreicht hatte, in einen Lorbeerbaum verwandelte, so bin auch ich meiner Brille eine Stunde, oder auch länger, nachgejagt, und als ich sie ergriffen hatte, entglitt sie mir, gleich jener in einen, dem beabsichtigten Verwendungszwecke nicht mehr gemäßen Zustand sich verwandelnd. Was aber führt dich diesen Morgen vor mein Haus?

PHAIDROS: Da, wie es wenigstens scheint, der Regen minder heftig als sonst vom Himmel fällt, so habe ich meinen selbstbeweglichen Wagen, den sie als Automobilon zu bezeichnen pflegen —

SOKRATES: Wahrlich, einem Kentauren oder auch einem Bockshirsch scheint mir dies Wort vergleichbar zu sein!

PHAIDROS: — aus seinem Gewahrsam hervorgezogen und bitte dich, o Sokrates, mit mir nach Nienstedten oder einem anderen diesem ähnlichen Orte dich zu begeben.

SOKRATES: Wohlan denn, mein Phaidros, sogleich werde ich bei dir sein!

PHAIDROS: Nicht nur die Musen*führer* — denn auch du, o Sokrates, dürftest ja als ein solcher bezeichnet werden —, sondern auch die Musen*jünger* scheint am heutigen Tage ein böser Dämon zu verfolgen. Denn soeben bemerke ich, daß jene Flüssigkeit, kraft derer das Automobilon sich vorwärts bewegt, kaum noch für eine Parasange, geschweige denn für deren viele, auszureichen scheint! Wo denn wohl möchte hier jemand gefunden werden, bei dem wir eine genügende Menge davon zu erhalten imstande sind?

SOKRATES: Von den Äthiopen fürwahr oder von den die Insel Atlantis bewohnenden Menschen scheinst du mir herzukommen, da du nicht weißt, daß vor nicht langer Zeit am *Mittelweg* einer eine diesem Zwecke entsprechende Zurüstung getroffen hat.

PHAIDROS: So laßt uns denn sobald wie möglich diesen aufsuchen!

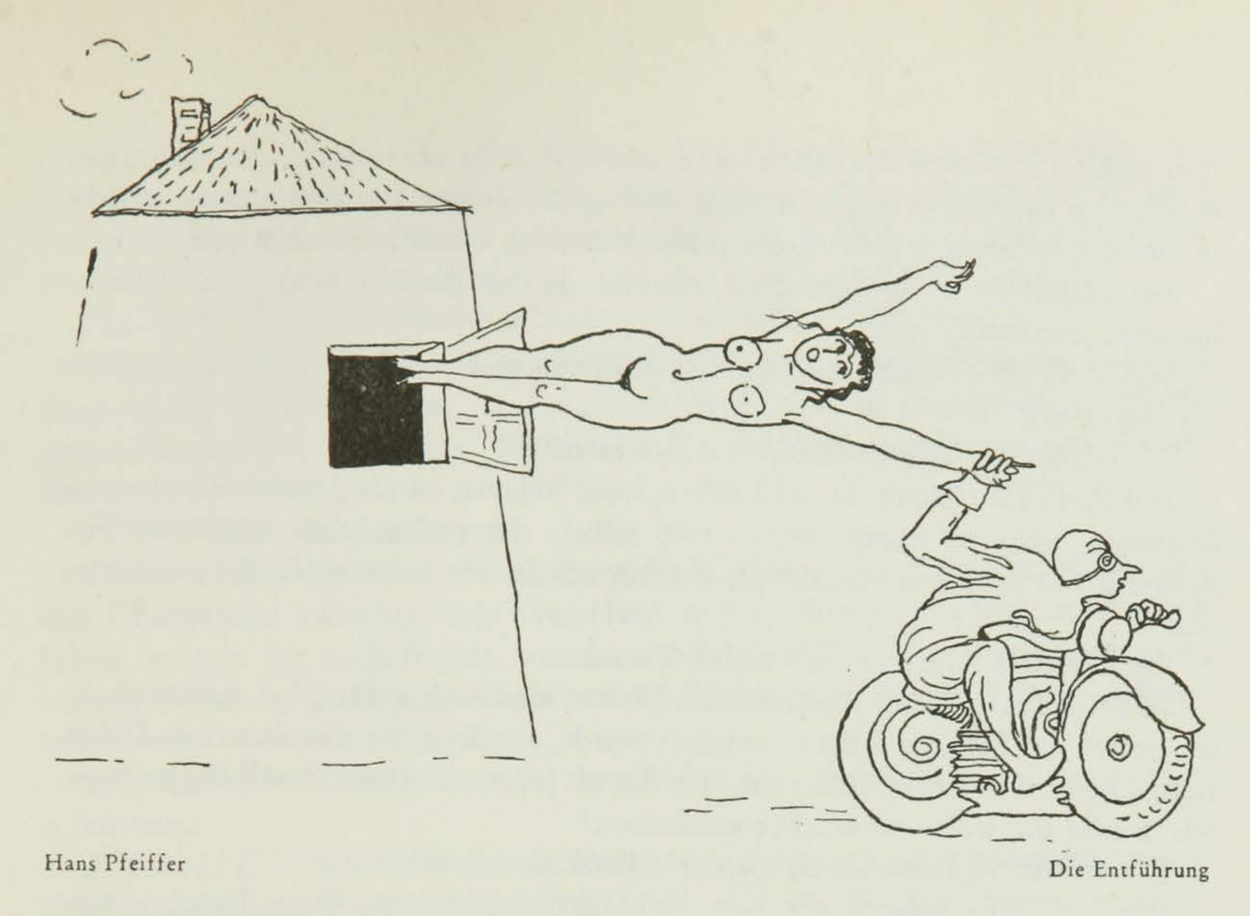
SOKRATES: Das scheint auch mir das beste zu sein.

*

PHAIDROS: Rasch, o Benzinopompe, fülle mir den Behälter des hier stehenden Wagens, damit wir, bevor der Regen wieder stärker wird, die Fahrt beginnen können!

BENZINOPOMPOS: Dieses, o Phaidros, soll gerne von mir getan werden. Denn warum, beim Zeus, sollte wohl ein in bezug auf den Verstand Gesunder dasjenige, wozu er tauglich ist und durch dessen Ausübung er seinen Lebensunterhalt erwirbt, vorzunehmen sich weigern? Aber ein Weilchen werdet ihr euch gedulden müssen, bis das Benzin in genügender Menge hineingeflossen ist.

SOKRATES: Mit den Worten des Homer möchte ich jetzt auch dir, mein Phaidros, zurufen: „Dulde nur, dulde, mein Herz, schon Schlimmeres hast du ertragen!“



Hans Pfeiffer — Die Entführung

Und so laß uns denn, wie an der Platane am Ilissos, so an der Benzinpumpe am Mittelweg niedersitzen und miteinander uns unterreden. Denn auch hier fürwahr scheint mir der Ort einem solchen Vorhaben nicht unangemessen zu sein: das Benzin murmelt mit sanftem Ton und verbreitet einen der Nase angenehmen Duft, Vögel, wenngleich nur Sperlinge, zwitschern auch hier, und scheint dir nicht diese eigentümliche Vorrichtung, mit deren Hilfe das Benzin in den Wagen gepumpt wird, schon an und für sich mancherlei philosophische Betrachtungen anzuregen?

PHAIDROS: Inwiefern wohl, o Sokrates?

SOKRATES: Nun, fürs erste ließe sich daran eine Betrachtung anknüpfen über die Wandelbarkeit nicht nur dessen, was wir mit unseren trüglichen Sinnen erfassen, sondern auch dessen, was als Sitte oder Gepflogenheit in den Geistern der Menschen Wurzel gefaßt zu haben scheint. Denn wer wohl, o Phaidros, hätte noch vor fünf Jahren zu behaupten gewagt, daß hier, in dem mit Recht als Pöseldorf bezeichneten Stadtviertel, eine Benzinpumpe sich aufrichten werde?

PHAIDROS: Nur ein Wahnsinniger, beim Zeus, o Sokrates!

SOKRATES: Aber nicht nur dieses ist es, worauf der Anblick dieses Gegenstandes unsere Gedanken zu lenken vermag. Hast du bemerkt, o Phaidros, daß dieses Werkzeug von selbst diejenige Menge des Benzines, die der Verkäufer abgegeben hat, anzeigt und auch dem Käufer zu erkennen ermöglicht?

PHAIDROS: Wie denn nicht, o Sokrates?

SOKRATES: Nun denn, mein Phaidros, was, glaubst du wohl, wird diese Erfindung in der Seele des Verkäufers befördern, das Gute oder das Schlechte?

PHAIDROS: Wie denn zwar aber meinst du das, o Sokrates?

SOKRATES: Beim Zeus, nicht unklar dürfte meine Frage den meisten erscheinen. Ich meine, da dieser Verkäufer sich durch den Umstand, daß die von

ihm gelieferte Menge der Ware ohne sein Zutun, ja ob er will oder nicht, dem Kaufenden offenbar wird, nicht zum Betruge an diesem letzteren imstande sieht, ob das ihn in bezug auf die Seele verbessern oder verschlechtern wird?

PHAIDROS: Verbessern doch offenbar, da ihm die Möglichkeit, schlecht zu handeln, genommen wird.

SOKRATES: So also glaubst du, daß der gut Handelnde auch an der Seele ein Guter ist?

PHAIDROS: Wie denn nicht, o Sokrates?

SOKRATES: Wenn du, o Phaidros, zwei Sklaven hättest, von denen der eine dasjenige, wozu er angestellt ist, von selbst, der andere aber nur unter Androhung von Schlägen verrichtete, welcher scheint dir dann wohl der bessere zu sein?

PHAIDROS: Der es von selbst Tuende.

SOKRATES: Wenn aber noch ein Dritter vorhanden wäre, bei dem auch das Androhen der Schläge nicht ausreichen würde, sondern nur das dauernde Dabeistehen eines ihm Übergeordneten, der ihn zu jeder einzelnen Handlung zwänge, wie würde dir wohl ein solcher erscheinen?

PHAIDROS: Beim Zeus, als der Allerschlechteste!

SOKRATES: Scheint dir nun nicht, mein Phaidros, diese Benzinpumpe einem solchen Sklavenaufseher zu gleichen, der den Verkäufer zum Gut-Handeln zwingt?

PHAIDROS: Gewiß wohl, o Sokrates; aber wie, wenn der Verkaufende auch ohnedies nicht zu betrügen die Absicht hatte?

SOKRATES: Ein Trefflicher bist du fürwahr in bezug auf die Dialektik, o Phaidros, aber eben auf dieses sollte meine Rede recht eigentlich abzielen!

PHAIDROS: Wie denn wohl, o Sokrates?

SOKRATES: Nun, wenn der Treffliche auch ohne das Anzeigen des Verkauften *nicht* hätte betrügen wollen, wie muß dann dieses Anzeigen auf seine Seele wirken?

PHAIDROS: Es wird das Gute darin noch unterstützen, o Sokrates.

SOKRATES: Das nun eben scheint mir, beim Zeus, mit nichten der Fall zu sein.

PHAIDROS: Wie denn wohl, o Sokrates?

SOKRATES: Wenn du, o Phaidros, ein schnellaufendes Pferd oder auch einen wohljagenden Hund besitzest, wirst du dasselbe das ganze Jahr im Stalle lassen, oder wirst du es auf alle Weise üben?

PHAIDROS: Ich werde es auf alle Weise üben, o Sokrates.

SOKRATES: Was nämlich würde geschehen, wenn du es nicht auf alle Weise üben würdest?

PHAIDROS: Es würde mit der Zeit langsamer laufen und endlich ganz lahm werden.

SOKRATES: Scheint es sich nun nicht mit dem menschlichen Willen ganz ähnlich zu verhalten?

PHAIDROS: Wie denn wohl, o Sokrates?

SOKRATES: Auch der Wille, so scheint es, muß, wenn er nicht geübt wird, allmählich schwächer werden und endlich erlahmen. Und wenn nun diese Benzin-

pumpe jahraus, jahrein den das Benzin Verkaufenden daran verhindert, das Nicht-Betrügen zu wollen, wird dann nicht auch er in bezug auf dieses Wollen des Nicht-Betrügens allmählich schlaff werden und endlich an seiner Seele ganz verdorben sein?

PHAIDROS: Wahr scheint zu sein, was du sagst, o Sokrates.

SOKRATES: *Und wir werden also zugeben, daß die Benzinpumpen die Seelen der Benzinhändler zugrunde richten,* und daß demnach jegliche Einrichtung, die die guten Handlungen, ohne den Willen der Handelnden aufzurufen, herbeiführt, ihre Seelen verdirbt?

PHAIDROS: Wahrlich wohl.

SOKRATES: Nachdem wir also auf diese Weise, wie es scheint, etwas über den Unterschied zwischen dem Gut-Handeln und dem Gutes-Wollen ermittelt haben, müssen wir noch fragen, was denn wohl das Gute an sich selbst sei. Was, o mein Phaidros, würden wir wohl seinem Wesen nach als „gut" oder „schön" bezeichnen?

PHAIDROS: Eine schwer zu beantwortende Frage hast du da gestellt, o Sokrates.

SOKRATES: Scheint nicht ein Ding um so besser und schöner zu sein, je mehr es zu seinem Zwecke tauglich ist?

PHAIDROS: Gewiß wohl, o Sokrates.

SOKRATES: Nun aber, o Phaidros, will ich dich folgendes fragen: wenn du, als ein Wohlgearteter in diesem „Pöseldorf" genannten Stadtviertel wohnend, aufs Rathaus gerufen würdest, dein Automobilon aber, wie das wohl zu geschehen pflegt, entzweigegangen wäre . . .

PHAIDROS: Nur allzuoft, beim Zeus, pflegt das zu geschehen!

SOKRATES: Würdest du dann, o Phaidros, die den vielen dienende, als „Straßenbahn" bezeichnete Einrichtung benutzen?

PHAIDROS: Wie denn nicht, o Sokrates?

SOKRATES: Würdest du dann nun aber denjenigen Wagen besteigen, an dem eine 19 angeschrieben steht, oder etwa einen anderen?

PHAIDROS: Nur ein Wahnsinniger würde einen anderen besteigen!

SOKRATES: Aus welchem Grunde nun aber bevorzugst du den mit der 19 gekennzeichneten?

PHAIDROS: Ich verstehe diese deine Frage nicht, o Sokrates.

SOKRATES: Nun, ist der Weg von deinem Hause bis zu der Stelle, wo du die Straßenbahn antriffst, in bezug auf die Wagen mit der 19 kürzer als in bezug auf die anders bezeichneten?

PHAIDROS: Nein, beim Zeus, o Sokrates.

SOKRATES: Oder scheinen dir jene Wagen besser eingerichtet zu sein in bezug auf das Sitzen?

PHAIDROS: Nein, beim Zeus, o Sokrates.

SOKRATES: Oder scheinen sie dir schneller zu fahren als die anderen?

PHAIDROS: Eher könnte man das Gegenteilige behaupten, o Sokrates.

SOKRATES: Nun denn also, brauchbarer zu ihrem Zwecke dürften die mit der 19 bezeichneten Wagen demnach nicht genannt werden können!

PHAIDROS: Du hast recht, o Sokrates.

SOKRATES: Dennoch aber, so scheint es, hältst du sie für besser und schöner, da du sie vor den anderen bevorzugst und nicht einmal daran denkst, jene auf ihre Brauchbarkeit hin mit diesen zu vergleichen.

PHAIDROS: Freilich wohl.

SOKRATES: Was also kann dich, mein Phaidros, hierzu veranlassen?

PHAIDROS: Ich weiß darauf nicht zu antworten, o Sokrates.

SOKRATES: Doch nicht etwa der Umstand, daß *alle Guten und Schönen* die 19 bevorzugen?

PHAIDROS: Doch freilich, dieser Umstand muß es wohl sein.

SOKRATES: Wir müssen also, so scheint es, sagen, daß die 19 gut und schön ist, weil sie den Guten und Schönen als gut und schön erscheint.

PHAIDROS: Wahrlich wohl, o Sokrates.

SOKRATES: Nun, so scheint uns denn, wie dem Sisyphos der Marmor, der Gegenstand unserer Untersuchung, so zu reden, aus den Händen geglitten und an seinen anfänglichen Ort zurückgerollt zu sein. Denn wenn die 19 gut und schön ist, weil sie den Guten und Schönen gut und schön erscheint, so werden wir fragen müssen, warum denn wohl die Guten und Schönen ihrerseits als gut und schön bezeichnet zu werden verdienen.

PHAIDROS: Wahrlich wohl, o Sokrates.

SOKRATES: Und wir werden sie also ihrem Wesen nach in ähnlicher Weise prüfen müssen, wie wir es mit der 19 getan haben?

PHAIDROS: Gewiß.

SOKRATES: Wohlan denn also, scheinen dir, mein Phaidros, die mit der 19 fahrenden Guten und Schönen in ihrem Berufe tüchtiger zu sein als die mit anderen Bahnen fahrenden Menschen?

PHAIDROS: Das dürfte man schwerlich behaupten können.

SOKRATES: Oder scheinen sie dir in bezug auf ihre Handlungen, also zum Beispiel in bezug auf das Unterordnen ihres eigenen Nutzens unter den Nutzen des Gemeinwesens, den Vorzug vor jenen zu verdienen?

PHAIDROS: Eher dürfte man das Gegenteilige behaupten können, o Sokrates.

SOKRATES: Scheint demnach nicht der Grund, aus dem wir sie als Gute und Schöne zu bezeichnen pflegen, in nichts anderem zu bestehen als eben darin, daß sie mit der 19 und nicht mit einer anders bezeichneten Straßenbahn fahren?

PHAIDROS: Beim Zeus, es scheint so, o Sokrates.

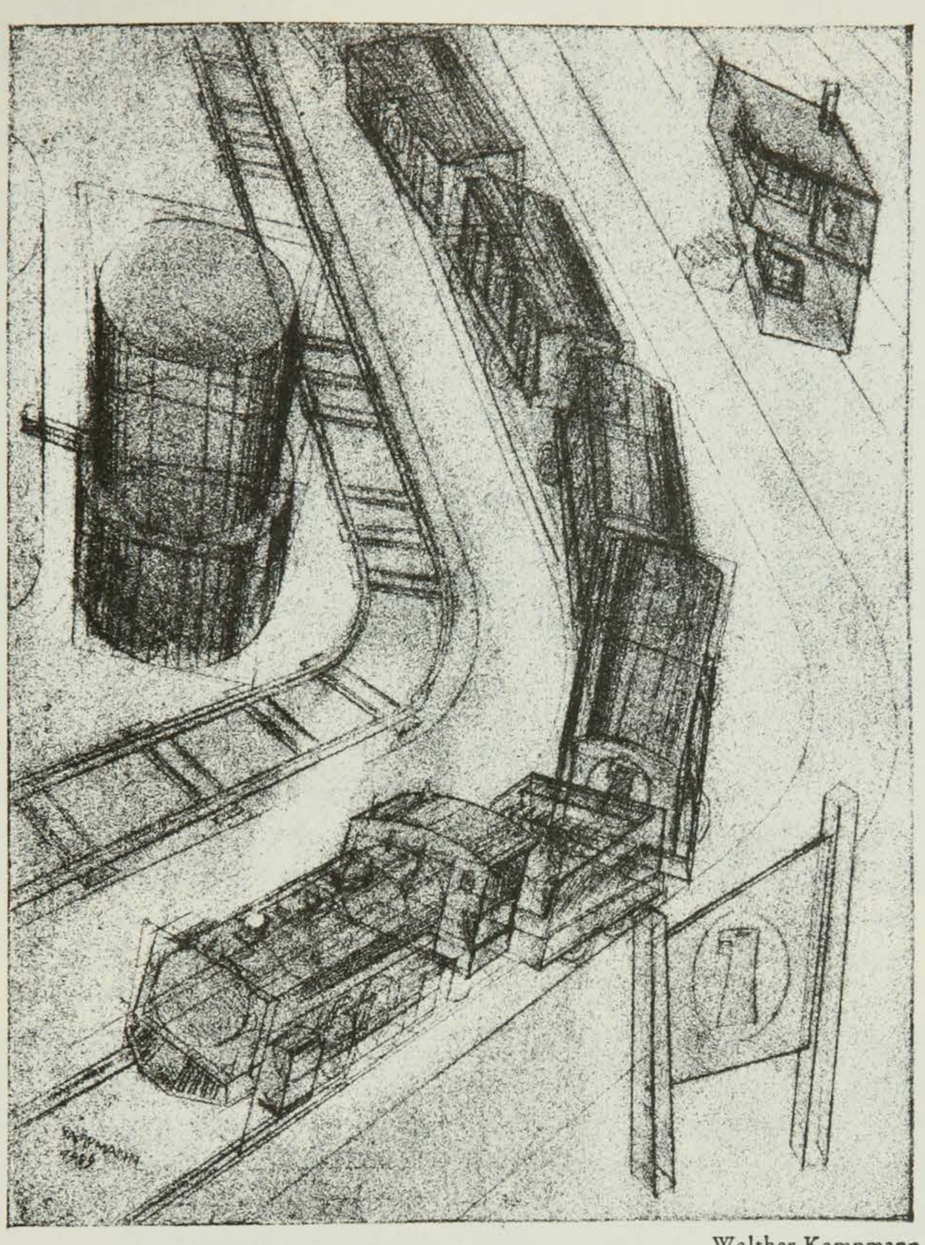
SOKRATES: Und so wäre also das Ergebnis unserer Untersuchung dieses, daß das *Gute und Schöne nichts anderes ist als diejenige Eigenschaft, die die mit der* 19 *fahrenden Menschen der* 19 *beimessen, weil sie selbst mit ihr fahren, und die sie einander und sich selbst beimessen, weil sie mit der* 19 *fahren?*

PHAIDROS: So scheint es sich in der Tat zu verhalten, o Sokrates.

*

BENZINOPOMPOS: Hinreichend gefüllt, so scheint es, ist nunmehr der Behälter deines Wagens, o Herr.

PHAIDROS: Und für 20 Amphoren dürfte ich dir, wenn anders dieses dein Werkzeug das richtige Maß anzeigt, den Preis schuldig sein?



Walther Kampmann

BENZINOPOMPOS: Nein, o Herr; denn dieses mein Werkzeug scheint seit gestern Abend beschädigt zu sein, und es dürften wohl mehr als 30 Amphoren in deinen Wagen geflossen sein.

PHAIDROS: So will ich denn, o Benzinopompe, dir den diesem entsprechenden Preis entrichten. Du aber, o Sokrates, dürftest nach dem vorhin Gesagten Anlaß zur Freude haben; denn da das automatische Anzeigen in der Seele des Benzinhändlers den Willen zum Betrügen nicht zu lähmen vermochte, so wird es vielleicht auch den Willen zum Nicht-Betrügen, wenn anders ein solcher vorhanden ist, nicht gänzlich zugrunde richten.

SOKRATES: Da hast du recht, beim Zeus, mein Phaidros. Aber der Regen scheint inzwischen wieder stärker geworden zu sein, so daß es nicht ratsam sein dürfte, in der von Dir vorgeschlagenen Weise nach Neapolis oder einem diesem ähnlichen Orte zu begeben.

PHAIDROS? Das ist fürwahr ein dämonisches Mißgeschick, o Sokrates.

SOKRATES: Als ein dämonisches nun zwar dürfte es kaum zu bezeichnen sein, da es bei der so beschaffenen Lage unseres Stadtwesens nicht anders erwartet werden konnte.

PHAIDROS: So laßt uns denn zu Deinem Hause zurückkehren und in Bezug auf die Seele nicht allzusehr betrübt sein.

SOKRATES: Gewiß nicht, Phaidros, dazu sind wir zu ruhig in dieser Gegend!

Diamanten in Antwerpen

Von

Nico Rost

Hat jede Straße die Buchläden, die sie verdient? Jedenfalls gibt es keine Straße, die interessantere und internationalere Buchhandlungen hat als die Rue du Pélican (Pelikaanstraat) in Antwerpen. Keine Erinnerungen von Feldherren oder Staatsmännern, kein Ewers oder Rudolf Herzog verderben hier das Schaufenster, und nur selten bemerkt man einen Emil Ludwig oder Dekobra. Überall die Werke von Joyce und Proust, von Upton Sinclair und Scholem Asch, von Herzl und Lenin, von Marx und Buber. Hier liegt die letzte „Weltbühne", ebensogut wie der letzte „New Masses", und sogar die „Fackel" fehlt nicht.

Welcher Art sind die Leute, die in dieser Kleinstadt mit dem Welthandelsstadtgetue, in dieser Stadt von Häfen, Bordellen und „Frites" ein Interesse für diese Bücher haben? Woher kommen sie und was treiben sie?

Zumeist sind es polnische Juden, die vor ungefähr fünfzig Jahren ihren Einzug hielten in das neue gelobte Land. Sie waren, wie alle Ostjuden, auf dem Wege nach Amerika, wurden aber vom Glanz der Diamanten angezogen und blieben. Blieben gleich neben dem Bahnhof, wo sie ausgestiegen waren. Hier ist die Rue du Pélican. Später, als Antwerpen das Weltzentrum des Diamanthandels wurde, haben sie als gute Juden ihre Brüder, Neffen und Enkelkinder nachkommen lassen. Direkt in die Pélicanstraße, und zwar ohne den Hintergedanken: Amerika.

Überall sieht der Fremde, der nach der Pelicanstraße gekommen ist, um etwas über den Diamanthandel zu erfahren, Ghettogestalten in langen Kaftanen und ihre Söhne in amerikanischer Kleidung. Restaurants mit hebräischer Inschrift („Koscher, Streng koscher") und kleine Kaffeehäuser, wo mehr gehandelt wird als getrunken. Auch hinter den Scheiben sieht er sie sitzen, gestikulierend, oder abseits durch ihre Lupen winzige Päckchen studierend, die vor ihnen auf dem Kaffeetisch liegen. Und manchmal mit einem Band Proust in der Rocktasche. Einige trinken Tee ohne Zucker, ohne Milch, die meisten aber nichts, und trotzdem erlaubt ihnen der Wirt den Aufenthalt, denn auch er ist am Handel beteiligt. Sein Café ist nicht nur ein Café. Es ist auch eine Börse.

Ungefähr in der Mitte der Rue du Pélican bemerkt der Fremde einen hohen Renaissancebau, vor dessen Tor es zugeht wie in einem aufgescheuchten Ameisenhaufen. Das Gebäude mitsamt dem Ameisenhaufen davor ist „de Beurs voor Diamanthandel". Antwerpen hat vier offizielle Diamantbörsen mit Selbstverwaltung und eigenen Arbitrage-Commissionen, die zusammengeschlossen in eine „Fédération des Bourses Diamantaires Belges" 18 000 Arbeiter beschäftigen (Cleaver, Säger, Schneider und Schleifer), Milliarden Umsätze machen und mit ihrem Bedarf eine halbe Großstadt ernähren.

Die „Beurs voor Diamanthandel" ist von diesen vier (und demnach auf der ganzen Welt) die größte. Ein Portier, der alle 2000 Mitglieder kennt, bemerkt sofort den Fremden, der unbemerkt hineinzugehen versucht. Er begleitet ihn zum Sekretariat. Erst jetzt, nachdem der Unberufene die schriftliche Erlaubnis

Photos Stone

Antwerpen, Rue du Pelican (Die Straße des Diamantenhandels)

Die Diamantenwage

Photo Emil Straßberg

Schlafender Bettler (Marseille)

Eberhard-Denkmal im Stuttgarter Stadtpark

Photo E. Hertz

Der Baßgeiger Leberecht Goedeke (Berlin)

Photo Jacobi

Der Bildhauer Josef Thorak (Berlin)

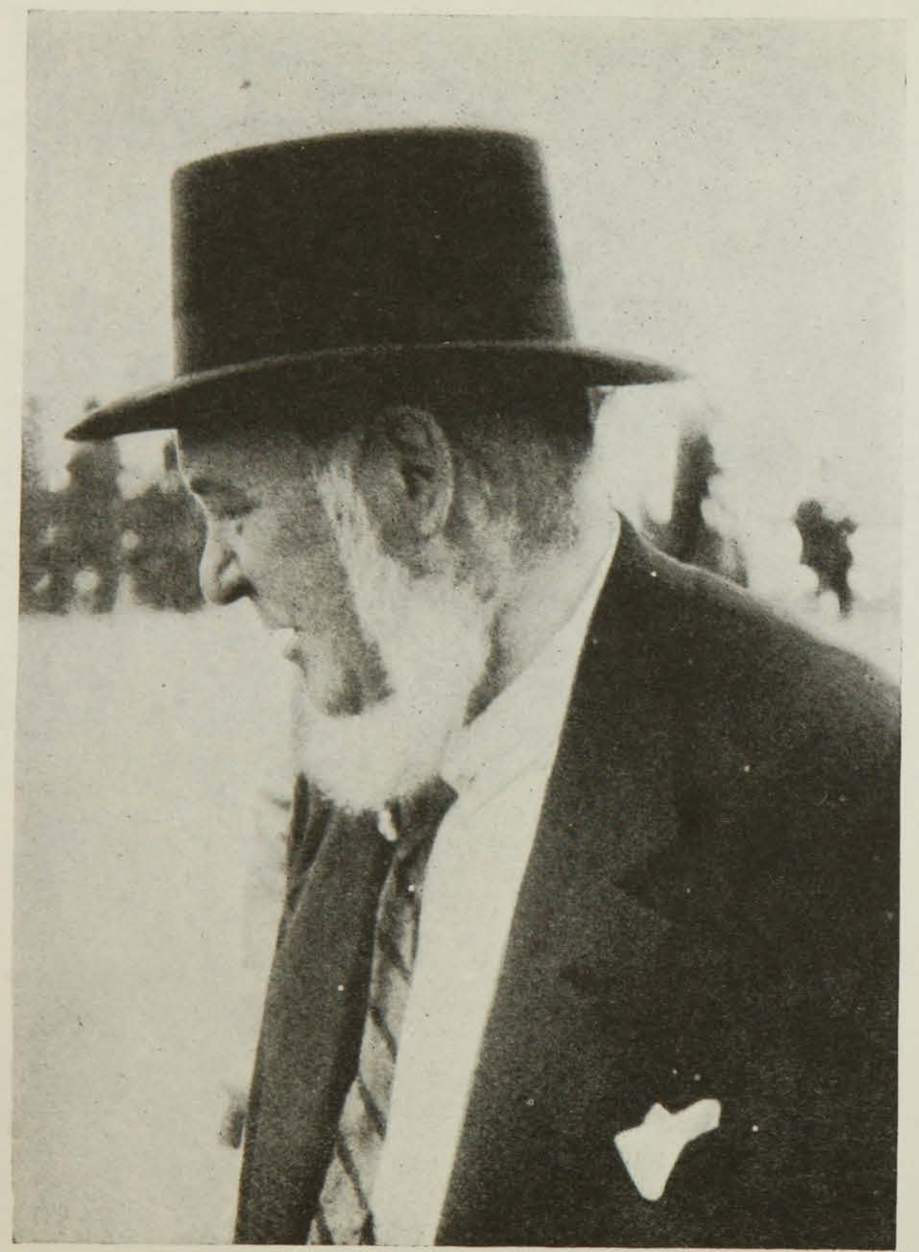


Photo Dr. Arvid Gutschow

Hamburger Krabbenverkäufer



Berlin, Zoologischer Garten

Guereza (Weißbart-Seidenaffe)

bekommen hat, darf er den Börsensaal betreten. Dort haben die Herren Komkommer, Morpurgo, Dembitzer, Bonn, Hartog, Mandelbaum, Swaap, Booleman, Sternheim und Wafelbakker ihre Tische und beäugen winzige Päckchen.

Der Fremde muß, wenn er den Inhalt dieser Päckchen sieht, eher an Kandiszucker als an Diamanten denken, und sicher haben die Machthaber der südafrikanischen Minen, die im Londoner Diamantsyndikat sitzen, ihre Ware ebenso raffiniert verpackt wie es die Kaufleute mit echtem Kandiszucker tun, denn auch sie haben bemerkt, daß Kandiszucker sich im weißen Falzpapier noch am besten ausnimmt. Eine Art Alaun scheint der Inhalt anderer Päckchen zu sein, welche in ein gelbliches Falzpapier verpackt sind. Einzelne Steine sind es, grau und unansehnlich, unreine Diamanten und oft auch nur Borst, der bei der Verarbeitung Verwendung findet, der Diamantstaub, von dem die Inder sagen, daß er von allen Giften das unfehlbarste sei.

Mit Lupe und Pinzette wird an jedem Tisch diskutiert und gehandelt. Auch ein paar Damen sind Mitglieder der Börse. Sie haben vorsichtshalber ihre Aktentasche mit einem Riemen an ihrem Gürtel festgemacht. Jeder Herr Morpurgo redet hier jeden Herrn Komkommer, der an seinen Tisch kommt, mit der gleichen Frage an: *Heb ik mazl en broche, zulle?* Wenn Herr Komkommer dann auch seine Lupe genommen hat, jeden Stein mit seiner Pinzette zur Hand genommen und auf der Karatwage gewogen, wenn er dann stundenlang aufgeregt gestikulierend über den Preis diskutiert, und wenn Herr Morpurgo dann endlich in Herrn Komkommer einen endgültigen Käufer gefunden hat, antwortet der ihm: *Je hebt mazl en broche, zulle.* Und dann bekommt Herr Komkommer das Cachet mit Alaun oder Kandiszucker, und Herr Morpurgo einen Wechsel.

Der Fremde darf Herrn Komkommer jetzt zum Safe begleiten, wohin er seine Cachets bringt. Jeden Abend kehren diese Hunderte Päckchen mit Alaun oder Kandiszucker in die 1624 Safes zurück, die die Herren Komkommer, Morpurgo und Genossen in ihrer Börse eingerichtet haben. Hier verbringen alle diese Cachets die Nacht, und sie sind bestimmt noch sicherer eingesperrt als die Gefangenen von Sing-Sing. 4½ Tonnen schwer ist die Tür, hinter der sie träumen können von den Frauenbusen, mit denen sie später in engere Berührung zu kommen hoffen, und 1,40 Meter dick das Eisen von Decke und Boden. Drei Chronometer-Uhren, für den Fall, daß ein oder zwei versagen, dienen zur weiteren Kontrolle, und nur drei Vertrauenspersonen, die die Nummernkombinationen kennen, können gleichzeitig jeden Morgen die Tür öffnen. Wahrlich, sogar die Brüder Saß würden hier die Hoffnung verlieren. In der Mitte des Panzerraumes thront ein Beamter, der die Nummer jedes aufgeschlossenen Safes kontrolliert, aber die vier Buchstaben, auf die Herr Komkommer jetzt das Schloß stellt, wenn er es absperrt, sind auch für ihn unsichtbar.

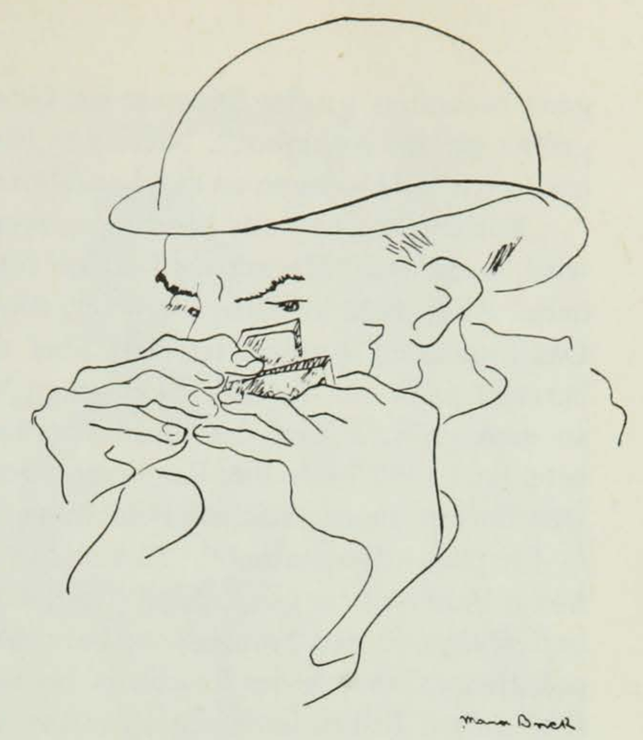
Herr Komkommer begleitet jetzt den Fremden ins Kaffeehaus nebenan und stellt ihn seinen Bekannten vor. Aber der Fremde möchte jetzt nichts erfahren über ihre Ansichten betreffs der Dichter Bialik oder Mendale Moicher Sforim und ebensowenig möchte er mit ihnen diskutieren über das spezifisch Jüdische bei Peter Altenberg. Nachher. Erst möchte er etwas über Diamanten erfahren. Und die Diamantiers von Antwerpen wissen, was sie einem fremden Schreiber schuldig sind.

Herr Booleman informiert den Fremden, daß Ludwig van Bercken, dessen Statue er vorher im Börsensaal schon begegnet ist, im Jahre 1476 den ersten Versuch gemacht hat, den Diamanten durch seinen eigenen Stoff zu schleifen und zu polieren. Der Fremde weiß es. Unbekannt aber ist ihm, daß ein Venezianer, Vincenzio Peruzzi, am Anfang des 17. Jahrhunderts die Brillantform erfand und Kardinal Mazarin sie verbesserte. Herr Dembitzer schreibt, wenn seine Geschäfte ihm Zeit lassen, an einer Kriminalgeschichte der berühmtesten Diamanten, einem Stoff, um welchen man ihn beneiden möchte. Ob der Fremde darüber etwas erfahren will? Weiß der etwas über das Schicksal der Cullinan, Kohinoor, Groß-Mogul, Florentin, Orloff, Pigott und anderer berühmter Diamanten? Wenige haben Glück gebracht. Einen Monat, nachdem der Schah von Persien den „Groß-Mogul" bekommen hatte, raubte sein Sohn ihm Thron und Diamanten und warf den Vater ins Gefängnis. Schon über den „Kohinoor" allein wäre ein ganzes Buch zu schreiben, meint Herr Dembitzer, und durch Jahrhunderte wäre seinem Schicksal zu folgen: Kriege sind um seinen Besitz entbrannt, Hunderte in Streit darüber geraten, viele blutige Prozesse haben stattgefunden, und immer hat die



W. Thöny-Graz — Panik

Besitzer das Unglück ereilt. Berühmte Sultane und Maharadschas haben den Stein besessen, bis er in die Juwelenkammer des Towers wanderte. Auch der „Nassak", der schon 1818 in Händen des Marquis of Hastings, des Führers der englischen Streitkräfte in Indien, war, ist, wie so viele berühmte Steine, in englischem Besitz geblieben. In der Mitte des 18. Jahrhunderts stahl ihn ein französischer Soldat, der als Wärter bei dem „Orloff" aufgestellt war, aus dem Bramahnentempel in Seringham und verkaufte ihn für 10 000 £ an einen englischen Seeoffizier, der ihn nach London brachte. Nachdem er noch dutzendemale den Besitzer gewechselt hatte, sah ihn Prinz Orloff, und schenkte ihn seiner Herrin, Katharina der Großen, um sich auch weiterhin ihre wankende Gunst zu sichern, was ihm aber nicht gelang. Viel Unheil hat auch der „Pigott" seinem Besitzer, dem Khediven von Ägypten, gebracht. Der Khedive wurde 1882 von seinem Feind Raschid Pasha ermordet, aber noch bevor er an seinen Verwundungen starb, befahl er, den Diamanten in des Mörders Gegenwart zu zermalmen und seine Lieblingsfrau Vasileia zu erdrosseln. Die Frau entkam, aber der „Pigott" wurde vernichtet, und nur das Modell ist nun übrig. Abenteuerlich war auch das Schicksal der „Sancy", die nach und nach im Besitz der ermordeten Shakespearekönige und des guillotinierten Louis XVI. war. Jetzt trägt ihn Lady Astor.



Maria Brick — Diamantenhändler

Herr Dembitzer, voller Freude, in dem Fremden einen aufmerksamen Hörer gefunden zu haben, fragt ihn, ob er noch weiter erzählen soll. Natürlich soll er weiter erzählen. Denn nicht die Diamanten an sich sind wichtig, wichtig ist nur, was ihr Besitz aus den Besitzern gemacht hat. Als 1829 der berühmte russische Schriftsteller Gribojedof, der damals Rußlands Botschafter in Persien war, in Teheran ermordet wurde, erkaufte sich die persische Regierung die Gnade Rußlands, indem sie ihr berühmtestes Kleinod nach St. Petersburg sandte: den „Shah von Persien". Auf der Weltausstellung in Paris (1867) konnte man den „Stern des Südens" bewundern, der einem indischen Fürsten gehörte. Sein Besitzer wurde später verurteilt, da er mitgeholfen hatte, einen hohen englischen Beamten mit Hilfe einer Mischung von Diamantstaub und Arsenikum zu töten. Diamantstaub gilt in Indien überall als das wenigst schmerzhafte, schnellstwirkende und nie versagende Gift. Die Geschichte der berühmtesten Diamanten enthält viele Kriminalfälle, die nie geklärt wurden. Wo — fragt Herr Dembitzer — ist jetzt der „Stern des Westens", der im Besitze von Erzherzog Franz Ferdinand war, wo der Pit-Diamant, der mit vielen, vielen französischen Kronjuwelen 1792 aus der Garde Meuble in Paris gestohlen wurde?

„Vor einigen Tagen", bemerkt jetzt der Fremde, „ist in Westtransval ein

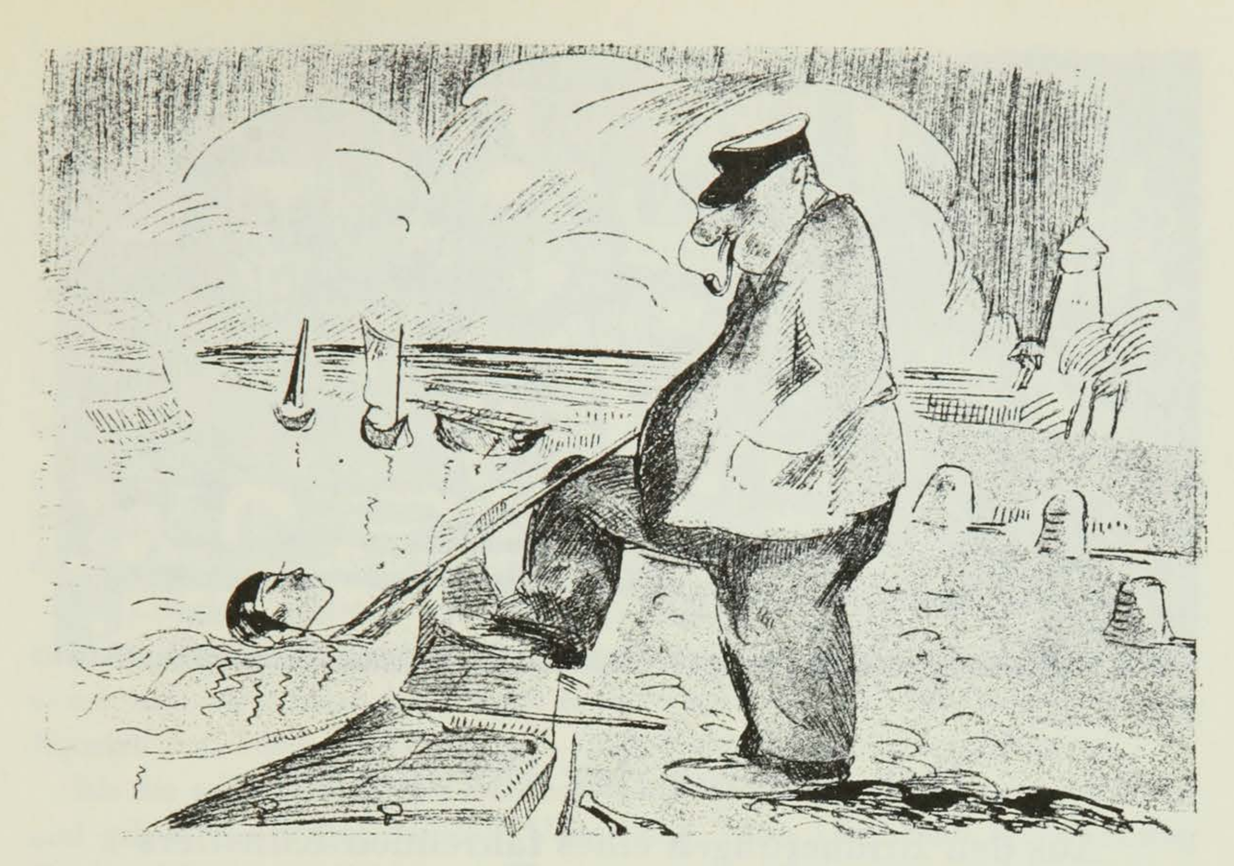
ganz besonders großer Diamant im Gewicht von 200 Karat gefunden worden, größer als der Kohinoor". Nicht nur Herr Dembitzer, auch die anderen Herren und sogar die Kollegen an den benachbarten Tischen fangen an zu lachen.

„Börsenmanöver, nur Börsenmanöver", meint Herr Springer. „So ein Stein wird, wenn es die Herren aus London für nötig halten, alle halbe Jahr gefunden, haha! Aber nicht im Diamantgebiet, sondern in London am Schreibtisch, hèhè!" Das Londoner Syndikat ist Herr über den Diamantenmarkt der Erde und beherrscht nicht nur die südafrikanischen Minen, sondern ist seit dem Kriege auch an dem größten Teil der brasilianischen und guyanischen Minen maßgebend beteiligt. 1926 hatte die Regierung der südafrikanischen Union einen neuen Distrikt mit diamantreichen Feldern freigegeben. Dort ging es alsbald zu wie in Chaplins „Goldrausch". Technische Produktionsmittel waren nicht einmal nötig. Bald floß ein glitzernder Strom nach London, Antwerpen und Amsterdam und zeitigte in den Sommermonaten 1927 eine Baisse, die nicht nur das monopolistische Gebäude des Syndikats bedrohte, sondern überhaupt den Wert der Diamanten. Bisher hatte das Syndikat den Preis bestimmt, nach Gutdünken die Produktion beschränkt, Arbeiter entlassen oder Neger gegen miserable Bedingungen angestellt. Plötzlich war nun ein Leck entstanden im festgefügten Bau des Syndikats. Jetzt konnte kein Ingenieur, keine Verbilligung oder Verbesserung des Minenbaus helfen, da half nur der Mann mit der Füllfeder und dem Scheckbuch. Die südafrikanische Regierung war bereit, den Herren in London sofort zu helfen. Schon nach wenigen Monaten gelangte die „Precious Stones Bill" zur Annahme, die der südafrikanischen Regierung das Recht einräumte, eine permanente Kontrolle über die Ausbeutung aller Felder auszuüben, ferner die schon gegebenen Lizenzen wieder zurückzuziehen und die Quantität der Produktion zu bestimmen.

Herr Mandelbaum kommt jetzt an den Tisch, an dem der Fremde sitzt. Er hat einen Neffen in Berlin, der im Romanischen verkehrt, und weiß also, was für einen Wert eine Pointe in einem Artikel haben kann. Er hat eine Pointe und bietet sie dem Journalisten an. „Bestimmt wissen Sie nicht, wer unser Kollege Scharf war, der vor ein paar Monaten gestorben ist? Ein kleiner Diamantier, dessen Name vor 25 Jahren der meistgenannte in Europa war, ein Mann, der jedes Jahr nach Ungarn fuhr, zum Grabe seiner Eltern, die er in den Tod getrieben. Kein anderer war er als Moritz Scharf, der falsche Kronzeuge im Ritualmordprozeß von Tisza-Eßlar."

Der Fremde hat jetzt seine Pointe und geht. Mehr als je weiß er, daß der Diamant keinen Seltenheitswert hat, sondern nur einen fiktiven. Dafür sorgen die Herren in London. Vorläufig fließt der Gewinn hauptsächlich in die Taschen derer, die so viele, viele Anstürme abwehren können, nur nicht den Sturm der Digger und Nigger, die in Südafrika, Brasilien und Guyana kilometerweit das Gestein und die Erde durchfahnden müssen, nur nicht den Sturm derjenigen, die es begreifen, daß die Nutznießer der Gesellschaftsordnung protzig ihre Frauen mit dem kostbaren Gestein behängen und damit noch eine wertbeständige Kapitalanlage verbinden.

So lange das geht, wird die Rue du Pélican das Weltzentrum des Diamantenhandels bleiben.



Irmgard v. Reppert

Volkslied vom Matrosen

Auf der Elbe bin ich gefahren
am achtundzwanzigsten Mai,
schöne, junge Mädchen habe ich geliebt
des Nachts um zwei und um drei.

Eins von diesen Mädchen wollte
gar zu gerne mit mir gehen,
aber sie konnte vor lauter Weinen
den Weg nicht mehr sehen.

Kehre um, getreues Mädchen,
denn der Weg ist für dich zu weit,
und der Tag fängt schon an zu grauen,
und was sagen dann die Leut.

Wenn du Lust, an mich zu schreiben,
so versiegle den Brief mit Lack,
und mein Schiff, das steht am Rheine,
und mein Name, der ist Jack.

Sollt ich sterben auf dem Wasser,
so bekommst du einen Schein,
dann erbrichst du das schwarze Siegel
und betrauerst mich allein.

Sollt ich sterben im Hospitale,
dann begräbst du mich hübsch und fein,
dann bekomm ich von meinem Gelde
einen schönen Leichenstein.

(Mitgeteilt von Wilhelm Köhler).



Walter Herzberg

Der Meister der Pétomanie

Aus den Erinnerungen eines fahrenden Künstlers

Von

Willy Wolf Rudinoff

Es war im Mai 1891. — Nun waren endlich die großen akademischen Ferien nahe! Ich bereitete mich vor, diese drei Monate gut auszunutzen und möglichst so viel Geld in dieser Zeit zu verdienen, um wenigstens während der ersten drei Monate meiner Studien in Paris sorglos zu leben. Von dem Geld, welches ich in den beiden Lokalen in München als Negro-Excentrique „Jacques Williams" verdient hatte, besaß ich noch dreißig Mark. Das war allerdings kein Betriebskapital, um eine „Kunst"-Tournee zu unternehmen. Wedekind, dem ich von meinen Plänen Mitteilung gemacht hatte, wollte mitkommen. Einmal gedachte er, mit der Laute begleitet (es war nur eine ganz ordinäre Gitarre), seine unheimlich grandiosen Dirnen-Balladen zu singen und im zweiten Teil zwei seiner Prosastücke oder Dramenfragmente vorzulesen. Nun wäre es mir gewiß angenehm gewesen, einen so eigenartigen und feingeistigen Kameraden mitzunehmen, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Ich brauchte vollkommene Aktionsfreiheit. Wenn Wedekind mitgekommen wäre, hätte ich seinetwegen für fortlaufende Engagements sorgen müssen. Das wäre mir eine Last gewesen. Ich wollte wohl an den schönen bayerischen Bergseen, in Tirol und in der Schweiz eigene Vorstellungen geben, aber am Tage wünschte ich von dem Duft der Virginias, die Wedekind rauchte, von den Gesprächen über Kunst und Literatur bei Kaffee und Kognak, Absinth, Whisky und sonstigen Beduselungen des Gehirns, möglichst entfernt zu leben. Ich wollte keine vertrackten Theorien mehr hören, auch wenn sie noch so geistreich wären. Ich wollte einmal zu mir selbst kommen.

Nachdem ich im „Fürstenhaus" am Achensee einen Abend veranstaltet hatte, zählte ich meine Barschaft und fand, daß ich hier einige Tage ohne aufzutreten malen könne. An diesem Tage malte ich zum erstenmal in meinem Leben eine Gebirgsseelandschaft, so mitten drin in all der Schönheit! Ach, wie genoß ich diesen Tag der unerhörtesten Glückseligkeiten! Ich konnte es kaum glauben, daß ich, der von einem jähzornigen Vater mit Leibriemen, Kantschu und Möbelausklopfer vielverprügelte Knabe, der von den Studierenden der Berliner Kunstschule verhöhnte, der gern geohrfeigte und zum Laufjungen degradierte „Konfektions"-Lehrling, nun hier in dieser Herrlichkeit verweilen könne! Das Blau und das Gelbgrün der Bäume am See, die Wolken, die Wiesen, den Gesang der Vögelchen, das alles sollte ich genießen können gerade so wie die reichen Damen und Herren, die im großen Hotel wohnen! Das war ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen!

Da Ölfarben zu lange brauchen, um „durchzutrocknen", und Aquarell bei einem geschickten Anfänger leicht zum „Chicé", wie man in Paris sagt, verleitet, so arbeitete ich in Gouache. Da gab es keine effektvollen Zufälligkeiten wie beim Aquarell und keine Verleitung zum Kraftmeiertum wie bei der Ölmalerei.

Als die schönen Tage am Achensee vorüber waren, fuhr ich nach Innsbruck und gab eine sehr gut besuchte Vorstellung. Mein Überschuß betrug achtzig Gulden. Mit diesem Geld in der Tasche ging ich auf einen ganzen Monat hinauf in die Berge. In einer Almhütte fand ich Unterkunft.

Der Herbst war da. Ich mußte wieder hinunter ins Tal zu den Menschen. Diesmal waren es Schweizer Menschen. Sie saßen in rauchigen Kneipen, tranken ihren „Zwier wiies", spielten Karten und ließen sich mal von einem Zauberkünstler was vormachen, mal von einem französischen Komiker die neuesten Zweideutigkeiten erzählen oder von einer Tiroler Sängergesellschaft anjodeln. Eintrittsgeld durfte zu all diesen „Soireen" nicht erhoben werden. Die Schweizer kaufen keine Katze im Sack. Erst die Ware und dann das Geld! Alle diese fahrenden Leute mußten „absammeln" gehen. Ich empfand es als eine ganz besondere Qual, bei jeder Vorstellung unter den Klängen eines von meinem Klavierspieler fortissimo heruntergedonnerten Marsches, vier- oder fünfmal mit dem Teller zu jedem Gast zu gehen. Einige der Herren Schweizer waren sehr dickhäutig. Obgleich sie schon eine Stunde meine Darbietungen „genossen" hatten, sagten sie doch: „Wir sind chrad ebbe kommen!" Oder auch: „Ich will ihre Kunscht gar nit sehe, ich will nur hier mei Café trinke!"

Es interessierte mich aus rein künstlerischen Gründen, das Wesen dieser Menschen zu beobachten. In diesem Kampf um ein Zehncentimestück lag so viel Komik, daß ich schließlich das Würdelose meiner Situation gar nicht mehr empfand. Ich ging in stolzer Haltung, ohne zu lächeln, ohne ein Wort zu reden, mit meinem Teller herum, wie ein König, der für einen guten Zweck von seinen Untertanen Gelder einsammelt. Es kam vor, daß ich Gästen, die so taten, als sähen sie mich nicht, wenn ich mit meinem Teller kam, nach „par dessus le marché" einen Schoppen Wein durch den Kellner an den Tisch schickte.

In Straßburg fand ich endlich wieder ein Engagement in einem großen Varieté. Ich brauchte nun nicht mehr in Kneipen zu arbeiten und bei Nacht mit einem Schubkarren meine „Klamotten" ins nächste Spiellokal zu schaffen. Ich brauchte nicht mehr, wie in Basel, mit Marktbettlern, Taschendieben, Drehorgelspielern und Vagabunden in einem Raum zu schlafen. Ich hatte ein vierwöchiges Engagement und konnte, ohne Sorge für den nächsten Tag, wieder malen, in die Wälder gehen und mit den Vögelchen in ihrer eigenen Sprache reden. War ich denn nicht *le célèbre imitateur du chant d'oiseaux?* Wenn ich im Walde sitzend den Nachtigallenschlag nachahmte oder eine von mir frei erfundene Tonkombination pfiff, so antworteten „Amsel, Drossel, Fink und Star, ja die ganze Vogelschar". Immer näher und näher kamen sie, denn die Waldvöglein sind neugierig wie die Frauen, die in Scharen in die Oper rennen, sobald ein neuer Tenor gastiert. Ich konnte wieder davon träumen, doch noch einmal so viel Geld zu haben, um in Paris studieren zu können.

*

Ich bekam einen Monatskontrakt für das „Eldorado" in Antwerpen. Im Salon des kleinen Artistenhotels, in welchem das ganze Programm logierte, sah ich einen kleinen etwa achtjährigen Knaben mit einer Marionettenfigur hantieren. Er sprach mit seiner Puppe in einem Französisch „du Midi", welches die Akzente der „Cannebière" in Marseille verriet. Ich fragte den Knaben: „Est-ce que tu es aussi un artiste, mon petit?"

„Oh, non Monsieur, pas moi, mais mon père, il debute ce soir comme grande vedette a l'Eldorado!"

„Qu'est ce qu'il fait ton père?"

„Ah, Monsieur, mon père est ‚Pétomane'!"

Damit lief er aus dem Zimmer und ließ mich mit einem Rätsel allein: Pétomane, Pétomane? — Was konnte das für ein Künstler sein? — Um mir Aufklärung zu verschaffen, wollte ich den Wirt fragen, der hinter der Bar stand. Richtig, da hing ein schmaler langer Zettel, der in blauer Schrift das Monatsprogramm anzeigte. Nur eine Nummer war in roten Buchstaben besonders hervorgehoben: ATTRACTION EXTRAORDINAIRE!!! „LE CÉLEBRE PÉTOMANE"!!! LE BARITON FIN DE SIECLE!!! LE CREATEUR DU GENRE !! UNIQUE AU MONDE!! Ich bat unseren Hotelwirt, der, wie die meisten Belgier seiner Klasse, jeden Fremden „duzte", um Auskunft. Er lachte mich aus und sagte: „Mais, Monsieur, tu ne sais donc pas qu'est ce que c'est un Pétomane? — Ca c'est drole par exemple! Laissez moi vous expliquer! — — Voyons — — un pétomane est — — eh bien — — est un homme qui parle une langue tout-à-fait spèciale-il est merveilleux ce type là!" — Und wieder lachte er aus vollem Halse.

Nun mischte sich die kleine mollige junge Frau des Hotelwirtes, welche empfand, daß ich immer noch nicht im Bilde war, in unsere Unterhaltung. Sie konnte

Photo Grögl

Sudan-Giraffe

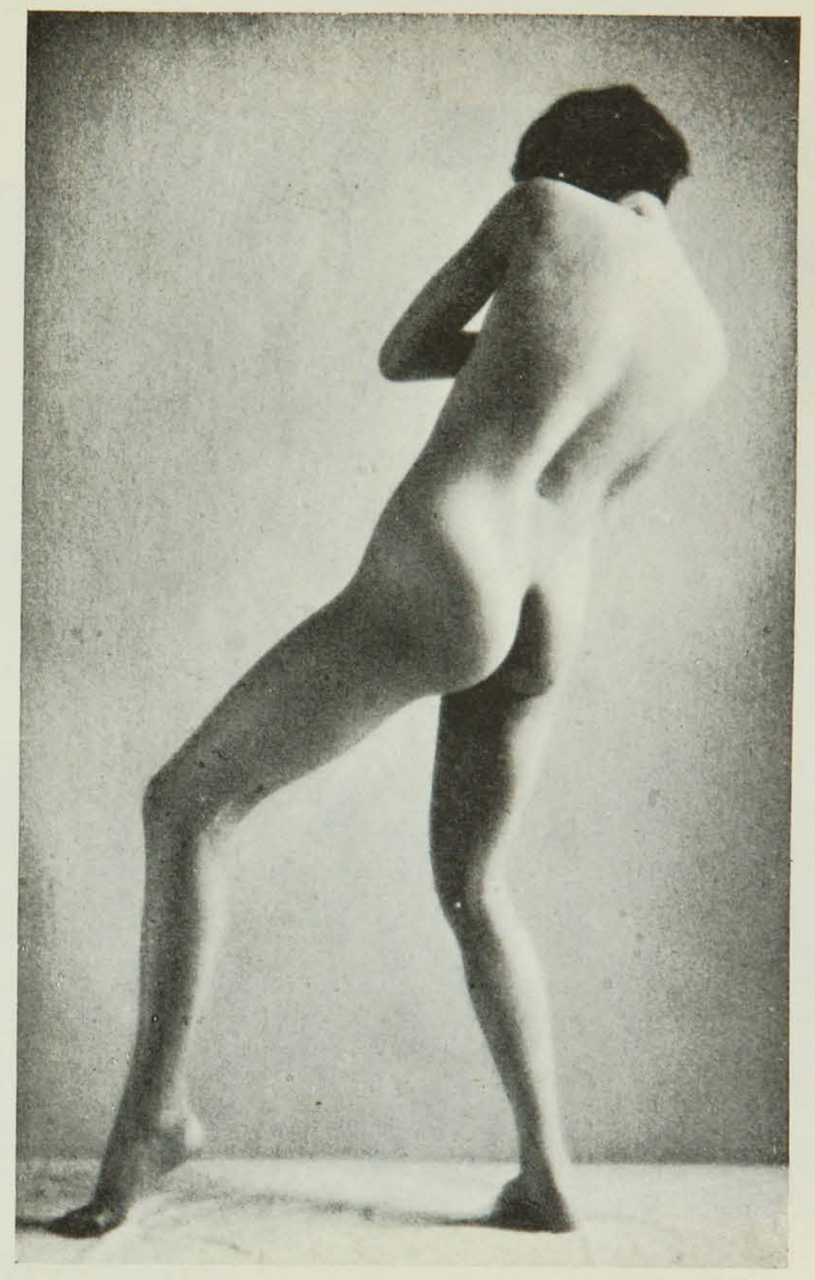


Photo D'Ora

Wiener Tänzerin

Berliner Künstlerwirte

Rudolf Schlichter, Max Schlichter (Oel)

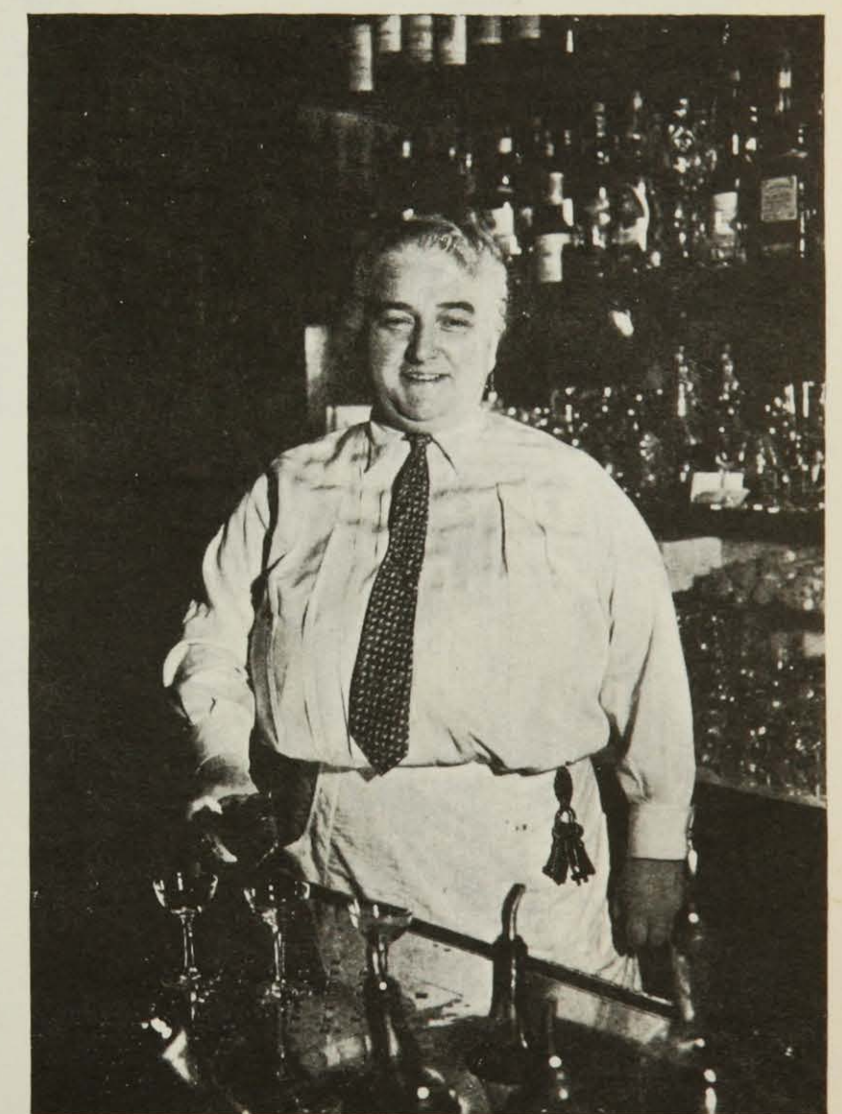


Photo Ullstein

Die Maenz

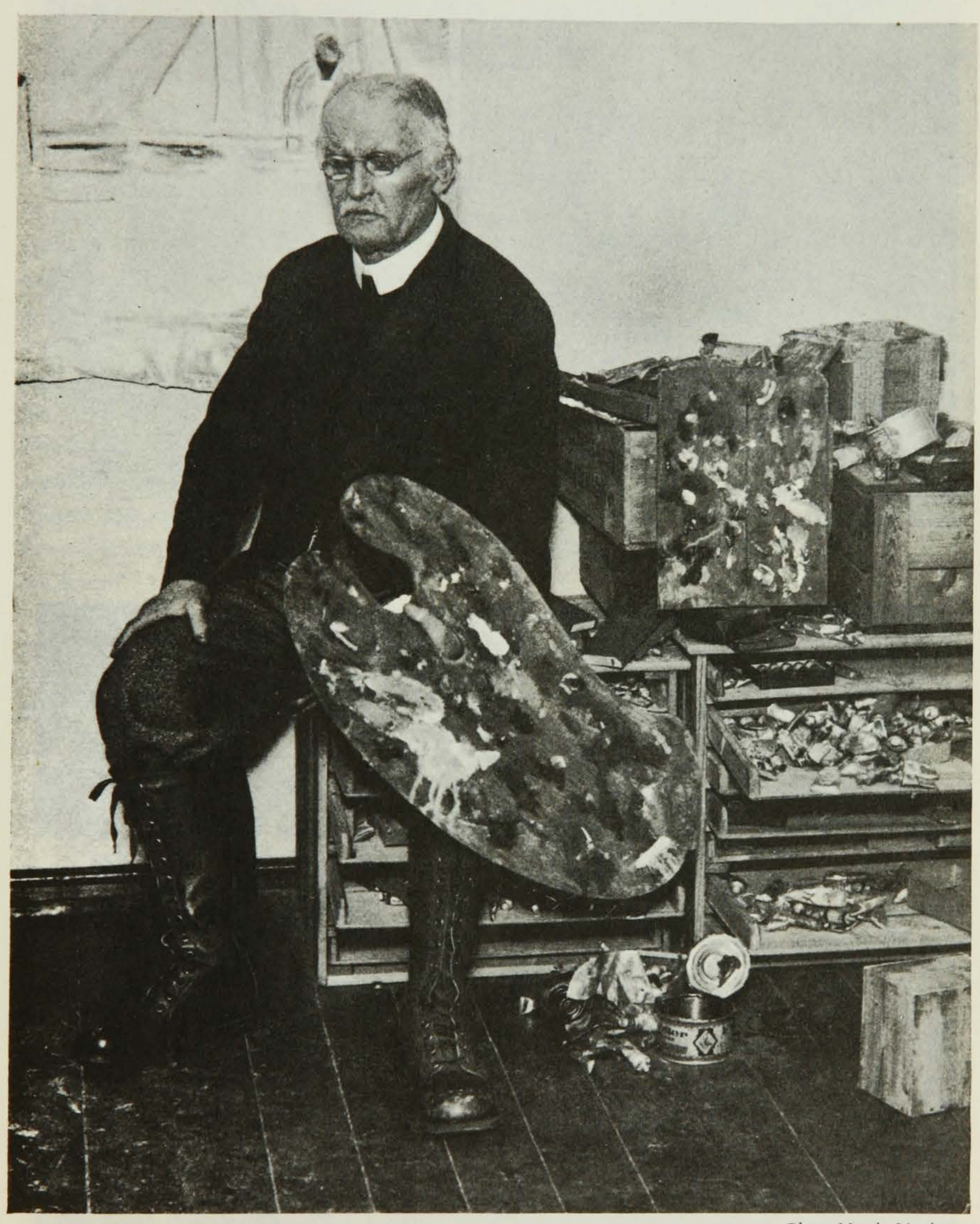


Photo Martin Munkacsy

Edvard Munch



Sammlung H. Ausstellung Paul Cassirer, Berlin

Edvard Munch, Szene aus „Gespenster“ (Oelbild)



Photo Martin Munkacsy

Munchs Atelier in Skojen bei Oslo

ein merkwürdig klingendes gebrochenes Deutsch reden, ein Potpourri von elsässischem und Kölner Dialekt, welches mit Antwerpener Französisch durchschossen war. Während sie hinter der Bar Gläser wusch, rief sie mir zu: „Mais, Monsieur, ein Pétomane das ischt nämlich ein Künschtler, der wo Bariton singt, aber ganz gewiß net mit dem Maul, aber grad von da, wo du druf sitze tuhst, Monsieur! Der bläst dir ganze Märsch' und Overtiere von derer Seite, wo man sonst gar net singe tut! Deux cent francs par jour! Deux cent francs par jour! C'est tout-de-même quelque chose. Nur blos weil er so kinschtlich blase kann!"

Ist es verzeihlich, daß ich nun auf die Nummer unseres Stars neugierig geworden war? — „Le moment suprême" nahte. Mit einem „Allegro majestoso" des Orchesters betrat er die Bühne. Ein großer, schlanker, man mußte sagen, elegant aussehender Mann von etwa dreißig Jahren. Roter Frack, schwarzseidene Kniehosen, a la „Kamhill" (ein Varietésänger, der damals die Herrenmode in Paris diktierte), seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, ein kleines schwarzes Schnurrbärtchen, kurz geschnittenes Haar und kleine, listig blickende Augen. Bevor er zu sprechen begann wie ein gewöhnlicher Sterblicher, trompetete er einen Heroldsruf zur Begrüßung des Publikums in den Saal. Dann aber, gleichsam die nur ihm eigene Sprache der Natur ins Vulgäre übersetzend, beginnt er seinen Speech mit folgenden Worten: „Bon soir, Mesdames et Messieurs! Je me présente come Bariton fin de siècle. C'est absolument hygiénique et sans la moindre inconvénience!"

Nun hielt er einen kleinen Vortrag und erklärte: „Ich atme die reine Luft dieses Theaters ein und gebe sie in Musik verwandelt wieder der Welt zurück! Niemand wird dadurch belästigt, meine Damen und Herren! Die Luft in diesem Raum bleibt so rein wie im Paradies, als Adam der Apfel von der Eva angeboten wurde. Die Damen des Quartiers St. Germain wollten es kaum glauben, als ich mich bei einem Wohltätigkeitstee der Pariser Aristokratie als Phänomen des Jahrhunderts vorstellen durfte! — Aber fangen wir an, Herr Kapellmeister!"

Das Orchester spielte nun einen Marsch. Der Tonkünstler übernahm hierbei die Baßposaune. Sodann imitierte er das Knattern eines Maschinengewehrs, die Seufzer einer „vierge" hinter den Mauern eines Erziehungsinstituts, und schließlich das Grollen seiner Schwiegermama. Noch niemals habe ich solche Lachstürme in einem Theater erlebt wie an diesem Abend! Man lachte nicht mehr, nein, man schrie, brüllte, quietschte vor Vergnügen!

Nun ging er ins Parkett und verkaufte, nach der Art von Schaubudenkünstlern, Postkarten mit seinem Porträt für den Preis von zwanzig Centimes. Das hatte er sich kontraktlich ausbedungen. Bevor er jedoch damit begann, teilte er dem Publikum mit, daß er sich auf seine besondere Art bedanken würde, falls jemand der geehrten Damen oder Herren ihm für sein Porträt fünfzig Centimes geben würde! Um so seltenen Dank zu ernten, opferte so mancher einen halben Frank . . .

Als ich einige Jahre später in Paris Schüler der Académie Julian war, besuchte ich mit einer Dame der Petersburger Hofgesellschaft, weit draußen, wo das Quartier

Montparnasse endet, einen Jahrmarkt. Auf diesem Rummelplatz hatte auch unser Star aus Antwerpen ein eigenes Schauunternehmen. Er gab zwanzig Vorstellungen täglich, die, wie mir sein Manager erzählte, vollkommen ausverkauft waren. Er war inzwischen ein Millionär geworden. Ich erfuhr, daß er Pujol hieß und ein Bäckergeselle war, bevor er sein Talent entdeckte. Natürlich war er aus Marseille. Das vornehmste Publikum von Paris stürmte seine Bude. Die besseren Zwei-Frank-Plätze waren nur im Vorverkauf zu haben. Es war nicht mehr der Geist, der die Menschen von Paris erschütterte, sondern die in ungeheuer groteske Wirkung gewandelte Luft.

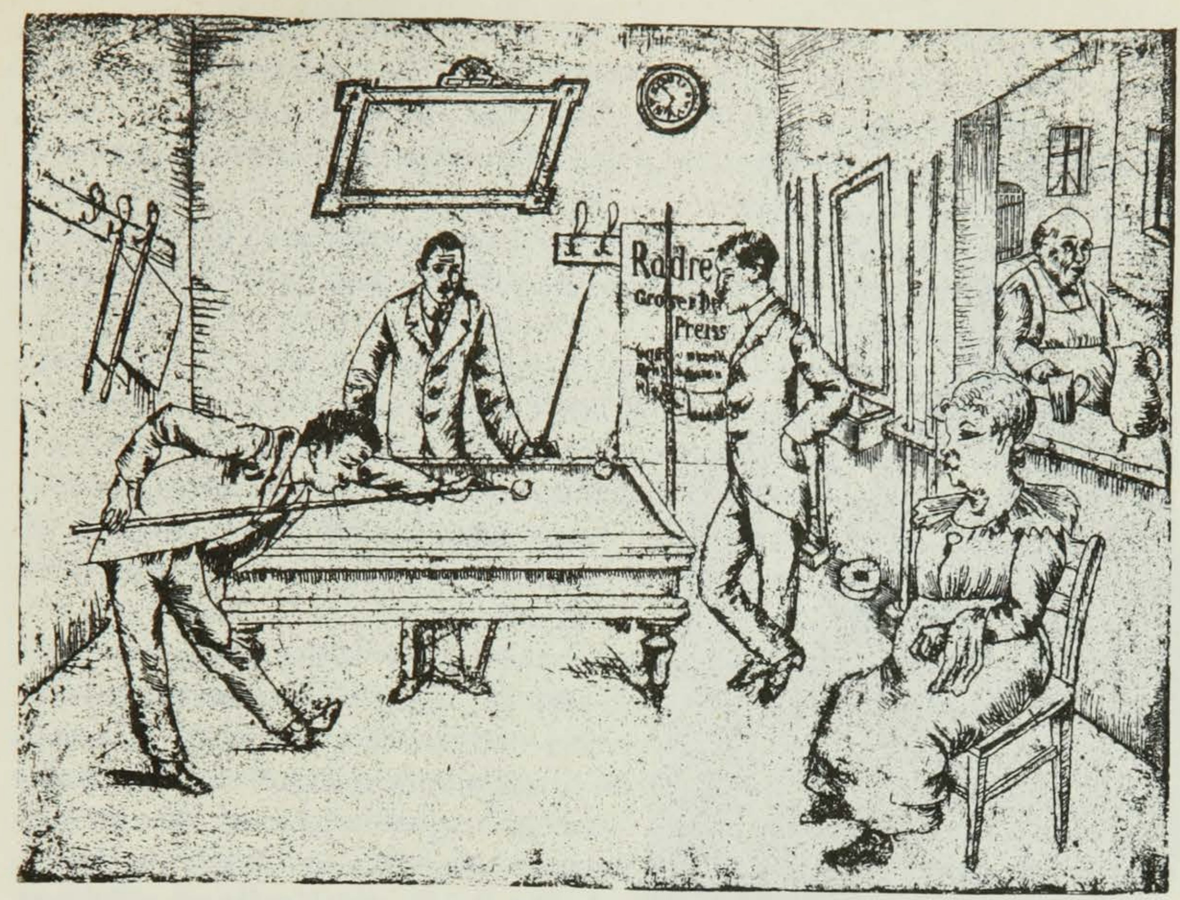
Als ich, ungefähr fünfzehn Jahre später, „Tenor" studierte, um meinem Leben eine musikalische Abrundung zu geben, erinnerte ich mich an Monsieur Pujol. Alle meine Gesangsmeister bemühten sich, oft mit ganz merkwürdigen Methoden, den Ton „nach vorn" zu bringen, wie man das gesangstechnisch nennt. Der eine lehrte, ich müßte immer „Ming-ming-ming" machen, ein zweiter, mein Lehrer in Paris, der mir dafür siebenhundertfünfzig Frank im Monat abnahm (im voraus zu bezahlen!), lehrte, nur dadurch, daß man die Nasenlöcher zukneift, käme der Ton „nach vorn". Mein Dresdener Lehrer, dessen Spezialität es war, gute gesunde Baritonstimmen in verkraxte Tenöre umzuwandeln, meinte wieder, daß man den Mund überhaupt fest zuhalten müsse, um den Ton „nach vorn" zu bringen! Lilli Lehmann aber lehrte, die einzige Übung, welche den Ton „nach vorn" bringt, sei: Jing-Jeng-Jong-Jung zu machen.

Unter meinem Studierzimmer befand sich der Laden eines kleinen Antiquitätenhändlers. Eines Morgens, ich übte grade wie ein Wahnsinniger mein Jing-Jing-Jing-Jeng-Jong, klopft jemand an meine Tür. Ein kleiner alter jüdischer Mann mit spärlich grauem Bart und einem Samtkäppchen auf dem Schädel steht auf der Schwelle meines Zimmers. „Bitte, womit kann ich dienen?"

„Ach, mein Herr, ich nehme an, daß Sie Professor der orientalischen Sprachen sind und chinesische Vorträge halten. Auch meine Frau hat gesagt, der Herr über unserem Laden deklamiert chinesisch, der wird dir gewiß sagen können, ob die chinesische Vase aus der Ming-Periode ist oder nicht." Er packte eine alte chinesische Vase aus, die er unter dem Arm getragen hatte. Ich wehrte lachend ab: „Nein, lieber Herr Salomon, davon verstehe ich nichts. Was Sie und Ihre Gattin für Chinesisch halten, sind nur Übungen, um beim Singen den Ton gut „nach vorn" zu bringen, sonst dringt der Ton nicht durch ein großes Orchester."

Herr Salomon wiegte seinen alten, klugen Kopf hin und her und sagte: Merkwürdig, merkwürdig, was die Leute jetzt alles erfinden. Mein seliger Vater war doch ein berühmter Chassen (Vorbeter) in Plotzk, und wenn er sang so hoch hinauf und dreidelte wie a Lerchen, hat man's gehört bis in Himmel! Aber er hat niemals Ming und Mang und all die chinesischen Werter geschrien!"

„Ja, lieber Herr Salomon, ich kannte auch mal einen Mann, einen Franzosen, der wurde sogar ein Millionär als gewöhnlicher Bariton, der brauchte sich niemals zu bemühen, seinen Ton ‚nach vorn' zu bringen. Er ließ ihn da, wo er war!"



A. W. Dreßler

Fröhlicher Abend

Von

Carl Dreyfuß

In dem kleinen schmalen Saal des „Cabaret und Ballhaus CLOU“ sind die beiden Seitenwände in jeweils sechs Logen abgeteilt, der freie Platz in der Mitte dient als Tanzfläche, rotes, von unten elektrisch beleuchtetes Glas bildet den Boden. Die Musikkapelle sitzt in einer Nische aus Spiegeln im Hintergrund.

Die Bocholter Herren finden, als sie eintreten, sie seien zu früh gekommen, erst vier Tische seien besetzt. Aber bald nach dieser Beschwerde füllt sich das Lokal, der Tanzbetrieb beginnt. Noch drehen sich die Tänzer stumm mit ihren Damen, sie wissen nichts zu reden. Wenn sie nach dem Tanz klatschen, wiederholt die Kapelle den Schlager, die Paare setzen sich von neuem in Bewegung und gehen dann wortlos an die Tische zurück.

Als ein Tusch ertönt, öffnet sich die Spiegeltür neben dem Eingang, der Ansager eilt, von Scheinwerfern beleuchtet, auf die Tanzfläche.

„Meine Herrschaften, ich gestatte mir, die heutige Vorstellung hiermit zu eröffnen und begrüße Sie alle, indem ich Ihnen für Ihr freundliches Erscheinen verbindlichst danke. Direktion und Künstler heißen Sie herzlich willkommen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie einen fröhlichen Abend verleben werden. Die Sorge

ist gebannt, das Spiel beginnt, und schon ist man gespannt. Sie werden hier noch nie gesehene Sensationen erblicken, eine Serie aufgehender Stars in einem Programm. Ganz neuartige Lichteffekte erhöhen den Eindruck und die Stimmung. Täuschung, aber keine Enttäuschung. Die maschinelle Anlage ist von der Firma Steinle & Co., Essen, geliefert."

Der Kellner serviert den Sekt und fragt, ob die Herren allein bleiben wollen. Die Bocholter lehnen heftig ab, man bitte natürlich ein paar Damen an den Tisch. Der Kellner beeilt sich beflissen.

„Unser Programm bietet Ihnen alles, was geographisch überhaupt zu finden ist. Weltreisende, denen ein freundliches Schicksal den Weg in zauberische Regionen geöffnet hat, haben Berichte geschrieben. Sie müssen Sie nicht lesen. Filme aus fernen Landen können Ihnen nur wenig zeigen, es bleibt ein Bild, Erlebnis ist alles. Das 20. Jahrhundert kennt keine Entfernungen, so haben wir Ihnen die größten Attraktionen der Welt hierhergebracht, damit Sie selbst sehen und erleben können."

Wenn die Musikkapelle einen Tango spielt, ist die Beleuchtung rot. Dann sehen die roten Sofas in den Logen gelb aus, die Wände sind hellblau gestrichen. Das junge Fräulein im weißen Seidenkleid und der junge Herr im schwarzen Anzug sitzen sich schweigsam gegenüber, rauchen viele Zigaretten und trinken aus hohen Gläsern mit Strohhalmen. Manchmal sagen sie „Prost", dabei schlägt der Herr die Absätze zusammen. Eine Sängerin bringt Wiener Lieder zum Vortrag und geht beim Singen von Tisch zu Tisch. Das Publikum lacht über ihre Scherze. Auch die Bocholter Herren finden es jetzt hier ausdrücklich köstlich, sie trinken ihren Damen zu.

„Der Menschen Verlangen nach dem Traum der Schönheit wird solange bestehen, wie die Welt unvollkommen ist, also ewig. Der seltsame Osten, das geheimnisvolle Asien, besitzt fürchterliche Gifte, um sich Gaukelbilder der Seligkeit zu verschaffen. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit für Jolanthe, die indische Opiumtänzerin."

Die hätten sie schon einmal in Berlin gesehen, berichten die Bocholter Herren, das sei eine fabelhafte Frau, überhaupt Berlin. „Ja, Berlin!" seufzt eine der Damen am Tisch, da sei wohl mehr los als hier, wo die Arbeit so anstrengend sei. Eine andere berichtet ihrem Nachbarn: Nein, von ihren Eltern wisse sie nicht mehr viel, sie habe zu Hause noch eine Fotografie, ihr Brautbild. Ihre Schwester sei jetzt gut verheiratet, aber sie sei eine schlechte Schwester. Sie habe jetzt eine Wirtschaft am Rhein, seitdem wolle sie nichts mehr von ihr wissen. Der Bruder aber sei schon lange in Amerika, vielleicht tot, vielleicht sehr reich. Weihnachten vor einem Jahr habe sie die letzte Ansichtskarte von ihm bekommen, eine mit der Freiheitsgöttin aus New York.

Der Ansager verbeugt sich vor fünf älteren Herren, die eben das Lokal betreten. „Ich begrüße die verehrten Herrschaften, die inzwischen gekommen sind, spät, aber nicht zu spät. Unsere nächste Attraktion führt Sie mitten hinein in Yoshivara, die phantastische Liebesstadt der Japaner. Sie werden die kleinen Geishas bewundern können mit den echten Lampions, mit denen sie durch die Stadt ziehen, Poesie gewordene Wirklichkeit wie der weiße Frühlingsschnee der japanischen Kirschblüte. Die Geishagirls gestalten Kult und Lust des fernen

blauen Donau" persönlich nach Boston. Die musikalische Sättigung des Sohnes geht also auf den Vater zurück; den Knaben, der künftig in Glorien machen sollte, finden wir in einer Luft, gesättigt mit Beethoven und Bach. Überraschen muß daher, daß seine erste Leistung eine Vorführung von Eugene Sandow, dem „vollkommenen Manne", war.

Es ist noch von einer früheren Verbindung mit den Brettern die Rede, doch ist sie unsicher. Als Junge soll Ziegfeld zu dem Buffalo-Bill davongerannt sein, er selbst erklärt das Gerücht mit einem auf einem Vieh-Ranch in den Weststaaten zugebrachten Jugendjahr. Nach seinen Neigungen könnte man dies wohl vermuten. Er ist ein glänzender Reiter, ein bemerkenswerter Schütze, ein leidenschaftlicher Angler. Als er vor Jahren in Atlantic City spielte, verblüffte er seine Leute durch ungezählte herabgeholte Thon-Tauben und durch Reiterstückchen und ähnliche Streiche, die er, mit dem ernstesten Gesicht, auf dem friedlichen Sandplatz vor seinem Theater vollführte.



A. Birnbaum, Ziegfeld

Am Tanz hat er immer gleich wie am Theater Interesse genommen. In seiner Jugend war er berühmt als Vortänzer der Cotillons in Chicago, auch leitete er die Liebhaberaufführungen eines feinen Ruderclubs. Zur Zeit der Weltausstellung wurde er im Alter von dreiundzwanzig Jahren von seinem Vater ausgesandt, für das dortige Trocadero ein Orchester zusammenzubringen. Damals trat der Athlet Sandow in dem New Yorker Casino-Theater auf; Mauricio Grau, Impresario der Großen Oper von New-York, war sein würdevoller Manager. Ziegfeld hatte nur fünfzig Dollars in eigener Tasche und hinter sich die schlechten Geschäfte in Chicago, aber er entschloß sich, Sandow zu „übernehmen". Statt eintausend Dollar wöchentlich bot er so und so viel Prozent. Die wöchentlichen Einnahmen des väterlichen Trocadero hatten bis dahin durchschnittlich 2000 Dollar betragen. Nun ließ Ziegfeld den Athleten in Zirkus-Aufmachung los und erzielte 28000, mitunter 36000 Dollar. Dann brachte er (man weiß nicht wie) zwei große Damen, Mrs. George Pullmann und Mrs. Potter-Palmer, dazu, den Athleten in seiner Garderobe aufzusuchen, und damit war es allen anderen Damen der Chicagoer Gesellschaft Recht und Pflicht, oben auf der Bühne Sandows Muskeln zu befühlen; was nicht wenig Interesse erregte. Drei Jahre lang war dann Ziegfeld Sandows Manager, der sich nichts entgehen ließ. In San Francisco verbot die Polizei den angekündigten Kampf eines Löwen mit einem Bären;

Ziegfeld bot sofort einen Kampf Sandows mit dem Löwen an! Das brachte ihm für diesen einzigen Abend 18000 Dollar in die Kasse, obgleich der Kampf gar nicht zustande kam — denn nicht Sandow zog sich zurück, sondern der Löwe.

Im Jahre 1889 hörte Ziegfeld eine junge Französin in einer englischen Revue singen: „Won't You Come and Play With Me?" Sein „vollkommener Mann" hatte damals die Anziehungskraft eingebüßt, so machte Ziegfeld die Sängerin zu seinem neuen Star. Sie hieß *Anna Held*, war wohl die Tochter nach Paris verzogener polnischer Eltern, mit acht Jahren Straßensängerin, mit zwölf auf dem Brettl und mit sechzehn Jahren Revuestar. Sie gedachte die Sarah Bernhard als Tragödin zu übertreffen, und — der Reporter blüht in Paris nicht minder als in New York — zu diesem Ende besuchte sie die Pariser Spitäler und studierte alle ihre Schrecken. Doch nur ein einziges Mal, in der erwähnten „Mademoiselle Napoléon", erreichte sie ihr Ziel. Ziegfeld war inzwischen, im Jahre 1896, Theaterunternehmer geworden, und er ließ sie danach noch in einer Reihe seiner „Französischen Revuen" auftreten. Der letzte und wohl berühmteste war die „Miß Innocence". Diese Darbietungen waren von leicht zweifelhaftem Ruf, doch die Lebhaftigkeit, das Augenspiel, das Kopfwinken, der fremdartige Gang von Miß Held bildeten für eine ganze amerikanische Generation das Bild der Französin und machten noch größeren Eindruck als die große Sarah Bernhard. Wozu die Begabung nicht reichte, das konnte doch die Reklame schaffen, und sie tat es. Die Geschichte von Anna Helds Bädern in Milch bildet den ersten Gemeinplatz in der Geschichte der Bühnenpresse. Doch nur wenige wissen, wie listig die Sache gemacht wurde. Die Presse war auch damals an sich mißtrauisch. Ziegfeld also las einmal im „Figaro", daß eine Pariser Schönheit ein Bad in Eselsmilch genommen habe. Darauf bestellte er unverzüglich bei einer Meierei so und so viel Eimer Milch für Anna Held im Hotel Netherlands. Vielleicht wurde das Bad auch wirklich genommen: der schlaue Ziegfeld aber wußte, daß die Sache damit noch nicht gemacht war. Er richtete es so ein, daß die Meierei Miß Held auf Zahlung klagen mußte. Die Notiz von dem Prozeß wurde dann leicht in alle Zeitungen gebracht, und die Reporter machten die beabsichtigte internationale Sensation daraus. Nach dieser „Miß Innocence" aber trennten sich die Wege von Ziegfeld und von Anna Held. Sie kehrte zunächst nach Paris zurück und lebte nur noch bis 1918. Entgegen der allgemeinen Meinung, ist sie in keiner der späteren Ziegfeld-Follies aufgetreten.

Diese „Follies", neben der Minstrael-Show wohl die bekannteste amerikanische Bühnenmache, begangen im Winter 1907-08. Ziegfeld war damals mit Joe Weber zusammen, hatte sich von diesem auszahlen lassen und ging nach Europa, von „Wanderlust" ergriffen, wie er sich wörtlich und romantisch genug ausdrückte. Doch die Wanderlust trug fürs erste Zinsen. Ziegfeld gewann, in Monte Carlo, Biarritz und den anderen Spielsälen, gegen eineinhalb Millionen Dollar, davon einhunderttausend auf einem Sitz. Aber er gab sein Geld wieder aus und kehrte ausgebrannt nach Amerika zurück. Nur in seinem Kopf brachte er ein noch größeres Vermögen heim, das genaue Erinnerungsbild der „Folies Bergère", mit dem festen Entschluß, in Amerika ähnliches zu unternehmen. Die erste der „Follies" kostete ihn 13000 Dollar für die Herstellung und 38800 Dollar



Photo New York Times

Der Revuedirektor Florenz Ziegfeld (rechts) mit dem Revuestar Marilyn Miller und dem Komponisten George Gershwin (am Klavier)

Photo Reutlinger
Die Soubrette Anna Held (New York, Ziegfield Follies)



Photo Keystone View
Die Sängerin Anny Ahlers (Berlin, Metropol-Theater)

Paris, Ausstellung Castel

Rudolf Großmann, Der Maler Hans Purmann (Oel)

Augustus John, Henry John (Oel)

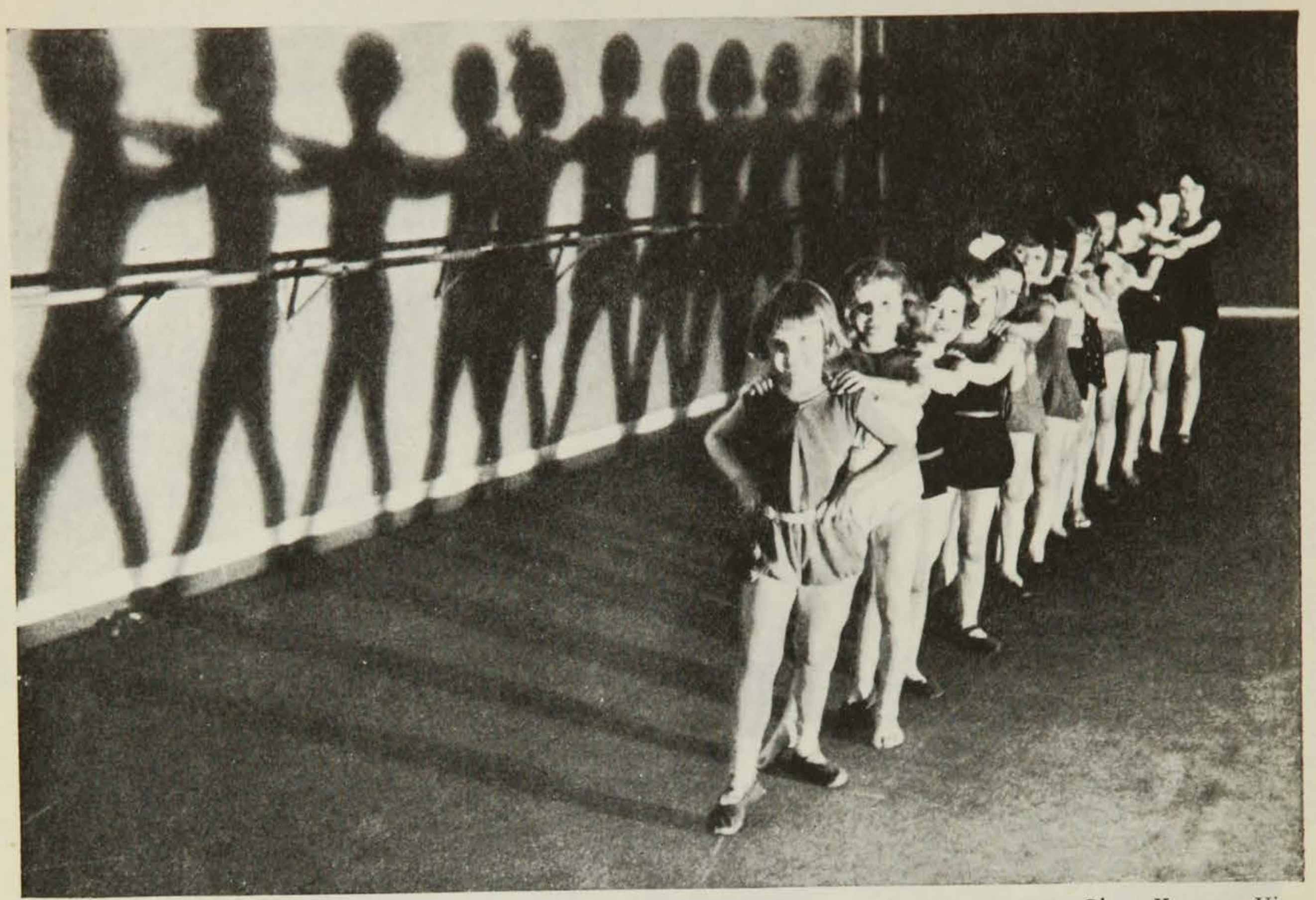


Photo Keystone View

Kinderballett der Städtischen Oper, Berlin

Photo Society u. Sport Press

Zuschauer eines Aufzugs in London

wöchentlich im Betrieb. Zwanzig Jahre später waren die Herstellungskosten aufs Zwanzigfache gestiegen, die laufenden Kosten machten wöchentlich 25000 Dollar aus, nur der Gewinn war nicht mehr gleichbedeutend. Die ersten „Follies“ hatten einen gewissen Zusammenhang und eine Tradition. Jahre hintereinander traten dieselben Stars auf, und mindestens in den ersten drei Stücken findet sich der gleiche frühe Typ der „Glorification“. Unter Annabelle Whitford vollführten die glänzenden Chordamen ihre Siegeszüge: als „Gibson Girls“, als „Nell Brinkly Girls“, als „Christie Girls“. 1909 finden wir allbekannte Namen, darunter den prachtvollen Komiker Kelly. Miß Lorraine sang damals „Up, Up, Up in My Aeroplane“ (das Flugzeug war eben erfunden). Der Ton der „Follies“ galt damals als anfechtbar, halb bloße Ausgelassenheit, halb ausgesprochene Obszönität. Der Kritiker der „Chicago Tribune“ z. B. fand die schärfsten Ausdrücke. Nach seinem neuesten Geständnis verletzte ihn besonders ein Witz über die Geburt des Moses — erneuert in den „Follies von 1931“.

„Ziggys“ Weltruhm auf dem mondänen Gebiet stammt ungefähr aus der Zeit um 1913. Jahr um Jahr waren die „Follies“ gut gegangen. Ziegfeld wurde *arbiter elegantiae*, anerkannter Richter auf dem Felde der weiblichen Schönheit und des Tanzes. In der Erfindung übertraf ihn vielleicht nur George White, der Vater des Charleston und des Black-Bottom; Earl Carroll kämpft noch mit ihm selbstbewußt als Produzent der „schönsten Mädchen“. Seit 1913 aber galt Ziegfeld verantwortlich nicht nur für die absonderlichen Tänze des „Grizzly-Bear“, des „Turky Trott“, des „Schleifers“ usw., sondern für den ganzen Tanzwahnsinn schlechthin. Er selbst war ein unermüdlicher Turky-Tänzer, und sein Textdichter Rennold Wolf berichtet, daß ihm alle die Besttänzer von New York von Restaurant zu Restaurant, von einem Kabarett zum anderen folgten. Wenn er ein Lokal des öfteren aufsuchte, behauptete man im Publikum, der Unternehmer hätte ihm „ein hübsches Stück Geld“ gegeben. Das hätte schon ein recht hübsches Stück sein müssen, denn damals hatte Ziegfeld drei Millionen an den „Follies“ verdient, und er konnte recht wohl dort verkehren, wo es ihm gefiel. Man sagte ihm auch nach — doch zu Unrecht —, er hätte das Tageslicht seit zehn Jahren nicht gesehen mit einer Ausnahme: einer nächtlichen Verspätung.

In einer Neujahrsnacht (es war in dem altberühmten „Sixty-Club“) traf er die gefeierte Miß Billie Burke, den Liebling der New-Yorker. Sie war entzückt von seinem Tanzen — und von seinem Parfüm. Sie erzählte dann später, wie sie Ziegfeld auf einem Kostümball sah. Er war als „Tramp“ gekleidet; doch er ließ sich ihr nicht in seinen Lumpen vorstellen, er war plötzlich verschwunden und kam alsbald im Frack wieder. Sie heirateten 1914 in Hoboken; und obgleich es damals eine interessante Hinrichtung gab, widmeten doch die New-Yorker Zeitungen ihre ganze erste Seite dem Ereignis der Vereinigung dieser beiden Größen.

Ziegfeld hatte damals wirklich schon die Gebärden der Großen angenommen. Er ging auf Weekend in ein Dorf in New Jersey: glücklicherweise noch rechtzeitig besann er sich, daß es dort keinen Raseur gäbe. Er ging in das Hotel Astor, ließ sich einen der dort angestellten Raseure kommen und nahm den Mann in seine Dienste — alles, um am nächsten Sonntag im Dorfe rasiert zu sein. Seine Leidenschaft für ausschweifende „Verbindungen“ machte ihn ebenso berühmt.

Bei der Eröffnung der „Follies" in Atlantic-City 1915 telefonierte er mit seiner Frau nach Kalifornien — was damals gänzlich unerhört war — und, fortgerissen von dieser Leidenschaft, brachte er es alsbald auf eine monatliche Telefonrechnung von dreihundert Dollar. Diese Rechnungen sind seither angewachsen, man schätzt sie jetzt auf fünfzig Dollar täglich. Einer seiner Mitarbeiter berichtet, er verbringe sein Leben gradezu am Telefon, und wenn er nicht telefoniere, so sende er Telegramme von märchenhafter Länge und unausdenklichen Einzelheiten. Telegramme von sechshundert Worten, enthaltend kritische Bemerkungen, Aufmunterungen, überflüssige Kommentare und heftige Ausfälle sind für ihn etwas Gewöhnliches. Eine Folge solcher Bekanntmachungen zeigt auch seine Verrücktheit in bezug auf die Kostüme. In Boston trat einmal „Sally" auf, und Ziegfeld selber probte grade in New York, als ihn plötzlich der Gedanke besessen machte, das eine der Kleider von Miß Marilyn Miller müsse gereinigt werden. Darauf sandte er an Miß Miller ein langes Telegramm, worin er ihr auftrug, das Kleid aus dem Hause zu tun, zugleich telefonierte er an den Bostoner Geschäftsführer, an die Garderobeverwalterin, an den Regisseur und schließlich nochmals an Miß Miller selbst. Zum Schluß telegrafierte er auch an die Wäscherei, die er für diesen heiligen Auftrag ausersehen hatte, und nach Abgang des Telegramms rief er dort auch noch an. Am Abend mußte ein Bote von New York nach Boston fahren, um ihn darüber zu beruhigen, daß der Gedanke dort auch Wurzel gefaßt und zur Tat geworden war.

Gewöhnlich spricht Ziegfeld kurz nach sieben Uhr morgens. Bei einer gewissen Schläfrigkeit oder Traumseligkeit ist er keineswegs ein Langschläfer. Auch wenn er recht spät zu Bett geht, ist er früh auf. Dann liest er seine Post und telefoniert — angeregt oder aufgeregt. Nicht selten haben sich seine Untertanen über seinen Einbruch in ihren Schlaf beklagt. Die meisten haben nachgegeben. Aber auch die andern waren immer wieder bei der Hand auf „Ziggys" Ruf.

Aus welchem Grund ist Ziegfeld als Chef so anziehend, wie es heißt? Vielleicht weil er sich gar nicht zu denken vermag, daß einer seiner Angestellten ihn verlassen könnte. Viele seiner Leute haben ihre besten Jahre für ihn verbraucht. Sein Hauptgeschäftsführer, Kingston, war dreißig Jahre in seinen Diensten, solange er lebte; auch sein Nachfolger erklärt, es wäre ganz unmöglich, von Ziegfeld wegzugehen. Er gilt für umgänglich; seine Sekretäre und Mitarbeiter erzählen, welche Wut sie bei seiner unglaublichen Charakterschwäche und Unverantwortlichkeit erfaßt. Dann aber fallen sie um und schwören freiwillig, niemals bei jemand anderem zu arbeiten. Ziegfeld weiß das auch ganz genau. Reporter erzählen, daß sie, Monate und Jahre nach ihrem Weggang, Instruktionen von Ziegfeld bekommen, der sie ganz fröhlich noch in der alten Verbindung begriffen glaubt. Ziegfeld duldet keine Desertion. Als die bekannte Fanny Brice ihr erstes Kind bekam, war sie grade Hauptstar der Follies, sie spielte noch im achten Monat. Allbekannt ist ihre damalige Bemerkung: „Mein gutes jüdisches Kind wird doch nicht die Mama vom Geldverdienen abhalten wollen." Schließlich aber mußte sie die Bühne doch verlassen. Ziggy aber telegrafierte ihr, er begreife nicht, wie man so undankbar sein könne, sich bei einem so ausgezeichneten Vertrag in einen solchen Zustand zu versetzen.

Der Musikspießer

Von

H. H. Stuckenschmidt

Gefragt, was den Musiker von den Künstlern andrer Fakultäten so evident (und nicht eben vorteilhaft) unterscheidet, würde ich antworten: seine besondere Art, sich und sein Metier wichtig zu nehmen, die bewußt kultivierte Enge seines geistigen Horizonts. Nichts macht dem Unvoreingenommenen jeden intellektuellen Verkehr mit Musikern schwerer als dieser Mangel an Supériorité, als dieser eingefleischte Glaube, im Reich des organisierten Geräuschs gäbe es nur Würde, Vollbärtigkeit und Heilige Güter zu verteidigen. Man versuche, sich in musikalischem Kreise mit Humor oder gar mit Ironie über Fachdinge zu unterhalten, und man wird das anschauliche Phänomen erleben, wie sich Menschengesichter in Amtsmienen verwandeln. Diese Metamorphose, die ich mit Konsequenz und Vergnügen herauszufordern pflege, hat immer wieder etwas Verblüffendes und ist in ihrer Promptheit ein wichtiger Hinweis für berufspsychologische Studien.

Jedesmal, wenn ich mit einem dieser Olympier zu tun habe, überkommt mich eine Gänsehaut und das sichere Gefühl: der gehört zu den bessern Menschen. Sollte er das Geheimnis der letzten Dinge kennen? Ist er ein Schulkamerad des lieben Gottes? Hat er am Ende ein Mittel gegen den Tod? Soviel heiliges Pathos im Gesicht, soviel Sicherheit im Ausdruck — das muß eine Art Erzengel sein! Unmöglich daß dieser Mann wie unsereins ißt, trinkt, Unterhosen trägt, sich mit seiner Frau zankt, Schecks unterschreibt und Kriminalromane liest. Und sicher glauben die Leute genau das von sich. Sie halten sich wirklich für die besseren Menschen. Sie verheimlichen sich ständig, daß sie aus derselben Substanz hergestellt sind



Eduard Braun (Holzschnitt)

wie der Krämer X. und der Arbeitslose Y. und das Kinderfräulein Z.: ein bißchen Wasser, ein bißchen Eiweiß, und Zellulose.

Daß Musik eine Unterhaltungsware ist, feudalem und später bürgerlichem Bedürfnis nach kultivierter Zerstreuung angepaßt, als solche variabel, Modeschwankungen unterworfen, ohne exakte Grundlage (im wissenschaftlichen Sinn), privatwirtschaftlich bis in die Knochen und deshalb in ihrer heutigen Form für die heutige Gesellschaft unbrauchbar, das soll ihnen mal einer beizubringen versuchen! Da wird sofort schwerstes Geschütz aufgefahren; nationales Ethos ist das Mindeste, von Brahmaputra bis Moses wird kein Religionsstifter unerwähnt gelassen, und mit Seele und Mythos zieht man sich in die Siegfriedstellung des Unkontrollierbaren zurück.

Ihr kennt das beliebte und etwas super-heroische Bild: auf dem sinkenden Schiff (das alle Ratten längst verlassen haben) spielt, vom Entsetzen des Unabwendbaren unberührt, die Bordkapelle den Todgeweihten auf. Ein Choral übertönt das Gurgeln des steigenden Wassers und die Todesschreie aus dem Zwischendeck. Ist es der gleiche, der, mit ein paar Synkopen verjazzt, beim amerikanischen Zahnarzt das Bewußtsein des Patienten ablenkt? Der gleiche, der im taylorisierten Betrieb durch Lautsprecher zwecks Produktionssteigerung den Ohren der Arbeiter zugeführt wird? Egal; in jedem Fall ist der Vergleich stichhaltig. Spielt nicht just so, nur freilich den Untergang nicht ahnend, die Schar romantischer Musiker der versinkenden bürgerlichen Kultur zur Betäubung auf? Ablenkung, Ablenkung, nur nichts merken vom Chaos nebenan! Es ist ein merkwürdiges Vogel-Strauß-Spiel, das da getrieben wird. Aber sein Geheimnis ist zugleich das Geheimnis der Schau-Würde, die den Typ des Musikers so unzeitgemäß erscheinen läßt. Gegen die Handgreiflichkeiten einer Epoche, die mit der Brotlosigkeit von Millionen, mit Umsturz und Hungersnot alles musische Getue fragwürdig macht, hilft nur die Priester-Attitude gänzlicher Unbeteiligtheit. Mit der Musik läßt sich Tagespolitik schwer verbinden. So zieht man es vor, ins Gestrüpp der Aesthetik zu retirieren und, ängstlich bedacht, sich keine Verzierung abzubrechen, wahrt man kulturelle Belange.

Voltaire war prinzipiell kein Feind der Musik (die hinter seinen säkularen Erkenntnissen fast ein Jahrhundert zurückblieb). Aber er konnte nicht umhin festzustellen: „Ce qui est trop sot pour être dit, on le chante." Die heutigen Musiker, statt solche Kultivierung des Albernen zu bekämpfen, machen aus ihr eine Weltanschauung. Hinter der platten Intellektlosigkeit wittern sie Seele, Ethos, Gefühl. Nachdenken ist an und für sich verdächtig; Literatentum wird als musikfeindlich gebrandmarkt; als höchste Musikantentugend preist man die gläubige reine Torheit Parsifals, die Stultitia Musicalis.

Geheiligte Traditionen — du lieber Gott! Da haben wir es nun mit Ach und Krach auf tausend Jahre europäischer Musikkultur gebracht, ein Augenblickchen, verglichen mit den Zeiträumen, in denen Literatur, Plastik und Baukunst sich entwickeln konnten. Die ersten tastenden Schritte sind getan, und schon macht man ewige Gesetze daraus. Knapp ist man sich über die Anfangsgründe einig, die primitivsten Formen sind in der Tonalität und im Sonatenschema gefunden. Da reden die Herren von klassischen Gestalten. Als ob das so im Handumdrehen ginge. Aber gerade in der Musik, die doch weiß Gott noch in den Kinderschuhen

steckt, macht sich ein Beharrungstrieb breit, der an Schwachsinn grenzt. Statt dankbar zu sein für jede Erweiterung ihrer Horizonte, sucht man etwas darin, jede neue Bestrebung zu diskreditieren.



Josef Lauer

Und das alles mit dem vollbärtigen Brustton, mit dem akademisch unantastbaren Vortrag des Vereinsspießers, der es nicht dulden kann, daß die Landpartie nun mit dem Auto gemacht wird, wo es doch 37 Jahre lang mit dem Zweispänner gegangen ist.

In keiner Disziplin macht sich der Typus des Lehrbeamten so breit wie im akademischen Musikunterricht. Überhaupt haben wenige Fakultäten geistigen Schaffens den Beamten so kultiviert wie die Musik. Man erinnert sich an das Stöhnen der Entrüstung, das durch die Fach- und Tagespresse vor ein paar Jahren lief, als ein fortschrittlicher Akademiedirektor den Entschluß gefaßt hatte, seinem Institut eine Jazz-Klasse anzugliedern. Keine Rüstung war verrostet genug, um nicht im Kampf gegen dieses einfache und wahrhaft moderne Projekt herhalten zu müssen.

Die zunehmende Verformelung der Musik, in der Tat ein bedenkliches Verfallszeichen, ist ausschließlich auf die Herrschaft dieses Spießertums zurückzuführen. Wie ihm zu begegnen wäre, ist schwer zu sagen, da der Musikbetrieb und das ihm verbundene musikalische Beamtentum im bürgerlichen Leben eine ungeheure Rolle spielt. Solange dieses Leben nicht ernsthaft in Frage gestellt ist, wird man dem sozial hochgestellten Musiker, unter dessen Händen die Musik als Kunst zu zerbrechen droht, kaum beikommen können.

Und gerade das Publikum, das den Substanzverlust der göttlichsten Kunst am unvermitteltesten zu spüren kriegt, das also an ihrer Erhaltung interessiert sein sollte, wehrt sich am heftigsten gegen jeden Versuch, die Überheblichkeit des Musikspießers zu entgöttern. Man kann zwar nicht behaupten, daß der Typus des Musikers, der Dirigent, der Pianist, der Geiger (beim Sänger, der hier die Ausnahme bildet, liegt der Fall anders) heute auch nur annähernd die Popularität genieße wie im 19. Jahrhundert etwa Paganini, Liszt und Rubinstein. Im Gegenteil: der Virtuosenkult ist eine Angelegenheit kleiner Schichten geworden. Aber eben das Kultische daran scheint stärker betont. Sollte die jedem Menschen eingeborene Tendenz zur Götterverehrung beim modernen Großstadtbewohner ins

Musikalische pervertiert sein? Und, wie gesagt, die Gegenstände dieser Verehrung benehmen und fühlen sich genau wie Götter.

Die komischeste Varietät des Musikspießers aber sind jene pseudomodernen Oberlehrer, die auf ihre Art die fremd und hybrid gewordene Musik wieder ins Volk tragen wollen. Aktiv musizieren, selbst singen statt dösend zuzuhören — an sich eine gute, nicht allzu fruchtbare, aber als Disziplin brauchbare Idee. Man vergaß leider, daß zum gemeinschaftlichen Singen auch der Anlaß gegeben sein muß. Das Musizieren selbst schafft keine Gemeinschaft; erst die Idee, die es trägt, kann allenfalls verbindend wirken. Nun aber muß man so eine „Offene Singstunde" gesehen haben. Was da an kitschiger Pubertät, an kleinbürgerlicher Gedankenflucht, an schlechtem Herdentrieb abreagiert wird — immer unter der Flagge des musischen Amüsements —, das geht auf keine Kuhhaut. Ein Blick in die Texte der Übungsstücke:

Es tönen die Lieder, der Frühling kehrt wieder,
Es spielet der Hirte auf seiner Schalmei.
La la la la la la la la la la la la la la!

Oder:

Tanzen und springen, singen und klingen,
falalala falalala fala,
Lauten und Geigen solln auch nicht schweigen;
zu musizieren und jubilieren steht allzeit mein Sinn.

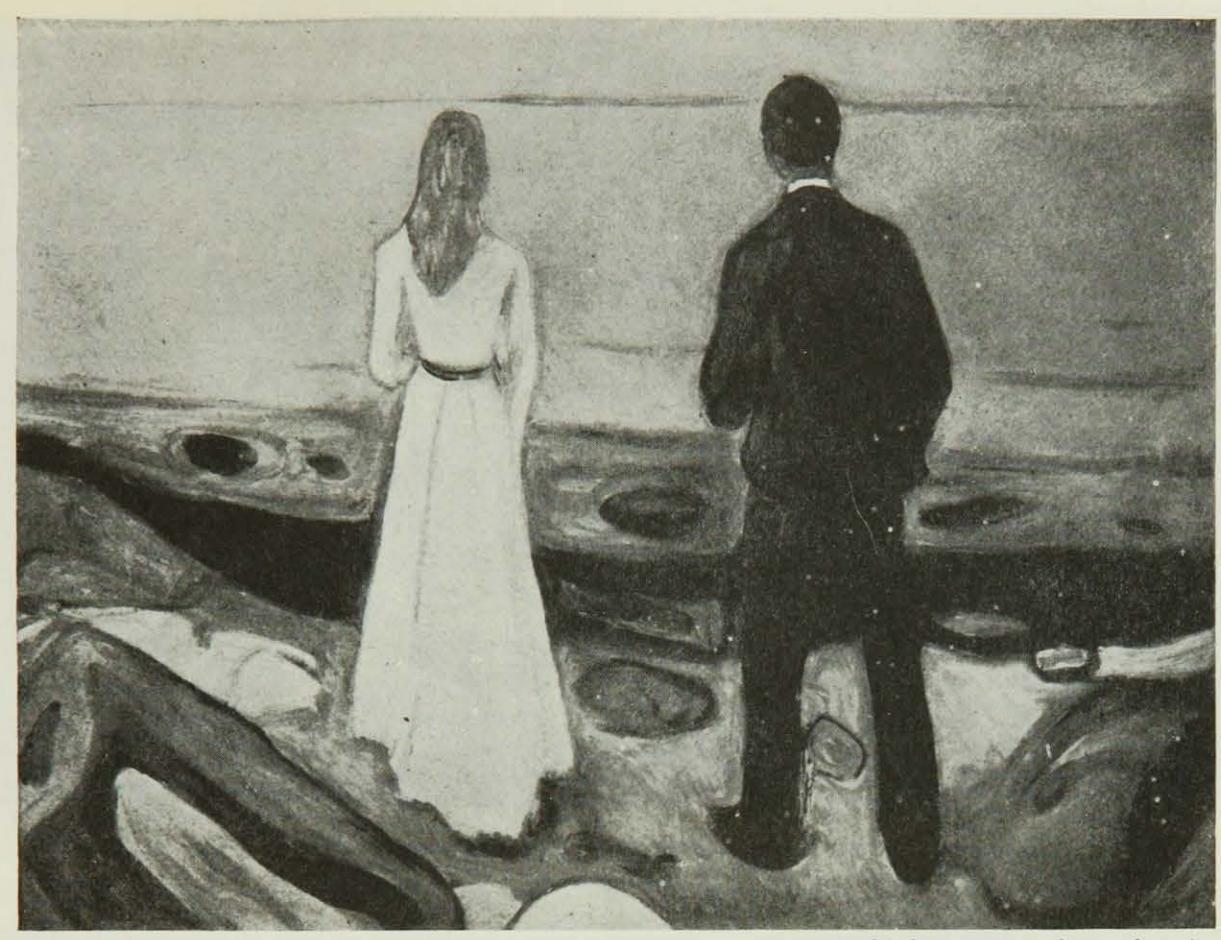
Das und ähnliches singen, angeleitet von Fritz Jödes magischen Handbewegungen, 1200 Zigarrenhändler, Versicherungsagenten, Kinderfräulein, Portiertöchter, Zeitungsfrauen, Studenten, kaufmännische Angestellte, Postboten, Setzerlehrlinge und alte Damen ohne Beruf. Im Herzen Europas, April 1931.

Man sagt, diese Art von Unterhaltung sei gesünder und volksbildender als Kino, Kneipe und Straßenbummel. Möglich; obwohl beim Glas Bier wenigstens diskutiert, im Kino hie und da etwas Lehrreiches mitgeschluckt, beim Straßenbummel Soziales beobachtet werden kann. Während das „offene Singen" jede geistige Tätigkeit ausschaltet, um so radikaler ausschaltet, je unverbindlicher die Texte von Nachtigall, Liebe und frischfreifröhlicher Gottesnatur berichten.

Ich könnte noch die Erinnerung wecken an jene geselligen Menschen, die sich Sonnabends zwecks Bildung eines Gesangvereins zusammenfinden. Im qualmigen Extrazimmer eines billigen Restaurants, rechts an der Wand hängt ein Öldruck Kaiser Wilhelms des Ersten, links ein zünftiges Diplom des Wirts, nach jedem patriotischen Lied kommt ein vaterländisches. Freunde, nicht diese Töne!

Und alle sind sie sich einig in einem Berufspathos, das keine sozialen Schranken kennt. Der weltbereisende Pultstar, der Violinprofessor, der jödelnde Offensänger und der sechste Baß im Gemischten Männerchor „Cäcilia", sie haben alle nur einen Feind: den, der die Wichtigkeit ihrer Tuerei zu bezweifeln wagt. Die Nation, die Ehre, das deutsche Gemüt, die allgemeine Bildung. Man ist machtlos gegen das Trommelfeuer von Begriffen, die man ja gar nicht gemeint hatte. Und man zieht es vor, sich in der unwirtlichen Gegend, wo gesungen wird, nicht niederzulassen.

Es lebe die Anti-Lärm-Liga.



Städtische Kunstsammlung, Chemnitz

Edvard Munch, Zwei Menschen (Oel)



Photo Kardas

Hofmusik

Junge Kunst



Photo Annemarie Strack

Fritz Kronenberg, Unsere Terrasse (Oel)

Photo Albert Dreyfus, Paris

Zygmunt Menkes, Südliche Landschaft (Oel)

wurde. Dazu braucht er kein Original. Ich denke mir mein Teil dabei, daß gerade dieses Bild hier hängt und kein anderes. Der große Durchbruch in der modernen Malerei hat zwei Heroen: van Gogh, der auf seinem Posten gefallen ist, von übermenschlichen Anstrengungen überwältigt, der nicht einmal ein Linsengericht für ein einziges von seinen Bildern bekam, die heute große Vermögen wert sind, und Edvard Munch, der gesiegt hat, der hier einsam sitzt, abgesondert von der Welt, die Tag und Nacht an seine Tür klopft und ihm Reichtümer bietet für die Bilder, die er so schwer aus den Händen gibt.

Ich sehe auf einmal in dem etwas schwermütigen Gesicht die Ausdauer, die mehr als Ausdauer ist: Treue zu sich selbst. Warum fühle ich Ehrfurcht vor diesem Mann? Weil ich vor einem treuen Menschen stehe, der sein ganzes Leben lang unbeirrt seinen Weg gegangen ist. Dieser alte Mann, der jung geblieben ist, hat keine Spur von Künstlereitelkeit; meine Bewunderung wächst ins Ungemessene. Ich sitze an einem einfachen Holztisch zusammen mit diesem alten, starken Mann; ein gefurchtes Bauerngesicht spricht zu mir, vorsichtig, wie alte Leute, die im Leben vieles durchgemacht haben und zurückhaltend geworden sind. Ich suche nach Worten und finde sie nicht. Wie sollte ich ihm sagen, wie dankbar ich bin, endlich einmal vor einem Sieger zu sitzen, nach dieser unendlichen Reihe von Menschen, die alle Kompromisse geschlossen haben, um sich das Leben leicht zu machen; und angesichts dieses Irrenhausgartens des van Gogh, dessen Schicksal beweist, wie gefährlich es ist, sich selbst treu zu bleiben. Er versteht nicht, warum ich mit gesenktem Kopf sitze und schweige, weiß nicht, daß ich mich in Ehrfurcht vor ihm neige; und in der endlosen Reihe von Werken, die er in einem unaufhörlichen Furioso in zwei Menschenaltern geschaffen hat, dieselben drei bis vier abgrundtiefen Erlebnisse sehe. Munch hat beinahe nichts erlebt. Und doch, ihm gegenüber haben wir andern nichts erlebt; nichts so erlebt wie er, unauslöschlich und für die Ewigkeit. Von der „Kreuzigung" hat er selbst gesagt: „Ich habe bei all den verschiedenen Fassungen, die ich diesem Thema gegeben habe, nie etwas anderes gestalten wollen als mein erstes Erlebnis."

Da ist das junge Mädchen, bei dem das Geschlecht in angsterfüllten Kinderaugen erwacht und dem die Furcht eiskalt durch die blumenschlanken Glieder rieselt. Da ist die alternde Frau in kaltem Blau, den Schal um die frierenden Schultern gezogen, die starrenden Augen in dem gespensterhaft ängstlichen Gesicht. Da ist die nordische Sommernacht, seltsam, beinahe unheimlich; Jubel und Weh in leidenschaftlicher Einheit. Da ist eine Klippenlandschaft, über der die Sonne aufgeht: die tiefvioletten Felsen weichen, rücken zusammen und öffnen sich wieder, dazwischen blüht Grünes, üppig Gelbes, da zieht sich das Grün der Wiesen zum blassen Fjord hinunter. Am Horizont die Sonne, die ihre funkelnden Strahlen über die ganze Welt ausstreut: Rot und glitzerndes Gelb, den grünblauen Himmel verzehrend. Da ist der Mann, Hans Jaeger, der nie in seinem Leben eine Unwahrheit gesagt hat, der Bohemien, der stirbt. Oder die Selbstbildnisse . . . Da ist das Aage- und Else-Motiv des Lebensfrieses, das Eifersuchts-Motiv . . . und wir haben den Rundgang beendet

Munch holt ein Buch und gibt es mir; er schreibt meinen Namen hinein, das sieht ganz mystisch aus mit seiner offenen, unendlich gefühlsmäßigen Schrift.

Es ist Schieflers vollständiger Katalog seiner graphischen Werke. Ich blättere darin, und die Hunderte von Holzschnitten und Radierungen erwecken in mir die Erinnerung vieler Museumsbesuche all die Jahre hindurch, bis zum letzten Besuch in der Kupferstichsammlung der Oslo-Galerie, heute morgen. Dieselben Einzelerlebnisse wiederholen sich, klein nach außen, gewaltig nach innen, in unauslöschlicher, majestätischer Leidenschaft dargestellt. Der versteckte Schatz in der Tiefe dieser großen Seele liegt strahlend offen vor mir: seine Treue.

Munch ist nur Künstler. Er erfindet keine neue Details, baut keine neue Kombinationen. Sein stets wiederkehrendes Motiv ist das Leiden, das er immer intensiver gestaltet.

Munch ist nur Künstler. Er erfindet keine neuen Details, baut keine neuen Kombinationen. Sein stets wiederkehrendes Motiv ist das Leiden, das er immer intensiver gestaltet.

Er führt mich durch seinen verschneiten Garten. An den Außenwänden des Hauses und auf Holzstativen zwischen den Bäumen hängen Bilder. Sie hängen da in Schnee und Regen, und werden davon nur besser, meint er. In einer Einzäunung, wo der Lebensfries sich über den Plankenzaun emporhebt, bleiben wir vor einer Riesenwand stehen. Die gewaltige Leinwand ist mit angeklebten Flicken von anderen Arten Leinen und Papierstückchen bedeckt, die mit verrosteten Reißnägeln festgemacht sind. Der Schlußstein des Lebensfrieses: *Der Berg der Menschen.* Eine kolossale Pyramide nackter Menschenkörper, die sich winden und strecken, kriechen und sich emporheben, nach oben, nach oben, hinauf zu dem strahlenden Licht der Höhe. Unzählige gehen zugrunde, immer weniger bleiben unter den Lebenden zurück, aber der Wille glüht durch alles Lebendige: Zum Licht hinauf!

Zum erstenmal hat Munch kein Einzelerlebnis gestaltet, sondern das große Leben selbst, den ganzen Lebenskampf, das Leben der ganzen Menschheit, das Dasein der ganzen Welt: die Zusammenfassung der einzelnen im großen Gemeinsamen, aller kleinen Willen in einem großen, aller kämpfenden Einzelleben in der Gesamtheit. Das titanische Symbol des großen sozialen Kampfes.

(Deutsch von Lena Israel-Gedin)



Munch



W. Thöny-Graz

Otto H. Kahn, der musikalische Eisenbahner

Von

Silvain Sullivan

Otto H. Kahn beschreiben, heißt: den Querschnitt durch ein Amerika von dreißig Jahren zu legen. Wenn es eine Anzahl von Europäern in Amerika zu weltbeherrschendem Magnatentum gebracht hat, so ist diese Tatsache nicht allein mit der Prosperity unseres Landes begründet. Das Motto „Jagd nach dem Dollar" wurde die Werbeparole eines Staates im Staate: New York. Die Wallstreet entwickelte sich mit ihren Geistern, ihren Köpfen, ihren Jobbern, ihren künstlichen Krächen und den heimlichen Skandalen, die nie über das eigentliche Territorium hinausgedrungen sind. Dafür wurde die Börse in Paris mit den ersten amerikanischen Wertpapieren überschüttet und an Frankreich Anleihen gegeben, um in Europa die Herzstation der Amerika-Propaganda festzulegen.

Das war einer der genialen Schachzüge des Mannheimer Husaren Otto H. Kahn. Mit der Gier nach dem Dollar propagierte man auch geschickt die wenigen Beispiele der Aufstiegsmöglichkeiten vom Zeitungsjungen am Broadway bis zum Millionär, man propagierte das Auto für den kleinen Mann und redete dem Volke ein, daß Macht und Ansehen nur für das Volk da wären, genau so wie der Staat. „Ich verdiene für dich", hieß die Losung des amerikanischen Kapitalismus. Freilich kann der Einzelne doch nicht sorgenlos sein Haupt auf

ein Ruhekissen betten, weil Mr. Otto H. und seine Getreuen für uns, für das Volk zu verdienen vorgeben.

Die Entwicklung Otto H. Kahns ist im Einzelschicksal das Schicksal des industriellen Amerikas. Aufstieg ohne Niedergang, Erfolg ohne Rast, Triumph der Zivilisation, bewußtes Europäisieren. Durch den Europäer Kahn werden die Kunstfaktoren des Auslands in das Land hineinimportiert, die Förderung, die Achtung vor dem eigenen Können, der eigenen Literatur beginnt Wurzeln zu schlagen. Europa amerikanisiert sich unbewußt.

Otto H. Kahn ist der Prototyp des sich unbewußt amerikanisierenden Europäers. Kahn hat sein Geld und seinen Einfluß durch die Gründung der großen amerikanischen Eisenbahnlinien verdient, er hat sich nach I. P. Morgans einmaligem Ausspruch zum „Kronprinzen der Wallstreet" aufgeschwungen, da (frei nach Präsident Roosevelt) „sein Antlitz der Sonne zugewandt war." Das sind so Aussprüche, die sich immer mit dem Namen Kahn wie auch die Metropolitan Opera, das Bankhaus Kuhn, Loeb und Co. und sein Sohn, der Jazzdirigent, verknüpfen. So etwas ist wichtig, ein fester Bestandteil zu werden, und Kahn scheut nicht Mittel und Wege, um es immer zu bleiben. Sein amerikanisches Antlitz, diktiert von europäischem Herzen und neuweltlichvaterländischer Gesinnung, kann und darf auf keinem Bankett, bei keiner Premiere, bei keinem Ereignis fehlen. Mr. Kahn fördert die Kunst, beruft Max Reinhardt, die Habimah-Truppe, die Dichter und Denker. Ein Wohltäter der Menschheit, der verdienen läßt, gescheiterte künstlerische Hoffnungen aufrichtet und daran verdient.

Wollen Sie einmal Mr. Kahn sprechen? Bitte, er steht zu Ihrer Verfügung, William — Ecke Pinestreet in Manhattan, Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. Wollen Sie Mr. Kahn hören? Bitte, er spricht in der Vereinigung junger amerikanischer Kaufleute über den Erfolg. Wollen Sie Mr. Kahn sehen? Schlagen Sie die Zeitungen auf, fragen Sie die Stars der Metropolitan Opera, fahren Sie im Sommer nach Miami Beach: Mr. Kahn ist überall. Man spricht gar nicht von Mr. Kahn, man sagt kurz Otto H. (Etsch), William — Ecke Pinestreet, der Liftboy fährt einen hinauf. Zu Otto H.? Bitte, zu H. Eine Minute warten, in der zweiten Minute darf man dem kleinen Herrn mit den grauen Haaren und dem Schnurrbart, den er aus seiner Mannheimer Husarenzeit noch beibehalten hat, gegenübersitzen und seine weiße Perle in der schwarzen Krawatte bewundern.

„Aus meinem Leben soll ich erzählen? Halt, einen Moment", er zieht die Uhr, „zehn Minuten stehen zur Verfügung." Einem echten Amerikaner, der aus Europa kommt, steht immer nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung, und Otto H. erzählt sehr geistreich und sprudelnd, daß sich seine Befähigung bereits in Mannheim als Lehrling erwiesen hätte: durch das Markenkleben. Damals brach er bereits den Rekord, auf schnellste Art eine Anzahl von Briefen mit angenäßten Marken zu versehen: dank seiner ausgeprägten Zungentechnik. Er meint, daß jede Arbeit, auch die kleinste, exakt gemacht werden müßte, daß man seine Phantasie ruhig auch als Kaufmann beibehalten und sich trotz aller Arbeit Zeit zum Denken lassen sollte. Auf meine Erwiderung, daß ich alle diese Rezepte schon seit langem befolgt hätte, vom Markenkleben angefangen bis zum Denken, und immer noch nicht Millionär wäre, sah mich Mr. Kahn erstaunt an, und die zehn Minuten waren um. So machen europäische Amerikaner Karriere.

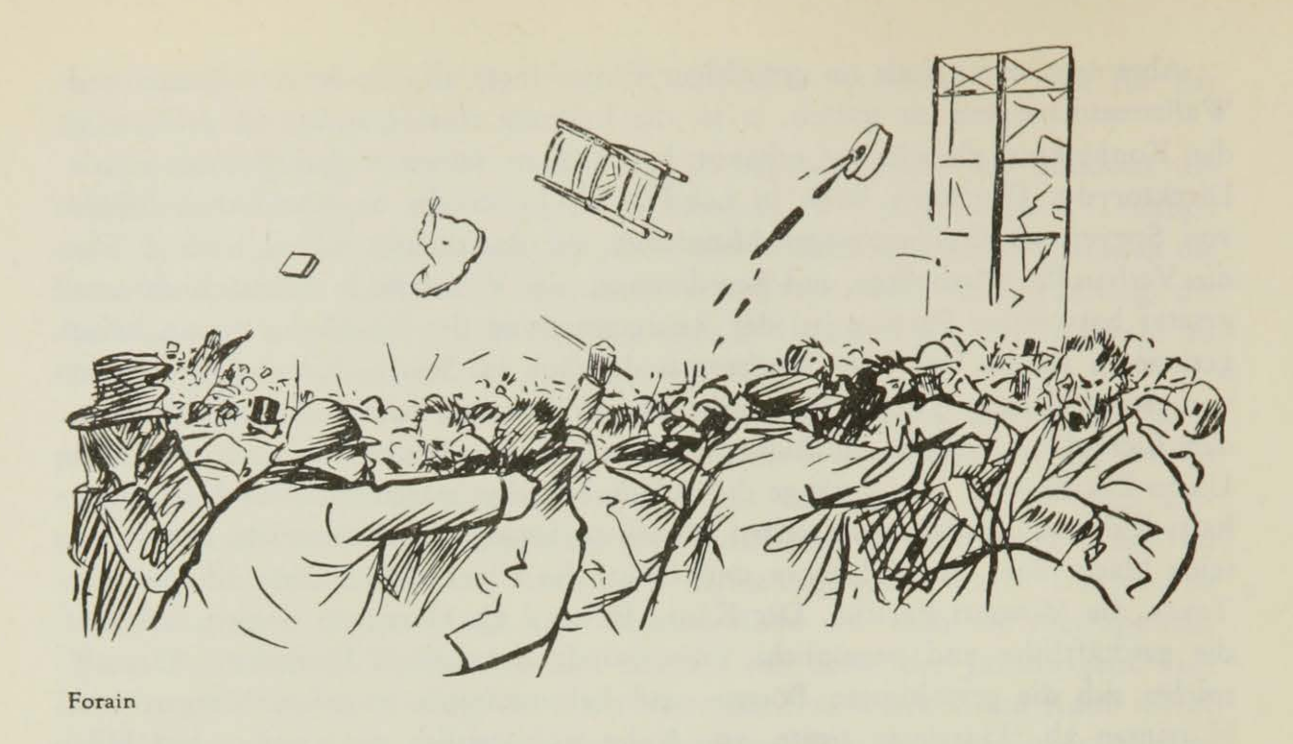
Aber nein, es ist doch ein gewaltiger Ernst hinter all den Schienennetzen und Wallstreetmanövern zu spüren, es ist die Leistung eines Geistes, der rechtzeitig die Konjunktur als günstig erkannt hat und in seinen vielen Positionen als Direktor der Deutschen Bank in London, als Leiter der amerikanischen Filiale von Speyer, als dreißigjähriger Mitinhaber des Bankhauses Kuhn, Loeb & Co. die Verhandlungstechniken und Berechnungen der Phantasie in Wirklichkeit umgesetzt hat. Seine Partner bei der Reorganisierung der Eisenbahn waren keine geringeren als die Gebrüder Warburg und Jakob H. Schiff. Eisenbahnen waren vor vierunddreißig Jahren noch nicht eine Weltmacht, doch Kahn schwebten in dem Riesenland Amerika die Ausbeutungs- und Nutzmöglichkeiten einer rentablen Union Pacific vor. Die Anfänge dieses Bahnbetriebes waren unrentabel, stümperhaft. Kahn schulte bei dieser ersten Bahnfinanzierung seine Kenntnisse, erweiterte seine Macht über die Baltimore und Ohio, die Chicago und East Illinois, die Texas, die Missouri Pacific. Der König Edward H. Harriman bewarb sich um die geschäftliche und persönliche Freundschaft des jungen Deutschen. Damals spielen sich die gewaltigsten Börsen- und Lebenskämpfe zwischen Morgan und Harriman ab. Harriman siegte, von Kahn wohlweislich mit zweihundert Millionen Dollar unterstützt. Damit gewann Kahn gleichzeitig die Rockefellersche Standard Oil Company als Mitstreiter für Harriman. Dieser geniale Schachzug mußte eine Millionen Dollar einbringen. Die Eisenbahnen rollten durch die Kontinente, warfen bares Gold aus ihren Waggons, die Standard Oil erhielt die größten Lieferungsaufträge aus allen Welten und konnte gleichzeitig die ihr zur Verfügung stehenden Beförderungsmöglichkeiten ausnutzen und billiger als Konkurrenztrusts liefern, die damit zum Untergang verurteilt waren.

Dann erschien Kahn wieder als der Retter, er reorganisierte die im Niedergang befindlichen Gesellschaften, um die internationale Finanzwelt vor Katastrophen zu bewahren. Obligationen der Städte Paris, Lyon, Marseille in Höhe von 110 Millionen Dollar wurden durch Kahn gesichert. Seine Dollars rollten überall hin und entfesselten eine neue Jagd, eine Sehnsucht nach dem gewaltigen Lande, das heute ebenfalls mit Arbeitslosenziffern und Krisen aufzuwarten weiß.

Kahn hat auf einem Bankett sein Bekenntnis zur Romantik abgelegt, er ist der Deutsche mit der romantischen Sehnsucht, die, ins Materielle umgesetzt, Millionen und nochmals Millionen erzeugt: „Reorganisationen verkörpern ein Element der Romantik. Eine in Konkurs geratene Gesellschaft mit wenigen Eisenbahnschienen zu übernehmen und mitzuwirken an der Durchführung einer Umwandlung, die ein gewaltiges, dem Lande dienendes System ins Leben ruft, ist eine Art schöpferischer Arbeit, die mich fasziniert."

Unter dieses Kapitel der schöpferischen Arbeit fallen die Kunstankäufe, die Opernorganisationen, die Reinhardt-Tourneen, die jüdischen Theater-Gastspiele usw. Ganze Klempnerläden von Auszeichnungen aller Länder können die Knopflöcher in Kahns erstklassig gearbeiteten Anzügen verschönen. Militärordonnanzen weilen bei Otto H. zu Gast, Dichter träumen auf seiner Rekordjacht von einem noch schöneren Leben und berichten von dem musikliebenden, musikfördernden, musikerfüllten Otto H., den das Quietschen seiner Eisenbahnen genau so wie der Klang der großen Orchester begeistert.

(Deutsch von Fred Colman)



Forain

MARGINALIEN

Der satirische Forain

Forain ist achtzigjährig gestorben. Den Freund Rimbauds nahm Degas, der berühmte Grobian, unter seine Fittiche, als er noch ein kleiner Schmierer war, gab ihm Ratschläge, hetzte ihn auf die Kunst der Satire. Und Forain wurde, wenn nicht ein Daumier, so doch der Gavarni des Panama-Skandals, der Henri Monier der Affäre Dreyfus und Cham des großen Krieges. Seine politischen Ansichten tangierten sein Werk nicht. Unter den Zeichnern unserer Zeit gibt es keinen, der ihm gleichkommt, denn ihnen fehlt seine Intensität der Beobachtung, die aus den Zeichnungen Sittenschilderungen macht, deren Studium eine Fundgrube der Kulturhistoriker aller Zeiten sein wird. Elendsgesichter, verlassene Mütter, deren Augen um Hunger und Not wissen, haben seinen Erfolg gegründet. Magere Geschöpfe mit eingesunkenen Brüsten, spitzen Ellbogen, Gesichtern, aus denen die Sorge spricht.

Im ‚bistrot'. Mutter sagt zur kleinen Tochter: „Sieh dir den dicken Blonden an, der neben der Frau im roten Kleid sitzt! Das ist dein Vater."

Nachtlokal. Neben einem wohlgenährten Spießer hockt ein blaßes Mädel, verschlingt heißhungrig das Essen. „Man könnte glauben, sie soupiert... Sie frühstückt."

Er und sie im Stundenhotel. „Wir hätten die Schuhe anbehalten sollen, ich habe meinen Schuhanzieher vergessen..."

Zwei Soldaten im Schützengraben unterhalten sich über die Kriegsaussichten. Der eine: „Wenn sie nur durchhalten ... die Zivilisten."

Ueber die Art, seine Zeichnungen zu textieren, sagte er zu Léon Daudet: „Erst mache ich die Zeichnung, dann höre ich ihr zu."

Fünfzig Jahre hat Frankreich seine Arbeiten geliebt, aber fast ebensolange den scharfen Witz des Freidenkers, früheren Kommunarden, Reaktionärs und alten Katholiken gefürchtet, dessen Bosheit vor niemand und nichts haltmachte, nicht einmal vor... Poin-

caré, von dem er sagte: „Er hat keinerlei Ueberzeugung, aber er verteidigt sie leidenschaftlich."

Nach einem Diner bittet ihn die Hausfrau, deren ganzer Stolz die Bildersammlung ist, sein Urteil abzugeben. „Als Künstler oder als Gast?" fragt Forain.

„Ich gehe nicht mehr zu Toulouse-Lautrec", beklagt sich die Gattin eines großen Verlegers bei ihm. „Denken Sie, während ich ihm saß, hat er ein Kamel gezeichnet." — „War es wenigstens ähnlich?" fragt Forain.

Er spricht mit Zola über Literatur. „Ich hasse Geist in der Kunst", sagt Zola. „Ich weiß, Meister", antwortete Forain, „ich lese Ihre Werke."

Nach dem unaufgeklärten Tod der Schauspielerin Lantelme, die im Rhein ertrank, trifft Forain ihren Gatten, den Besitzer des „Matin", der ihm von einer entzückenden Frau erzählt, die alle wünschenswerten Eigenschaften in sich vereinigt: „Sie ist schön, intelligent, stammt aus guter Familie, ist reich und musikalisch." — „Kann sie schwimmen?", fragt Forain.

Die fünfzigjährige Cecile Sorel schwört in einer Debatte: „Sobald ich



— .... Comment, t'es peintre !!! Forain

die erste Runzel in meinem Gesicht entdecke, bringe ich mich um." — „Piffpaff", macht Forain.

Zur Zeit der Affäre Dreyfus fragt Henri Bernstein den für seinen Antisemitismus berüchtigten Forain: „Ihr Jesus Christus war doch auch ein Jude, nicht wahr?" — „Ja", gibt der Zeichner mit einem kleinen Lächeln zu, „aber aus Demut."

Als der Vorläufer Steinachs und Voronoffs, Brown-Séquard, die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichte, wonach er mit Meerschweinchenserum die Männlichkeit steigern könnte, sagte Forain: „Il suffira désormais de douze cochons d'Inde pour faire un cochon de Paris."

Während des großen Krieges trug Forain eine Phantasie-Uniform und war durch keinerlei Vorstellungen von dieser Marotte abzubringen. Eines Tages stand völlig unerwartet Marschall Foch vor ihm, maß ihn von oben bis unten und lächelte ironisch: „Schade, daß Forain Sie nicht sieht, er würde Sie mit Vergnügen verewigen!"

Forain, der als Offizierstellvertreter Frontdienst machte, wurde eines Tages von einem visitierenden General wegen seiner saloppen Adjustierung gestellt. In der einen Hand die Zigarette, die andere Hand in der Hosentasche, stand er mit weit nach hinten geschobenem Käppi vor dem Vorgesetzten.

„Sie sind der berühmte Zeichner Forain?", fragt der General.

„Ja, der bin ich."

„Zu Ihrer Begabung muß ich Ihnen gratulieren, aber wenn Sie mit einem Vorgesetzten sprechen, dann haben Sie eine militärische Haltung anzunehmen!"

„Ich bin Zivilist", brummte Forain.

„Vorwärts!" begann sich der General zu ärgern. „Ich kann nicht."

„Nur Mut, Hände an die Hosennaht, Absätze zusammen, Blick gradeaus!", und seine Worte durch die Tat begleitend, nahm der General die Haltung an, zu der er den berühmten Zeichner veranlassen wollte.

Forain blickte seinen Vorgesetzten einige Sekunden lang erstaunt an, dann kommandierte er: „Rührt euch!"

Selbst im Angesicht des eigenen Todes konnte dieser wahre Satiriker nicht schweigen. Als der behandelnde Arzt Forains Frau mit den Worten zu beruhigen suchte: „Das Herz funktioniert gut, die Nieren arbeiten zufriedenstellend . . .", fuhr Forain, dessen guten Ohren nichts entgangen war, im Tonfall des Arztes fort: „. . . es geht ihm ausgezeichnet, er wird, von allen Krankheiten geheilt, sterben."

Als man Tristan Bernard dieser Tage fragte: „War Forain ein guter oder ein böser Mensch?", zog er sich mit den Worten aus der Affäre: „Er zeichnete gut."

Zur Naturgeschichte des Pyjamas. En ce moment, les „Alphonses" doivent pulluler. Je vois cela aux chemises masculines, qui sont des chemises d'hommes de la prostitution. Voici entre autres les *Pajamas* ou Costume pour dormir. Costume pour dormir: ça dit-il des choses : Et il faut voir le costume c'est une chemise de soie, ornée de brandebourgs, comme une peste de hussard, et qui côute 45 francs. —

(Journal des Goncourts, Tome VI, 1882)

Degas ärgerte sich immer, wenn er durch den Salon ging. Einmal sagte er bei einem solchen Spaziergang zu seinem Freund Tourny: „Diese Menschen wollen ja gar nicht malen. Ein Bild muß mit demselben Gefühl gemacht werden, wie ein Verbrecher seine Tat ausführt."

Der Tenor. Der bestbezahlte Tenor der Welt, *Lauri Volpi,* zeigt auf seine Stirn: „45 Opern! Und alle auswendig!" Er schläft meistens und sieht von der Welt fast gar nichts. Sein Leben besteht aus Triumphen, Umarmungen und Streit mit Managern. Eine neue Stadt bedeutet für ihn: ein neues Podium, das ausprobiert werden muß. Volpi haßt alles, was mit Theater zusammenhängt. Tenor malgré lui . . .



Photo Pressekunst

Zwillinge



Rheinischer Privatbesitz

Jakob Gerritsz Cuyp, Die Zwillinge (Oelbild)



Photo Keystone View

Wettbewerb der Rücken (U. S. A.)



Photo Martin Munkacsy

Bettler in Jerusalem



Otto H. Kahn und seine Tochter, Frau John Barry Ryan

Otto H. Kahn als Einjähriger bei den Mainzer Husaren

Die schönste Lengevitch

Von *Hans Reimann*

Die schönste Lengevitch ist die Muttersprache. Kurt M. Stein aus Chikago kann es bezeugen. Als er eines Nachmittags spazieren ging, fragte ihn ein älterer Herr: „Where holds the tramway?", und er fragte das mit chemisch reinem berliner Akzent. Eigentlich hätte er fragen müssen: „Where does the tramway stop?" Aber er verleugnete seine Heimat keineswegs. Und Mister Stein verleugnete es ebensowenig und redete gut Deutsch. Gut? Na, wir wollen es dahingestellt sein lassen. Auf jeden Fall notierte er abends in sein Tagebuch: „By gosh, es iss zum lache. In vierzehn Tag vergißt der fool sei eigne Muttersprache. Wenns not for uns old Settlers wär', gäbs bald kei schönste Lengevitch mehr." Mit den „settlers" meinte er die Pflanzer, also die Kolonisten, also die Zugereisten. Und mit dem „lengevitch' meinte er die „language", die Sprache.

Der „dutch" ist drüben: der deutsche Schauspieler der Weber- und Fields-Tradition, der das Englische mit teutonischer Färbung spricht. Er wird ebenso belacht, wie der Deutsch-Amerikaner mit seinem Quodlibet aus Deutsch und Amerikanisch ernst genommen sein will. Zum Beispiel jene Hausfrau in Chikago, die eine Eisenwarenhandlung betrat und folgenden Satz sagte: „A couple pounts ten penny Naigels and a roll vire for die chicken coop zu fixen." Und das sollte was heißen? Das sollte heißen: „Ich möchte einige Pfund Zehnpfennig-Nägel und eine Rolle Draht, um die Kiepe für meine Küken instand zu bringen." Und das müßte honetterweise auf Englisch oder Amerikanisch also lauten: „A couple of pounds of ten penny nails and abroll of wire to fix the chicken coop." Aber das wäre nicht halb so hübsch.

Man sage nicht, daß es ein Jammer sei, die schönste Sprache der Welt dermaßen zu verhunzen. Man sage das nicht. Im Gegenteil. Akkurat so, wie wir uns über das herrliche Kauderwelsch im Elsaß freuen, wollen wir uns über die gemixten Pickles freuen, die jenseits des großen Teiches in die Welt gesetzt werden, und wollen es mit dem Komiker Karl Valentin Fey halten, der eine Brille ohne Augengläser trägt, weil es halt immer noch besser iss wie garnix.

K. M. St. nennt einen Mann, der in Dollarika halb Deutsch und halb Amerikanisch parlierte: Germerican; eine Mischung aus German und American. Er selbst stammt aus der Rheinpfalz oder aus Hessen und mixt den heimatlichen Dialekt tollkühn in das fremde Idiom, und er macht die Dampfheizung zur „steam-heat" und den Gasherd zu „gas-grates" und die Straßenbahnen zu „street-cars" und bildet „to like" (gleichen) zu „like" (similar) und verkündet: „I've made up my mind" (wörtlich: „Ich habe meine Meinung aufgemacht" für: ich habe mich entschlossen) und sagt: „I wonder" (für: ich möchte wissen). Und so hat er denn in der herrlichen Zeitung „Von Pontius zu Pilatus" (From Pillar to Poat) eine Menge schalkhafter, seelenvoller, total verquatschter Gedichte erscheinen lassen, die ihm wahre Berge von Zuschriften eintrugen. Hunderte von Briefen hat er derohalben empfahen — oder auf germericanisch: „I haff had a Hundert lettres about it." Und nun wollen wir uns ein paar von seinen Gedichten anschauen. Da ist zum Beispiel der Rum Hund.

Er lautet also:

Kannst du den Charley noch remembern,
wo formerly an Clark Street war?
Well, er iss farder Nord gemoved
Und renns jetzt so a dreieh Bar.

Auf Deutsch: Kannst du dich Charleys noch erinnern, der früher in der Clark-Street war? Nun, der ist weiter nordwärts gezogen und hat jetzt so eine „trockene" Bar. Und auf Amerikanisch: „Can you the Charley still remember, who was formerly in Clark Street? Well, he has moved farther north and runs now such a dry bar."

Ganz dry? Wei shure! „Ich tuh net cheateh,
A law muß law sein — oder not?
But alte Friends kann ich doch treateh?"
Sagt er — und charged sechs bits a shot.

Auf Deutsch: „Ganz trocken? Natürlich. Ich betrüge nicht. Gesetz muß Gesetz bleiben. Oder nicht? Aber alte Freunde darf ich wohl bewirten? Sagt er. Und berechnet uns 24 Pfennig pro Kopf." Und auf Amerikanisch: „Totaly dry? Why shure. I do not cheat. Law must be law — or not? But old friends can I yet treat? Says he and charged six bits a shot."

Wir brechen das Gedicht ab und wenden uns der „Puppe' zu.

Mr. Schmatz, who two years ago
has moved here from Lichtenau
and is still wholly dutch in his ways,
has a sweet little wife.
He is madly in love with her
und calls her only „mei Puppe",
and that she is a Baby Doll
admit all his friends.
Now it happened, that on the day
(therefore he is not to be blamed),
when his wife had her birthday,
he had to take a business drop.
„A present have I also not yet",
thinks Schm. „That makes m. P. sore.
Well, I will call my friend Sch. up,
he runs such a Jewelry Store."

Herr Schmatz, wo vor zwei Jahr zurück
hierher gemoved aus Lichtenau
und still ganz Dutch iss in sei ways,
der hat a süße kleine Frau.
Er ist verrückt in Luff mit ihr
und tut sie nur „mei Puppe" calleh,
und daß sie ein'ges Baby Doll
admitteh sei Bekannten alle.
Nun ists gehappened, daß am Tag
(dafor iss er ja net zu blehmeh),
an dem sei Frau Geburtstag hat,
muß er a Bissness Tripche' nehme'.
„A present hab ich auch noch net",
denkt Schmatz. „Das macht mei Puppe sore
Na, well, ich ruf Freund Schulz schnell auf,
der hat ja so a Jewely Store."

Und alsdann phoned er mit Schulz und bestellt a pearl Halsband, ketcht gesatisfeit his train und freut sich die ganze Nacht, denn er weiß nicht, daß Schulze junior am phone nicht wholly verstanden hat. „Say, Pa", he says zu Schulz senior, „dei greener Freund, that is a Sport, der tut gut spende. Sei Puppy hat Geburtstag heut — wir sollte a pearl collar sende."

Von Darwin heißts, er habe den Weg aufgeseizt; vermutlich von „to size": bestimmen. Wir stammen alle von monkeys ab, das zu proofeh a simple Job ist. („Proofeh" von „proof", der Beweis, und „prove", beweisen.) Für „zweifellos" schreibt er „mitaus a Doubt", denn „mitaus" ist „without". Der Satz: „Ich zünde mir grad eine neue Zigarre an" wird zu: „Shust light ich mir a fresh Zigar". Und beim Anblick eines gewissen Bildes dichtet er dieses:

Da hängst du nu' so schön in oil gepainted,
als Proof, wie in dem Land die Leut' tun riseh.
Ich bin schon dreißig Jahr mit dir acquainted,
but still in all, es tut mich doch suppriseh.
Daß du mal hänge' tust, das dacht' ich immer,
but not gepainted, und im schwellsten Zimmer.

Gepainted ist: painted; suppriseh: surprise; im schwellsten Zimmer: in the swell room („swell", von „to swell" = anschwellen, wird als Adjektiv gebraucht im Sinne unseres „geschwollen", „aufgedonnert", „kitschig". Das schwellste Zimmer entspricht der „kalten Pracht", wie man bei uns in Sachsen die „gute Stube" betitelt.) Einen Mann namens Kohn nennt er „Cowan" und die Auguste: Owgooste. Von sich himself sagt er: meiselbst. Statt „Hab ich recht?" ruft er: hab ich right? Und was seine sprachlichen Bemühungen insgesamt anlangt, so verteidigt er sich folgendermaßen: „Mei Idee iss es net, a schöne Sprache zu verderben, wie mich manche accused haben, oder Fun von a Ding zu machen, wo für a lot people serious und heilig iss. An der contrary, es war part von mei intention, der lieben Public als horrible Example zu presenteh, was in certain Places für Deutsch passeh tut."

Und das ist ihm denn auch gelungen. In zwei Bänden, die bei Covici Friede, Publishers, New York zu haben sind.

Das Gästebuch. In der Lesehalle eines großen Hotels in den Champs Elysées liegt ein Gästebuch aus. Die Seiten sind in verschiedene Rubriken eingeteilt: für Name, Beruf, Stand. Es ist hier statistisch festzustellen, daß ein Glück nie allein kommt . . . Und wenn der liebe Gott jemandem die Gunst erweist, ihn auf Reisen zu schicken, dann verschont er ihn auch meist mit einem richtigen Beruf. Meistens steht bei den zahlreichen Globetrottern, die sich hier eingetragen haben: „Rentier", „Tourist", „Retired" usw. Einer schreibt offenherzig: „Wenn ich's wüßt", ein anderer erklärt bescheiden: „Nicht der Rede wert". Es kann ja auch nicht jeder einen so ausgesprochenen Beruf haben, wie der Herr aus Manchester, der in die betreffende Rubrik hineinsetzen konnte: „Liking stamps" . . . Und dann: Hat man schon einen so ausgesprochenen Beruf, wie zum Beispiel *Aman-Ullah,* der sich hier eigenhändig eintrug, und unter Beruf bescheiden *king* hineinschrieb, dann ist es in ein paar Jahren auch nicht mehr wahr . . .

Hinter dem Philatelisten aus Manchester hat sich ein „Mr. Smith mit Suite" eingetragen. Was wohl so ein Mr. Smith unter „Suite" versteht? Einen Sekretär? Eine Sekretär-Familie? Berge von Schrankkoffern? Oder wollte er *„Mr. und Mrs. Mayflower aus Chicago mit Chauffeur und Packard-Limousine"* übertrumpfen, in der Ueberzeugung, daß Armut nicht unbedingt glücklich macht, und Reichtum keine Schande ist? *A. T*

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 15. Oktober.

Hamburgensien

Am Alsterufer trägt jedes dritte Haus einen Zettel: „Grundstück mit Vorland zu verkaufen.“ Nicht von der sozialen Umschichtung, die hier plakatiert wird, seit der Inflation immer noch stoßweise zunehmend, soll hier erzählt werden, sie ist keine Hamburgensie. Aber was ist Vorland? Eine Hamburgische Eigenart, die allem Anschein nach die Umschichtung überdauern wird. Vorland ist nämlich der große Lustgarten, der Park, unmittelbar am Wasser, von der Villa oder dem Herrenhause durch Bürgersteig und Fahrstraße getrennt. Das Vorland verrammelt, Garten an Garten, den Uferweg, den Weg am Wasser. Das Vorland ist bei aller Schönheit keine soziale Einrichtung. Die Spaziergänger erhalten vom Staat jedoch eine kleine Entschädigung. Sonntags ist das Radfahren auf dem schmalen ungepflasterten Wege zwischen Fahrweg und Vorland verboten. Doch, wer Sonntags an der Alster sich ergeht, hat mehr Volksbelustigung als Naturgenuß. Daß es jeden Sonntag regnet, ist kein Naturwunder, denn die Regenzeit dauert bei uns vom 1. Januar bis zum 31. Dezember. Aber dazwischen gibt es, Sommer und Winter, lichte Augenblicke, und das sind wahre Märchenträume.

Verkehrsbücher und Fremdenführer nennen Alster, Elbe, Stadtpark. Eine seltenere Naturschönheit nennt keins. Wir haben in der Stadt, vom Zentrum, vom Stephansplatz in zehn Minuten mit der Hochbahn zu erreichen, eine echte Moorlandschaft, das Eppendorfer Moor. Noch vor einem Vierteljahrhundert gingen alle Schulklassen hier botanisieren. Heute stehen die Pflanzen unter Naturschutz. Nicht das Moor! Verkleinert durch Baugelände, Schrebergärten, Spiel- und Sportplätze, steht das Moor vor dem Untergang. Sobald die Mittel es erlauben, will es der Senat trockenlegen und mit der Universitätsstadt bebauen.

Es ist nicht mehr der Senat von 1914, aber er hält an vielen alten Traditionen fest. Zu ihnen gehören die Senatsempfänge. Es gibt schlichte Vormittagsempfänge, festliche mit Mittagessen, intime Nachmittagsempfänge mit Tee und gemütliche mit Abendbrot. Der regierende Bürgermeister steht am Saaleingang und schüttelt jedem Eintretenden die Hand. Stehend hört man ein paar Reden an. Dann öffnen sich die hohen Türen zu den Eßräumen. Von da an gibt es keine Reden mehr. Beim Abendbrot gibt es auch keine festgelegte Tischordnung. Kleine, ungedeckte Tische, die weißgescheuerten Holzplatten ohne Tischtuch. Sogar Bieruntersätze werden verschmäht. Größere Tische, sehr große, sind mit betonter Schlichtheit bestellt — und mit unverkennbarer Fülle. Vom Roastbeef mit Jüs, sprich Schüh, bis zum Heringssalat ist alles da, was in Hamburg zum kalten Büfett gehört. Jeder bedient sich selbst, und die meisten nicht zu knapp, denn die Hamburger sind gute Esser, und man hat das Gefühl: es wird einem gegönnt. Jetzt kommen nur noch zwei feierliche Augenblicke. Der erste ist, wenn der Bürgermeister zur Zigarre greift. Dann tragen die rotweiß galonierten Diener, die in kleinen Gläsern und nicht allzu häufig „Hiesiges“ reichen, große zweiarmige Leuchter mit brennenden Wachskerzen zum Zigarrenanzünden herum, und Herren im schlichten Abendanzug, es sind mittlere Beamte der Senatskanzlei, Sekretäre und Obersekretäre, bieten die Kiste an, ohne sie aus den Händen zu geben. Der zweite und letzte feierliche Augenblick ist, wenn der Bürgermeister sich erhebt, Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

So zwanglos geht es kaum in irgendeiner anderen Hamburger Gesellschaft zu und wohl bei keinem anderen Regierungsempfang der Welt. Zwangloser aber im Hamburger Künstlerklub. Ja,

die Künstler haben endlich ihr Klubhaus. Seit Jahrzehnten ging die Klage, daß in Hamburg ein Treffpunkt aller Künstler fehle. Maler verkehrten nur mit Malern, Schriftsteller nur mit Schriftstellern, Schauspieler mit Schauspielern. Das ist auf einmal anders geworden. Jahrelang hat der Klub geplant, aber man hatte keine Räume, kein Geld und vor allem keinen Mut. Da nahm der Maler Ivo Hauptmann, Gerharts ältester Sohn, die Sache in die Hand. Der Kunstverein stellte den Keller seines neuen, eines vom Architekten Karl Schneider umgebauten Privathauses in der Neuen Rabenstraße zur Verfügung. Dieser Keller enthielt Schutt, unbrauchbar gewordene Waschküche und nochmals Schutt. Der Maler Paul Mechlen räumte mit zwei Maurerarbeitsleuten den Schutt weg, nahm einen Pfeiler heraus. Ein paar Bretter, ein paar Töpfe Farbe, zwei Beleuchtungskörper ... alles zusammen hat nicht ganz 200 Mark gekostet. Eng, aber gemütlich sitzen nun allabendlich, oft schon nachmittags, Maler mit Schriftstellern, Schauspielern, Architekten und Kunstfreunden. Man hat es nicht für möglich gehalten. Bei der Eröffnung sagte Ivo Hauptmann: „Die großen Maler Frankreichs, Manet, Monet, Renoir, Cézanne, der vergangenen Generation haben sich in einem kleinen Café in Paris mit ihren Freunden, unter denen Zola und George Moore waren, über die Möglichkeiten der Erneuerung der Malerei unterhalten, und von dort aus ist die Natur, das Licht, die Sonne, die Farbe in die Malerei, in die europäische Kunst von neuem eingezogen."

Der Vergleich zwischen damals und heute, zwischen Paris und Hamburg, blieb im übrigen unausgesprochen, und so war er treffend. Man diskutiert hier oft bis in die Nacht hinein, nicht um Unwichtiges.

Die neue Hamburgensie ist echt, weniger repräsentativ als lebensfähig.

Oswald Pander

Rund um die Alster

(Hamburger Passantengespräche)

Notiz für Fremdstämmige: aa sprich wie im englischen fall, j sprich wie in journal.

... uppmerksam mokt. Ick sech: mi kannst nix vörsnacken. Passiert di irgend wat — kanns Gift upp nehm, du sacks rin ...

... til at rejse herfra. Men maaske behves det ikke nu ...

... zu komisch. Daß sie jetz nu überhaupt nichs mehr von sich hööan läßt, wo du ihr doch immerlos eingelaaden ...

... just returned from a year's stay abroad. They traveled through Egypt, Palestine and ...

... türlich kann ich das all buchsdabiern: Zahnsdosser, a, Zahnbrummer, Gaumendrücker, e, Roller, Lippenbrummer, ü, Zahnbrummer, Zahndrücker, e: Tan—ger—mün—de ...

... das is Werner Fütterer da unten, nich? Der hat das auch gesbielt: „An Rüdesheimer Schloß sdeht eine Lindä . ."

... ob ick 'n Deern heff? Dascha mol kloar. Wi mokt jeden Spoart mit ...

... ich war baff über diese Frechheit. Sie ischa so perfide, daß sie den Kindern das Wort im Munde rumdreht, nur damit s i e recht ...

... un die Hacke — soo'n lüttje Hacke, da muß ich doch mein Gehirn bei ansdreng — un denn doabi sein Gesabbel, dat kann ick nich aff ...

... brauchscha keine Hose, Mesch! Tu doch gans als ob du zu Hause wärs ...

... fuach baar weit. Sie is ne Kusine — nee, also wie is das?: die Mutter ihre Schwägerin is ne Kusine — also gaa keine Vawannschaff mehr ...

... met eigen oogen overtuigen, want de resultaten kunnen natuurlijk niet ...

... nee, de anner is beeder. De anner, de mit de breede Rand. Ober de möt noch breeder sin, de Rand ...

... poterono subito accertare che la morte non era stata volontaria ...

... hei hett mi mitn Steebel an'n Kopp smeeten, doa heff ick em ober herkreegen ...

... était fini. La délibération du jury n'a pas duré plus de quinze minutes ...

... wenn sie nachher verheirat sind und der Mann mag's leiden — schön. Aber wenn sie sich's so von 16, 17 angewöhnen ...

... du bruuks goar nix to seggen. Du geihst hin nah'n Arbeitsgerich un . .

... era natural que se hallara expuesto a una profunda perturbación en cuanto la resistencia ...

Hamburgische Lyrik.

Wohl schmecke stets dir Speis' und Trank,
Doch werd' mitunter auch mal krank.
Mit Sterben jedoch warte fein,
Gut wirken hier die Arzenein
Der Fischmarktapotheke.

(Reklamevers im Schaufenster).

Betrachtungen im Zirkus.

Was macht die arme Frau des Jongleurs allein zu Hause in ihrem dunklen Schlafzimmer, während ihr Mann mit der Nachttischlampe balanciert?

Die Gesichter der Zirkus - Chinesen sind so hart, als wenn sie aus Sprichwörtern geschnitzt wären.

Die Bonbons, die man, während der Vorstellung, im Zirkus kauft, schmekken, als habe sie ein Pferd schon einmal im Maul gehabt.

Die Gedanken des Trapez-Akrobaten, der mit dem Kopf nach unten hängt, sehen so aus:

„Sie wundern sich, daß ich die Augen dort habe, wo bei Ihnen der Mund ist und den Mund in der Stirn."

Die Ersparnisse der Zirkuskünstler sind in den großen Ballastsäcken, die von der Kuppel herabhängen.

Ramón Gómez de la Serna


Mit der neuen
Hütmode ein
neuer Stil —
ihn zeigen auch
die neuen
FAHRNER-SCHMUCK
MODELLE
straus
23051 Ohrringe m. echt.
Stein Silb. oxyd. RM 25.50
6013 Damenring m. echt.
Stein Silb. oxyd. RM 16.50
Silber vergoldet RM 17.—
23042 Hutagraffe oder
Brosche Silber oxyd. mit
echtem Stein RM 18.50
22971 Elegante Nadel
Silber oxydiert RM 16.—
Silber vergoldet RM 17.—
22984 60 Neuart. Hals-
schmuck Silb. oxyd. RM 38.
22972 Armband Silber
oxydiert . . . . RM 35 —

Die Verständigung

Der Professor Louis Henri Fouz, adlatus der französischen Botschaft in Berlin, hatte sich nach zwölfjährigem Aufenthalt in der Reichshauptstadt derart in die preußisch-deutsche Psyche eingelebt, daß ihn seine Feinde, die Professionaldiplomaten, den „Volkszwitter" nannten. Dieser Professor Fouz wurde bei der Anwesenheit Brünings in Paris als Dolmetscher gebraucht. und als er mitansah, wie Brüning und Laval so ganz und gar ein Herz und eine Seele waren, dämmerte ihm das System einer deutsch-französischen Verständigung auf, das er in die Form eines Exposés brachte, und den beiden Staatsmännern überreichte.

Die Denkschrift übte auf die beiden Kabinettchefs eine derartig durchschlagende Wirkung aus, daß sich der Gang der deutsch-französischen Verständigung wahrscheinlich in der fouzischen Richtung abspielen wird — immer vorausgesetzt, daß es dazu kommt. Fouz soll unter anderem geschrieben haben: „Ich weiß, daß sich ein deutscher Oberst mit einem französischen Oberst besser verträgt, als mit einem deutschen Schuster, da Leute wie Schuster, Arbeiter, Studenten von den Militärs aller Nationen als Kriegsmaterial angesehen werden. Geht man von dieser Voraussetzung aus, werden sich alle deutschen Bäcker, Gewerbelehrer, Fischzüchter, Großagrarier, Toilettenpächter, Kriminalsekretäre mit ihren französischen Fachkollegen viel besser verstehen, als mit Angehörigen der eigenen Nation, die andere Interessen haben. Man versuche also, die Völker dadurch einander näher zu bringen, daß man sie nach ihren Berufen austauscht, so daß jeder Deutsche eine gewisse Zeit einen Franzosen in Frankreich „amtlich" vertritt und umgekehrt."

Der Anfang wird mit den höchsten Regierungsstellen gemacht, und es soll schon soweit sein, daß Brüning mit Laval tauschen will, um den Franzosen die Segnungen der deutschen Notverordnungen vertraut zu machen. Als Gegenleistung wird Briand den Herren in der Wilhelmstraße zeigen, wie man Politik macht. Wenn sich diese beiden Arrangements bewähren, soll der bisherige Chef des französischen Generalstabs, General Weygand, seinen Posten an den General von Hammerstein abgeben, und Chef der Reichswehr werden. Ihre Stäbe werden die Herren mitnehmen. *Eduard Paul Walz*

Briand und der Briefträger. Briand kramt in Cocherel, vor einigen sehr vertrauten Freunden, gern Erinnerungen aus. Seine Beziehungen zu Emmanuel Arène spielen dabei eine große Rolle. „Eines Tages", erzählte er, „bittet Arène mich, die Ernennung eines seiner Wähler zum Landbriefträger zu unterstützen. Den Erkundigungen zufolge war der Bewerber des Lesens und Schreibens völlig unkundig. Ich machte Arène darauf aufmerksam. ‚Das hat nichts zu sagen! Lassen Sie ihn ernennen, er wird sich zu helfen wissen, er ist sehr gescheit!'

Man ernannte den Schützling von Emmanuel zum Landbriefträger. Und nun kommt die Fortsetzung der Geschichte, die Arène uns kurze Zeit darauf erzählte. Unser Briefträger trat am frühen Morgen auf dem Marktplatz des kleinen korsischen Dorfes an, für das er Dienst tat; er warf sämtliche Briefe kunterbunt auf den Erdboden; die Einwohner kamen herbeigelaufen und wühlten in dem Haufen, um sich ihre Briefe zu nehmen; eines Tages wollte einer der Dorfbewohner, der bereits zwei aufgehoben, sich einen dritten davon aneignen, als der Briefträger, die Brauen gerunzelt, ihn wutentbrannt zurückhielt und sagte: ‚Ein Brief, zwei Briefe, das lasse ich mir gefallen! Aber nicht mehr! Was würde für die anderen bleiben?' "

Es muß einen Kapellmeister schrecklich nervös machen, daß alle Orchestermitglieder absichtlich so tun, als sähen sie ihn nicht an. *Sacha Guitry*



Briand



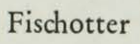


Photo Hauchecrone

Fischotter

Anonyme Malerei

Straße in Le Creusot (1860)



Paris, Sammlung Wolters

Kaserneneingang (1880)

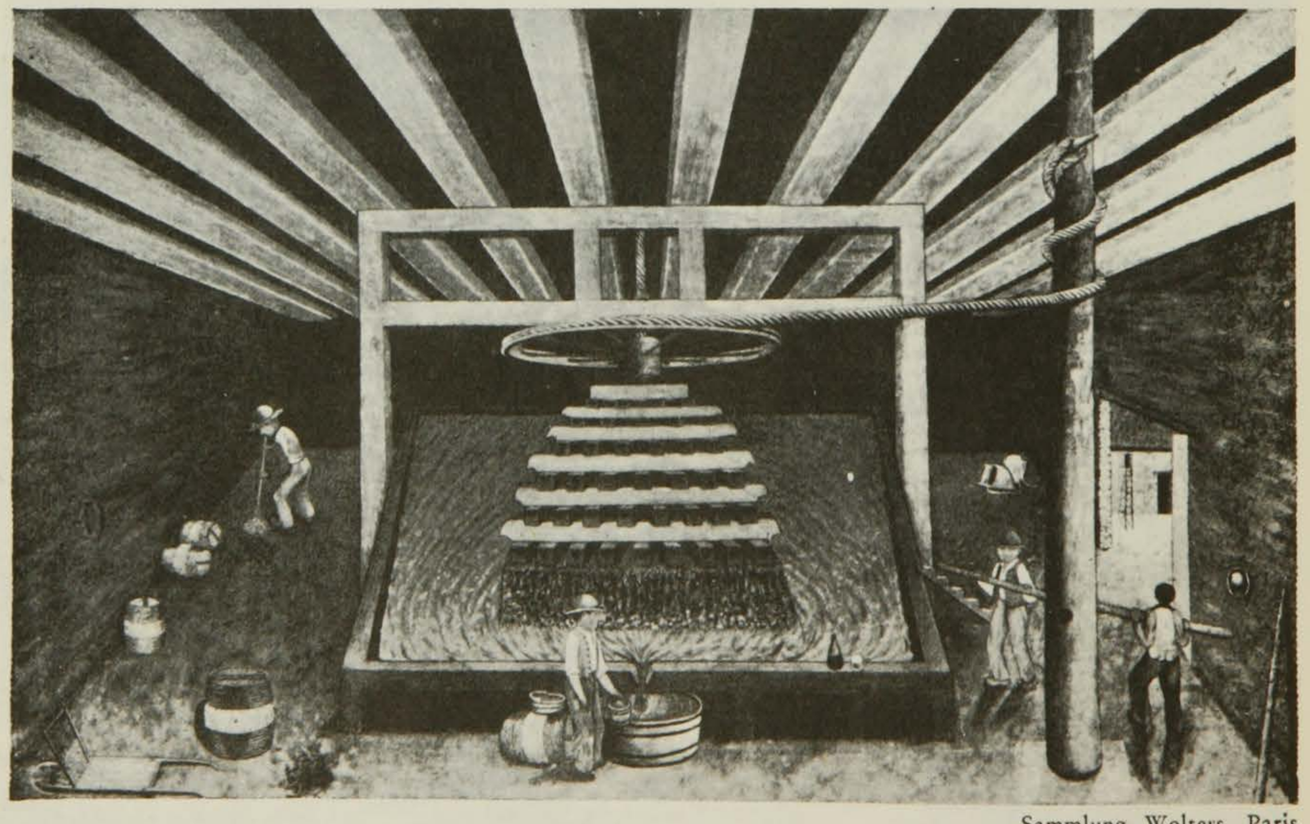
Photo Pestalozzi

Hochzeitszug in Zürich

Photo G. Haase

Pankooken-Kapell in Alt-Hamburg

Hans Schlange-Schöningen, M. d. R.



Sammlung Wolters, Paris

Courtois, Die Weinkelter (um 1860)

Matadore des Reichstags

VIII.

Schlange-Schöningen, der Modernist unter den Agrariern

Der Zusammenbruch 1918 hatte den pommerschen Junkern mit dem Gefühl der Existenz-Sicherheit auch einen beträchtlichen Teil ihrer Selbstsicherheit genommen. Es hatte sich alles so merkwürdig verändert. Wenn man früher durch die Felder ritt, hatten da nicht die Landarbeiter viel bescheidentlicher die Mütze gezogen? Demut und Ehrfurcht hatten die gekrümmten Rücken so tief gebeugt, daß es fast aussah, als wollte das Landvolk niederknien in der Ackerfurche vor dem gnädigen Herrn. Damals wäre doch niemandem der Gedanke gekommen, daß man den Wahlzettel für den Reichstag oder das Dreiklassenparlament auch noch anders ausfüllen könnte als im Sinne des Schloßherrn. Der hatte sich der Einfachheit halber meistens selbst als Kandidat aufgestellt, wenn er nicht schon lange von Königs Gnaden im Herrenhause saß.

Nun gab es mit einemmal Bürgerfreiheit auch für den ärmsten Tagewerker im finstersten Pommern. Die Auflösung der Gutsbezirke drohte. Die Gesindeordnung fiel. Die Koalitionsfreiheit ließ sich nicht mehr vertuschen. Wappen und Stammbäume, Schlösser und Latifundien waren nicht mehr die geeigneten Embleme für die angesichts der Revolution mit bemerkenswerter Schnelligkeit nagelneu als „Volks"partei, mit dem Attribut „Deutschnational" auffrisierte, altvertraute konservative Partei. Da mußten Bürgerliche her! Alle die Bogislawe von Sowieso aus bester slawisch-wendischer Rasse mit den friderizianischen Vorrechten und Allüren zogen es vor, in ihrer Partei nicht mehr selbst zu kandidieren. So wichen also die Kammerherren knurrend aus der ersten Linie zurück und schoben ihre bürgerlichen Parteifreunde als tarnende Geschützdeckung auf die führenden Posten.

So plötzlich kann es kommen, daß Bürgerliche die Partei der feudalen, stockreaktionären Rittergutsbesitzer führen! Unter diesen Bürgerlichen taucht auch der Besitzer des Gutes Schöningen auf, *Hans Schlange*, Rittmeister a. D. Dem Schlange, dem kann man es schließlich noch am ehesten zutrauen, daß er die Interessen von Ar und Halm linientreu vertreten wird. Er hat solides Bauernblut vom Vater her, der den Landbund mitbegründet hat. Und blaues Kavalierblut rollt auch in seinen Adern, wenns auch nur die bessere Hälfte, die von der Mutter ist. Zwar konnte er unter Wilhelm nur fern im Süden Kavallerieoffizier werden — bei den 2. Jägern zu Pferde in Langensalza —, denn in Pasewalk durften nur hochgeborene Pommern den Küraß tragen, aber in der neuen Zeit kann man den bürgerlichen Konzessionsschulzen sogar in seinem eigenen Land brauchen.

Schon des Rittmeisters Aussehen macht der angesehenen, bekannten, in Pommern erbansässigen Familie Ehre. Ein staatlicher Mann, groß und breitschultrig, mit einem frischgefärbten Kommandogesicht, in den besten Jahren (Jahrgang 1886), ein guter Redner, der über eine klare Diktion verfügt, zu überreden, zu überzeugen versteht.

Vorerstmal schickt man den jungen deutschnationalen Landesvorsitzenden in den Landtag. Er steht seine Session so wacker durch, daß er im Dezember 1924 in das Haus am Platz der Republik hinüberwechseln darf. Bald zählt ihn die Reichstagsfraktion der Deutschnationalen zu ihrer Führerelite, und er bringt es sogar zum stellvertretenden Parteivorsitzenden. Erst mit Graf Westarps Sturz kommt auch seine Stellung ins Wackeln. Vordem aber ist er Deutschnationaler strengster Observanz und ohne Furcht und Tadel. Er hat es nicht nötig, mit irgendwelchen Interessengruppen oder Parteicliquen

seine Position auszuhandeln. Es genügt ihm, parteioffiziös zu sein, um aktiv zu werden. Er kann sich auf seinen Charakter, seine Menschenkenntnis, auf sein allgemeines und sein agronomisches Wissen verlassen. Auch als man bei der Abstimmung über die Dawes-Gesetze — ein jäher Herzkollaps hatte an jenem Tag Hugenberg ans Bett gefesselt — in die historisch gewordene Schaukelfraktion zerfiel, die der Treppenwitz der Geschichte „Mampe-Halb und Halb" genannt hat, auch damals war Schlange bei den Konsequenten und stimmte gegen den Tributplan. Daß diese Intransigenz allerdings ein gut Teil Spiegelfechterei war, hat Schlange-Schöningen als Zeuge vor dem Neubrandenburger Gericht im Februar 1928 selbst zugegeben. „Ich bin nur froh, daß genügend Ja-Sager da waren und ich mir das Nein leisten konnte!"

Nicht nur der Dawesplan hat Schlange zu einer militanten Haltung gegen die Politik der staatserhaltenden Mitte bewogen. Es liegt noch gar nicht so weit zurück, daß Herr Schlange in Hamburg, in einer deutschnationalen Agitationsversammlung, die Sozialdemokratie als die große revolutionäre Partei bezeichnet hat, gegen die die Rechte kämpfen müsse. Es spricht für Schlanges Elastizität und seinen klaren, realpolitischen Willen, daß er sich selbst revidieren kann, daß er sich mit einem Schnitt von den Deutschnationalen trennt, sobald er ihre Politik unter dem Regime Hugenberg für falsch hält. Heute gehört Hans Schlange zu dem Kreis um Professor Jäckh, dem Präsidenten der deutschen Hochschule für Politik, einem Kreis, der den Gedanken der Volksgemeinschaft propagiert. Ja, Schlange ist sogar Mitherausgeber der neuen Zeitschrift Jäckhs „Der Staat seid ihr".

Der Friedensschluß mit Braun und Severing hat Schlange scharfe Anfeindungen von seinen Standesgenossen eingetragen, den Ausschluß aus dem Stahlhelm (der allerdings bald wieder zurückgenommen werden mußte) und gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott. Das ging so weit, daß man in Pommern, natürlich nur von Mund zu Mund, den Ankauf von Schlangeschem Zuchtvieh abschwor. Aber auch das nützte nicht viel. So gute Böcke wie aus der Schafzucht des Mustergutes Schöningen gibt es weit und breit nicht in Deutschland. Und welcher richtige Landwirt möchte seinen Schafen nicht gern was Gutes antun? — Zähneknirschend müssen selbst seine ärgsten Feinde dem Agrarpolitiker Schlange als Agronomen ein Loblied singen. Er bewirtschaftet seine 3000 Morgen so rationell, daß er es sich leisten kann, die offizielle Agrarpolitik der Subventionen für überflüssig und schädlich zu erklären. Ein weißer Rabe! Ein Landwirt, der sich zu der Einsicht bekennt, daß verdreifachte Weltmarktpreise einer Auspowerung der Verbraucher gleichkommen, daß man die agrarischen Belange auch anders wahren könnte, daß man auch an den Konsumenten bei all diesen Fragen zu denken habe, daß man statt Unterernährungspolitik auch mal Ernährungspolitik machen sollte. Worte wie Planwirtschaft und Getreideeinfuhrmonopol werden nur so lange als Sakrilegien in den Ohren der Gutsbesitzer klingen, so lange sie ihr Gewerbe nicht so gut verstehen wie Schlange. Wie er es schafft, hat das „Tempo" kürzlich in einem interessanten Bericht erzählt. Er ist nicht nur ein Mann der Praxis, auch die Theorie ist ihm geläufig, er experimentiert, überlegt, verwirklicht Erkenntnisse. „Landwirtschaft von heute", ein grundlegendes Werk aus seiner Feder, zeigt, was die moderne Landwirtschaft von der Industrie lernen muß, um unserer Zeit gerecht zu werden. Darum kommen auch dauernd deutsche und ausländische Landwirte nach Schöningen gefahren, um sich anzugucken, wie „sowas möglich ist". Darum ist der Dr. agr. honoris causa,

den die Berliner Landwirtschaftliche Hochschule auf Betreiben des Geheimrats Areboes Schlange verliehen hat, in diesem Fall wirklich keine bloße Geste und auch keine Angelegenheit des Bankkontos; hier waren wissenschaftliche und praktische Leistungen, wie es ihrer Bedeutung entspricht, zu kennzeichnen.

Man muß den stattlichen Mann mit dem etwas ländlich forschen Habitus schon aus der Nähe sehen, um auch die äußeren Spuren seiner geistigen Beweglichkeit gewahr zu werden. Hört man

aber und sieht man ihn sprechen, dann begreift man, was ihn von seinen durchschnittlichen Standesgenossen unterscheidet, warum er sich nicht bloß für Schweine- und Weizenpreise und für die Auerhähne seiner österreichischen Jagd interessiert. Es ist die Sensibilität und Forscherkühnheit seines Geistes, die ihn zu einem Menschen aus der Avantgarde des zwanzigsten Jahrhunderts stempelt, die ihn über die parlamentarische und berufliche Arbeit hinaus auch noch zu einem respektablen Historiker macht.

In der Einleitung zu seinem geschichtlichen Buch „Führer und Völker" (Berlin 1931) nimmt Schlange-Schöningen nicht nur zu seiner historischen Arbeit, sondern wohl auch zu seinem ganzen Leben und Wirken Stellung, wenn er schreibt: „Diese klare Willensbildung (der Nation) ist nur zu erzielen, wenn man, in Ehrfurcht vor dem Großen der Vergangenheit entschlossen ist, Fehler zu erkennen, um aus dem Gesamtbild zukünftiger Notwendigkeiten und deren Grenzen zu entnehmen."

Dieser Musterlandwirt ist eben über die ostelbische Verstocktheit des Nichtlernenwollens erhaben. Das Brot wäre billiger und das Leben leichter, käme solch glückliche Synthese bäuerlicher Kraft und städtischer Geistigkeit in zahlreicheren Exemplaren der Gattung deutscher Landwirt zustande.

O. B. Server.

Ihren geringen Bedarf an Literatur decken die Balten, wenn sie in eine mitteleuropäische Hauptstadt verschlagen werden. So kam einst der junge Baron F. in die Nicolaische Buchhandlung in Berlin und verlangte nach „eijnigen kleijnen schweijnischen Biecherchen". Auf die leicht erstaunte Ablehnung des Verkäufers verließ er das Lokal mit dem ehrlich empörten Ausruf: „Dreckausschank!"

Kurio.

„An allem ist Hütchen Schuld."

Auf Papiergeld manchmal sieht man ihn, den eilenden Merkur mit den Flügelschuhen und dem Flügelhut, den Mann, der seinerzeit allerdings nur in Diensten der Olympischen Götter G. m. b. H. Auto, Radio und Fernsprecher in einem war. Es ist der Gott des Handels und der Prosperität. „In emptionibus venditionibusve se circumvenire licet", heißt es im corpus iuris; bei Käufen und Verkäufen darf man sich übers Ohr hauen. Aus diesem Grunde hat der schlaue Gott auf eben diesem Ohr, scheint mir, den Sturmhut.

In den amerikanischen Schützengräben vom Vimy — sie sind jetzt noch wohl konserviert als ein schmuckes Labyrinth — sieht man auf der Brüstung ein paar Stahlhelme der Kanadier, sorgsam verteilt zwischen rostigen M. G. und angeketteten Flinten, und diese flachen Stahlhelme haben eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit mit dem lustigen Merkurhut auf den Bankaffichen, und beide Hüte, der Hut des Kapitals und der des Militärs, wißt Ihr, wo der jetzt thront? Nun, mein Gott, wer anders schützt und finanziert denn — die Frau, die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts. Kein Wunder, Helena, die liebliche Sklavin aus Kapital und Imperium, hat den kleinen koketten Hut mit den zierlichen Wanderer-Flügeln von ihren Schützern geschenkt bekommen, und sie trägt ihn auf dem linken Ohr, Du kannst es sehen, schon morgens in der rue de Castiglione kannst Du's sehen; kleine Hüte, lauter kleine Hüte, tausend Millionen kleiner Hüte füllen bereits die Straßen der Hauptstädte. Und Tauber, ich bitte Sie wer sonst, also der Tauber wird diesen Leuten dazu den langsamen Blues singen, wieder einen neuen Blues oder Tango, mit dem erborgten Atem der Leidenschaft:

Ach, nimm ihn doch noch einmal auf
und ab den kleinen Hut.

Philander de Camp.

Berliner Künstlerwirte

Max Schlichter

Von *George Grosz*

Durch Dr. Karl Einstein, dessen Zunge ebenso fein und entdeckerfreudig ist wie seine Kunstschriftstellerei, lernte ich gegen Anfang 1919 Max Schlichter kennen, mit dessen Namen man aber noch keinerlei Vorstellung verband. Er war einfach Mitbesitzer von „Willys“ am Kurfürstendamm, und sein Kompagnon hieß Mutzbauer. Willys galt in jener Zeit als teures und mondänes Lokal. Max stellte seine langjährige Erfahrung als Chefkoch des Kaiserhofs in den Dienst der Sache. Im übrigen trat er nicht wesentlich hervor. Eine sogenannte Stimmungskanone ist er als Wirt nie gewesen. Er erzählte keine amüsanten Geschichten, noch gab er durch übermäßiges Trinken an. Lediglich die Zigarre hing in seinem Mundwinkel und ging nie aus. Ein angenehmes unberlinisches Phlegma ging von ihm aus, so eine bedächtige geruhsame Art, die anderen reden zu lassen und in sich hineinzulachen, wenn es mal besonders lustig zuging. Er war immer in irgendeiner Bibliothek abonniert, denn im Lesen fand er Muße und Erbauung. Diese Art, den oberflächlichen Freuden abhold, sich in Gedrucktes zu vertiefen und darüber zu spintisieren, hat er nicht nur mit seinem Bruder Rudi, sondern mit den meisten Badensern gemein. Sein Malerbruder Rudi darf nicht übergangen werden, wenn man von Max spricht, denn er war es, der, überzeugt von seines Bruders Tüchtigkeit, zuerst und immer wieder sein Loblied sang und befreundete Künstler, Kunsthistoriker, Literaten usw. ihm zuführte. Max hatte, wie alle guten Köche, stets ein Herz für die Kunst, so stand er denn jenen Besuchen, worunter auch ich des öfteren war, als toleranter und sehr gastfreundlicher Mäcenas gegenüber.

Oft noch denke ich an die netten Abende und die kleinen Soupers, die er uns gutmütig und voller Verständnis kredenzen ließ. Auch in seiner Wohnung waren wir manchmal seine Gäste. Immer stand dann ein erstklassiges kaltes Büfett bereit und die entsprechenden Weine und Schnäpse. Ich besinne mich noch deutlich auf einen Abend. Sein Bruder Rudi hatte einen alten Freund aus Karlsruhe mitgebracht, den damals noch kaum bekannten Schriftsteller und Dichter Zuckmayer. Wir aßen und tranken wacker, ein besonders altes und echtes Kirschwasser aus großen Weingläsern. Dann, ich sehe es noch plastisch vor mir, stellte sich Zuckmayer an den Kamin, in jener Wohnung war ein richtiger Marmorkamin vorhanden, und sang zur Laute das in die damalige Zeit passende Heckerlied; er sang es wunderbar, und beim Refrain: „... schmiert die Guillotine, schmiert die Guillotine mit Tyrannenblut ...“, sangen wir ziemlich duhn, begeistert und grölend mit. Max hatte an alldem so seinen stillen Spaß, vielleicht war es ihm manchmal ein bißchen zu bunt, gesagt hat er jedenfalls taktvollerweise nie etwas, obwohl wir es manchmal in seinem hochvornehmen Lokal ziemlich laut und turbulent trieben. Man muß zudem bedenken, daß wir ja meistenteils, wie der Berliner sagt, auf naß aßen und zechten. So hatte Max schon damals eine geheime und treue Stammkundschaft, die zwar wenig Geld ins Lokal brachte, aber ihm gelegentlich, in Anerkennung seiner Großzügigkeit, Bilder und Bücher widmete. Hier legte Max den Grundstock zu seiner kleinen, netten, sehr persönlichen Sammlung, die teilweise als Wandschmuck in seinem jetzigen berühmten Lokal hängt, und ihn wohl manchmal an jene alten wilden Zeiten erinnern dürften.

Max trennte sich dann späterhin von seinem Kompagnon und lebte eine

Zeitlang als Privatier. In der Inflationszeit machte er ein Lokal in der Lietzenburger Straße auf. Ein kleines intimes Weinlokal mit exquisiter Küche sollte es sein. Aber Max, der die Zeichen der Zeit nicht verstand, hatte Pech, niemand kam hin. Ein paar ausländische Studenten ausgenommen und ein paar Freunde von ehedem. Er hatte eben Pech, und für eine sogenannnte Nachtbude, wie sie damals florierten, fehlte ihm das Talent und die unbekümmerte Robustheit des Schiebers. Wohl versuchte er es notgedrungen, aber es ging nicht. Jetzt kam für ihn eine schlimme Zeit, die wir hier am besten still übergehen. Dann begann sein Stern wieder zu steigen, als er ein neues Lokal gegenüber dem Kaufhaus des Westens eröffnete. Das zog gleich richtig an. Mäßige Preise, gutes „handgemachtes" Essen, Bier und, wenn man wollte, offenen badischen Landwein vom Faß; kein Schi-Schi, und kein in Berlin übliches „Gänzlich neu renoviert". Die alte Künstlerstammkundschaft war von selbst da und empfahl und brachte immer neue Bekannte mit. Vornehmlich durch seinen Bruder Rudolf kamen gleich die richtigen Leute hin, die dem Lokal ein Gesicht gaben. Schlichter fing an in Berlin Geltung zu bekommen. Die Sezessionisten, von Professor Jäckel, Pechstein bis Krauskopf, wurden Stammgäste. Aber auch große Dichter und Denker aßen hier ihr Abendbrot.

Dann zog er um. Es begann nun eine neue Epoche mit einer witzigen neuen Speisekarte und einem erweiterten leckeren Schautisch voll der bekanten Schlichterschen Salate und Vorspeisen und den jeweiligen Saisondelikatessen. Prominente aller Gattungen verkehren jetzt bei Max . . .

So sieht man Max dasitzen, grau ist er geworden, und der Arzt hat ihm das Rauchen verboten. Hinter dem flaschenbestellten Büfett waltet seine Frau, die enorm tüchtig, scheints, dem ganzen Betrieb vorsteht. Max sitzt ruhig mit einem süddeutschen Freund und trudelt gerade einen Hauskognak aus. Er ist eigentlich der Alte geblieben, still, ein wenig resigniert, immer noch ein großer Bücherleser, aber — derselbe, wenn es gilt, einem alten Freunde eine kleine Extrawurst zu braten.

Die Maenz

Mitten im Krieg fand Emil Jannings — damals noch nicht so berühmt und nicht beschäftigt, Tag für Tag öffentlich in der Rolle des Emil Jannings aufzutreten — eine Kutscherkneipe in der Augsburger Straße, die Bierstube Maenz, in der dann ein paar Leute vom Theater und Film regelmäßig zusammenkamen. Am Nebentisch klopften ein paar kleine Geschäftsleute und ein Mann von der Feuerwehr ihren Skat. Nach dem Krieg wurde aus diesem Jannings-Stammtisch allmählich ein Künstlerkreis, dem vielerlei geistige Menschen angehörten — die lustigste Berliner Künstlergesellschaft. Carl Ludwig Schleich, der in seiner „Besonnten Vergangenheit" von ihr spricht, hat da nicht mehr gekneipt — er war bereits schwer krank —, aber bisweilen noch wie in seinen besten Zeiten geschwärmt. Aenne Maenz, die aussieht wie die Kaiserin Maria Theresia mit ihrem frischen hübschen Gesicht, weißen Haaren und einer stattlichen Behäbigkeit, beherrschte dieses Lokal mit der Tüchtigkeit und Forsche einer Berliner Wirtin und mit einer fraulich-liebenswürdigen Klugheit, die sie zur Freundin ihrer Künstler machte. Vielleicht ist allmählich doch zu viel über das „Restaurant Maenz", wie es sich später vornehm nannte, gesprochen worden: Schaugäste begannen sich einzustellen, da begannen die interessantesten Schauobjekte sich zu verlaufen. Später glich es sich wieder aus. Die Spießbürger dominieren wiederum bei der Maenz, und in später Stunde kommen ein paar Künstlerfreunde und fühlen sich unbeobachtet behaglich. *J. F.*

Blick in die Blätter (U.S.A.)

(Aus der Sammlung des American Mercury)

Heimsuchungen. Letzte Woche haben wir in unserem Blatt einen Bericht von dem Tode des Rev. John B. White abgedruckt. Wir hatten es aus zuverlässiger Quelle. Aber gerade, als sich die Räder der Presse in Bewegung setzten, kam ein Anruf, daß die Geschichte nicht auf Wahrheit beruhe. Wir hielten die Presse gleich an, zogen den Bericht heraus, taten eine andere Geschichte hinein und machten weiter. Das Traurige an der Sache aber ist, daß wir uns einen schönen Treffer entgehen ließen, denn als der „Herald" in die Hände der Leser gelangte, war Mr. White doch inzwischen gestorben. *(Avon Herald)*

*

Debatten. Für die Erwachsenen-Abteilung der Atkinson Memorial Bibel-Klasse findet am Montag um ½8 Uhr ein Unterhaltungsabend im Hause von Mr. und Mrs. S. E. Dearien statt. Alle Mitglieder sind eingeladen. Einen Teil des Programms bildet die Debatte über das Thema: „Zweifellos sind ein paar Flöhe gut für den Hund." Die Vertreter der bejahenden Partei sind Mrs. Fred Lytton und Miß Eva Hughes; der verneinenden: J. S. Barker und Clark Hamilton.

(Advertiser, Virginia)

*

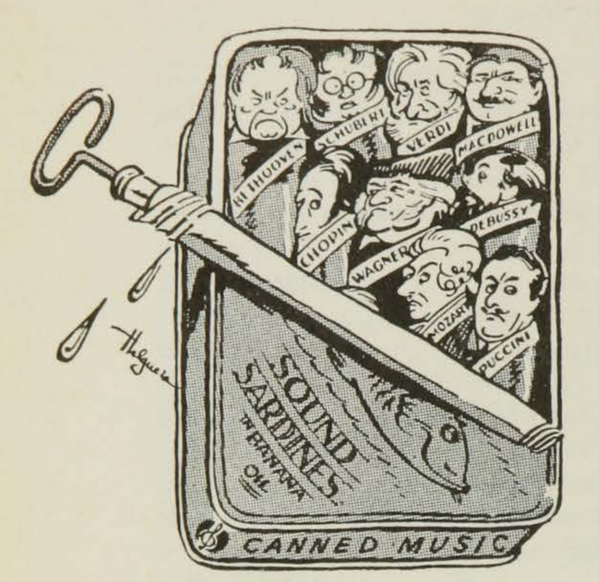
Die Hölle. Die Prediger haben schon eine Menge über die Hölle gesprochen, aber sie haben uns niemals erzählt, wo die Hölle ist. Fast alle Menschen wissen, daß sie tief unten liegt und daß sie sehr heiß sein soll. Einige Evangelisten wollten uns sogar einreden, die Hölle wäre so drückend voll, daß man kaum stehen könne. Professor C. T. Everson wird Ihnen haargenau erzählen, wieviel Personen sich gegenwärtig in der Hölle befinden, wo die Hölle genau liegt, ob der Teufel das Kommando hat, ob das Feuer die Niedertracht der Menschen ausbrennt, oder ob sie ewig brennen müssen. Hochinteressant, *nicht ein langweiliger Augenblick dabei!* Dein Nachbar hört zu, warum nicht du? Tausende kommen. Sonntag abend 7.45. Die Türen werden um 6 Uhr geöffnet. Großes Bethaus, Broadway und 31. Str. Oakland.

(Circular in Oakland)

*

Religiöse Statistik. Während des Herbstsemesters haben 693 Studenten 30048 Stellen aus der Bibel auswendig gelernt, davon haben 392 Frauen 43 Stellen repetiert, und 301 Männer etwa 45 Stellen. Eine Frau lernte 293 Passagen auswendig; ein Mann 210. Mehr als 100 Stellen wurden von 21 Frauen und 27 Männern erlernt. Zwischen 50 und 99 Passagen wurden von 121 Frauen und 74 Männern wiedererzählt. Auch die Abendschule hat viel Nutzen aus dieser Arbeit gezogen. Hervorragende geistige Resultate, die man in der Lebensführung der Studenten feststellen konnte und in der Anzahl der für die Christenheit gewonnenen Seelen, sollen die Früchte dieses wiederauflebenden Interesses an der Bibel sein. *(Chicago News)*

The Weeping Muse. Is Modern Industrialism about to deal the Art of Music the saddest blow of its history? — To blame Machinery as an Instrument of Decadence may seem startling, but it is true that Machinery in the form of Canned Music is elbowing Real Music out of motion picture theatres, thus denying to the masses the cultural influence of a Fine Art. -- Surely, if machine-made music displaces the artist in thousands of instances, the incentive for any individual to improve his talent—so necessary in all art—is minimized and music can no longer hold the cultural value that it has possessed. Any art is dependent for its progress upon the number of its enthusiastic executants. — Do you, Mr. Reader, find the pleasure in Mechanical Music that you do in Real Music? — AMERICANS PAY MORE GENEROUSLY FOR ENTERTAINMENT THAN ANY OTHER RACE ON EARTH. ARE THEY NOT, THEN, ENTITLED TO THE BEST ? — If you believe that Real Music should be saved to the masses who attend Motion Picture Theatres, make your opinion known to the manager of your favorite theatre. Very likely he appreciate your frankness for he wants to please his patrons. *THE AMERICAN FEDERATION OF MUSICIANS* (Comprising 140,000 professional musicians in the United States and Canada). *(Inserat)*



Kunst auf dem Lande. Eine bekannte Gesangspädagogin erteilt mit Ernst und Eifer Unterricht in der Provinz, da wo sie am winzigsten ist. Immerhin rauchen Schlote, surren Motoren, und „knitted Underwear“ ist geschätzter Ausfuhr-Artikel, also daß die äußeren Bedingungen es dem Töchterlein erlauben, Gesangsunterricht zu nehmen. Es hat sich ferner als innere Notwendigkeit ergeben, daß nicht nur Lilly Lehmanns Evangelium gepredigt, sondern auch anderweitige künstlerische Seelsorge zu betreiben ist. Die Gesanglehrerin fragt nach den Konzerten des Ortes im kommenden Winter und erhält die Antwort: „Es chummt denn ä Giigechratzerli.“ (Geigenkratzerle.) Auf die Frage, wer denn das sei, heißt es: „Stefi Geyer“ (der Liebling des ganzen Landes, inkl. Skandinavien). — Dann kam die Rede darauf, ob sich wohl Kreisler mal in die Nähe zu einem Konzert verirren würde. „Aber zum Kreisler bruuche—n—i nid z'gah, mr händen uf dem Grammophon“, bemerkte mit Bestimmtheit das Töchterchen.

Weitere Genüsse stehen am Horizont des Städtchens: „Es chömmed denn au no zwee, die singet en Huuufe chlieni Liedli“ (es kommen dann auch noch zwei, die singen einen Haufen kleine Liedchen). Das ist Felix Löffel von Bern, der mit Dr. Othmar Schoeck am Flügel die Schubertsche „Winterreise“ vorträgt!

Der sehr hamburgische, sehr rechnende und sehr fromme Kaufmann C. Sch. trifft nach vielen Jahren einen alten Freund. „Ja, mein guten Moldenhusen, mit Ihnen kann ich ja mal ein Wort sprechen. Sie kennen ja auch mein Alex und waren viel mit ihm zusammen. Da hat er ja nun geheuratet, und ich will auch nichts gegen sagen, is ja'n netten kleinen Frau. Aber Göld hat sie ja auch man nichts mitgebracht. Für den Haushalt muß ich nu wieder allein aufkommen. Un nu wünschen sie sich auch noch Kinder. Un jeden Abend betet nu das junge Paar zum lieben Gott, daß er ihnen doch ein Baby schenken möchte — un jeden Abend bet ich gegen an.“

Die Balten sind auch in Berlin zu Hause. Nie werde ich vergessen, wie der junge F., als wir mitten im dichtesten Großstadtgewühl der abendlichen Gedächtniskirche nach einem Restaurant Ausschau hielten, auf das Romanische Café mit den Worten hinwies: „Na gehen wir doch jleijch hier in den Kirchenkrug!"

bei den unzälign zushriftn und brifn aler art ist es unmöglich, jede kurze anfrage ausfürlich zu beantwortn — wir haben shon tausende von mark dabei zugesezt, weil unter tausend fragrn kaum mer als ein einzigr ist, der es ernst meint — wir sind himlweit vrshidn von aln sonstign vereinen, da wir di seltnstn menshn samln woln, di ein vil höheres lebnsglük erstrebn als dm durchshnitmenshn ereichbar ist, der durch tausend wahnvorstelungn andauernd gehindrt wird, sein eigns lebn zu lebn — wir halten einen dauerndnen gründlichen gedankenaustaush, wi er auf mündlichm wege unausfürbar ist, durch zirkulirnde brife, und erst nachdem auf disem wege eine inere annäherung und bekantshaft gwonen ist, trefn sich di neuen mitglidr persönlich

zugleich woln wir so ale di, denen es doch nicht recht ernst ist, von vornherein zurükshrekn — aber andrseits wolen wir gern jedem entgegnkomn, der uns in irgend einer weise seinen gutn willen zeigt, also etwa durch einsendung einer ausfürlichen shilderung seiner lebnsgrundsäze und weltanshauung odr durch beifügung eines zehnmarksheines im nächstn brif als unkostnbeitrag — doch wird auch in disem fall gebetn, uns di antwort zu erleichtern durch aufstelg einzelner ganz bestimter fragn

mit der größestn hochachtg

freiselnbund

Im letzten „Querschnitt": Herbert Hoover: Amerikanischer Individualismus / Theodor Dreiser: Jawohl, ich habe gestohlen / Franz Werfel: Realismus und Innerlichkeit / Kadidja Wedekind: Wedekind und seine Kinder / Carlhans Sternheim: Die Großeltern Sternheim / Klaus Mann: Gruß an das zwölfhundertste Hotelzimmer / Aldous Huxley: Hotel Paradiso / Hans Flesch: Bismarck in der Badewanne / Rodins Sohn, ein Tagelöhner / Gustave Coquiot: Lautrec und der Montmartre / Oldenburg-Januschau u. a.

Bücher-Querschnitt

JUNGE LEUTE 1931. Der Zufall — die Statistik zeigt es — ist beweisend, gerechter als jede Auswahl. Ein paar Bücher der neuen Literatur, wie der Tag sie zuträgt, das bedeutet nicht, diese neue Literatur gemessen und gewogen, aber eines ihrer Zufallsgesichter angeschaut. „Der Zufall sieht aus wie wir selbst“ (Bernanos). Sehen wir zu, wie wir aussehen. Kein Zweifel, unsere große, repräsentative Prosa finden wir hier nicht. Die gehört den Vierzig- bis Sechzigjährigen. Aber überhaupt Prosa? Den Jungen ist die Sache wichtiger als die Sprache. Daß sie glauben, da scheiden zu können, das ist schon ihr Irrtum. Denn die Sprache ist die Sache. (Joseph Roth z. B. weiß es!) Der Vergleich mit der Kunst reifer Männer muß wohl ungerecht sein. Vielleicht ist epische Prosa überhaupt erst Sache des Mannes. Aber die Jugendwerke der Vierzig- bis Sechzigjährigen? Das sind ja doch die Buddenbrooks, die Verwirrungen des Zöglings Törleß, die ersten Novellen Heinrich Manns. Diese Jugendwerke sind durchgeformt, organisiert, überblickend und ihre Sprache ist mehr als bloße Mitteilung. Es ist zu konstatieren: Aehnliches ist in der heutigen jungen Literatur nicht da. Da ist das Meiste bloßer Stoff, rein sinnlich aufgenommen, vor dem Ausdruck mitgeteilt, voreilig, immer mit der privaten Entschuldigung des dringenden Erlebens, der notwendigen unausweichlichen Auseinandersetzung, des Problems, das einem auf der Haut brennt. Man hat nicht Zeit zu formen, wo es um wichtigere Dinge geht. Aber merkwürdigerweise, die wichtigen Dinge, um die es geht, geben sich nur geformt, sie sind sonst gar nicht da, sie schlüpfen durch die Maschen des Tempos, sie stehen noch immer in den Buddenbrooks und im Törleß, deren Nöte anders, aber nicht geringer und doch auch jung waren. Soziologisch gibt es Erklärung und Entschuldigung genug. Vielleicht fände man so heraus, warum die junge Literatur gar nicht richtig funktionieren kann und warum sie, die sich, sozialbewußter, vor allem an die bestimmte Schicht ihrer Altersgenossen wendet, als Führerin versagt. Und doch sind alle dicht hinter der Zeit, hinter ihrer Not, hinter ihren Fragen her. Die sind da, wir spüren es. Aber es ist eben doch so, daß sie zwar da sind, aber erst erfunden werden müssen. In der Zeitung stehen sie nicht, da stehen *wir* drin. Daß das genügen sollte, das ist der Irrtum. Das ist z. B. *Erich Ebermayers* neuestem Buche *Die große Kluft.* (Paul Zsolnay Verlag, Wien) von der Kritik deutlich gesagt worden. Die Kluft ist die zwischen Kriegs- und Nachkriegsgeneration. So sind Personen genannt und kostümiert. Die Kluft zwischen ihnen bleibt eine zufällige Privatsache. Daß das so groß Gewollte einfach herausfällt aus dem Buch, ist mehr als eine moralische Niederlage, es ist Dilettantismus. Die große Frage — die hat man irgendwo gehört; was man erlebt, durchdacht hat, was formfähig ist, ist etwas ganz anderes, und man behängt es mit der scheinbar reicheren Drapierung. Von der großen Frage bleibt kaum etwas als ein paar unoriginelle Phrasen aus der Zeitungsebene. Und doch ist Ebermayer talentiert. Er zeigt es dort, wo er formfähig ist. Das Atmosphärische und das Jung-Menschliche kommt heraus. Aber das Verfehlte ist hier wichtiger. Es greift an die Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit, das feinste Organ des Schriftstellers. Aehnlich bei *Martin Raschke: Fieber der Zeit* (Wolfgang Jess, Dresden). Junge Menschen in einem Wirbel typischer Zeiterlebnisse. Mit anständiger und doch äußerlicher Tendenz. Mit fiebernder Hand. Aber damit wird nicht Fieber gezeichnet. Und überdies konturloser, unschärfer und psychologisch oberflächlicher als Ebermayer. Ein zu hastiges Buch. Und doch kann man an Raschkes Entwicklung glauben. Dem viel bescheideneren *Ernst Wiechert* gelingt mit der *Geschichte eines Knaben* (Rainer Wunderlich, Tübingen) etwas recht Gutes. Das ist eine kleine, sauber und fein geschriebene Erzählung. Geschichte eines deutschen Knaben, der auf Java geboren, nach Deutschland verpflanzt, da zugrunde geht. Hier wird Menschenluft geatmet. Format hat *Karl Heinrich Waggerl: Brot* (Insel-Verlag, Leipzig). Dieser junge Oesterreicher spielt die Flöte des siebzigjährigen Hamsun — und „Segen der Erde“ ist eben ein für allemal geschrieben. Verräterisch, wie Zeit und Lokalität so unbestimmt bleiben und die bekannte Kleinstadt so norwegisch wird. Auch die Mythisierung, so wirklichkeitsnahe sie tut und es im ununterbrochen gesponnenen

Detail auch ist (das in seiner Kraft für das Künstlertum Waggerls spricht) ist fragwürdig. Es scheint, diese große Sache Brot ist nur mit Traktoren und Chemie anzugehen. Wie gefährlich ist hier ein verlorenes Vorbild, das heute als Kuriosum vielleicht zu verehren, aber sicher nutzlos ist. Doch hat Waggerl eine starke und sichere Sprache, belebt Menschen und ihren Raum. Er hat Zukunft. — *Oskar Jellinek* ist nur in der Literatur verhältnismäßig jung. Sonst bietet sein Buch *Das ganze Dorf war in Aufruhr* (Paul Zsolnay) im Stoff und in einer gewissen ruhigen Solidität des Handwerks Vorkriegseindruck. Jellinek beherrscht diese besondere slawische Dorfwelt, er formt plastisch und genau. Seine Novellen sind sachlich, der Autor unspürbar. Valnocha, der Koch, ist eine ausgezeichnete Erzählung. Das österreichische Armee-Milieu, der arme Mensch Valnocha sind echt. — Ein Buch wie *Die Nacht von heute auf morgen* von *Fritz Gaupp* (Verlag Ullstein) könnte sogar typisch werden. Mit Wollen und Mitteln des anständigen Unterhaltungsromans etwas Ernsthaftes. Von einer Berliner Nacht sozusagen die Haut abgeschält, nur die Haut vielleicht, aber reinlich, ohne Sentiment und zugleich ohne smartness. Büro des Generaldirektors, das möblierte Zimmer der Sekretärin, die mondäne Tanzbar, die arme Stube der Geburt eines Arbeiterkindes, die Taxe des Chauffeurs Hanuschke, von Wirtschaft bis Tod das Mosaik einer Nacht. Gut erzählt. Grenzbewußt. Belletristisch, doch mit Niveau, besser als schlechte Dichtung, wahrer als schlechte Dichtung. — Schließlich der Positivste, ein Junger und doch Fertiger: *Hermann Kesten.* Sein letztes Buch *Glückliche Menschen* (Gustav Kiepenheuer, Berlin) hat Rang. Hier ist originelle Kraft mit neuen Mitteln. Kesten ist schon Zeitgenosse, er braucht sich nicht noch extra darum zu bemühen. Eine intensive, bestimmte Sprache, Berlin-Natur von 1931, Intellekt, ein hintergründig sprungbereiter Humor. Man lese dieses harte, gespannte Buch. Man wird in dieser Welt, in der alles verkehrt und verzerrt ist und so alte Eindeutigkeiten wie Glück, Liebe, Schicksal in grausig komischer Weise wackeln, ein Stück der eigenen Welt erkennen. Und überdies hat es den unschätzbaren Vorzug, wirklich unterhaltend zu sein. *Ernst Schwenk.*

VICKI BAUM, Zwischenfall in Lohwinkel. Roman. Verlag Ullstein.

In der Belletristik wird neuerdings Medizin in großen Dosen verabreicht. Hamsun gab sie im „Letzten Kapitel", Thomas Mann im „Zauberberg", Sinclair Lewis in „Dr. med. Arrowsmith"; Fröschels „Ganz andere Frau", Pollatscheks „Dr. med. Berghof", Wassermanns „Etzel Andergast" behandeln lauter Arzneistoffe. Behandeln sie manchmal mit einer gar zu „erlesenen" Pracht: Wie in gewissen Filmen jeder Tisch, an dem ein Liebespaar eine Tasse Tee trinkt, vom gesamten Silberzeug des Hauses zum Brechen voll ist, so wird es mitunter der Leser medizinischer Romane von der Fülle köstlichster Krankheiten und der Mannigfaltigkeit übertrieben lateinischer Namen. Darum bedeutet es für den ärztlichen Leser einen besonderen Genuß, daß in Vicki Baums Roman, wo auch wieder ein Arzt im Mittelpunkt steht, dessen Praxis und sogar dessen Theorie ganz ohne jede Protzerei dargestellt sind. Der ärztliche Alltag in einer kleinsten Stadt wird geschildert, der geplagte Doktor, der mitten zwischen Sprechstunde und Krankenkassenbetrieb als ein zweiter Gerson die Idee seiner Heildiät ausarbeitet. Rührend, wie er diese Idee an einem Patienten ausprobiert, an einem einzigen Patienten, den er, um ihn nach seinen Prinzipien füttern zu dürfen, auch noch mit seinem Gelde füttern muß, durch volle zwei Jahre, bis er in seiner Fachzeitschrift den Bericht eines Klinikers findet, der dieselbe Idee längst gehabt hat. Nur konnte sie dieser ohne Opfer und Mühe gleich an 187 Patienten anwenden, weil er eine Autorität ist. Man freut sich, daß der kleine Doktor zum Schluß die Aussicht hat, nun seinerseits eine Autorität zu werden, dank dem „Zwischenfall", der durch ein paar Tage ganz Lohwinkel auf den Kopf gestellt hat. Die übrigen Lohwinkler fallen allerdings sehr bald wieder auf jenen Körperteil zurück, auf dem sie bisher zufrieden saßen. Er aber wird, aufgerüttelt, seinen Weg machen. Da ist wirklicher ärztlicher Idealismus ohne Phrase und ohne Pathos gestaltet, und dies im Rahmen eines Unterhaltungsromanes, der unterhält.

Dr. Josef Löbel-Franzensbad.

GEORG SCHWARZ, Kohlenpott. Ein Bericht. Verlag der Büchergilde „Gutenberg", Berlin.

„Kohlenpott" nennen die Bergarbeiter das Ruhrrevier, über dessen Soziologie Georg Schwarz berichtet. Es ist eines der wenigen Bücher, die in der Schilderung das machtvolle Industriegebiet nicht romantisch verklären, sondern erklären. Schwarz geht in die Tiefe und fördert wesentliches Material zu Tage. Er zeigt uns das Kohlenrevier von unten her, aus der Perspektive des Kumpels und Hüttenarbeiters, im Querschnitt seiner Arbeitspsychologie. Mit wünschenswerter Deutlichkeit weist er auf jene Gegensätze hin, die zwischen Stadt und Land, technischem Fortschritt und sozialer Rückständigkeit, und in der willkürlichen, aber ungeheuren Zusammenballung nicht heterogener Menschenmassen entstehen müssen, wenn ihre Interessen einseitig bestimmt werden. Es ist ein tapferes Buch, dessen Mangel nur darin besteht, daß die erdrückende Fülle aufgezeichneten Materials in einem einzigen Bericht nicht voll ausgewertet werden konnte. Es wird nun darauf ankommen, diese erste Soziologie des größten Industriereviers Europas zu vertiefen und zu vervollkommnen.

Willy Sachse.

ERIK REGER, Union der festen Hand. Roman. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Wenn in einem Buch eine ungewöhnlich große Fülle von Wissen und Gedanken steckt, dann hält es schwer, den Inhalt in einer Schlagzeile zu umfassen. Ich habe hin und her überlegt: Was enthält dieses Buch? Es enthält: die Tragödie der deutschen Revolution. Die Geschichte der Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet seit 1918. Eine Biologie der Schwerindustrie. Ein Porträt des Ruhrreviers. Die äußere Form, die Romanform, ist lediglich Notbehelf. Die Wirklichkeit, die Reger schildert, ist an sich so romanhaft, daß die Romanform sich aufdrängt. Zensurgesetze zwingen Reger, Namen zu umschreiben, die, genannt, eine Flut von Prozessen entfesseln würden. Es muß ihm notwendig erschienen sein, die enorme Fülle dessen, was er zu sagen hatte, in einen festen Rahmen zu kleiden. So ist ein Schlüsselroman entstanden. Der Schlüssel ist leicht zu lösen, aber die Verkleidung nimmt dem Ganzen etwas von seiner Schlagkraft weg. Der Wert steckt im Inhalt, nicht in der Form. Regers Buch ist geschrieben mit der tiefen Kenntnis eines Beobachters, der seit vielen Jahren auf dem Posten steht. Unerbittlich, unwiderleglich hat er aufgezeichnet, exakt, wie das Intime ist, die kleinen Dinge, die die wichtigen Dinge sind. Das Inventar des Proletarierdaseins steht so genau wie die Gedankengänge im Gehirn des Industriellen. Erschütternd in ihrer Unwahrscheinlichkeit die wörtlich wiedergegebenen offiziellen Reden und Aeußerungen. Regers Buch ist unbeeinflußt von Parteidoktrin. Trotzdem ist es nicht objektiv. Ich möchte sagen: zum Glück — denn es ist geschrieben mit einem heißen Herzen, mit Haß und Liebe. Mit mehr Haß als Liebe und mit dem Grundton einer tiefen Bitterkeit. Reger widmet sein Buch dem deutschen Volk. Das deutsche Volk wird sich in diesem Buch nicht erkennen; man sieht sich ja nicht selbst. Aber das Porträt stimmt ganz genau, wenn auch zuviel Schatten darüber liegt. Ich halte Regers Buch für die wichtigste Neuerscheinung seit Jahren. Es steht für mich auf gleicher Stufe mit den großen sozialen Reportagen eines Zola und Upton Sinclair. Es wird, so hoffe ich, die heftigsten Diskussionen entfesseln, und es wird interessant sein, die Auflagenhöhe eines solchen Werkes zu beobachten.

Heinrich Hauser.

A. RENGER-PATZSCH, Hamburg. Photographische Aufnahmen. Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg.

Renger-Patzsch, der photographische Entdecker der „neuen Sachlichkeit", d. h. der Allererste, der die Haut der Dinge betrachtet und aufgenommen hat, Renger-Patzsch zeigt in seinem neuen Bilderbuch, daß er bereits seine vielen Mitläufer und Nachahmer hinter sich gelassen hat und jetzt nichts anderes anstrebt als die Vollkommenheit der Aufnahme vom einzig gültigen Standpunkt aus: seine herrlichen Hamburger Bilder, ob Groß- oder Ganzaufnahme, sind Vorbilder der Photographie. Hoffentlich macht er wieder Schule, hoffentlich löst sich das Objektiv seiner Nachahmer von der Fläche der Sachen, mit denen — Bilderrätseln — wir überschwemmt werden. *Wtt.*

HANS REIMANN, Sächsisch. (Was nicht im Wörterbuch steht.) Mit Originalzeichnungen von Karl Holtz. R. Piper & Co. Verlag, München.

Wenn in dr heudjn schweren Zaid aim Härrn Dichdr unn Schrifdschdellr ain glänzjes Maisdrwärgg gelingd, dann is jehdes Middl anngebrachd, um middn Loowe nich hindrn Bärche zu halldn. Was dr Härr Reimann gelaisded hadd, war schohn ann Taajje däs Erschainns ä glassisches Buch. Sowasgannnuhr aus Gemiedsdiefn aines kanz Kroßen quelln. Da fähld nischd. Gaksch unn Aerrnsd sinninglaichrwaise beriggsichdijd. Sowas shraibd drMänsch nur aimalimLähm, unn durch sowas hadds'chdr Härr Reimann dnAnschbruch auf dä Unschderblichgaid enndgilldj gesicherd. Awer auch däm wohlwollndstn Härrn Rezensenndn unn Gridiggr schdehd das Rejjd auf Dahdl zu. Där Kewandhausdohn unn die Kewandhausschbraache in Laipzj sinn von Härrn Reimann nich so ausfiehrlij kewürrdijt wordn wie es frleichd saine Ordnungk hädde, — um dr Wahrhaid dä Ehre zu gähm: erhaddsegarnich erwähnd! Wenn in Laipzj dr gemaine Mann saacht: de Bärrne, so saachn die wo in Gewandhaus abohnierd sinn unnauchsonsd Bildungk haam: de Pürrne! — Daraus mejde dr Härr Reimann ersähn daßj sei Buch mid Vordeil schdudierd unn alles richdj gelärnd hawe. Awer ganz genau genomm solldj saachn: ich gonndes schon vorhär!

Hans Rothe.

JOSEPH MARIA LUTZ, Der Zwischenfall. Verlag Piper & Co., München.

Aus dem tiefsten Bayern. Frei nach Thomas „Kleinstadtgeschichten"? Nein. Denn es steckt so viel Psychologie (zum Teil mit Dostojewskij-Kinkerlitzchen) zwischen der Handlung und so viel Kommentar zwischen den Dialogen, daß man eher sagen könnte, das Buch stamme von Ludwig Thomas Mann. Lutz, ein Humorist im besten Sinn, besitzt das Schurfrecht für Weißwurscht-Charaktere. Manchmal malt er gemütvoll wie Spitzweg, manchmal pompös wie Lenbach und einmal (im kitschigen Intermezzo) wi ·ranz Stuck. Die Pointe knallt, die Lustigkeit leuchtet, die Lektüre labt.

Hans Reimann.

ROBERT NEUMANN, Karriere. Verlag Engelhorn, Stuttgart.

Robert Neumann hat von seinen pathetischen Verirrungen zu seinem wahren Talent heimgefunden, der Parodie, darin er schlechthin Meister ist. Die Karriere seiner Heldin, des Tingeltangelmädchens Erna, die in Arad, einer Stadt zwischen Budapest und Bukarest, beginnt und in Arad endet, wird von ihr selbst erzählt, nein, gesprochen, und vom Autor mit phono-, ja pornographischer Naturtreue wiedergegeben. Der Stil ist naturalistisch, der Ton ordinär, die Erzählung sehr amüsant. Das ist die ewige österreichisch-ungarische Sprache, das Komiß-Deutsch der Provinz, und diese Sprache wird trotz dem Zerfall der vielsprachigen Monarchie nie untergehn. *Wtt.*

CHARLES VILDRAC, Das Inselparadies. Erich Lichtenstein Verlag, Weimar.

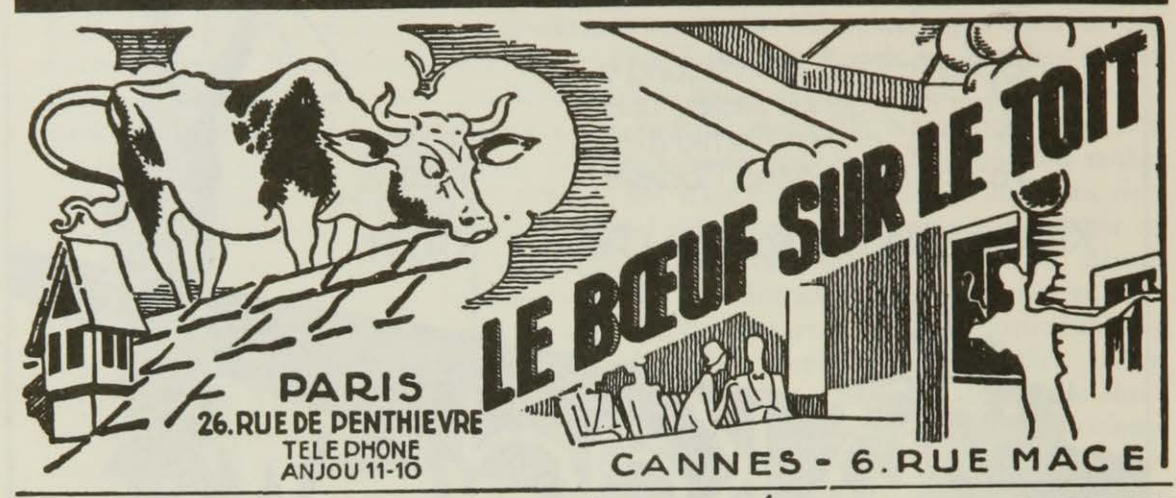
Es hat den französischen Autor, als er dieses hübsche Kinderbuch konzipierte und niederschrieb, ausnehmend gereizt: sympathische Menschen in ein ihrem Wert entsprechendes Milieu zu verpflanzen. Da es nun sympathische Menschen, wie von Kennern versichert wird, tatsächlich gibt, nicht aber konkurrenzfähige Milieus, sah Vildrac sich genötigt, eine Utopie zu verfassen. Er erfand, vor nichts zurückschreckend, einen reichen Menschenfreund. Dieser Herr, namens Vincent, hat eine Vorgeschichte; da er jahrelang nur mit Geldverdienen beschäftigt war, entfloh, Adresse unbekannt, die Gattin mit zwei Kindern. Vincent sah sein Unrecht ein und verwandelte eine Insel des Mittelmeers zu einem Paradies für kleine, nette Jungen, die der körperlichen oder seelischen Erholung bedürfen. Mit Hilfe von Güte, Humor, Flugzeugen, Gazetten, Motorbooten und andern Utensilien des Kinderglücks gelingt sein Plan. Herr Vincent blüht auf. Doch Ferdi Lamandin, ein armer Junge, flieht, als er hört, seine Mama in Paris sei krank. Das Motorboot gerät in einen Sturm, Herrn Vincents Flugzeug rettet den Knaben, und man reist korporativ in die Hauptstadt, um Ferdis Eltern, seine Schwester Retti, seine Schulkameraden und seinen Lieblingslehrer für acht Wochen auf die Roseninsel zu verpflanzen. Charles Vildrac stellt eine Fortsetzung des Buchs in Aussicht. Ich denke, daß ihn die Kinder darum bitten werden, er möge nicht zögern. *Erich Kästner.*

MARTIN BERADT, Der deutsche Richter. Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M.
Der Umschlag muß als ungelungen bezeichnet werden. Das Buch ist ausgezeichnet. Der Umschlag stellt dar einen Mann in Toga und Barett. An Stelle eines Gesichtes hat er einen weißen Fleck. Das soll heißen: der deutsche Richter hat keine eigene Physiognomie, er ist ein vertretbares Wesen, man kann einen deutschen Richter gegen den andern austauschen. Dies sagt der Text des schönen Buches von Beradt nicht. Da übertreibt der Umschlag den Gedanken des Kapitels: Amt und Anonymität. Der Umschlag eines sehr ernsten und gedankenreichen Buches läßt glauben, er umhülle den Kriminalroman: die papierene Maske. — Das Buch von Beradt spricht den großen Schmerz des Richters aus, und den Schmerz, den dieser bereiten muß. Alle Beschränkungen des Richters durch das Gebäude des Rechtes, durch die Natur des Amtes und der Prozedur, durch seine Herkunft, Weltanschauung und Individuation sind sauber und systhematisch dargelegt. Man sieht in die Werkstatt des Richters und man sieht seinen Werdegang von dem um Wahrheit und richtiges Recht ringenden Anfänger an zu dem Routinier, der sich seiner Tagesaufgabe mit Geschicklichkeit entledigt. Beradt ist ein gelehrter und braver Justizmensch, den die deutsche Justiz, wie sie ist, enttäuscht und abstößt, weil er eine Leistung von ihr erwartet, die jede Justiz schuldig bleibt, und die auch Gottvater, der Richter der Welt, schuldig bleiben müßte. Allen positivistischen Kritiken, die mit den Optativen „es sollte doch“ und „es müßte eher“ arbeiten, liegt die Vorstellung zugrunde, der Apparat des Staates sei eine Präzisionsmaschine, den Willen des Gesetzgebers oder die Gebote der Vernunft und eines höchsten Rechtes zu vollstrecken. Der Ernstnehmer auf diesem Gebiete will sich nicht eingestehen, daß „Justiz mit Gerechtigkeit nichts zu tun hat, und nichts ist als Verwaltung des Gerichtswesens.“ Der gute Richter ist eine Bilderbuchvorstellung wie der Arzt, der durch Handauflegen heilt. Man kann sich vorstellen, wie der vom proletarischen Richter sachfällig erklärte Genosse in Moskau (siehe: Hans Siemsen, Rußland ja und nein, Ernst Rowohlt Verlag) über jene organische Funktion denkt und spricht, als welche die Rechtsprechung dort auftritt: Nicht einmal eine Toilettefrau (Siemsen schildert eine solche als besten Richter) kann die Idee der Gerechtigkeit restlos darstellen. — Vor Jahren einmal schrieb ich zum Kapitel Verwaltung: „Dem Schriftsteller der Nihilismus, der Positivismus dem Magistratsbeamten. Der Schriftsteller will nicht mitreden, wenn ernste Leute öffentliche Angelegenheiten erwägen. Sapiens taceat in ecclesia.“ Ein so fleißiges und kenntnisreiches Buch wie das von Beradt kann in solcher Geisteshaltung irre machen. Auch ethische Wärme hat ihre Mission. Niemand wird Beradts Buch über den deutschen Richter aus der Hand legen, ohne viel Belehrung daraus geschöpft zu haben. *Walther Rode.*

JOHN GALSWORTHY, Auf der Forsyte-Börse. 19 neue Kapitel zur Forsyte-Saga. Paul Zsolnay Verlag, Wien.
Als der „Schwanengesang“ erschienen war, seufzten alle Forsyte-Freunde: „Jetzt ist es aus!“ Galsworthy fand einen Ausweg und gründete die Forsyte-Börse, in deren Vertretern wir lauter gute Bekannte wiederfinden. Es ist, als ob man in einem alten Familienalbum blättern würde. So also haben die Nicholas, Roger Swithin, die Juley und Hester einmal ausgeschaut. Man wundert sich, daß der alte Joly on auch einst ein junger Joly on war. Und Timothy, der sagenhafte Türke, der noch den Weltkrieg miterlebt hat, ging einst auch auf Freiersfüßen; aber da er ein Glückspilz war, ist nichts draus geworden. Und später mochte er keine Hunde leiden, wovon seine arme Schwester Juley ein Lied zu singen weiß. Diese reizenden, zum Teil sehr humoristischen kleinen Geschichten erstrecken sich über ein ganzes Jahrhundert und geben ein gutes Stück Kulturgeschichte einiger Epochen. Wie ein großer Roman. Ist es nun aber mit den Forsytes wirklich zu Ende? *M. Z.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

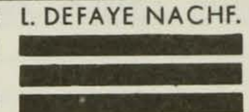
EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.



CAFÉ—BRASSERIE

Le Dôme

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS
Zentrum des
MONTPARNASSE

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit!

BERATUNG

in allen Lebensfragen auf wissenschaftlich-astrologischer Basis. Schriftl. od. mündl. Konsultation

A. FRÖHLING
Astrologe



NEUE KANTSTRASSE 7a
CHARLOTTENBURG
Fernsprecher: Westend 7348

—, aber Titus-Perlen sind besser!



„Titus-Perlen" sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner Sexualwissenschaftl. Institut d. Dr.-Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen" haben — und das ist ihr großer Erfolg — drei Angriffspunkte auf den Hormon-Apparat, u. zwar: 1. Die Inkretdrüsen, 2. die Organe, 3. das vegetative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer nervöser oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen" meist auch da, wo andere Mittel versagten. „Titus-Perlen" stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftliche Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen, durch zahlreiche Jllustrationen dargestellt, alle Ursachen, die zur Potenzstörung führen. **Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstraße 19**
Original-Packung „Titus-Perlen"
100 Stück für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80
„TITUS-PERLEN", zu haben in allen Apotheken

Bô Yin Râ

zeigt die wertbestimmende Funktion der *Erkenntnis* in ihrer Weiterwirkung durch Formung der *Tat*. Theorie erweist er als lebensfeindlich, wenn sie nicht zur Gestaltung führt. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Staehelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Beratung

in allen Lebensfragen auf wissenschaftlich - astrologischer Basis. Schriftliche oder mündliche Konsultation

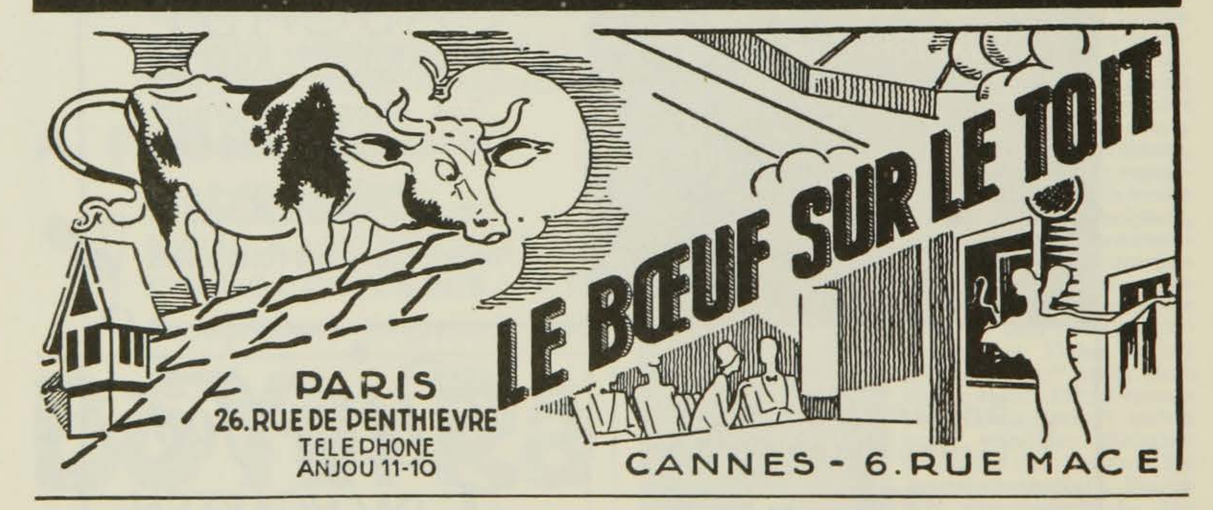
A. FRÖHLING
Astrologe

NEUE KANTSTRASSE 7a
CHARLOTTENBURG
Fernsprecher: Westend 7348

Kombinations-Typenmöbel



EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH





Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

CAFÉ—BRASSERIE
Le Dôme

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit!

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang — Berlin, Ende Oktober 1931 — Heft 10

INHALT

Marginalien:

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Hans Fischer

Chefredakteur: Victor Wittner

KUNST *und* AUKTIONEN

Zeitgenössische Kunst Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a. **GALERIE FERDINAND MÖLLER** **Jetzt:** Berlin W 10, Lützowufer 3	Galerie · Verlag Graph. Kabinett **NEUMANN-NIERENDORF** Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)
Gemälde alter Meister **GALERIE FRITZ ROTHMANN** Berlin W 10, Viktoriastraße 2	Europäische Kunst von Goya bis Beckmann **J. B. NEUMANN & GÜNTHER FRANKE** München, Brienner Straße 10



W. Buytewech

C. G. BOERNER

Leipzig C 1, Universitätsstraße 26

Versteigerung am 4. November und folgende Tage:

Die Graphik-Sammlung Carl Sachs

Radierungen und Lithographien der führenden internationalen Meister des 19. Jahrhunderts: Daumier, Forain, Meryon, Millet, Munch, Pennell, Toulouse Lautrec, Welti, Whistler, Zorn, Corinth, Kollwitz, Leibl, Liebermann, Slevogt

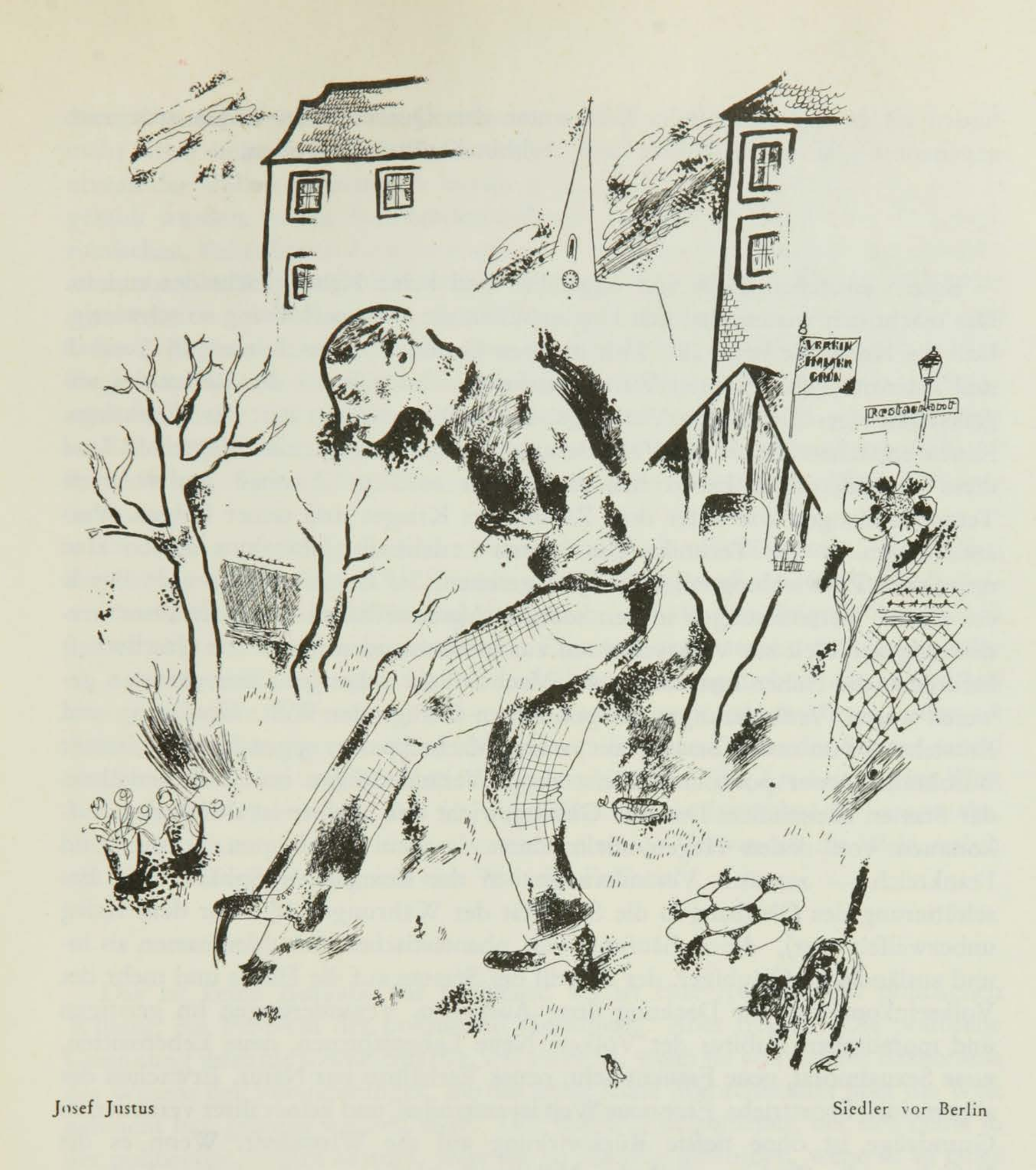
Graphik alter Meister des 15.–17. Jahrhunderts

Handzeichnungen niederländischer Meister des 17. Jahrhunderts

aus dem Nachlaß von Dr. Cornelius Hofstede de Groot, Haag

Die Versteigerung der Sammlung Carl Sachs wird von C. G. Boerner in Verbindung mit Paul Cassirer, Berlin, Viktoriastraße 35, in Leipzig abgehalten

Katalog: Nr. 173 (Graphik alter Meister) 3,— M; Nr. 174 (Handzeichnungssammlung Hofstede de Groot) 4,— M; Nr. 175 (Graphik-Sammlung Carl Sachs) 3,— M



Josef Justus — Siedler vor Berlin

Was ist zu tun?

Von

Dr. Gustav Stolper, M. d. R.

Die Frage des Querschnitts enthält ein optimistisches Bekenntnis, denn sie drückt den Glauben daran aus, daß überhaupt etwas zu tun sei: daß die Krise zwar nicht durch menschlichen Willen herbeigeführt, aber durch menschlichen Willen überwindbar sei. Der Optimismus ist nicht ganz unberechtigt, nur darf man sich die Rezepte nicht zu einfach vorstellen. Wunderkuren versagen am gesellschaftlichen Körper ebenso, wie sie am menschlichen Leib versagen. Das schließt nicht aus, daß Quacksalber in der Nationalökonomie noch mehr Zulauf

finden als in der Heilkunde. Und unter den Quacksalbern finden sich auch sogenannte „Wirtschaftsführer“ mit weithin berühmten Namen.

*

Krisen entstehen nicht von ungefähr. Und keine Krise gleicht der andern. Das macht den wissenschaftlich Ungeschulten die Krisenerklärung so schwierig. Daß die Krise, die heute die Welt in ihren Grundfesten erschüttert, in Ausmaß und Intensität alle früheren Wirtschaftskrisen übertrifft, ist der Reflex des ungeheuersten geschichtlichen Vorgangs, der zu ihr getrieben hat: des Weltkriegs. Krisen entstehen allemal aus Veränderungen in der Struktur der Wirtschaft. Und diese Veränderungen haben sich niemals in solchem Ausmaß und solchem Tempo vollzogen wie unter dem Zwang des Krieges und seiner Folgen. Veränderungen in der Technik: Die letzten anderthalb Jahrzehnte haben eine technische Entwicklung ohne Beispiel gesehen. Sie darzustellen, würde Bände erfordern. Veränderungen in den sozialen Machtverhältnissen: Die Demokratisierung der Welt hat Volksschichten zur bestimmenden Macht der Gesellschaft befördert, die früher Instrument des Machtwillens schmaler Oberschichten gewesen waren. Veränderungen im politischen Gefüge der Welt: Untergang und Entstehung von neuen Staaten mit neuem Machtapparat, neuen Grenzen, neuer Bürokratie, neuer politischer Zielsetzung. Veränderungen im Machtverhältnis der Staaten zueinander: Das alte Gleichgewicht der Mächte ist durch das Aufkommen von neuen Hegemonialmächten — den Vereinigten Staaten und Frankreich — zerstört. Veränderungen in der finanziellen Sphäre: Die Erschütterung des Glaubens in die Stabilität der Währungen (die vor dem Krieg unbezweifelt war), die Anhäufung von phantastischen Schuldenmassen an in- und ausländische Gläubiger, der Zugriff der Staaten auf die Hälfte und mehr des Volkseinkommens zur Deckung ihrer Ausgaben. Veränderungen im geistigen und moralischen Habitus der Völker: Neue Lebensformen, neue Lebenssitten, neue Sexualmoral, neue Frauentracht, neues Verhältnis zur Natur, Erwachen des allgemeinen Sporttriebs. Eine neue Welt ist erstanden, und keiner ihrer veränderten Grundzüge ist ohne tiefste Rückwirkung auf die Wirtschaft. Wenn es die Erfindung des Traktors und des Mähdreschers den amerikanischen Farmern gestattet, Getreide zu einem Bruchteil der Vorkriegskosten mit Gewinn zu produzieren, so hat dieses technische Ereignis in der landwirtschaftlichen Sphäre keinen stärkeren Niederschlag gefunden als etwa die Veränderung der Frauentracht, die den Baumwollbedarf auf einen Bruchteil des früheren gesenkt und das Leinen durch die Kunstseide verdrängt hat. Und wenn die Agrarkrise auf der einen Seite technisch verursacht ist, so ist sie es auf der andern nicht minder durch die Umwälzung der Ernährungssitten, die Brot- und Mehlgenuß zugunsten der schlanken Linie einschränken.

*

Wenn vor dem Krieg Entwicklungen ähnlicher Art einsetzten, so konnten sie sich relativ reibungslos dem wirtschaftlichen Gefüge der Welt assimilieren. Denn

die zivilisierte Welt bildete in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg mehr und mehr einen einheitlichen Markt für Arbeit, Waren und Kapitalien. Das Lebensniveau der Völker näherte sich immer mehr an. Wenn in Amerika hohe Löhne gezahlt wurden, so zog das Hunderttausende von halbverhungerten polnischen, russischen, italienischen Landarbeitern an. Sie drückten in Amerika den Arbeitslohn, aber ihr Weggang milderte den Druck in ihren Heimatgebieten. Wenn in irgendeinem Land Kapitalmangel sich zeigte, so genügte das Angebot um 1 bis 2 Prozent höherer Zinsen, um aus Ländern des Kapitalüberflusses den Kapitalstrom in die Länder des Kapitalbedarfs zu lenken. Wenn auf den Warenmärkten leichte Schwankungen sich ergaben, so waren sie in kürzester Frist wieder ausgeglichen. Das Angebot drängte frei nach den Orten des höheren Preisgebotes, die Nachfrage konnte sich frei an den Orten des billigsten Preises befriedigen.

Das alles ist anders geworden: Die Freizügigkeit von Menschen, Waren und Kapital ist aufgehoben. Die Einheit der Weltwirtschaft ist hundertfach zerschnitten. Es ist in der Wirkung das gleiche, ob die Vereinigten Staaten seit Jahren ein stets von neuem verschärftes Einwanderungsverbot verteidigen, oder ob Amerika und die großen, kleinen und kleinsten europäischen Staaten sich mit immer höheren Zollmauern, Ein- und Ausfuhrverboten umgürten, oder ob Anleihen unabhängig vom Zinsgefälle dem politischen Diktat der Staaten unterworfen sind. Krieg und Revolutionen haben eine Welt der Freiheit in eine Welt des Zwanges verwandelt. Das ist die tiefste und umfassendste Krisenursache. Wollt ihr wissen, wie die Krise überwunden wird? Verwandelt die Welt zurück aus einer Welt des Zwanges in eine Welt der Freiheit!

*

Das ist keine Aufgabe für Fachleute. Es ist eine Aufgabe des politischen Willens, ein Problem der politischen Gesinnung. Aber freilich: Die politische Gesinnung wäre nie soweit entartet, wie sie es ist, wenn sie von tieferer Erkenntnis des Wesens der Veränderungen, die das letzte halbe Menschenalter über die Welt gebracht hat, gelenkt worden wäre. Der wüste Dilettantismus, der sich heute in der politischen Sphäre austobt, wäre nie so mächtig geworden, wenn er an einer festgefügten wissenschaftlichen Erkenntnis seinen Widerstand gefunden hätte. Der Wahnsinn des Krieges hat einer ganzen Generation die Fähigkeit zu klarer Besinnung geraubt. Wollt ihr wissen, warum die Krise so lange dauert? Weil das Erwachen zur Vernunft so lange dauert.

*

Deutschland ist in diesem Geschehen Objekt, nicht Subjekt, ist mehr Opfer als Träger des Entwicklungsprozesses, der die Welt beherrscht. Es ist politisch und finanziell gleich ohnmächtig, den Schwerpunkt der wirtschaftlichen Macht hat der Krieg von Europa nach Amerika verlegt. Die Weltkrise ist vor allem die Krise der Vereinigten Staaten. Was dort vor sich gegangen ist, hat man lange genug nicht begriffen. Bis zum Herbst 1929 stand die Welt unter der Hypnose des amerikanischen „Wirtschaftswunders". Aber im Bereich der Wirtschaft gibt es

keine Wunder. Im Bereich der Wirtschaft gibt es eherne Entwicklungsgesetze, die die politische Gewalt eine Zeitlang nur unterdrücken kann, um sie schließlich um so elementarer hervorbrechen zu lassen. Das amerikanische Wirtschaftswunder war nichts anderes als ein zur äußersten Entfaltung gesteigerter Versuch, allen Segen und Reichtum, den Natur und Geschichte verschwenderisch über ein einziges Land ausgeschüttet hatten, egoistisch der Wohlfahrt dieses Landes zu erhalten, aus ihm, unbekümmert um die Not der übrigen Welt, eine Insel der materiellen Wohlfahrt zu machen. Amerika hatte sich fast drei Jahre aus dem Krieg gehalten. Als es 1917 in den Krieg eintrat, war sein Opfer verschwindend im Vergleich zu den europäischen Ländern, verschwindend, gemessen an den Gewinnen, die der Krieg ihm bereits zugeschanzt hatte und für die Zukunft noch zuschanzen mußte, verschwindend im Vergleich zu der Schuldenmasse, mit der es Europa zu seinen Gunsten belastet hatte. Ein Kapitalaufwand von phantastischen Ausmaßen konnte die Ergiebigkeit einer verschwenderisch reichen Natur erschließen, und je größer der Kapitalaufwand, um so rarer und teurer wurde die Arbeitskraft, der man unliebsame europäische Konkurrenz fernhielt. Das sprunghafte Wachstum der Produktion weckte keine Absatzsorgen. Europa war verwüstet, war entblößt von Nahrungsmitteln, Rohstoffen, von Kleidung und Hausrat und Arbeitsgerät, es mußte kaufen, wo und wie es ihm geboten wurde, zu jedem Preis, in jeder Menge, zu jeder Bedingung. Und der Reichtum schuf neuen Reichtum. Der Lebensstand eines ganzen Volkes steigerte sich jäh fast ins Utopische. Der Automobilbestand wurde zum Index und Symbol dieses Triumphs von Technik und Kapitalismus.

Aber der maßlose Optimismus, den dieses „Wunder" züchtete, wurde dem Land zum Verderben. Auch in Amerika wuchsen die Bäume nicht in den Himmel. Stiegen Absatz und Umsatz sprunghaft, so nahm die spekulative Phantasie des Unternehmertums eine ferne Zukunft vorweg, richtete seine Produktionsanlagen auf nochmals vielfach gesteigerten Absatz ein, nahm künftige Ersparnisse durch „Konsumfinanzierung" vorweg. So entstand auch in Amerika jenes typische Mißverhältnis zwischen Spartätigkeit und Investitionsaufwand, jene Kapitalknappheit, die das Ende jedes Aufschwungs ist. Das reiche Amerika konnte 1929 bis zum Herbst seine Hochkonjunktur nur weitertreiben, indem es aus dem armen Europa durch hohe Zinsen Hunderte von Millionen Dollar an sich zog, bis schließlich im Herbst 1929 in New York 20 vH für Taggeld gezahlt wurden und das Kapital nicht aufzutreiben war, um die begonnenen Investitionen weiterzuführen.

Der amerikanische Krach mußte die ganze Welt mit Trümmern bedecken. Stürzten die Weizenpreise in Chicago, so stürzten die südamerikanischen und europäischen Agrarländer mit in die Krise. Ließ der amerikanische Kupferbedarf nach, so mußten die Kupferproduzenten der ganzen Welt die Minen schließen. Stieg der amerikanische Automobilabsatz nicht mehr, so war ein Öl- und Gummikrach unvermeidlich. Der Börsenkrach in New York wurde zum Beginn einer Lebenskrise aller Rohstoff- und Agrarländer der Welt. Konnten Südamerika, Australien, die Malaiischen Inseln, Südosteuropa, Indien nichts mehr kaufen, so verloren die europäischen Industriestaaten einen wichtigen Teil ihrer Abnehmer, die englische, deutsche, belgische, tschechische Arbeitslosigkeit mußte sprunghaft



Photo E. Carlebach

Auf einem bretonischen Fest



Photo International Graphic Press

Eröffnung der New Yorker Opernsaison: Polizeipräsident Grover Whalen und Frau

Bruno Walter

Neofot

Die größten Berlinerinnen (2,80 m und 2,18 m)

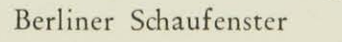


Photo Dr. Reißmann

Berliner Schaufenster



Photo Barnabys

Pelikane

Photo Martin Munkacsy

Russische Windhunde

steigen. Die Isolierung der amerikanischen „Insel" war eine verhängnisvolle Selbsttäuschung gewesen. Mit abertausend Fäden erwies sich Amerika mit der Wirtschaft der außeramerikanischen Welt verflochten.

*

Deutschland hat zur Weltkrise noch seine Sonderkrise. Der Umschwung der deutschen Konjunktur hat anderthalb Jahre vor dem New-Yorker Börsenkrach begonnen. Ein Teil des deutschen Elends ist deutsches Sonderschicksal. Und fragen wir in Deutschland, was zu tun sei, so kann sich die Frage, soweit sie sich an den deutschen Willen richtet, nur auf den Teil der Krisenursachen beziehen, der dem deutschen Willen unterworfen ist.

Deutschlands Krise hat schon Anfang 1928 anderhalb Jahre vor dem amerikanischen Krach begonnen. Die Blüte, die diesem Niedergang voranging, hatte nur kurze zwei Jahre gedauert. Aber diese Blüte wurde Deutschland zum Verhängnis, denn sie verzerrte ihm die Wirklichkeit, trübte seinen Blick für die Möglichkeiten. Der Aufschwung der Jahre 1926 und 1927 war durch einen gewaltigen Strom von Auslandskrediten hervorgerufen. Jedermann kann mehr ausgeben, als er einnimmt, solange er jemanden findet, der ihm den Unterschied pumpt. In dieser Lage war Deutschland, und es verließ sich darauf, daß es den Kreditgeber jederzeit für jede gewünschte Summe finden würde, und richtete sich darauf ein. Solange die Verhältnisse der Welt halbwegs normal waren und tiefere politische Störungen ausblieben, konnte sich dieses System halten. Der Niedergang setzte in dem Augenblick ein, da der Wiederbeginn der internationalen Reparationsdiskussion Anfang 1928 Mißtrauen weckte. Spätestens damals hätte Deutschland sein Finanzsystem in Ordnung bringen, seine Auslandsverschuldung stoppen, seiner Kapitalbildung den stärksten Anreiz bieten, den Überkonsum einschränken müssen. Nichts dergleichen geschah. Es sei dahingestellt, ob Leichtsinn, Unverstand oder Indolenz dabei stärker im Spiel waren. So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Währungskrise im Frühjahr 1929 während der Pariser Verhandlungen, der enttäuschende Abschluß des Young-Plans im Sommer, der amerikanische Krach im Herbst, der Kampf um den Young-Plan im Winter 1929, Hilferdings Sturz im Januar 1930, der Sturz des Kabinetts Müller im Frühjahr, die Reichstagsauflösung im Sommer, die Katastrophenwahlen vom 14. September 1930 — das sind die Etappen, die zum letzten Akt der Katastrophe führten, der durch den Krach der Österreichischen Credit-Anstalt Anfang Mai dieses Jahres eingeleitet wurde. Was seither geschah, ist in frischer Erinnerung: Kündigung aller kurzfristigen Auslandskredite, Erschöpfung der Gold- und Devisenbestände der Reichsbank, Zusammenbruch von zwei der größten Großbanken und einigen Provinzbanken, allgemeine Zahlungskrise, teilweise Zahlungseinstellung gegenüber dem Ausland, gedeckt durch ein Stillhalteabkommen mit den Bankgläubigern für sechs Monate. Und schließlich als Gipfel der Krise: der Zusammenbruch des Pfund Sterling, die Abkehr Englands vom Goldstandard. Eine Vertrauenspanik, wie sie die Welt in gleicher Intensität und gleichem Umfang noch nicht erlebt hat, ein Erdbeben, das vom Berliner Herd aus London, Europa und darüber hinaus die ganze Welt erschüttert hat und noch immer nachwirkt.

*

Was zu tun ist? Die Antwort liegt klar zutage:

1. Soweit die Krise erzeugt ist durch die Unterbindung der Freizügigkeit von Menschen, Waren und Kapital, muß die Freizügigkeit wiederhergestellt werden. Die Weltkrise ist an dem Tag zu Ende, da die überhohen Zollmauern fallen und die kapitalreichen Länder den kapitalarmen von ihrem Überfluß ausreichende Kredite gewähren.

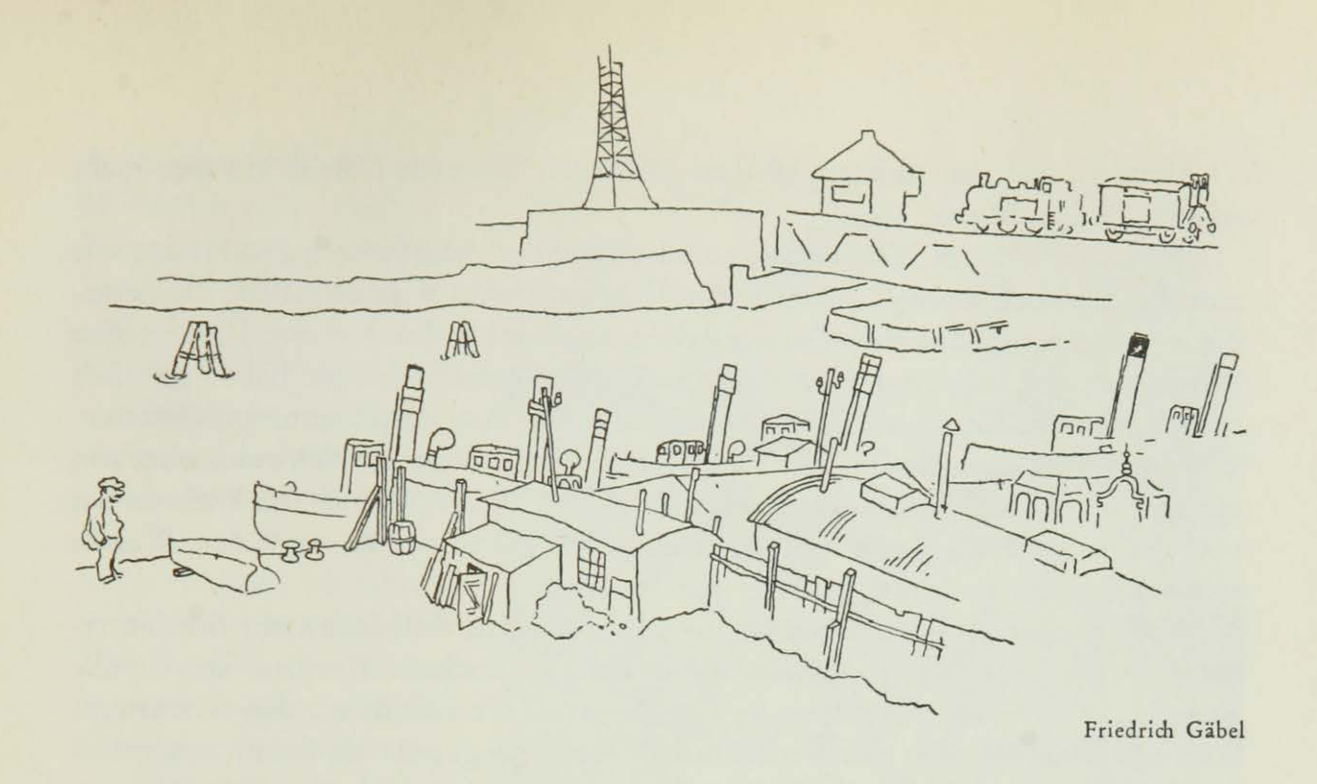
2. Soweit die Krise eine Krise des Vertrauens ist, kann sie nur geheilt werden durch die Wiederherstellung des Vertrauens: International durch eine Politik der Aufrichtigkeit und der Verständigung, national durch leidenschaftliche Abwehr aller auf eine Katastrophe hinzielenden politischen Kräfte rechts und links, durch die Sicherung eines Regimes der Freiheit und Demokratie.

3. Soweit die Krise verschärft ist durch Fehlmaßnahmen der Wirtschafts- und Finanzpolitik, muß diese ihre Schuldigkeit tun. Dazu gehört vor allem unbedingt und um jeden Preis die Verhütung eines Defizits, die Sicherung der öffentlichen Haushalte in Reich, Ländern und Gemeinden. Das ist ein Problem, mit dem in diesen Wochen nicht nur Deutschland, sondern fast alle Länder ringen. Dazu gehört weiter eine Reform der öffentlichen Finanzen, die den aufgeblähten öffentlichen Apparat auf ein dauernd erträgliches, vernünftiges Maß zurückführt und ein Steuersystem schafft, das Einkommensbildung und Ersparnisbildung begünstigt und entbehrlichen Verbrauch erschwert.

4. Soweit die Krise eine Krise der Deflation, d. h. der Krediteinschränkung und des Preisdrucks ist, muß ein Zusammenwirken der großen Notenbanken versuchen, den Preisdruck durch gemeinsame Kreditausweitung zu beheben. Die Forderung hängt zum Teil mit der ersten zusammen, der Wiederherstellung der freien Kommunikation der Kapitalmärkte. Aber soviel muß hier gegen weit verbreitete Mißverständnisse mit aller Schärfe angemerkt werden: Die Notenbank keines Schuldnerlandes und insbesondere daher auch nicht die Deutsche Reichsbank kann mit künstlicher Kreditausweitung isoliert vorausgehen. Denn jede einseitige Kreditausweitung erhöht das Preisniveau über das Niveau des Auslands und hemmt damit die Entfaltung der Ausfuhr, wie es den Anreiz zu vermehrter Einfuhr verstärkt. Jedes Experiment in der Geld- und Kreditsphäre würde den deutschen Bankrott endgültig, den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft vollends unmöglich machen.

*

Man sieht, die entscheidenden Aufgaben der deutschen Selbsthilfe liegen auf dem Feld der Außenpolitik, der Handelspolitik, der Finanzpolitik. Aber die Wirksamkeit der deutschen Selbsthilfe hängt davon ab, ob dieselben Tendenzen sich gleichzeitig in den großen Ländern des Westens durchsetzen. Man hat oft den Kapitalismus als Wirtschaftsordnung des Rationalismus gescholten und gepriesen. In Wirklichkeit hat er ein höchst irrationales Fundament: Kredit, Vertrauen, Glauben. Er hat damit ein Wunderwerk eines gesellschaftlichen Mechanismus geschaffen, das den Kundigen fast mit ebensoviel mystischer Ehrfurcht wie den Unkundigen mit Argwohn erfüllt. Und darin liegt die Gefahr: Es beweist nichts gegen die Medizin, wenn der Patient sich unvernünftig verhält.



Friedrich Gäbel

Überschuß an Gütern

Von

André Maurois

Die neue Baumwollernte wird auf fünfzehn Millionen Ballen geschätzt; sie erreicht damit die gleiche Höhe wie die des vergangenen Jahres, die von der Industrie schon nicht aufgebraucht werden konnte. Der ‚Farm Board‘ der Vereinigten Staaten hat den Farmern den Vorschlag gemacht, ein Drittel der Ernte zu verbrennen, dann würde er ihnen sieben Millionen Ballen abkaufen. Vor einigen Monaten las man, daß in Brasilien Kaffee verbrannt und ins Meer geworfen wurde. Anderwärts wurden Ölquellen und Kupfergruben geschlossen. In Kansas waren die Farmer gezwungen, trotz der wunderbarsten Weizenernte, die die Erde je gesehen hatte, sich den Gürtel enger zu schnüren. Hat es die Menschheit denn schon so weit gebracht, daß sie mehr Güter produziert als sie verbrauchen kann? Sollten wir uns über Dinge freuen müssen, die uns früher betrübten? Sollten wir morgen in der Zeitung lesen müssen: „Der Landwirtschaftsminister konnte gestern die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Ernte in diesem Jahr hinter denen der letzten fünfzig Jahre erheblich zurückbleibt...“? Oder: „Wir können unsern Lesern zu unserer Freude mitteilen, daß infolge eines Erdbebens der größte Teil der Gummiplantagen auf den malaischen Inseln zerstört worden ist . . .“?

Zuerst einmal ist es durchaus nicht bewiesen, daß die Menschheit im ganzen zuviel produziert. Das würde stimmen, wenn die Menschen auf dem ganzen Planeten zu gut angezogen, zu gut genährt, zu gut beschuht wären und zuviel Amüsement hätten. Aber das verhält sich ja wohl nicht so. Gibt es nicht vielmehr auf allen Erdteilen und besonders in Asien Landstriche, in denen das fürchterlichste Elend herrscht? Auf der einen Seite häufen sich Weizen, Roggen und

Viehherden, auf der anderen können Millionen Menschen ihren Hunger nicht stillen. Woher kommt das?

Die Gründe dieses Mißgeschicks sind vielzählig. Bei gewissen Produkten, wie zum Beispiel bei Weizen, herrscht eine Überproduktion in der Welt. Die kanadischen und amerikanischen Farmer haben, angespornt durch einige Jahre großer Prosperität, die bebaute Fläche verdoppelt und verdreifacht. Sie haben gänzlich auf die kleinen Zuchtfarmen verzichtet, die ihnen ihre Verpflegung garantierten. „Weizen" hieß der Traum, die Vision! Eine Farm ohne ein Schwein, ohne ein einziges Huhn, ohne eine Kuh ist nichts seltenes. Die Herrschaft des Weizens hat von Büchsenfleisch, von sterilisierter Milch gelebt. Jetzt, wo der Weizen sich nicht mehr verkauft, stirbt er vor Hunger.

Was die anderen Produkte anbelangt, so muß man vielleicht mehr den Unter-Konsum als die Überproduktion dafür haftbar machen. Um zur Baumwolle zurückzukehren: hat sich diese lästige Ernte im Verhältnis zu den Vorkriegsernten verdoppelt oder gar verdreifacht? Keineswegs; sie ist kaum wesentlich größer. Die Bevölkerung der Erde steigt aber jährlich um ein Prozent. Dadurch müßte die Zahl der Verbraucher jährlich um zwölf bis fünfzehn Millionen steigen. Unglücklicherweise steigt die Bevölkerung grade in armen Ländern, wo es nicht an Bedürfnissen, aber dafür an Krediten fehlt. Das Unglück scheint also nicht im Überfluß der Güter zu liegen, sondern darin, daß die Kaufkraft schlecht verteilt ist. „Deutschland", so schreibt Max Hermant, „war immer ein Land, das zu wenig verbrauchte. Sein jährlicher Profit ist schlecht verteilt. Ein viel zu großer Teil dieses Profits wird immobilisiert, das heißt, dazu benutzt, neue Produktionsmittel zu schaffen; nur ein geringer Teil wird für den Konsum freigegeben." Dieser Fehler ist nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den Vereinigten Staaten gemacht worden und trägt zum Teil die Schuld an unserem gegenwärtigen Unglück. Die Experten von Basel haben in ihren Berichten darauf aufmerksam gemacht: „Man muß die Kredite so verteilen, daß die allgemeine Kaufkraft gehoben wird." Das ist gut gesagt, aber man würde gern Einzelheiten erfahren.

Gibt es in der augenblicklichen Krise eine Rettung? Ich glaube es. Man soll sich hüten, aus den Unfällen des wirtschaftlichen Lebens Katastrophen zu machen. So unvernünftig auch die Menschen sind, unter dem Druck der Notwendigkeit greifen sie doch schließlich zu Maßnahmen, die ihnen die Vernunft schon etwas früher eingegeben hätte. Gibt es zuviel Weizen, zuviel Baumwolle? Liegt der Preis für Weizen und Baumwolle unter dem Selbstkostenpreis der Farmer? Dann darf man überzeugt sein, daß im nächsten Jahr (oder auch erst in zwei oder drei Jahren, denn der Mensch ist schwerfällig) die Farmer weniger produzieren werden. Und eines Tages wird die Produktion niedriger sein als die Ansprüche; dann wird wieder eine Panik einsetzen, aber á la hausse. Das ist die Komödie der Krise im Kreis; sie ist in der Geschäftswelt klassisch, denn sie wird in sozusagen regelmäßigen Abständen immer wieder gespielt und scheint jedesmal die Peripetie und die Lösung vergessen zu haben.

Darauf wird der Pessimist antworten: ‚Das alles traf vor dem Krieg zu, aber diese Krise ist ganz anders als alle anderen. Wir haben einen Höhepunkt erreicht. Die Menschheit ist heute nicht imstande, eine Produktion zu absorbieren, die

durch allzu vollkommene Methoden den Ansprüchen überlegen ist.' Dieser Pessimist stimmt mich optimistisch. Wenn wir heute wirklich alles, was notwendig ist, so leicht herstellen könnten, so würde das beweisen, daß die menschliche Rasse heute weniger als früher zu arbeiten braucht, und daß die Zahl der Mußestunden wächst, was an sich kein Unglück wäre.


Robert Haas — Weinernte

Aber ich bin nicht restlos überzeugt, daß diese Krise sich von den früheren unterscheidet. Wenn ich Berichte aus dem neunzehnten Jahrhundert lese, so stelle ich fest, daß in jeder Krise unheilvolle Propheten das Ende der menschlichen Gesellschaft vorausgesagt haben. „1837", schreibt der Amerikaner J. T. Adams, „fiel die Baumwolle mit einem Schlag von zweitausend auf eintausend . . . 1857 waren in New York große Umzüge, und die Menschen schrien: Brot oder Tod! . . . 1873 wurden in den Vereinigten Staaten fünfzigtausend Bankrotte angemeldet, Eisen ließ sich zu keinem Preis verkaufen, und fast alle Fabriken im Lande mußten geschlossen werden."

Alle diese Krisen dauerten etwa drei bis fünf Jahre, dann schlug die Waage zur anderen Seite aus; die Übriggebliebenen nahmen ihren gewöhnlichen Arbeitstrott wieder auf, und die nächste Krise fand sie genau so naiv vor, genau so wenig informiert, als wären sie niemals Zuschauer bei ähnlichen Vorgängen gewesen.

Vor hundert Jahren durchlebte England eine fürchterliche Krise; der große Schriftsteller Macaulay schrieb damals einen tröstlichen Artikel: „Wenn ich heute prophezeihe, daß im Jahre 1930 eine Einwohnerschaft von fünfzig Millionen, die besser ernährt, besser gekleidet ist, die besser wohnt als die Engländer von heute, auf diesen Inseln leben und unsere Schuldenlasten, die uns heute, 1830, so ungeheuer scheinen, als eine lächerliche Bagatelle ansehen wird, dann werden mich viele für verrückt halten."

Trotz der augenblicklichen Schwierigkeiten in England, trotz des Krieges, trotz der Arbeitslosigkeit haben sich die Prophezeihungen Macaulays erfüllt. „Es gibt sich alles", so oder so.

(Deutsch von Lissy Rademacher)

Skizze von Europa

Von

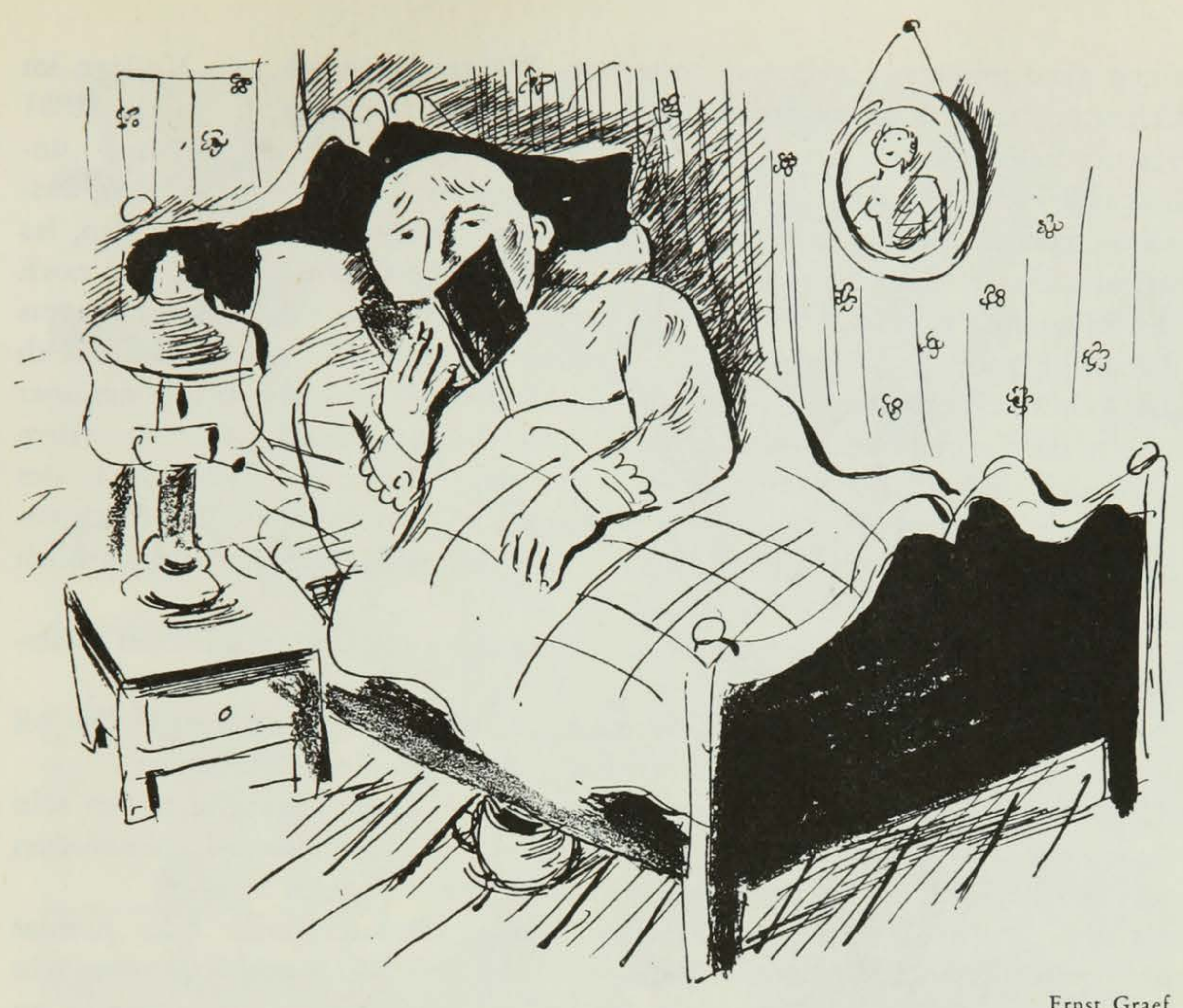
Walter Bauer

Europa, meine Gedanken malen dein Bild
an die dunkle Wand meines Zimmers.
Ich erinnere mich an die Karte, die aufgehängt wurde
im Schulzimmer, mein Blick folgte den Linien deiner Küsten
vom Mittelländischen Meer bis zum Nordkap.
Der Atlantische Ozean nimmt viele Flüsse auf
nach langen Wanderungen über die Kontinente.
Du bist alt, Europa,
und so alt wie du ist der Mord.

Die Fischerboote, die ausfahren auf dem Kurischen Haff
und die Segler aus den norwegischen Fjorden,
die Fischer an den Inseln der Normandie,
das bist du, Europa,
wie die Gemäldesammlungen der Städte
und die Menschenansammlungen vor einer ausgegrabnen Statue
oder die Lichtsignale vom Eiffelturm,
die den Flugzeugen sagen: hier ist Paris.

Der Aufschlag der harten Bälle beim Tennis in London
und das alljährliche Rennen auf der Themse
und die Bibliotheken in Paris und Rom —
das bist du, Europa.

Du bist alt.
Einst lebtest du nur am Mittelmeer, und phönizische Schiffe
drangen in die Nordsee.
Heute versinken die Grabkreuze deiner Söhne, gefallen im Großen Krieg,
im Sande am Suezkanal.
Die Kreuze in der Erde in Frankreich, Deutschland, Rußland
und die bleichen Fotografien gefallner Männer, Söhne, Brüder —
das bist du, Europa.
Und die schwarzen Würmer der Demonstrationen,
die dich zerfressen gleich einer überreifen Frucht,
das bist du, Europa.
Meine Gedanken malen das Bild des alten Erdteils
an die kühle, dunkle Wand,
und ich sage:
Möge es einst Europa geben ohne Mord!


Ernst Graef

Prozeß um Hegel

Vor seinem 100. Todestag

Von

Fred Alstern

Die katholische Kirche besitzt eine Institution von wunderbarer Gerechtigkeit: Ehe sie einen Menschen heilig spricht, strengt sie einen Prozeß gegen ihn an. Die wichtigste Funktion in diesem Verfahren fällt dem „advocatus diaboli" zu, der von Amts wegen verpflichtet ist, alle nur möglichen Zweifel und Bedenken gegen die Würdigkeit des Kandidaten vorzubringen. Sein gegnerischer Anwalt, der „advocatus dei", muß erst alle Anschuldigungen widerlegen, alle Bedenken zerstreuen, ehe der Papst die Heiligsprechung vornehmen darf.

In wenigen Tagen tritt in Berlin der Hegel-Kongreß zusammen. Er soll — wie es aus Anlaß der Feier eines hundertsten Todestages kaum anders denkbar scheint — zu einer großen Hegel-Huldigung werden, zu einer Art Heiligsprechung des Philosophen, und unter den hundert angemeldeten Referenten wird Hegel wahrscheinlich eine imponierende Zahl von advocatis dei erstehen. Und erst die Presse! Die wird ja Hymnen in allen Tonarten auf Hegel loslassen; denn erstens war er „preußischer Staatsphilosoph", und zweitens ist er vor hundert Jahren

einen akademischen Heldentod gestorben. Während nämlich sein Kollege im Lehramt, der Berliner Privatdozent Dr. Arthur Schopenhauer, im Herbst 1831 vor der in Preußens Hauptstadt wütenden Cholera die Flucht ergriff, um — unbeschadet seiner Lebensverachtung — sein eigenes, von jener Verachtung ausgenommenes Leben zu schützen, blieb Professor Hegel auf seinem Posten, las weiter und starb den schwarzen Tod. Allein weder die Größe dieses Todes noch der Rang eines preußischen Staatsphilosophen würden das Fehlen des advocatus diaboli in jenem Prozeß um Hegel rechtfertigen können. Unmöglich kann auch die weltliche Forschung die Idee streng objektiver Wahrheitsfindung geringer achten als die geistliche — und darum wird sie es gutheißen müssen, wenn dem Chor der advocati dei der bevorstehenden Hegel-Feiern hier die Stimme des advocatus diaboli entgegengestellt wird. Mit Pietätsgründen kann nicht argumentiert werden, denn auch die Kanonisierungskandidaten der Kirche sind schließlich tot.

Wie steht es also zunächst um Hegels innere Berufung zum preußischen Staatsphilosophen?

Hegels Ahnen stammten aus Österreich. Das würde nichts machen, derlei soll ja sogar heute noch bei nicht wenigen Prominenten Berlins vorkommen.

Zweitens: Hegel war in Württemberg geboren und schwäbelte bis an sein Lebensende. Aber auch das spräche nicht gegen ihn, denn diese Eigenschaften teilt er schließlich mit Deutschlands Nationaldichter Friedrich Schiller.

Aber drittens: Hegel stand eigentlich Jahre hindurch mehr oder minder unmittelbar im Sold Napoleons! Und dies zu einer Zeit, da Deutschland unterjocht war und Preußen, von Frankreichs Siegerfaust zerschmettert, ohnmächtig zu Boden lag.

Das spräche ja nun eigentlich weniger für Hegels Eignung zum preußischen Staatsphilosophen. Nicht?

Gewiß, kein wirklicher Europäer wird Hegel aus seiner Bewunderung für Napoleons ungeheures Genie einen Vorwurf machen können. Wenn der Philosoph am Vorabend der Schlacht bei Jena Napoleon durch die Stadt reiten sah und, erschüttert von der Größe des Augenblicks, die ganze Macht der Erde, in einem kleinen Körper konzentriert, plötzlich vor sich zu erblicken, ausrief: „Ich habe die Weltseele reiten sehen!“, so wird man ihm dies wohl nachfühlen müssen. Auch daß Hegel einmal schreibt: „Wenn es nur des Himmels, das heißt des französischen Kaisers Wille ist . . .“, muß nach den überwältigenden Ereignissen jener Zeit verständlich erscheinen. Wie denn überhaupt die Bewunderung, die Hegel für die von Napoleon in Deutschland geleistete Kulturarbeit empfand, dem Philosophen nur zur Ehre gereicht. Befremden muß es aber doch, daß die vernichtenden Niederlagen der Waffen Preußens den späteren Philosophen dieses Staates mit keiner Spur von Trauer berührten. Hegel war Professor in Jena, als vor den Toren der Stadt die große Schlacht tobte, die Preußen für ein Jahrzehnt vernichten sollte. Hegel aber schrieb: „Von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern.“

Allerdings, Deutschland hatte so gut wie nichts getan, um den Philosophen vor jener schweren finanziellen Not zu schützen, die ihn schließlich in Napoleons



Photo Weltrundschau

Prinz Heinrich mit den Hofdamen (Sommer 1913)



Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger, zu Besuch bei König Ludwig (München, 1914)



Photo Jungmann, Baden-Baden

Gräfin Bani, Prinzessin von Bourbon, Erzherzogin Valerie von Oesterreich und die Tochter der Herzogin von Alençon



Photo Margherita Stevenson-Heinsheimer

Der gähnende Abgrund (Bernina-Bahn)

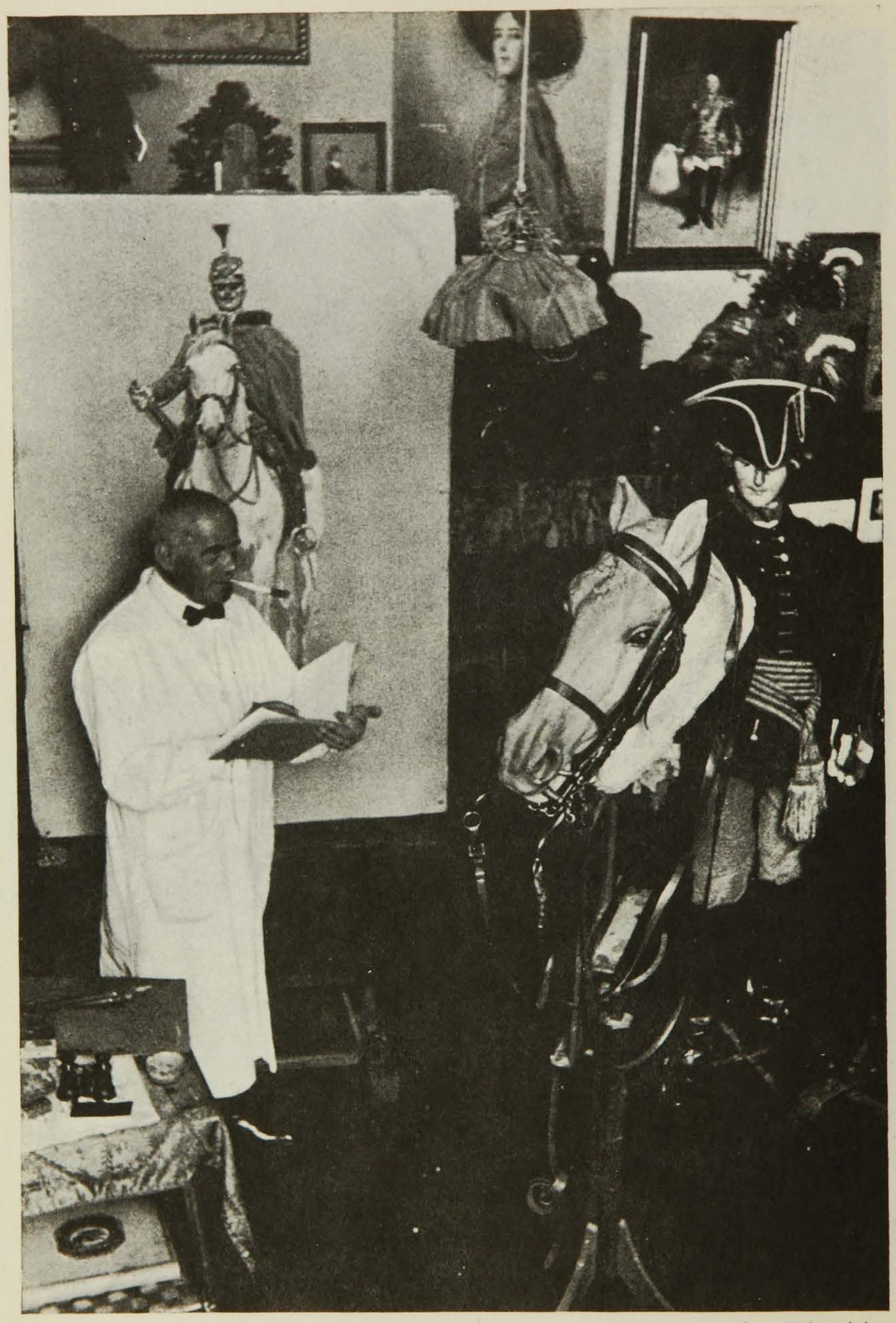


Photo Weltrundschau

Atelier des Wiener Hof- und Militärmalers Alexander Pock



Photo Ernst Schneider

Rozsi Barsony, die neue Soubrette des Berliner Metropoltheaters
(in Abrahams Operette „Die Blume von Hawai“)

Photo Walter Süßmann

Schießbudenfigur

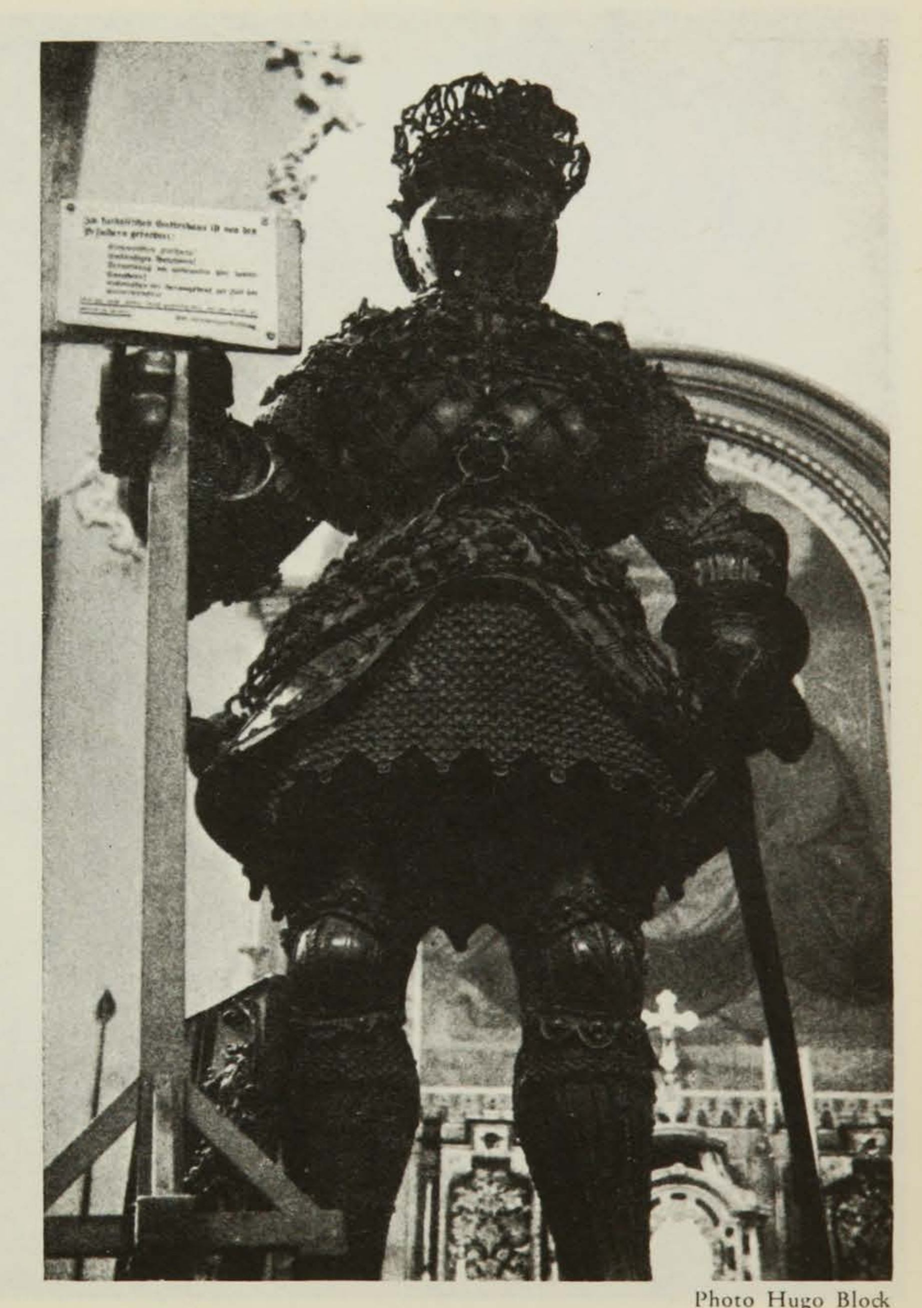


Photo Hugo Block

Eiserner Ritter vor der Hofkirche in Innsbruck

Sold trieb. Hegels Jenaer Quartier, sein ganzes Hab und Gut war geplündert worden, Staatsminister von Goethe aber, der wenige Jahre zuvor, im Atheismus-Streit, für Fichtes geistige Bedrängnis nur Hohn übrig hatte, vermochte auch für des andern berühmten deutschen Philosophen materielle Bedrängnis kein Verständnis aufzubringen. Goethe gab nämlich die Weisung, dem geplünderten Hegel sei eine Unterstützung „bis zu zehn Talern" zu gewähren. Wie sollte da Hegel nicht verzweifeln?

Gleichwohl berührt es eigentümlich, daß nunmehr Hegels ganzes Streben dahin ging, an einer bayrischen oder badischen Universität unterzukommen, um — wie er durchaus nicht verhehlte — an jenem Wohlstand partizipieren zu können, zu dem die deutschen Rheinbundstaaten als Lohn für ihren Verrat an Deutschland gelangt waren. Hegel wollte an Napoleons Sieg über Preußen profitieren — und das gelang ihm auch. Die Professur ließ vorerst noch einige Jahre auf sich warten, obgleich Hegel mit Bittbriefen um Protektion bei einflußreichen Rheinbundpolitikern nicht gespart hatte. Dafür aber wurde er bald nach der Schlacht bei Jena als Chefredakteur an die Spitze eines großen, politischen Tageblattes des napoleonisch-neubayrischen Königreiches berufen, der „Bamberger Zeitung". Während seiner eineinhalbjährigen journalistischen Tätigkeit führte Hegel diese Zeitung als rein napoleonisches Organ. Begeistert schildert er da des Franzosenkaisers militärische Siege über Preußen, seine grandiose Neugestaltung Europas und seine glänzenden Hoffestlichkeiten; so auch den Fürstenkongreß zu Erfurt, wo die neuen Könige von Napoleons Gnaden, die Herrscher von Bayern, Württemberg und Sachsen, um den Kaiser von Frankreich sich scharten. Speziell über diese Ereignisse und über Napoleons Gespräch mit Goethe erhielt Chefredakteur Hegel — wie der Biograph vermerkt — vom Augenzeugen Hauptmann von Knebel „entzückte Mitteilungen und Schilderungen".

Selbst Hegels Apologeten bringen es nicht zustande, die mehr als befremdliche Rolle zu leugnen, die Preußens künftiger Staatsphilosoph da als Soldschreiber von Preußens und Deutschlands Eroberer spielte. Sie versuchen nur, diese Rolle zu entschuldigen — aber das klingt recht matt. So schreibt etwa der Hegelianer Kuno Fischer: „Man wird es unserm Zeitungsredakteur nicht im Ernst zum Vorwurf machen, daß derselbe in Bamberg, mitten in einem Königreich von jüngster napoleonischer Schöpfung, selbst voller Bewunderung vor Napoleons militärischem und politischem Genie, vor ihm als Feldherrn, Staatsmann und Gesetzgeber, ‚dem großen Staatsrechtslehrer von Paris', sich nicht in patriotischer Rede wider die Fremdherrschaft ergangen hat. Dazu paßte weder die Zeit noch die Zeitung noch der Mann. Ein antinapoleonisches Wort, und die Zeitung war verloren."

Freilich — praktisch wäre derlei nicht gewesen, aber Hegel gab sich ja als Schöpfer einer neuen, im Staatsgedanken gipfelnden Sittlichkeit!

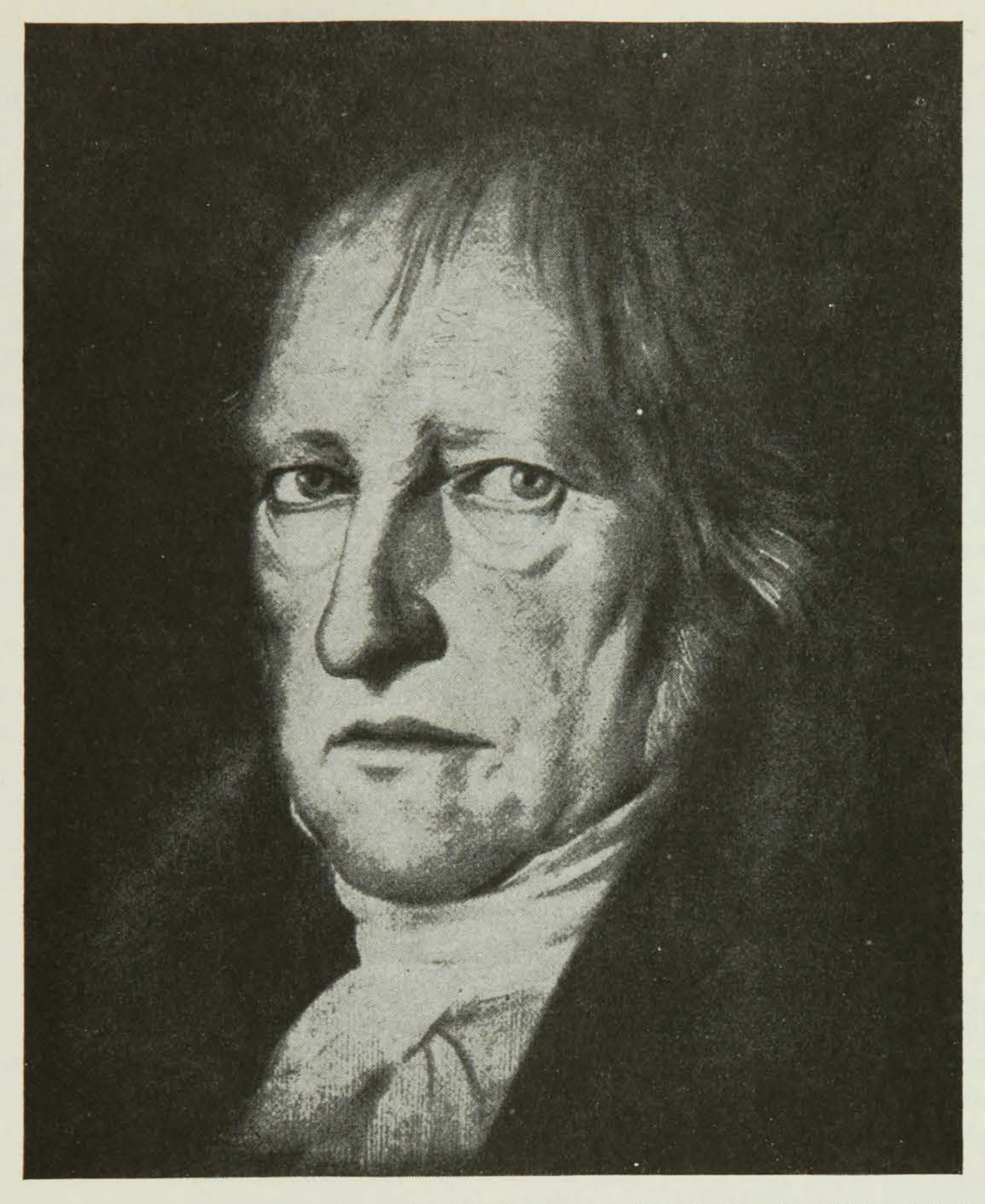
Wieso Hegel schließlich doch zum Rang und ungeheuren Ansehen des „preußischen Staatsphilosophen" emporsteigen konnte? Nun, er besaß eine wunderbare Witterung für alle erst empordämmernden, politischen Neukonstellationen. Mit fliegenden Fahnen war Hegel nach Napoleons Sieg ins französisch-neubayrische Königreich geeilt, dessen Brot ihn — erst in Bamberg, dann in Nürnberg — zehn Jahre lang gut nährte. Als aber Napoleons Stern zu sinken begann, war Bayern

dem Philosophen plötzlich „ein wahrer Tintenklecks im Lichttableau Deutschlands“, und das Wort „bayrische Sauwirtschaft“ wurde sein Lieblingsterminus. Als Preußen unter den Stiefeln der französischen Grenadiere niedergetreten dalag, da schrieb Hegel die Ansicht nieder, schon beim Betreten des ersten seiner Dörfer müsse man merken, daß in Preußen „völliger Mangel an wissenschaftlichem und künstlerischem Genie“ herrsche. Als aber nach der siegreichen Schlacht bei Leipzig Preußen militärisch, politisch und finanziell wieder erstarkt war, da machte Hegel plötzlich die Entdeckung, daß es eigentlich „der preußische Staat sei, der auf Intelligenz aufgebaut ist“. Mit Preußens Erstarken hatte Hegels Blick sich nämlich wieder nach dem Norden gewandt, und ein mächtiger Appetit auf den einflußreichen und jetzt auch sehr hoch dotierten Lehrstuhl für Philosophie an der Berliner Universität war in ihm erwacht. Berlin aber vergaß des Philosophen Vergangenheit und berief ihn tatsächlich.

Das darf nicht wundernehmen. Dem nun endlich siegreichen Preußen mußte ja ein Philosoph willkommen sein, der — wie Hegel — des „oben“ mißliebigen Kant pazifistische Ethik mit ihrer Idee vom „ewigen Frieden“ für „unsittlich“ erklärte und statt dieser die sittliche Notwendigkeit, ja sittliche Heilkraft des Krieges pries. Im Zustand langen Friedens — so lehrte Hegel — laufe der sittliche Organismus des Volkes Gefahr, in „Fäulnis“ überzugehen. Es gebe darum kein kräftigeres Heilmittel zur Wiederherstellung der sittlichen Gesundheit der Völker als den Krieg. So wurde Hegel eigentlich zum Stammvater unseres „Stahlbades“. Dieser Standpunkt hinderte ihn aber nicht, in seiner Religionsphilosophie das Christentum für die einzige „offenbare“ Religion, für die Religion der Wahrheit, der Freiheit und des Geistes zu erklären. War dies mit heidnisch-germanischer Kriegsschwärmerei nicht vereinbar, so blieb die „Lehre“ dafür mit beiden Weltmächten im Einklang.

Viel stärker noch aber war das Interesse des damaligen Preußen, in Hegel ein Gegengewicht gegen die revolutionären Tendenzen innerhalb der Jugend zu finden. Es war ja die Zeit Metternichs und Friedrich Wilhelms III., mit ihrer zitternden Furcht vor Angriffen auf „Legitimität“ und „Stabilität“, vor politischem Umsturz und vor allem vor der gefährlichen republikanisch-großdeutschen Wartburg-Schwärmerei der damals durchweg revolutionären Studentenschaft. Konnte man dieser einen bessern Lehrer geben als jenen Hegel, der da „bewies“, das Ziel der Geschichte sei die Herstellung der Erbmonarchie als der vollkommensten Staatsform, denn im Willen des Fürsten sei der Staat Subjekt geworden? Das klang ja ganz anders als die Lehren jenes „eigensinnigen“ Fanatikers Kant, der da erklärte, wer ausziehe, die Wahrheit zu suchen, dürfe dieser Wahrheit nicht vorschreiben, wie sie ausfallen muß. So was konnte man als Staatsphilosophen nicht brauchen, wohl aber jenen Hegel, der einfach alles „bewies“, was der damalige Staat und seine Staatsreligion brauchten; mochte Kant auch ein überzeitliches Genie sein und Hegel nur eine gemachte Zeitgröße.

Freilich — zwanzig Jahre früher war der nämliche Hegel, der jetzt in der Verwirklichung der Erbmonarchie das Ziel der Geschichte erblickte, in einer wohlweislich nicht veröffentlichten Schrift für die Einschränkung der monarchischen Gewalt im allgemeinen und in Württemberg im besonderen eingetreten, um kurz vor seinem Amtsantritt in Berlin in einem wohlweislich veröffentlichten Gutachten



Jakob Schlesinger: Georg Wilhelm Friedrich Hegel (Aus der Propyläen-Weltgeschichte)

für die Mehrung der Königsrechte in Württemberg zu plädieren. Allerdings war ihm diesmal vorher vom Minister Wangenheim die Kanzlerstelle der Universität Tübingen in Aussicht gestellt worden. Zu Zeiten des französischen Konvents hatte gar der spätere preußische Staatsphilosoph einem politisch-revolutionären Klub angehört, und auf seinen Stammbuchblättern standen damals Worte wie: „In tyrannos", „Vive la liberté!" und „Vive Jean Jacques!" Noch der Fünfundzwanzigjährige schrieb in einem Briefe: „Religion und Politik haben unter einer Decke gespielt, jene hat gelehrt, was der Despotismus wollte."

Ja — „die Zeiten haben sich eben geändert", sagt der allesverstehende biographische Apologet. „Und in ihnen die Mächte", fügt der advocatus diaboli hinzu.

Genug über Hegel als Staatsphilosophen. Schließlich war er ja auch theoretischer Philosoph!

Hegels Laufbahn als Theoretiker beginnt mit einer grandiosen wissenschaftlichen Blamage. Im Jahre 1801 habilitierte er sich an der Universität Jena mit einer Arbeit über den Umlauf der Planeten. Er, der aus Kants Kritik des ontologischen Rationalismus zeitlebens nichts gelernt hatte und auch die inhaltliche Naturerkenntnis nur für ein Problem logischer Dialektik hielt, glaubte, aus reinen „Vernunftgesetzen", unabhängig von Erfahrung, auch Tatsachen der Erfahrungswissenschaft gewinnen zu können. Als aber Hegel am 27. August 1801 zu Jena aus reiner „Vernunft" seine These ableitete, zwischen Jupiter und Mars könne es keinen weiteren Planeten geben, hatte der hurtige Italiener Piazzi schon fast dreiviertel Jahre früher — am 1. Januar 1801 — zwischen Jupiter und Mars den Planeten Ceres entdeckt. Nicht mit Vernunftgesetzen, sondern mit Erfahrung. Der Philosoph hatte davon nichts gewußt. Seither ist — Hegels „zwingenden" Vernunftgründen zum Trotz — zwischen Jupiter und Mars noch die Kleinigkeit von siebenhundert solchen Planetoiden entdeckt worden, die den sogenannten Asteroidenring bilden. Aber auch der eine Planetoid Piazzis genügte damals, um in wissenschaftlichen Kreisen ein homerisches Gelächter über Hegel auszulösen. Was die Fakultät nicht hinderte, Hegel zum Dozenten zu machen.

Schopenhauer schreibt einmal: „Hier scheidet die unechten Philosophen von den echten dieses, daß letzteren aus dem Anblick der Welt selbst jene Perplexität erwächst, jenen ersteren hingegen nur aus einem Buche, einem vorliegenden System." Ob Hegel im Sinne dieser treffenden Unterscheidung als echter Philosoph angesprochen werden kann, ist zumindest zweifelhaft. Hegel hatte Fichte gelesen und er hatte Schelling gelesen und gab als erste rein philosophische Schrift eine Arbeit heraus, die den bezeichnenden Titel führt „Über die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems". Aus dieser Differenz nun hat Hegel sein ganzes eigenes System aufgebaut, unter Benutzung Schellingscher und Fichtescher Bauelemente.

In einem Bewerbungsschreiben um die philosophische Professur in Heidelberg hatte Hegel einmal das Verdienst für sich in Anspruch genommen, die deutsche Sprache in die Philosophie eingeführt zu haben — so wie Luther die Bibel und Voß den Homer verdeutscht habe. Nun, darin hat Hegel bestimmt geirrt. In Wahrheit schrieb er nur ein dem Deutschen in phonetischer Hinsicht ähnliches Idiom, das aber, weiß Gott, nicht deutsch war. Die ganze Spaltung in eine Linke und eine Rechte der Hegelschen Schule wäre vielleicht vermieden worden, wenn Hegel nur Deutsch gekonnt hätte, das heißt, wenn er imstande gewesen wäre, das, was er meinte, auch in deutschen Worten sinngemäß auszudrücken. Aber davon war keine Rede. Wieviel etwa ist über Hegels berühmtes Wort gestritten worden: „*Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist wirklich.*" Wer sollte aus diesem Satze nicht die Behauptung der völligen Identität von Vernunft und Wirklichkeit herauslesen und der absoluten Vollkommenheit unsrer Welt? Sehr treffend sagt Nicolai Hartmann, der heute an Hegels Platz in Berlin lehrt: Wo — wie bei Hegel — „das Wirkliche gleich dem Vernünftigen gesetzt sei, da sei die Frage nach der Erkennbarkeit des Gegenstandes ebenso müßig wie die nach dem Sein des Gegenstandes und dem Seinsollen des Unwirklichen". Das heißt: dort gebe es kein Wahrheitsproblem mehr, kein Wirklichkeitsproblem und kein Wertproblem, bei Hegel höre also eigentlich alle Philosophie auf. „Aber nein!", belehrt uns Kuno Fischer, wir alle hätten Hegel mißverstanden.

„Es ist in der Philosophie von jeher soviel von ‚dem wahrhaft Wirklichen' die Rede gewesen, daß man wohl wissen konnte, es gebe auch ein nicht wahrhaft Wirkliches, eine unwahre Wirklichkeit, wozu z. B. die schlechten Existenzen, die törichten Meinungen, die elenden Bestrebungen gehören." Nun, daß es „eine unwahre Wirklichkeit" gebe, hatte ich allerdings nicht gewußt. Aber wenn auch dieses Begriffsungeheuer philosopisch Nonsens und darum auch sprachlich unzulässig ist, machen doch die Beispiele klar, was Fischer sagen wollte, nämlich, es gebe auch eine wertlose Wirklichkeit. Es ist also immerhin möglich, auch Hegel habe derlei gemeint, was er aber sagte, bedeutet in deutscher Sprache das Gegenteil. Doch der unentwegte Hegel-Apologet Kuno Fischer läßt nicht locker. Mit seinem Satze „Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist wirklich" habe Hegel nicht die Identität von Vernunft und Wirklichkeit behaupten wollen, sondern just die Nichtidentität von Vernunft und Wirklichkeit. Und zwar will Kuno Fischer dies durch Heranziehung eines andern Hegelschen Satzes beweisen, der ganz eindeutig jene Nichtidentität von Vernunft und Wirklichkeit ausspreche. Dieser Satz lautet: *Die Vernunft ist die Rose im Kreuz der Gegenwart.*


Charles Hug

Wem das nicht einleuchtet, der versteht eben nicht Deutsch!

Ungefähr ebenso klar wie diese Hegelsche Umschreibung des Begriffes „Vernunft" ist seine Definition des Begriffes „Natur" (Vernunft und Natur bildeten die Angelpunkte der damaligen Philosophie!): *Die Natur ist die Idee in ihrem Anderssein.* So — jetzt wissen wir's. So ungefähr sieht Hegels ganze Naturphilosophie aus. Doch von ihr will selbst der advocatus diaboli nicht sprechen — aus Barmherzigkeit. Sonst würden sogar die Sextaner lachen. Hegels inneres Verhältnis zur Natur ist übrigens hinlänglich durch jenen Ausspruch charakterisiert, den er einst auf einer Schweizer Alpenwanderung im Angesicht der erhabenen Grindelwaldgletscher gemacht hat: *Ihr Anblick bietet weiter nichts Interessantes dar. Man kann es nur eine neue Art von Schnee nennen, die aber dem Geist schlechterdings keine weitere Beschäftigung gibt.*

Doch von Hegels Verhältnis zur deutschen Sprache war die Rede! Hier noch einige Proben seiner Ausdrucksklarheit: *Im Herrn ist ihm das Fürsichsein ein anderes und nur für es; in der Furcht ist das Fürsichsein an ihm selbst; in dem Bilden wird das Fürsichsein als sein eigenes für es, und es kommt zum Bewußtsein, daß es selbst an und für*

sich ist. Oder: *Dies doppelsinnige Aufheben seines doppelsinnigen Andersseins ist ebenso eine doppelsinnige Rückkehr in sich selbst, denn erstlich erhält es durch das Aufheben sich selbst zurück, denn es wird sich wieder gleich durch das Aufheben seines Andersseins; zweitens aber gibt es das andere Selbstbewußtsein ihm wieder ebenso zurück, denn es war sich im Andern, es hebt dies sein Sein im Andern auf, entläßt also das Andere wieder frei.*

In diesem Zusammenhang muß auch einer Episode gedacht werden, die kurz vor Hegels Tod sich abspielte. Ein Freund und Lieblingsschüler des Philosophen, der junge Berliner Professor der Rechtswissenschaften *Gans*, dem Hegel die Erfüllung eines seiner innigsten Wünsche, die Verwirklichung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ dankte, war wider Willen mit dem Lehrer in Konflikt geraten. Er hatte im Wintersemester 1831 an der Berliner Universität eine Vorlesung über Universalrechtsgeschichte angekündigt, die Hegel als Konkurrenz für seine eigene Vorlesung über Rechtsphilosophie empfand. Um den Fehler gutzumachen, empfahl Gans auf seinem Anschlagzettel den Hörern seines Kollegs auch den Besuch des Hegelschen. Darüber war nun Hegel maßlos beleidigt. Kuno Fischer, der die gute Absicht des jungen Gelehrten nicht in Frage stellt, hielt es dennoch für nötig, die Handlungsweise des Gans aus einer innern „Unfeinheit“ zu erklären, die ein „Grundzug des jüdischen Charakters“ sei.

Nun, es ist schwer zu ermitteln, ob Gans' Verhalten wirklich jüdisch war. Leicht zu ermitteln ist nur, daß Hegels Stellungnahme zu diesem Verhalten nicht deutsch war; denn sie hatte folgenden Wortlaut: *Auf das, wie ich es nennen will, abenteuerliche Auskunftsmittel, auf das Sie, wertester Herr Professor, verfallen sind, einen Anschlag zu machen, worin Sie den besprochenen Umstand einer Konkurrenz an die Studenten bringen und eine Empfehlung meiner Vorlesungen an dieselben zu geben sich erlauben, konnte ich es mir schuldig zu sein scheinen, von meiner Seite einen öffentlichen Anschlag zu machen, um dem naheliegenden, mich in ein albernes Licht setzenden Scheine bei Kollegen und Studierenden zu begegnen, als ob solcher Ihr Anschlag und Recommandation meiner Vorlesungen von mir, wie Sie in Ihrem Billette, mit Abgehung von meinen Ausdrücken, mir fast zu verstehen geben, gewollt, veranlaßt, als ob ich damit einverstanden sei ...* Strichpunkt — der Satz geht weiter.

Dieses Schreiben trägt das Datum des 12. November 1831. Am 14. November starb Hegel. Zu einer Verständigung zwischen ihm und der deutschen Sprache sollte es also nicht mehr kommen.

Hegels fortwirkender Einfluß auf das Geistesleben unserer Zeit wird vielfach sehr überschätzt. Man hält ihn für „modern“, und dies hängt vor allem damit zusammen, daß *Marx* und *Lassalle*, der große Theoretiker und der große Praktiker des modernen Sozialismus, beide ursprünglich Jung-Hegelianer gewesen waren. Allein Hegels Geschichtsphilosophie ist von rein teleologischer Kausalität beherrscht, sie setzt alle Ursachen der historischen Entwicklung statt an die Ausgangspunkte an das Ziel und läßt all diese Ziele vom „Weltgeist“ gesetzt sein. Die Annahme eines absoluten metaphysischen „Endzweckes“ des Staates, der in der Verwirklichung des Guten liegen soll, als eines absoluten Wertes, ist bar jeder Berührung mit dem Geist moderner kritischer Philosophie und ganz und gar Abklatsch antiker Vorbilder. Diese veraltete Geschichtsphilosophie konnte nicht einmal der bürgerlichen Geschichtsauffassung irgend etwas geben, geschweige



Eine der ersten deutschen Zeitungsredaktionen (1632)

denn der marxistischen, mit ihrer rein mechanistisch-ökonomistischen Kausalität und ihrem, jedem idealistischen Zweckgedanken abgekehrten, Materialismus. Allerdings, der Begriff eines sozialistischen Staates ist nach den Methoden Hegelscher Dialektik ableitbar und vielfach auch abgeleitet worden. Darnach treibt die Thesis der kapitalistischen Welt die Antithesis der proletarischen notwendig aus sich hervor, bis beide zur Synthesis der sozialistischen Gesellschaft sich zusammenfinden, in der die Momente der kapitalistischen und der proletarischen „aufgehoben" sind, in der dreifachen Bedeutung von negare, elevare und conservare. Aber glaubt deshalb jemand ernstlich, wir hätten ohne Hegel heute kein Sowjetrußland?

Vielfach meint man auch, jenen ungeheuren kulturphilosophischen Einfluß, der von David Friedrich Strauß' „Leben Jesu" und von Ludwig Feuerbachs „Wesen des Christentums" ausgegangen ist, auf Hegel zurückführen zu müssen, da Strauß und Feuerbach gleichfalls Jung-Hegelianer waren. Allein Hegel selbst hatte stets jede Gemeinschaft mit atheistischen Strömungen entschieden abgelehnt. Als der junge Feuerbach seine Habilitationsarbeit und mit dieser einen langen Brief an Hegel sandte, in dem alle atheistischen Konsequenzen einer wirklichen Nur-Vernunftphilosophie gezogen und der Inhalt vom „Wesen des Christentums" vorweggenommen war, da hat Hegel Arbeit und Brief nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Mit Schweigen ging er darüber hinweg, zum Zeichen, daß er mit Atheismus nichts zu schaffen haben wolle.

Hegels Einfluß auf unsere moderne Erkenntnisphilosophie endlich kann schon darum nicht genug unterschätzt werden, weil die Gegenwartsphilosophie, möge sie in noch so viele Richtungen gespalten sein, durchweg *kritisch* und *antidogmatisch* ist. Hegels Philosophie dagegen war *antikritisch* und *dogmatisch.* In seiner Berliner Antrittsrede lehnte Hegel Kants philosophischen Kritizismus verächtlich als „Philosophie der Unwissenheit" ab und stellte ihm, dünkelhaft, seine eigene

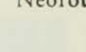
Philosophie des absoluten Wissens um alle Weltdinge entgegen. Kant behandelte er überhaupt als überwundenen Standpunkt. Indessen hat die ganze Gegenwartsphilosophie Kant zu ihrem Ahnherrn erklärt, und Hegels antikritisch dogmatischer Rationalismus bleibt, gleich Schellings Lehre, eine Sackgasse, an der die Entwicklung der modernen Philosophie vorübergeht. Auch Cohens „Logizismus" ist kein Hegelscher „Panlogismus" und nennt sich auch nicht Neohegelianismus, sondern Neokantianismus. Kaum wesentlich endlich, was die moderne Phänomenologie von Hegel gelernt hat.

So gilt heute in höherem Maße, was *Grillparzer* schon im Jahre 1860 schrieb: „Die Hegelsche Philosophie, die monstroseste Ausgeburt menschlichen Eigendünkels, scheint in der Philosophie endgültig abgetan." Der österreichische Dichter hatte dem Hegelschen System besonders seine „das Gesetz des Widerspruches verschmähende Spekulation" zum Vorwurf gemacht, die sich in der Lehre vom Identischwerden der Gegensätze ausdrückt. Übrigens verdanken wir Grillparzer die Kenntnis einer Tatsache, die auf Hegels Geistesart ein neues, interessantes Schlaglicht wirft, ohne von der Hegel-Literatur erwähnt zu werden.

In seiner Selbstbiographie schildert der Dichter seinen Besuch in Berlin und die Einladung, die Hegel an ihn durch einen Herrn Stieglitz ergehen ließ. „Ich fand Hegeln so angenehm und rekonziliant" — schreibt Grillparzer — „als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe . . . Ebenda erfolgte die zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubnis bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde." Darin aber hatte sich Grillparzer getäuscht; denn als er am nächsten Tage bei Hegel erschien, fand er an dessen Tafel, zu seiner peinlichen Überraschung, den Wiener Schriftsteller und Witzblattredakteur *Moriz Saphir*, früheren Talmudschüler in Prag, jetzt Herausgeber der „Berliner Schnellpost", das am meisten gefürchtete Spottmaul Wiens und einiger anderer europäischer Hauptstädte, berühmt und berüchtigt durch seine Kunst des Wortspiels und die Gewandtheit seines Wortwitzes. „Man sagte mir", — fährt Grillparzer fort — „Hegel begünstige ihn, teils aus Lust an seinen oft wirklich lustigen Späßen, teils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter einem Dache gewesen bin."

Nun, daß Hegel des Herrn Saphir bedurfte, um sich der Gegner seiner Lehre zu erwehren, spricht ja nicht grade für die Stärke seiner sachlichen Argumente. Was ihn sonst noch Saphirs Gesellschaft suchen ließ, mochte aber das dunkle Bewußtsein einer inneren geistigen Verwandtschaft sein. Beide — Saphir und Hegel — fanden ja ihren Beruf darin, den Worten neuen Sinn abzugewinnen, beide suchten durch Dialektik die Gegensätze identisch werden zu lassen, beide setzten so den Satz vom Widerspruch außer Geltung und griffen damit die Grundlagen der Logik an. Nur daß der eine es im Scherz tat — der andere aber im Ernst. Darum ließ man den einen laufen, den andern aber stellt man vors Gericht der Geistesgeschichte. Ob es Schuld war oder Verdienst, was er tat, das soll der Prozeß um Hegel nun endgültig klären.

Der advocatus diaboli hat gesprochen — die advocati dei haben das Wort!


Neofot

Windhosen

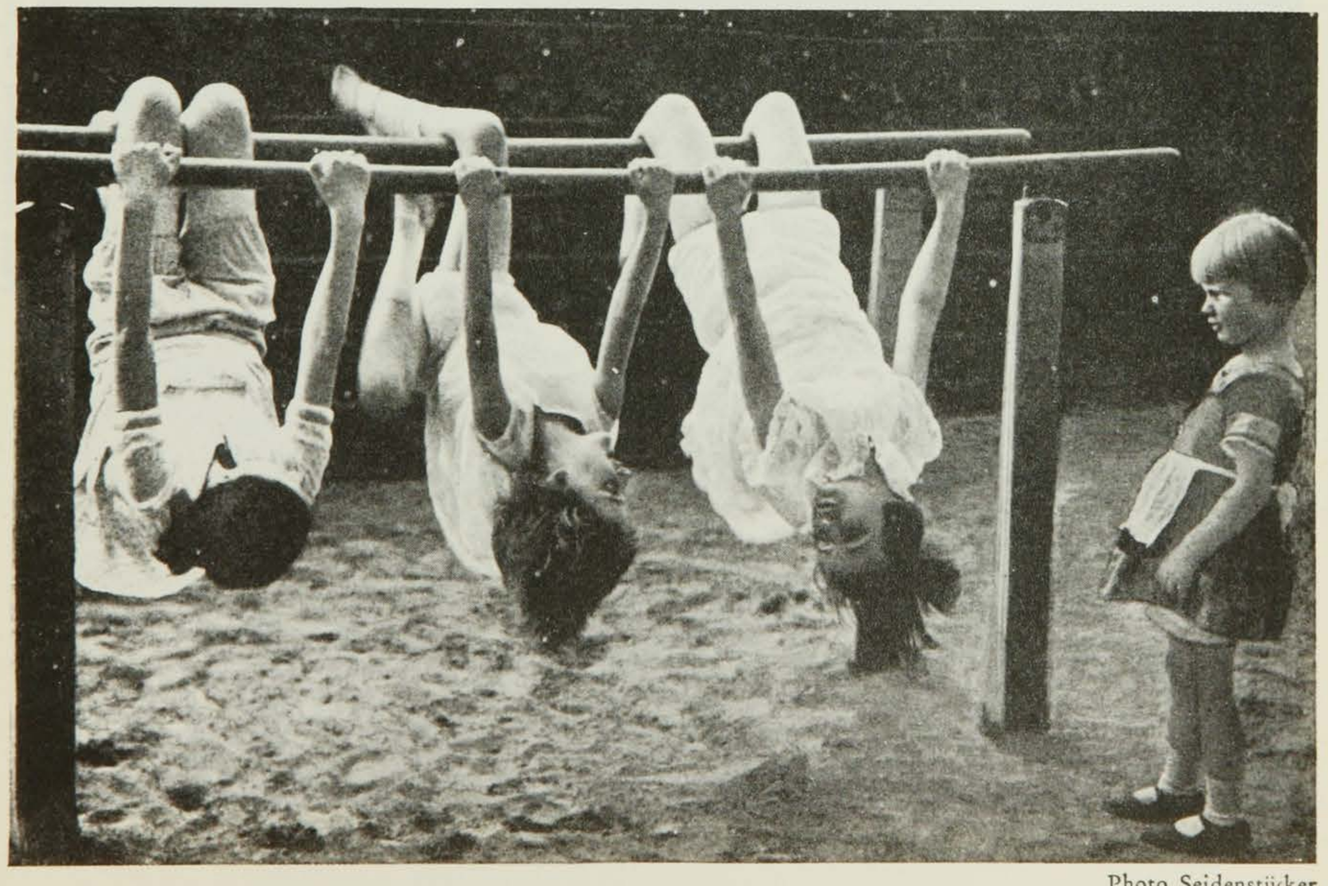


Photo Seidenstücker

Kniewelle



Photo International Graphic Press

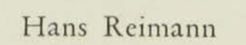
Ein hundertjähriger Feuerwehrmann



Photo Paramount

Jeanette MacDonald mit Lubitsch, von ihr gezeichnet

Wilhelm Busch (1902)

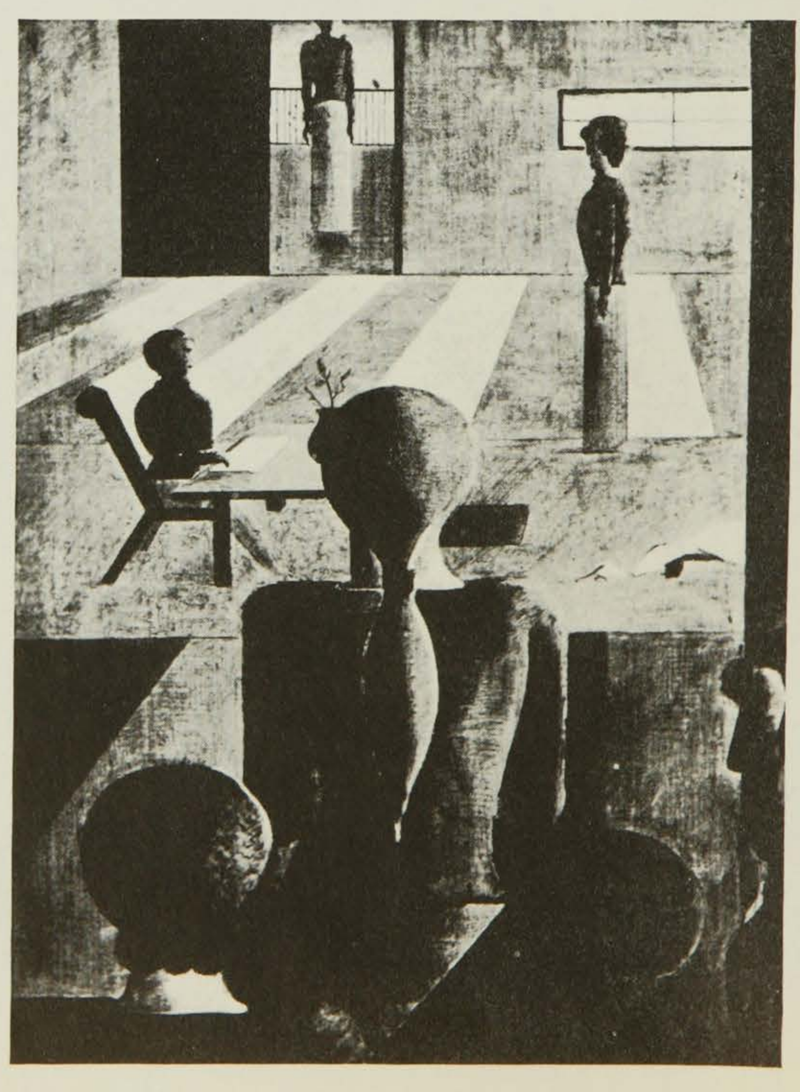

Photo Nini & Carry Hess

Hans Reimann



Rheinischer Privatbesitz

Jan Miensze Molenaer († Haarlem 1668), Holländische Schulstube



Oskar Schlemmer, Frauenschule (Oel, 1930)

Aus der Propyläen-Kunstgeschichte, Band 16:
„Kunst des 20. Jahrhunderts" (neue Auflage 1931)

Wilhelm Busch und der deutsche Bürger

Von

Egon Friedell

Wie der deutsche Bürger in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausgesehen hat, ist nur von *einem* einzigen Meister zuverlässig zu erfahren, der in seiner Art ganz ebenso wie Wagner ein „Gesamtkunstwerk“ geschaffen hat: von Wilhelm Busch. Über ihn ist aber schwer etwas zu sagen. Ludwig Speidel bemerkt einmal über den Schauspieler Fichtner: „Sonst ist der Tadel die Handhabe, an der man auch das im Grunde Vortreffliche zu ergreifen pflegt; Fichtner aber, als eine durchaus abgerundete Erscheinung, ist so schwer zu fassen wie eine Kugel. Das Einfachste wäre, ihn in Bausch und Bogen zu bewundern, sich in Superlativen zu ergehen und die Ausrufungszeichen nicht zu sparen.“ Ebenso verhält es sich mit Busch. Er ist die personifizierte Vollkommenheit; und man kann das eigentlich bloß konstatieren.

Nachdem sein Oeuvre jahrzehntelang als ein harmloses Kaspertheater gegolten hat, gut genug für die Kinderstube und den Nachmittagskaffee, ist es neuerdings Mode geworden, ihn als dämonischen Pessimisten und Nihilisten aufzufassen. Beides ist gleich irrig. Die unvergleichliche, unwiderstehliche, undefinierbare Wirkung, die von Wilhelm Busch ausgeht, beruht einfach darauf, daß er niemals selber etwas macht, sondern das Leben machen läßt. Wirklichen Humor hat nämlich nur das Leben, und das einzige, was die Humoristen tun können, besteht darin, daß sie diesen Humor abschreiben. Das tun sie aber fast niemals, sondern sie denken sich allerlei verzwickte Situationen und Konflikte aus, die bar jeder echten Lustigkeit sind. Sie erreichen damit nur eine imitierte, konstruierte, zusammengeklebte Lustigkeit, die nichts Lebendiges und Überzeugendes hat, eine Panoptikumlustigkeit. Nehmen wir zum Beispiel jene Dichtung Buschs, die vermutlich seine allerbeste ist, obgleich sie verhältnismäßig am wenigsten bekannt ist, den Zyklus „Die Haarbeutel“. Busch schildert darin eine Reihe von typischen Formen der Betrunkenheit; es sind gradezu klassische Studien, bis ins kleinste Detail lebensechte Kopien der Wirklichkeit. Busch setzt nichts hinzu und nimmt nichts weg, er schreibt einfach ab, welche Komplikationen sich ereignen, wenn der Mensch betrunken ist. Er läßt den Humor des Lebens in sich einströmen, ohne etwas aus seinem eigenen Ich dazuzutun; denn das wäre nur eine Abschwächung. Er sitzt da und wartet, ob das Leben sich entschließen will, lustig zu sein: geschieht dies, so trägt er diese Lustigkeit einfach ein.

Es gibt eine ganze Reihe von typischen Redewendungen und Situationen, über die jeder, auch der Gebildetste und Feinfühligste, unwillkürlich lachen muß, ohne daß er damit im geringsten zu erkennen geben will, daß er diese Dinge für humoristisch oder gar für geschmackvoll hält. Wenn jemand sich neben den Stuhl auf den Boden setzt, so ist das zweifellos zum Lachen; noch lächerlicher wird die Wirkung, wenn ihm bei dieser Gelegenheit die Hose platzt. Gibt ein Mensch einem anderen eine kräftige Ohrfeige, so ist das unleugbar köstlich erheiternd; und wie erst, wenn es der falsche war! Wer auf der Bühne böhmisch, jüdisch, sächsisch radebricht, kann sicher sein, daß ihn, was er auch immer sage, wiehernde

Fröhlichkeit begleiten wird. Aber mit Ausnahme der allerordinärsten Theaterbesucher findet das heute kein Mensch auf der ganzen Welt mehr im entferntesten komisch. Die Sache läßt sich vielleicht durch Atavismus erklären. Unsere rohen Vorfahren haben über diese Dinge wirklich ehrlich gelacht, und unser Zwerchfell hat sich nun diese Erschütterungsanlässe gemerkt. Da es sich hier aber gewissermaßen um ein peripherisches, ein vegetatives Lachen handelt, das unserer Willkür ebenso entzogen ist wie unsere Verdauungstätigkeit, so fühlen wir uns nachher tief beschämt und verärgert. Man wird daher beobachten können, daß bei derlei Albernheiten zwar sehr viel gelacht, aber sehr wenig geklatscht zu werden pflegt.

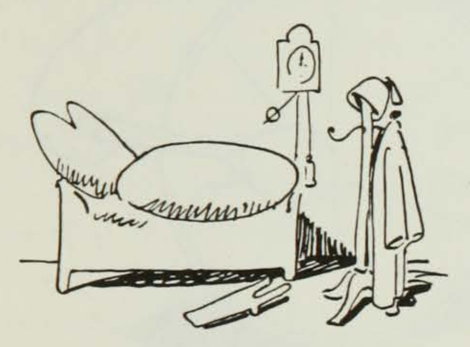
Wie bei allen großen Künstlern ist man auch bei Busch in großer Verlegenheit, wohin man ihn eigentlich rangieren soll. Ist das Primäre seiner Kunst die eminente zeichnerische Begabung, die eine ganz neue Technik der Karikaturistik geschaffen hat, nach der höchsten Kunstregel: „Le minimum d'effort et le maximum d'effet"? Mit sechs Bleistiftstrichen umreißt er einen ganzen Lebenstypus, eine ganze Gesellschaftssphäre, ein ganzes Menschenschicksal. Ein gleichschenkliges Dreieck als Mund drückt mit der Spitze nach unten freudiges Entzücken aus, mit der Spitze nach oben herzliches Bedauern, ein schräges Linienpaar über den Augen ernsteste Bedenken, ein Punkt in der Mitte des Antlitzes bitteren Seelenschmerz. Oder war auch bei ihm im Anfang das Wort, jene unbegreifliche Fähigkeit, der Sprache durch die allereinfachsten und allernatürlichsten Satzbildungen die ungeahntesten Wirkungen zu entlocken? Wie etwa in dem schlichten Referat: „Heut bleibt der Herr mal wieder lang. Still wartet sein Amöblemang. Da kommt er endlich angestoppelt. Die Möbel haben sich verdoppelt." Die höchste Meisterschaft der Lautbehandlung zeigt er unter anderm auch in der Erfindung der Namen. Bisher hatte man die Komik auf diesem Gebiet in *Begriffs*assoziationen gesucht, was aber bloß *witzig* ist. So verfährt selbst noch Nestroy, wenn er zum Beispiel einen Wirt Pantsch oder einen Dieb Graps nennt. Buschs Namen hingegen sind *gefühls*deskriptiv, onomatopoetisch, sie malen nicht mit Anspielungen, sondern mit Klängen, wie dies der große Lyriker und das kleine Kind tut. Ein milder salbungsvoller Rektor heißt Debisch, ein barscher plattfüßiger Förster Knarrtje, ein grauslicher alter Eremit Krökel, ein dicker Veterinärpraktikant Sutitt, ein flotter Kavalier Herr von Gnatzel. Schon bei dem einfachen Namen Nolte steigt die ganze muffige und doch anheimelnde Hinterwelt eines kleinen deutschen Landnestes auf.

Man wird Busch vielleicht noch am ehesten gerecht werden, wenn man ihn einen großen Philosophen nennt. Sein frommer naturnaher Panpsychismus erinnert an Andersen. In der Beseelung aller Wesen und Dinge erreicht er das Äußerste. Gibt es eine rührendere und intimere Tierbiographie als „Hans Huckebein" oder „Fipps der Affe"? Neben ihnen schrumpft der dicke Brehm zum dürren Nachschlagewerk zusammen. In dem Gedicht „Die ängstliche Nacht", dessen Anfangsverse soeben zitiert wurden, bildet das Mobiliar eine förmliche organisierte Gegenpartei, und zwar eine anarchistische: Kleiderhaken, Wanduhr und Stiefelknecht befinden sich in voller Revolution; der unparteiische Bericht über den Kampf mit diesen boshaften und hinterlistigen Geschöpfen verursacht Herzklopfen. Zudem besitzen Buschs Porträts, wie gesagt, auch einen außerordentlichen kulturhistorischen Wert. Da steht er vor uns, der deutsche Philister, mit seinen

Konventionen und Schrullen, seinen täglichen Wünschen und Meinungen, seiner Art, zu gehen, zu stehen, zu essen, zu trinken, zu lieben, zu leben und zu sterben. Karikiert, und merkwürdigerweise: doch nicht im geringsten verzerrt, ein Gesamtbild, an dem die verstehende Güte ebenso mitgearbeitet hat wie die scharfe Kritik. Denn der Künstler kann nicht polemisieren, befeinden, er ist ein Verklärer und Rechtfertiger des Lebens, und wenn die Menschen und Dinge durch sein Hirn und Herz hindurchgegangen sind, so kommen sie schöner wieder ans Tageslicht, als sie jemals vorher gewesen sind. Goethe war nur dadurch

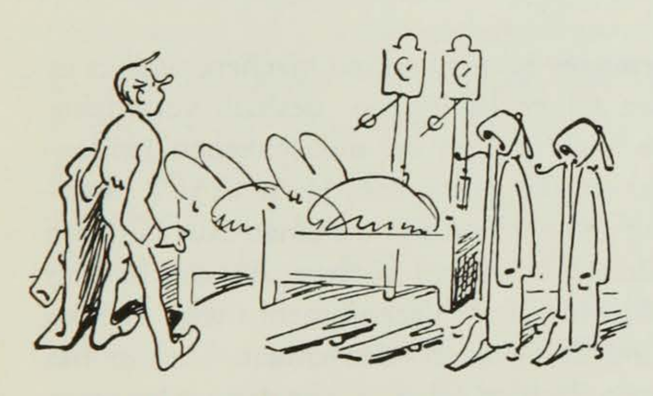
Die ängstliche Nacht

Heut bleibt der Herr mal wieder lang.



Still wartet sein Amöblemang.

Da kommt er endlich angestoppelt.



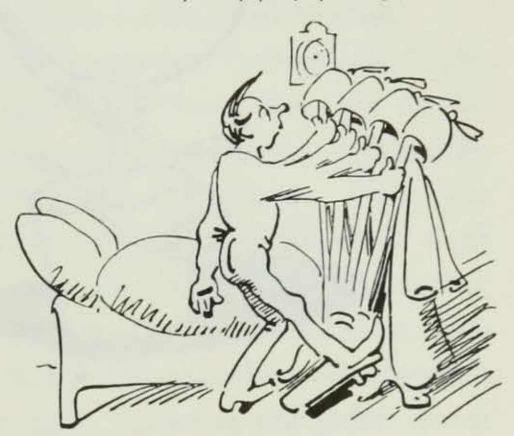
Die Möbeln haben sich verdoppelt.

Was wär denn dieses hier? Ei ei!



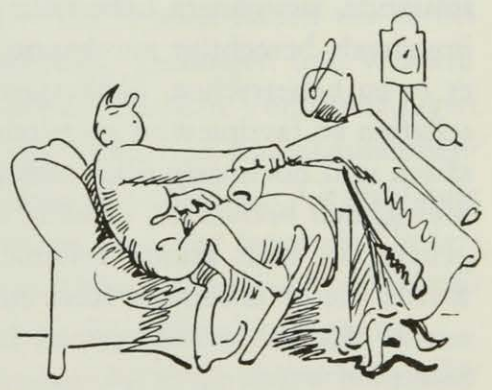
Aus einem Beine werden zwei.

Der Kleiderhalter, sonst so nütze,



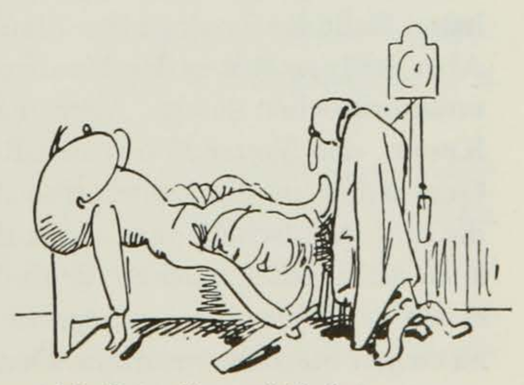
Zeigt sich als unbestimmte Stütze.

Oha! Jetzt wird ihm aber schwach.



Die Willenskräfte lassen nach.

Er sucht auf seiner Lagerstatt



Die Ruhe, die er nöthig hat.

Wilhelm Busch



Walt Disney Micky Maus

imstande, aus seinem Leben ein so vollendetes Kunstwerk zu machen, weil er es immer als berechtigt anerkannte, in allen seinen Bildungen: deshalb vermochte er es zu beherrschen. Shakespeare konnte nur darum die menschlichen Leidenschaften so faszinierend gestalten, weil er sie alle gelten ließ. Hätte er sich pharisäisch und hochnasig über seinen Falstaff gestellt und ihn als einen Auswurf der Menschheit betrachtet, so hätte er ihn niemals schildern können. Aber er hat ihn geliebt, in allen seinen Infamien, Hohlheiten und Verkommenheiten, und so wurde dieser miserable Kerl ein Liebling der ganzen Menschheit. Und er hat seinen Macbeth geliebt, seinen Jago, seinen Richard Gloster, alle diese schwarzen Schurken waren ein Stück von seinem Herzen. Franz Moor dagegen wird an allen Ecken und Enden zur Psychose, wir glauben nicht recht an ihn. Und warum? Weil sein Erzeuger selbst nicht recht an ihn glaubte, weil er ihn nicht genug lieb hatte. Haßt der Zoologe den Maulwurf? Nein, das überläßt er dem Gartenknecht. Aber dafür *versteht* er den Maulwurf. Busch macht sich über den deutschen Bürger ununterbrochen lustig. Aber man hat alle diese Menschen gern: den Tobias Knopp, den Vetter Franz, den Balduin Bählamm, den Pater Filucius sogar. Das Gegenstück ist die Konzeption des goethischen Mephisto. Mephistos Ironie ist die echt satanische Ironie, die in der Bosheit ihre Wurzel hat, und darum kann sie auch nicht lachen machen; denn die Bosheit ist das Ernsteste und Traurigste, was es auf der Welt gibt. Und darum muß Mephisto immer wieder unterliegen, er ist zu ewiger Sterilität verurteilt. Denn der Haß ist niemals produktiv, sondern immer nur die Liebe.

Micky Maus ist geisteskrank

Von

Walther Schneider

Das chronische Filmbild der Micky Maus weist unverkennbare Symptome einer paranoiden Geisteserkrankung ihres Urhebers auf. Eine Diagnose der dünnbeinigen, hydrozephalen, astigmatischen und neurasthenischen Micky Maus ergibt vor allem die Störungen der Empfindung in der Sphäre des Gesichts und des Gehörs (vulgo Sinnestäuschungen). Bei näherer Untersuchung dieser „krankhaft veränderten Wahrnehmungen wirklicher Gegenstände" wäre zu entscheiden, ob es sich hier um einen manischen oder paranoiden Fall handelt.

Unleugbar deuten die überaus lebhaften und exzentrischen Lebensäußerungen der Micky Maus auf eine manische Form euphorischer Natur hin, auf die sogenannte „klassische oder flotte Manie". In Weygandts Forensischer Psychiatrie, Band II, Seite 102, werden hierfür folgende Merkmale angegeben: „Gehobene Stimmung, Heiterkeit, reges Mienenspiel, Lachen, lustbetonte Gefühlstöne auch in trauriger Lage und bei schmerzhaften Eindrücken, psychomotorische Erregung, Tatendrang, Vielgeschäftigkeit, Gestikulieren, Tanzen, Springen, Necklust, Zerstörungstrieb, Reiselust, Unternehmungssucht, erhöhte Ablenkbarkeit, Abschweifen der Vorstellungen vom Hundertsten ins Tausendste, Reaktion auf jeden neuen Eindruck, Klangassoziationen, Neigung zum Singen".

Dennoch darf diese oberflächliche Übereinstimmung mit dem zelluloiden Krankheitsbild der Micky Maus nicht irreführen. Im Grunde haben wir es bei ihrem absonderlichen Verhalten (in Küchen, Eiskästen, Festungen und Wüsten) mit einer Paranoia zu tun, die durch richtige Logik bei falschen Voraussetzungen gekennzeichnet wird. Die „Verzerrung der Raum-, Zeit- und Kausalzusammenhänge" (in der Filmhandlung), das „Verschwimmen verschiedener Gegenstände miteinander" (das Automobil, aus dem ein Lebewesen wird, der tanzende Klavierschemel), die „dauernde irrige Wiederholung von Sinneseindrücken" (Multiplikation der jungen Micky Mäuse) lassen sogar einen Jugendirrsinn vermuten.

Eine mehrere Kinovorführungen umfassende psychiatrische Beobachtung der Micky Maus läßt jedoch keinen Zweifel über das Bestehen eines schweren Falls der von Kraepelin gefundenen Paraphrenie (mit Dementia paranoides verwandt). Die mit phantastischen und fabulatorischen Zügen üppig ausgestattete Begriffswelt der Micky Maus stellt einen Grenzfall dieser Gruppe von Irrsinnspsychosen dar, der nicht selten zu akuten Tobsuchtsanfällen führt.

Die Frage, ob die bei Abrollung der Filme in Erscheinung tretenden Krankheitsphänomene der Micky Maus auf den geistesgesunden Zuschauer künstlerische Reize ausüben, muß verneint werden. Wohl ist die Trennungslinie zwischen ästhetischem Lustgefühl und lustbetonter Gemütsstörung nicht immer scharf zu ziehen. Hier aber liegt offenbar auch bei der breiten Masse des Publikums ein ähnlich anormaler Geisteszustand vor wie bei der Micky Maus.

Bei Seelenkranken und Seelenärzten

Von

Rudolf Großmann

Ein befreundeter Arzt zeigt die Anstalt. Nach Überwindung eines Grauens, das den Laien zunächst befällt und das im Grunde der Erschütterung und Bedrohung eigener Daseinssicherheit gilt, überraschen mich zunächst die Ausdrucksbewegungen der Kranken. Ich sah Katatoniker in den schwierigsten, unmöglichsten Stellungen oft stundenlang verkrampft stehen, Frauen in manieristischen Stellungen wie barocke Tanzfiguren tänzeln. Andere mit Abwehrbewegungen, die sie wie beim bösen Blick mit zwei gespreizten Fingern gegen den Besucher führen. Ich sah Melancholiker, deren Augenbrauen am Nasenwurzelende dauernd schräg stehen (ein Ausdruck, den man auch oft unter Normalen beim Schmerz oder bei Frauen, wenn sie moralisch beunruhigt sind, beobachten kann), sah ihre „körperlichen Melancholien" in ihren schlaff herabhängenden Gliedern. Größenwahnsinnige reckten sich in Hoheitsgeste an mir vorbei, die meine Existenz auszulöschen schien.

Lebendige Menschen, die nur noch Schemen, Schatten ihrer selbst sind, Emotionen, die sich ohne Hemmungen ausleben, Muskeln, die sich wie von selbst spannen, Zähne, die in der Wut frei werden. Man könnte an Rückbildungen in die Tierwelt denken. Was ist erworben? was ererbt? was Schicksal? und was Schuld in diesen Dramen? Hinter Gittern werden Paralytiker gefüttert wie Tiere, ausgestopft bei lebendigem Leibe. Ganze Gesichtshälften wirken wächsern, leblos wie anatomische Präparate. Einer am Gitter stößt unartikulierte Laute aus, fletscht die Zähne, langsam erlöscht ein Sinn nach dem andern. Ob sie es merken? Ob sie überhaupt noch empfinden? Ob Begriffe, wie Trauer, Schmerz, Mitleid, überhaupt für sie noch gelten? Viele kommen bei unserem Rundgang zum Arzt wie geschlagene, gezähmte Tiere. Bei andern ist es nicht leicht, ihre Wildheit einzufangen.

Zuerst sah ich die Kranken bei der Wanderung durch die vielen Säle, wo sie meist in Betten liegen, durch die Anstaltshöfe, wo sie Gartenarbeit verrichten, obwohl immer mehrere zusammen sind ohne jeden Zusammenhang, ohne jede Verständigung unter sich; dann wieder fragte ich mich, ob nicht doch bestimmte ähnliche Typen von Geisteskranken sich untereinander besser verstehen, als wir sie. Ob nicht ein anderes Weltbild sie nur von uns trennt, von dem aus gesehen sie uns mit demselben Recht für verrückt halten könnten. Denn unser Weltbild ist ja auch vorgestellt, existiert in gewissem Sinn ja nur in unserem Gehirn. Es fehlt ihnen vielleicht nur die simple Fähigkeit des Nachkontrollierens. Ich las das ausgezeichnete Buch von Kronfeld „Perspektiven der Seelenheilkunde" und merkte, daß eigentlich keine Wissenschaft philosophischer ist als die Psychiatrie. Denn keine ist näher an der erlebten Problematik alles Geistigen, aller „Wirklichkeit" und aller Scheinsicherheit und Scheinbarkeit des Menschlichen. Kronfeld ist ein Psychiater, der den Drang hat, mit der Fragwürdigkeit fertig zu werden, die den Voraussetzungen des menschlichen Daseins und der uns begegnenden Wirklichkeit anhaftet. Für den Menschen, den wir geisteskrank nennen, ist



Rudolf Großmann Irrenhaus

irgendwie die gesamte Existenz in ihren Grundlagen verändert. Zerstört? Neu erfüllt? — Er lebt eine neue, von seinen Wahrnehmungen neu bestimmte, von dämonischen Kräften durchwaltete Welt. Er erlebt sich selber neu, Opfer und Meister eines rational nicht faßbaren Geschehens. Formen und Weisen seines Erlebens, Denkens, Getriebenwerdens und Handelns sind nach anscheinend ganz unzulänglichen Gesetzen gestaltet, seine Sprache und die Wirklichkeit seiner Sprache ist eine andere.

Höchstens der Künstler vermag sich noch in ähnlicher Weise in Frage zu stellen und aus der angemaßten Sicherheit der Existenz zu lösen. Aber so radikal wie beim Kranken ist der Bruch nicht und darf es wohl auch nicht sein.

Die Voraussetzungen des Daseins, des In-der-Welt-Seins und der Selbstheit des Menschen geben ein ungeheures Rätsel auf, welches der Philosoph nur blaß und abstrakt zu konstruieren vermag, der Psychiater aber konkret und tausendfältig erlebt. Ein Forscher dieser Art, der mit einem Kreis Gleichgesinnter als Pionier dieser Gebiete bekannt geworden ist, ist *Kronfeld*, als Mensch eine der

feinsten Antennen für alle psychischen Wellen um ihn, dessen Werk die Schizophrenie ganz neu sieht, aber auch Architektonik und methodische Sicherungen hat! Er hat eingesehen, daß der moderne Rationalismus sich des Rätsels und des Grauens vor dem Geschehen im Geisteskranken dadurch zu erwehren sucht, daß er die Schutzformeln des medizinischen Denkens an den Fall heranträgt, aber vielleicht gibt es keinen Kliniker, der bis in die letzten Tiefen seiner Persönlichkeit davon überzeugt ist, daß diese medizinischen Formeln wirkliche Erklärungen bedeuten. Kronfeld und die ihm verwandten jüngeren Forscher sind grade auf dasjenige aus, was „hinter" der klinischen Erfassung kommt, die für sie nur eine Registrierung, eine Blickweise auf den Primat des Körperlichen und eine recht periphere Psychologie des Einzelmenschen geben kann. Sie suchen das Urtümliche in allem menschlichen Dasein, so wie es sich in den Gestaltungen der Geisteskranken und ihrer Welt manifestiert. Dies Urtümliche ist nicht nur für sie biologisch oder genetisch oder völkerpsychologisch zu sehen — alle diese Betrachtungsweisen sind nur Wege zu ihm —, es steckt auch „*hinter*" ihnen. Die Psychiatrie ist für sie *eine in der Existenzphilosophie fundierte Sonderform der anthropologischen Erfahrung*. Leider hat die geistige Öffentlichkeit an diesem fortgeschrittenen Gebiet des Wissens um den Menschen wenig Anteil genommen. (Gottfried Benn hat erst kürzlich darauf hingewiesen, daß fast alles Wichtige, was sich in der wissenschaftlichen Problematologie des Menschen zur Zeit abspielt, hier und nur hier erfolgt.) Diese Forscher lehnen das groteske flache Bild konstruktiver Art, das man sich von dem Geisteskranken machte, ab und jene Psychiatrie, der es genügt, einiges Banale nach dem Schema der Psychoanalyse zu sagen und in einer etwas rückständigen Einrichtung zur Bewahrung und Pflege besteht oder in der forensischen Befriedigung töricht gestellter Fragen des Strafgesetzbuches.

Die heutige Psychiatrie zeigt zwei Hauptgegensätze: Die Kliniker, die das Wesentliche im Krankheitsprozeß selbst, unabhängig von der Persönlichkeit sehen, für die die Persönlichkeit gewissermaßen ein Fremdkörper ist. Demgegenüber stehen die Psychopathologen, für die die Persönlichkeit des Kranken Hauptsache ist, die sie lebensgeschichtlich, fast historisch betrachtet sehen wollen. Zu der ersten Gruppe gehören: Bonhoeffer, Bleuler und Hoche, zu der zweiten Kretschmer, J. H. Schultz, Kronfeld, C. G. Jung, um nur einige herauszugreifen.

Bonhoeffer aus Schwäbisch-Hall entstammt einer theologischen Familie, einer alten, überzüchteten Kultur. Für ihn ist die Psychiatrie eine durchaus aristokratische Angelegenheit. Er wirkt vornehm, überaus zurückhaltend, dem Äußern nach könnte man eher einen Diplomaten als einen Arzt vermuten (wenn nicht bei ihm wieder ein ungeheures Verantwortungsgefühl dazu käme). Unendlich leise, einfühlend — so einfühlend, daß er beim Untersuchen eines Kranken, etwa eines Depressiven, selbst depressiv wirken kann. Abwehrend Fremden gegenüber, trotz aller Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Zeichnerisch deshalb schwer zu fassen; ich mußte an die flüchtigsten Falter denken, die ich mit dem Schmetterlingsnetz als Knabe zu fangen suchte, bei denen ich Angst hatte, den Flügelstaub zu verletzen.

Als junger Mensch hat er sich mit den Delirien der Alkoholisten befaßt, und

Photos T. M. Brewer

Auf einem Markt in Pedraza (Spanien)

Buster Keaton und Frau

General Photograph Agency

Pariserinnen vor vierzig Jahren



Besitz des Preußischen Staates

Ima Breusing, Strand (Aquarell)

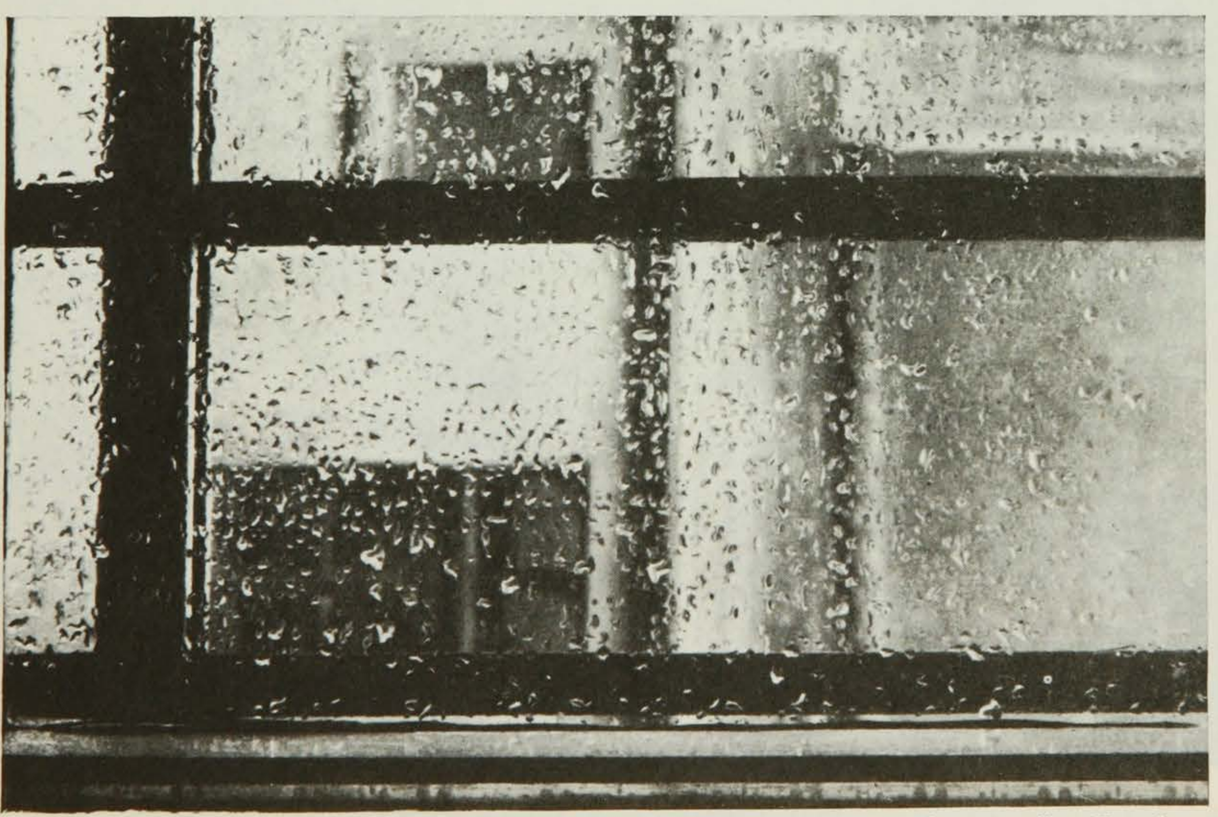


Photo Anneliese Kretschmer

Regen



Photo Keystone View

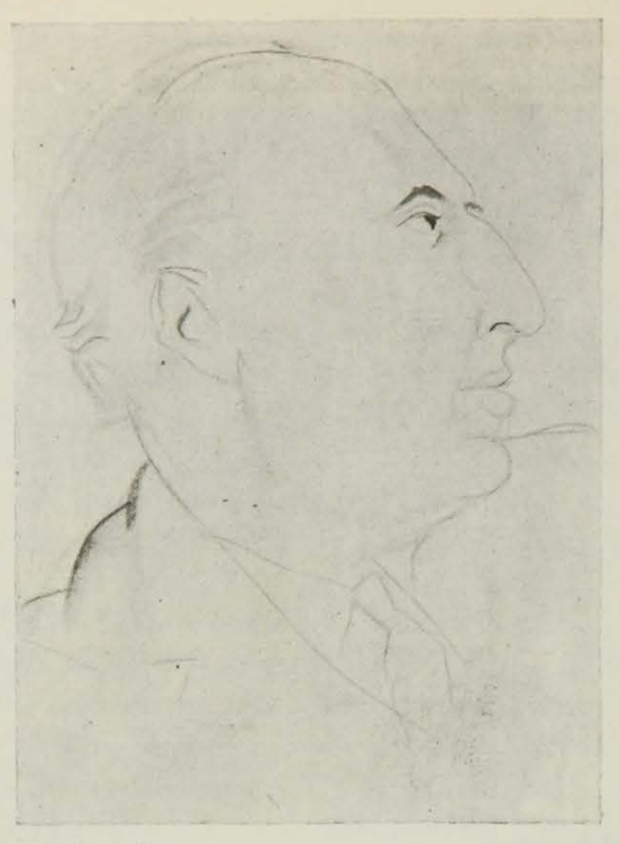
Eine Tänzerin vom Moulin Rouge

von da aus die Frage aufgeworfen, ob diesen einzelnen Veränderungen des Gesamtverhaltens bestimmte Veränderungen für jeden Menschen im Gehirngeschehen zugrunde liegen. Jedes Gehirn antwortet nämlich auf bestimmte äußere Schädigungen mit bestimmten Veränderungen seines Geschehens. So gehen Giftschädigungen z. B. mit Delirantenbildern einher. Das Fieber löst Verwirrtheit aus, Alkohol Delirien, beim Erhängen sind Orientierungen und Beziehungen zur wirklichen Umwelt gestört. So hat Bonhoeffer eine Reihe von Krankheitsbildern aufgestellt, die alle gleich, unabhängig von der Person, auf bestimmte Gehirnschädigungen hinweisen (sogenannte exogene Reaktionstypen.)

Bleuler. Ich besuchte ihn, als er noch in der Anstalt Burghölzli tätig war. Es war spät abends, in der Irrenanstalt waren alle Lichter kleingedreht. Gedämpftes Schweigen, hinter dem sich Grauen versteckt, wie in einem Raubtierhaus, wo hinter Gittern Wildheit schlummert. Bleuler ist klein. Ein milder Weißbart, der das Haupt leicht zurückbiegt. Durchbrechende scharfe Augen. — Während er mich zu seinem Arbeitszimmer führt, schleift über unendliche Korridore sein Schritt, wie der eines Arbeiters nach schwerem Tag, Bleuler ist eine primitiv-expansive Natur mit einem gesunden Menschenverstand und Instinkt, der an alle Fragen unbeschwert herangeht. Ein Mensch mit Ehrfurcht vor allem Seienden, auch da, wo es krankhaft ist oder abgemindert. Alles muß sich selbst wieder herstellen, das ist sein Grundsatz. Er befaßte sich mit dem Jugendirrsinn. Er hat es meisterhaft verstanden, die dem Krankheitsprozeß zufallenden Teile zu trennen von den allgemein menschlich zugänglichen Symptomen. Seine Beziehung zu Freud hat ihm sehr genützt. Die Möglichkeit, im einzelnen Falle weitgehend zu helfen, ohne die Krankheit im ganzen heilen zu können, ist ihm zu verdanken.

Kretschmer ist ein Pfarrerssohn aus Württemberg. Ein ausgesprochen warmherziger Sammler von Menschen war der Vater, der seinen Sohn in die Charakterkunde eingeführt hat. Kretschmer ist von der Klinik von Bleuler und Gaupp ausgegangen. Er hat aber sehr rasch erkannt, daß die Persönlichkeit und ihr Seelenleben eine maßgebende Bedeutung für die Gestaltung der Psychosen besitzt, und so gehört seine ganze Liebe den sogenannten endogenen Psychosen, d. h. also denen, die nicht durch äußere Schädigungen des Gehirns entstehen, sondern funktionelle Abwegigkeiten der Persönlichkeit sind. Er hat zuerst den sensitiven Beziehungswahn beschrieben, d. h. die Wahnpsychose als psychologisch verständliche Abwehr einer unerträglichen Beschämung bei sehr sensitiven und verschlossenen Naturen. Dann hat er die psychiatrische Diagnostik zu einer mehr dimensionalen gemacht, wie er es nennt, d. h. zu einer solchen, bei der der Erlebnissituation und der erlebenden Persönlichkeit besondere Einflüsse auf das Krankheitsgeschehen zufallen, dann hat er die Ausdrucks- und Charakterkunde von der psychiatrischen Beobachtung her erweitert durch sein Werk „Körperbau und Charakter“. Hierbei erscheinen die Psychosen nicht mehr als Fremdkörper in der Person, sondern als wesensgemäße Gipfelpunkte bestimmter Charakterstrukturen, die überall vorhanden sind. Diese drücken sich auch körperlich markant aus. Er hat hier eben mit einem durchaus künstlerischen Auge gesehen. Endlich hat er die Hysterie von ihrer Stellung als Krankheit endgültig erlöst und den charakterologischen Reaktionsweisen zugeordnet.

Hoche, die Kassandra der Psychiatrie, wie er sich selbst genannt hat. Hoche



Rudolf Großmann Prof. Kronfeld

ist vor allen Dingen charakteristisch durch seine große allgemeine geistige Kultur. Hoche wäre derjenige gewesen, der die Freudschen Entdeckungen selber hätte machen können, wenn ihm Freud nicht zuvorgekommen wäre. Daher hat er ein schweres Ressentiment gegen Freud. Hoche hat so diese überlegene Skepsis, die man durch einen weiten Horizont bekommt. Dabei ist er doch letzten Endes ein materialistischer Positivist in der Wissenschaft, während er als Mensch psychologisch sehr reich, lyrisch und sentimental ist. So kommt es, daß er von seiner eigenen Wissenschaft nicht viel hält, daß er nicht viel Hoffnung für ihre Förderung hat. Bestenfalls kann man Wasser aus einem Sack in einen andern gießen. Ihm stellt sich die ganze Sache nur dar als ein Studium von Symptomverbänden seelischer Art, über die wir weiter nichts aussagen können.

J. H. Schultz. Seine ganze Lebensarbeit gilt eigentlich der inneren Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse. Er hat diese einzuordnen versucht in die übergreifenden, psychologischen Aspekte auf die erkrankte Person. Er ist langsam davon von einem Saulus zu einem Paulus geworden. Diese übergreifenden Aspekte auf die psychisch erkrankte Person hat er ferner fruchtbar machen wollen für seelische Hilfe. Er ist dabei zurückgegangen auf die alte Yogistische Mediation und hat diese modernisiert in seinem autogenen Training einzelner Organe und körperlicher Systeme. Er ist durch seine geistreiche und charmante Wesenseigenart der führende Kopf beim Zusammenschluß aller jüngeren Kräfte in der Psychiatrie und Neurosenforschung gewesen, und auf ihn ist die Gründung und der Ausbau der „ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie“ zurückzuführen. Übrigens ist auch er der Sohn eines Pfarrers.

Jung entstammt der Schule Bleulers und trat schon früh in nahe Beziehung zu Freud. Deutscher Tiefsinn und Rationalismus finden sich nebeneinander in diesem Urenkel Goethes. Er hat sich von der menschlichen Seele ein eigenes Bild gemacht. In seiner Typenlehre geht er auf das Kollektivunbewußte, auf die Urbilder (die Kant die Archetypen genannt hat) zurück. Aber er huldigt nicht nur wie Kant der Vernunft, sondern geht auf das Irrationale, auf das triebhaft Symbolische zurück und kommt so zu neuen Anschauungen von Religion, Kunst und Mythos. Das Äußere dieses Forschers verrät von all diesen geistigen Beschäftigungen nicht das geringste. Der berühmte Typen-Jung sieht eher aus wie ein gut bürgerlicher Postbeamter, breit, stämmig, wenn man ihn das erstemal sieht, wozu die bodenständige saturierte schweizerische Basis ihren Teil beiträgt.

Der bedrohte Oedipus

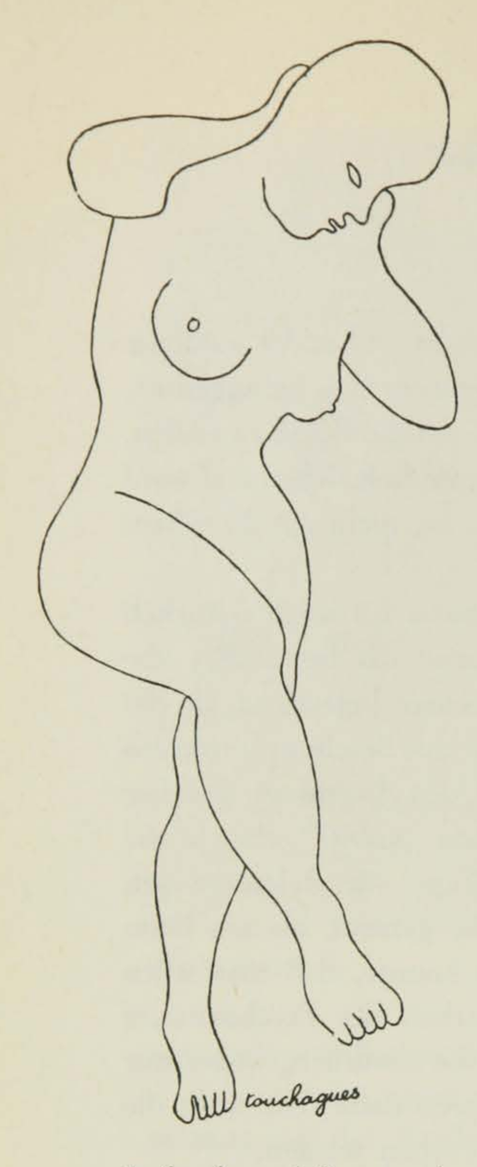
Von

Robert Musil

Hatte der antike Mensch seine Skylla und seine Charybdis, so hat der moderne Mensch den Wassermann und den Ödipus; denn wenn es ihm gelungen ist, ersteren zu vermeiden und mit Kraft einen Nachkommen auf die Beine zu stellen, kann er desto sicherer darauf rechnen, daß diesen der zweite holt. Man darf wohl sagen, daß ohne Ödipus heute so gut wie nichts möglich ist, nicht das Familien≠leben und nicht die Baukunst.

Da ich selbst noch ohne Ödipus aufgewachsen bin, kann ich mich natürlich nur mit großer Vorsicht über diese Fragen äußern, aber ich bewundere die Methoden der Psychoanalyse. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit an das Folgende: Wenn einer von uns Knaben von einem anderen mit Beschimpfungen so überhäuft wurde, daß ihm bei bestem Willen nichts einfiel, den Angriff mit gleicher Kraft zu erwidern, so gebrauchte er einfach das Wörtchen „selbst!", das, in die Atempausen des anderen eingeschaltet, auf kurzem Wege alle Beleidigungen umkehrte und zurückschickte. Und ich habe mich sehr gefreut, als ich beim Studium der psychoanalytischen Literatur wahrnehmen konnte, daß man allen Personen, die vorgeben, daß sie nicht an die Unfehlbarkeit der Psychoanalyse glauben, nachweist, daß sie ihre Ursachen dazu hätten, die natürlich wieder nur psychoanalytischer Natur seien. Es ist das ein schöner Beweis dafür, daß auch die wissenschaftlichen Methoden schon vor der Pubertät erworben werden.

Erinnert die Heilkunde aber durch diesen Gebrauch der „Retourkutsche" an die herrliche alte Zeit der Postreisen, so tut sie das zwar unbewußt, doch bei≠leibe nicht ohne tiefenpsychologischen Zusammenhang. Denn es ist eine ihrer größten Leistungen, daß sie inmitten des Zeitmangels der Gegenwart zu einer gemächlichen Verwendung der Zeit erzieht, ja geradezu einer sanften Verschwen≠dung dieses flüchtigen Naturprodukts. Man weiß, sobald man sich in die Hände des Seelenverbesserers begeben hat, bloß, daß die Behandlung sicher einmal ein Ende haben wird, begnügt sich aber ganz und gar mit den Fortschritten. Un≠geduldige Patienten lassen sich zwar schnell von ihrer Neurose befrein und beginnen dann sofort mit einer neuen, doch wer auf den rechten Genuß der Psychoanalyse gekommen ist, der hat es nicht so eilig. Aus der Hast des Tages tritt er in das Zimmer seines Freundes, und möge außen die Welt an ihren mechanischen Energien zerplatzen, hier gibt es noch gute alte Zeit. Teilnahmsvoll wird man gefragt, wie man geschlafen und was man geträumt habe. Dem Familien≠sinn, den das heutige Leben sonst schon arg vernachlässigt, wird seine natürliche Bedeutung wieder zurückgegeben, und man erfährt, daß es gar nicht lächerlich erscheint, was Tante Guste gesagt hat, als das Dienstmädchen den Teller zerbrach, sondern, richtig betrachtet, aufschlußreicher ist als ein Ausspruch von Goethe. Und wir können ganz davon absehn, daß es auch nicht unangenehm sein soll, von



dem Vogel zu sprechen, den man im Kopf hat, namentlich wenn dieser Vogel ein Storch ist. Denn wichtiger als alles einzelne und schlechthin das Wichtigste ist es, daß sich der Mensch, sanft magnetisch gestreichelt, bei solcher Behandlung wieder als das Maß aller Dinge fühlen lernt. Man hat ihm durch Jahrhunderte erzählt, daß er sein Verhalten einer Kultur schuldig sei, die viel mehr bedeute als er selbst, und als wir die Kultur im letzten Menschenalter zum größten Teil doch endlich losgeworden sind, war es wieder das Überhandnehmen der Entdeckungen und Erfindungen, neben denen sich der Einzelne als ein Nichts vorkam: Nun aber faßt die Psychoanalyse diesen verkümmerten Einzelnen bei der Hand und beweist ihm, daß er nur Mut haben müsse und Keimdrüsen. Möge sie nie ein Ende finden! Das ist mein Wunsch als Laie, aber ich glaube, er deckt sich mit dem der Sachverständigen.

Ich werde darum von einer Vermutung beunruhigt, die ja möglicherweise nur meiner Laienhaftigkeit entspringt, vielleicht aber doch richtig ist. Denn soviel ich weiß, steht heute der vorhin erwähnte Ödipus-Komplex mehr denn je im Mittelpunkt der Theorie, fast alle Erscheinungen werden auf ihn zurückgeführt, und ich befürchte, daß es nach ein bis zwei Menschenfolgen keinen Ödipus mehr geben wird. Man mache sich klar, daß er der Natur des kleinen Menschen entspringt, der im Schoß der Mutter sein Vergnügen findet und auf den Vater, der ihn von dort verdrängt, eifersüchtig ist. Was nun, wenn die Mutter keinen Schoß mehr hat? ! Schon versteht man, wohin das zielt: Schoß ist ja nicht nur jene Körpergegend, für die das Wort im engsten Sinne geschaffen ist, sondern es bedeutet psychologisch das ganze brütend Mütterliche der Frau, den Busen, das wärmende Fett, die beruhigende und hegende Weichheit, ja es bedeutet nicht mit Unrecht sogar auch den Rock, dessen breite Falten ein geheimnisvolles Nest sind. In diesem Sinn stammen die grundlegenden Erlebnisse der Psychoanalyse entschieden von der Kleidung der siebziger und achtziger Jahre ab. Und nun gar bei Betrachtung im Badetrikot: wo ist heute der Schoß? Wenn ich mir die psychoanalytische Sehnsucht, embryonal dahin zurückzufinden, an den laufenden und crawlenden Mädchen- und Frauenkörpern vorzustellen versuche, die heute an der Herrschaft sind, so sehe ich, bei aller Anerkennung ihrer eigenartigen Schönheit, nicht ein, warum die nächste Generation nicht ebensogern in den Schoß des Vaters wird zurückwollen.

Was aber dann?!

Werden wir statt des Ödipus einen Orestes bekommen? Oder wird die Psychoanalyse ihre segensreiche Wirkung aufgeben müssen?

Hände sprechen

Von

Julius Spier

Fast jeder Mensch schwört auf ein bestimmtes Lebensrezept. Dem einen ist für die Pflege privater und geschäftlicher Beziehungen der berühmte „erste Eindruck" maßgebend. Der zweite läßt sich die Handschrift graphologisch deuten, der dritte ist ein guter Psychologe und macht seine stillen Beobachtungen auf eigene Faust. Ist die psychologische Ader bei ihm sehr stark entwickelt, so wird aus der Liebhaberei bald ein System werden, das ihn je nach Anlage, Erfahrung und Ausdauer mitten in die psychologische oder medizinische Wissenschaft hineinführt.

Es bedarf oft nur eines geringfügigen Anlasses, um unseren Drang nach der Erkenntnis verwickelter Seelenzustände in eine bestimmte Richtung zu lenken. Diesen entscheidenden Anstoß gab mir vor etwa 25 Jahren der Vortrag eines Arztes. Von ihm hörte ich zum erstenmal, daß er bei der Untersuchung von Nervenkranken Form und Linien der Hand für diagnostische Zwecke genau zu betrachten und zu analysieren pflegte. Das kam mir sehr plausibel vor, weil sich die Linien der Hand nicht etwa wie der Ausdruck des Gesichts, Gang oder Haltung willkürlich durch den Patienten beeinflussen lassen. Die Chirologie, mit deren Hilfe wir aus der Hand eines Menschen seine Anlagen, seine Eigenschaften, seinen Charakter und seinen psychischen Status ablesen können, mußte dem Mediziner und Pädagogen unschätzbares Material liefern.

Das System, das dieser Arzt in seinem Vortrag entwarf, interessierte mich stark. Ich hatte freilich sofort erkannt, daß mir das fertige System eines anderen nur Ausgangs- und Stützpunkt für die eigene Forschung werden könne. Also machte ich mich an die Arbeit und studierte Hände, Hände und wieder Hände, wo immer sie mir „unter die Finger" kamen. Erst die Fülle des Geschauten, Geprüften, erst die Auslese einer reichen praktischen Erfahrung konnte mir die erwünschte Sicherheit bringen, die ich für die Beratung psychisch bedrückter Menschen oder für die Ergänzung medizinischer und krimineller Untersuchungen für dringend nötig halte. Ich mußte mir den Zugang zu allen sozialen Schichten verschaffen, meine Studienobjekte waren Kinder, Erwachsene, Begabte, Kriminelle, Idioten, Künstler und Gelehrte. Unzählige Abdrücke wurden gemacht, bis ein ganzes Archiv entstand, bis sich aus der Fülle der Praxis eine sichere Theorie zu bauen begann. Oft konnte ich meine Ergebnisse nachträglich mit den Resultaten von Nervenärzten vergleichen. Die langjährige Zusammenarbeit mit Ärzten ist für mich unschätzbar geworden. Nach anfänglicher Zurückhaltung ist man mir überall mit größtem Entgegenkommen begegnet. Man hat mich oft zu Konsultationen in Krankenhäusern zugezogen, bei denen ich die Patienten nie zu Gesicht bekam. Ich sprach auch nicht mit ihnen, damit ein Einfluß durch Blick oder Stimme ausgeschlossen wurde.

Was der Arzt meist erst in langer Anamnese aufnehmen muß, enthüllt sich mir oft in wenigen Minuten beim Anblick der Hände, die durch ihre äußere Form und das Linienbild der Innenflächen untrügliche Merkmale zur Erkenntnis der verschiedensten Menschentypen und ihrer jeweiligen psychischen Verfassung

geben. Ich kann diese Merkmale, die sich mir zu einem Beobachtungssystem verdichtet haben, wohl im einzelnen benennen; aber ich vermag nicht zu erklären, wie sie zustandekommen. Das Gesicht eines Menschen verändert ja in Trauer, Freude, Krankheit oder Gesundheit auch seine Züge, ohne daß wir erklären können, wodurch die Kummerfalten erscheinen und verschwinden, wodurch von einer Sekunde zur anderen der Blick trüb, verhängt oder klar und hell wird. Die Hand des Menschen ist sein zweites „Gesicht". Bestimmte Grundzüge stehen fest — aber erst Schicksal und Erlebnis des Menschen graben die individuelle Zeichnung ein.

Das Linienschema, dessen sich die Chirologie seit alters her bedient, ist heute, bei dem gesteigerten Interesse für Hand- und Schriftendeutung, fast allgemein bekannt. Auch ich habe es beibehalten, nur weicht meine Deutung und Kombinierung von anderen Lesarten etwas ab.

Die vier Grundtypen sind:

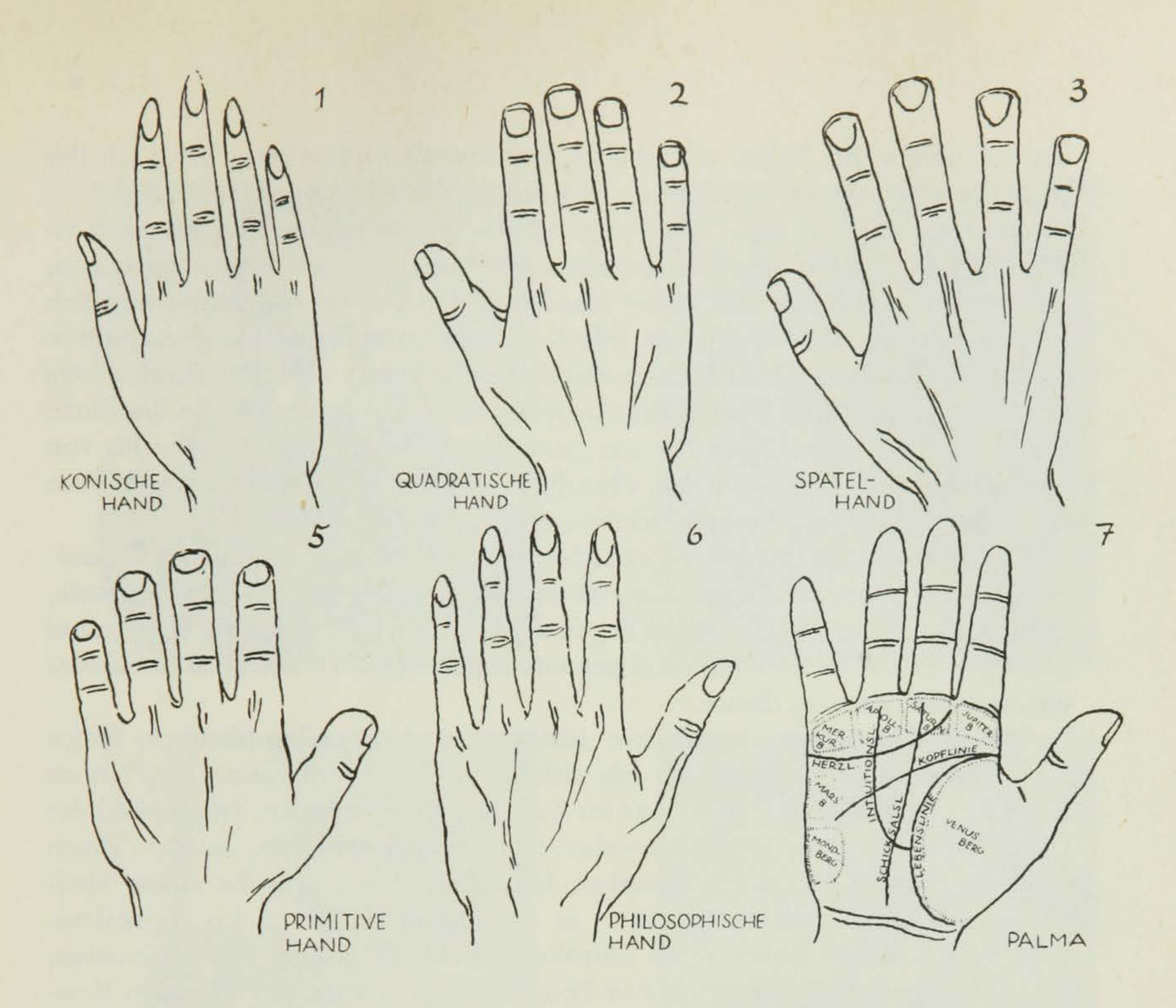
Die *konische Hand*, die sich gegen die Fingerspitzen hin verjüngt, die *viereckige Hand*, die an den Fingerspitzen fast ebenso breit ist wie an der Basis, die *spatelförmige Hand*, die an der Basis schmäler wird als an den Fingerspitzen, die *gemischte Hand*, die am häufigsten vorkommt und die verschiedenen Formen in sich vereint. Ich habe ruhig das Alphabet der alten Chirologie übernommen, ohne mich in meiner persönlichen Deutung behindern zu lassen. Die Dichter nehmen ja auch mit dem herkömmlichen Buchstaben- und Vokabelschatz vorlieb, ohne daß ihre Eigenart dadurch leidet.



Die Hand Albert Einsteins. Ausgesprochen spatelförmige, also schöpferische Künstler- und Gelehrtenhand. Die Berge-Kombination, „Venus", „Luna", „Apoll", „Saturn", zeigt die künstlerische Ader an. Ausgezeichnete Intuitionslinie, die ganz auf den Apoll- (den Ring-)finger gerichtet ist. Dazu kommt die ungewöhnlich lange und gespaltene Kopflinie, die auf einen ungeheuer kritischen, vor allem auch sich selbst gegenüber kritischen Verstand deutet. Das völlige Fehlen des Jupiter-Berges zeigt den gänzlichen Mangel an weltlichem Ehrgeiz.

Ich will die Deutung der einzelnen Typen nur kurz umreißen und Hauptorientierungspunkte geben. Aber ich warne Laien davor, mit diesen summarischen Angaben auf eigene Faust zu manövrieren. Chirologie ist kein Gesellschaftsspiel; sie ist eine Wissenschaft, die im Dienste der Medizin und Heilpädagogik steht.

Die *konische* Hand mit glatten, sich verjüngenden Fingern läßt auf einen geistig beweglichen Menschen mit stark künstlerisch rezeptivem Einschlag schließen, der aber dabei schwach und haltlos sein kann. Zu- und Abneigung entstehen bei ihm auf den ersten Blick. Bei derselben Hand mit nicht glatten, sondern geknoteten Fingern (d. h. mit markanten Fingerknöcheln)



fehlen Schwäche und Haltlosigkeit, und der künstlerische Einschlag ist produktiv. — Die *viereckige* Hand ohne Knoten ist die Hand des Realisten und ruhig strebsamen Menschen, der ganz aufs Wirkliche eingestellt ist, vielleicht ohne Schwung, dabei aber zuverlässig und exakt.

Die *spatelförmige* Hand gehört dem schöpferischen Menschen, dem Denker, Künstler und Gelehrten. Meist tritt sie mit geknoteten Fingern auf. Es kommt bei der Beurteilung darauf an, ob die Hand hart oder weich ist. Härte deutet auf den energischeren, zielbewußteren, aber unelastischeren, Weichheit auf den beweglicheren, intuitiveren, nicht so ausdauernden Menschen.

Die *gemischte* Hand neigt mehr oder minder zu der einen von den drei beschriebenen Formen. Die „Extra-Mischung" läßt sich am besten an der Form der Finger und Nägel erkennen.

Die Idiotenhand ist primitiv in der Form, bei ihr fehlen fast immer Kopf- und Schicksalslinie.

*

Jeder von uns schleppt ein Stück Elternhaus mit sich durchs Leben. Die guten und die schlechten Einflüsse wandern mit, sie haben sich in uns eingenistet. Klare, gesunde Naturen streifen störende Abhängigkeiten leicht und skrupellos ab, zarte und sensible schwerer. Aus dem Linienbild der rechten Handfläche erkenne ich die Erlebnisse, Anlagen und Eigenschaften desjenigen Vorfahren, durch den ein Konsulent am stärksten beeindruckt worden ist, dem er am ähnlichsten ist. Diese psychologische Verwurzelung mit einem Teil der Eltern bleibt

ihm oft unbewußt. Indem ich sie ihm aber bewußt machen kann, kann ich ihn auch von Hemmungen befreien, die mit dieser Abhängigkeit zu tun haben.

Das Linienbild der *linken* Hand zeigt an, wie sich die eigene Persönlichkeit im Wechsel der verschiedenen Lebensphasen entwickelt hat. Ich konnte feststellen, daß sich das Linienbild der *rechten* Hand von der Geburt an kaum wesentlich verändert, während jedes Erlebnis, jede Krankheit, jedes Entwicklungsstadium in der linken Hand von neuen Linienverästelungen begleitet wird. Die einwandfreie Bestätigung dafür fand ich bei der Analyse von Kriegsverletzten, die ihre linke Hand verloren hatten. Die rechte war „stumm" geblieben, sie erzählte nichts von den Begebnissen und Erlebnissen, über die im entgegengesetzten Fall (bei Verlust der rechten Hand) die Linke Erschütterndes zu berichten wußte.

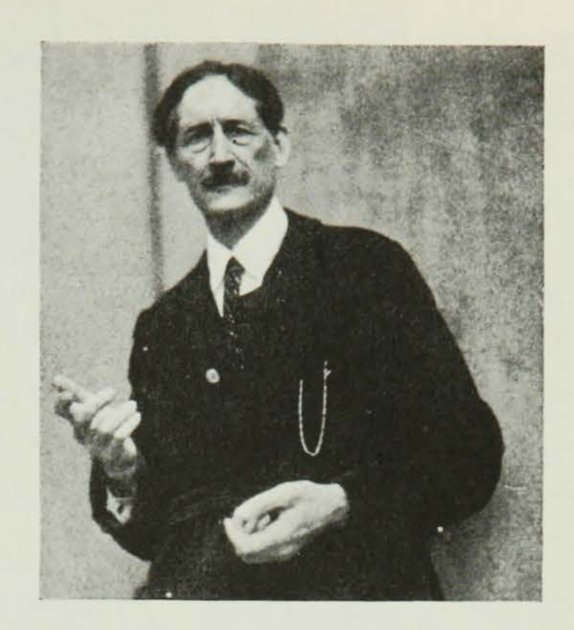
Es hat etwas ungemein Verlockendes, der Verflechtung bestimmter Grundtypen auf die Spur zu kommen. Das schönste Material dafür bieten Künstlerhände, die in glücklichster Proportion die Eigentümlichkeiten aufweisen, die bei weniger günstiger Zusammenwirkung von Herkunft und Schicksal als Merkmal zerrissener ungeordneter Naturen dienen.

Die Qualität einer Handanalyse hängt von einer außerordentlich feinen Kombination aller Merkmale ab. Für sich allein besagt weder ein „Berg" noch eine Linie etwas Bestimmtes — nur im Zusammenhang mit dem Gesamtbild der Hand, mit dem Gesamttyp des Menschen erhalten sie ihre Be„deutung". In einem gewissen Sinn ist Chirologie erlernbar. Ich selbst habe Kurse für Ärzte, Heilpädagogen und Psychologen, zuletzt in der Heilanstalt in Zürich abgehalten. Zum Experimentieren aber ist die Chirologie zu schade, das Material zu kostbar. Solch eine Spielerei kann gefährliche Folgen haben, zumal es sich bei den Konsulenten oft um suggestible und labile Naturen handelt. Also „Hände weg" von der Chirologie, wenn man sie nicht ernst nimmt. Als Zeitvertreib an Regennachmittagen soll man es ruhig bei der Wetterprognose aus dem Kaffeesatz und beim Patience-Legen bewenden lassen.

*

Der Stachel jeder persönlichen Entwicklung ist die Begrenzung des Willens durch schicksalhafte Fügung; der Reiz jeder Entwicklung ist der Kampf gegen diese Imponderabilien, die Erprobung unserer positiven Energien an den Widrigkeiten des Lebens. Jeder Mensch, auch der scheinbar freundlichst umhegte, kämpft um sein Leben — selbst, wenn seine wirtschaftliche Existenz gesichert ist. Er kämpft um die Erkenntnis einer Lebensstrategie, die mit geordnetem Kräfteeinsatz Schläge pariert und die äußersten Möglichkeiten erfüllt.

Der Chirologe ist dazu berufen, den Menschen in diesem Kampf zu unterstützen — oder, was noch wichtiger ist, den Stockenden, Verzagenden, Irrenden zu diesem Kampf aufzurufen. Hat uns die Erfahrung gelehrt, daß wir tausendfältig gebunden sind, daß unsere Freiheit ihre Grenzen hat, so ist das Leben paradox genug, uns immer wieder zu zeigen, daß die „letzte Möglichkeit" fast immer erst die vorletzte war, daß wir Ziele und Zustände kaum jemals als endgültig zu betrachten brauchen, wenn wir nur den rechten Weg zum Fortschreiten erkannt haben. Mir sind im Laufe der Jahre die Linien der Hand zu einem Wegweiser geworden, der immer nur in einer für den Einzelnen bestimmten Richtung zeigt.

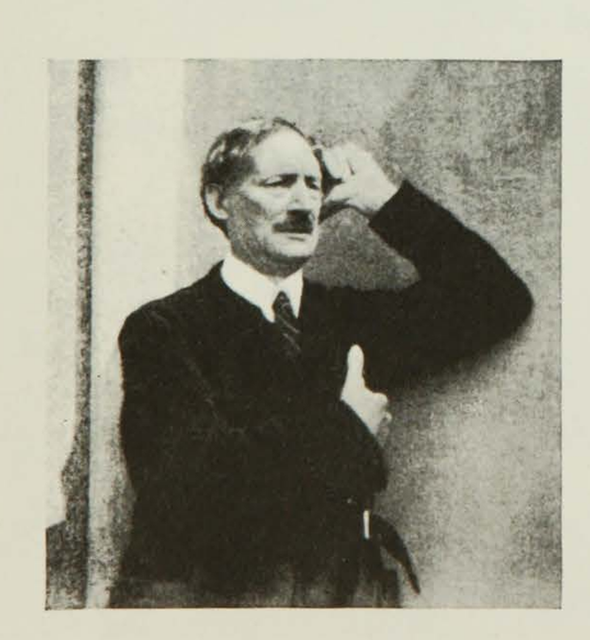
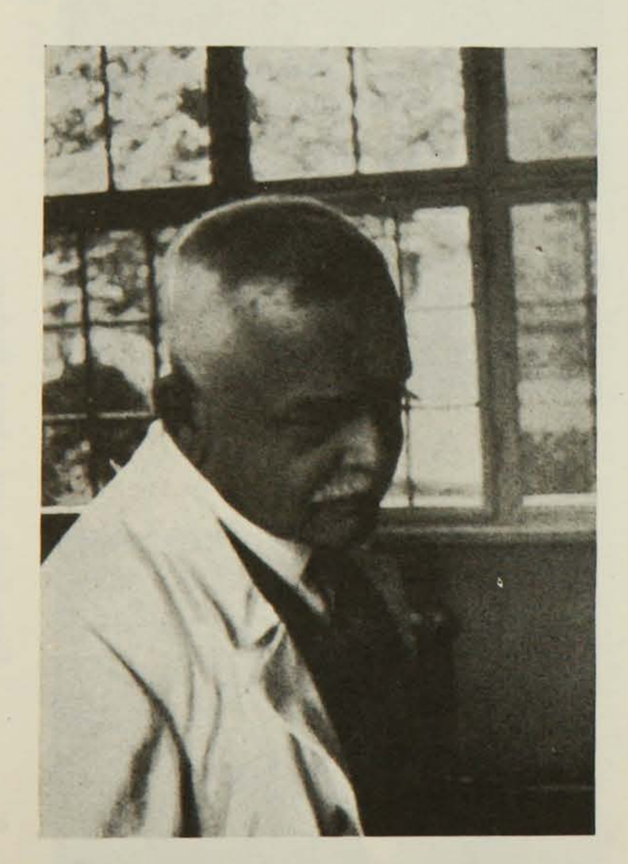




Photo Edda Reinhardt

Eine Rede von Henri Barbusse

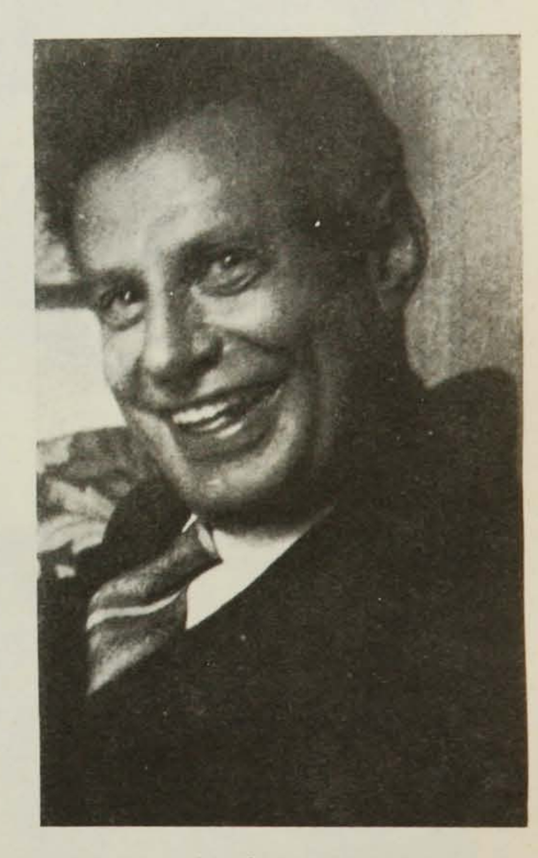
Charakterforscher



Der Psychiater Bonhoeffer



Der Charakterolog Ernst Kretschmer



Der Chirolog Julius Spier

Hände



Richard Wagner

Max Liebermann

Aus der Sammlung „Hände“ (Verlag Enoch, Hamburg)

Lyriker

Paul Verlaine



Dephot

Friederike Kempner

Talent und Genie

Von

Jules Renard

Man muß viel Talent haben, doch ein wenig Genie genügt.

Ich kenne nur die eine Wahrheit: in der Arbeit allein liegt unser Glück. Von dieser Wahrheit bin ich überzeugt und vergesse sie fortwährend.

Schmeichelei ist angenehm wie ein sanfter Nordwind, aber man kann damit nicht segeln.

Bescheidenheit kann eine Art von Hochmut sein, die über die Hintertreppe kommt.

Man legt seine Schmeicheleien an, wie man sein Geld anlegt, um sie mit Zinsen zurückzuerhalten.

Das Genie verhält sich vielleicht zum Talent, wie der Instinkt zur Vernunft.

Neid ist nur die Furcht, Schönes, das man sieht, nicht selbst verwirklichen zu können.

Man verachtet den Künstler ein wenig, weil er kein Geld verdient, er aber begeht das Unrecht, sich etwas darauf einzubilden.

Eine einzige Erfahrung festigt sich in mir: alles hängt von der Arbeit ab. Man verdankt ihr alles, sie ist das große Uhrwerk des Lebens.

Der Ruhm der anderen befeuert mich fünf Minuten und drückt mich für lange Zeit nieder.

Als Strafe für unsere Faulheit gibt es, außer unserm Mißerfolg, den Erfolg der anderen.

Die Zeit schlüpft durch das Nadelöhr der Stunden.

Kunst und Volk, welche Wortverbindung!

Nie zufrieden zu sein, darauf beruht die ganze Kunst.

Glückliche sind ohne Talente.

Um sein Ziel zu erreichen, muß man so viel Wasser in seinen Wein tun, bis kein Wein mehr darin ist.

C. erklärt den Erfolg: Eigner Wert, durch die Umstände vervielfältigt.

Arbeit ist eine Art Gefängnis. Wie viele schöne Dinge gehen vorbei, die zu sehen sie hindert.

Faulheit ist die Gewohnheit, vor der Anstrengung auszuruhen.

Bescheidenheit steht berühmten Männern wohl an. Nichts zu sein und trotzdem bescheiden, das ist schwer.

Die Genies sind die stärkstem, die achtzehn Stunde täglich unermüdlich schuften können. Ruhm ist eine beständige Anspannung.

Schon deshalb habe ich Feinde, weil ich nicht bei all denen Talent zu entdecken vermochte, die mir sagten, ich besäße es in reichem Maße.

(Deutsch von Olga Sigall)



Rundfahrt

Schäfer-Ast

Mit der Grünen Minna durch Berlin

Von

Hermann Nöll

Langsam fuhr der Zug in die Bahnhofshalle des Anhalter Bahnhofes ein. Am Ende des Zuges befand sich der Gefangenen-Transportwagen, ein schwervergitterter kleiner fahrender Kerker. Als er hielt, mußten wir auf Befehl aussteigen. Vor dem Wagen standen zahlreiche Schupos und nahmen uns schweigend in Empfang. Eine Stahlkette legte sich kalt und klirrend um unser Handgelenk, um uns so vor dem Ausreißen zu bewahren. Dann führten uns die Hüter des Gesetzes durch die Sperre zur „Grünen Minna", zum Polizeiwagen, der vor der Bahnhofstüre auf uns wartete. Viele Neugierige standen um den Wagen und guckten uns an, als seien wir Meerwunder. Langsam, einer nach dem andern, stiegen wir ein. Zwei der Polizisten begleiteten uns und nahmen vorn an der Türe des Wagens Platz. Krachend wurde die Wagentüre zugeschlagen und abgeschlossen. Die „Grüne Minna" war überfüllt. Wir konnten uns kaum rühren. Die meisten von uns mußten stehen; nur wenige saßen.

Die „Grüne Minna" fuhr ab. Meine Leidensgefährten stimmten ein tragisches Zuchthauslied an und sangen, was das Zeug hielt. Als das Lied zu Ende war,

rissen einige Witze oder erzählten Zoten. Manche sahen durch die kleinen runden Luftlöcher, die sich in den Seitenwänden der „Grünen Minna" befanden. Auch ich sah durch ein solches Löchelchen.

Viele Jahre waren bereits vergangen, seit ich gefangen saß. In dieser Zeit hatte ich nichts als Wände und Gitter gesehen. Jetzt sah ich wieder das Leben, das schöne freie Leben, das rauschende Leben der Großstadt, sah freie Menschen, reizende Frauen, frohe Mädchen und jauchzende Kinder, sah Geschäfte mit leckeren Auslagen, die ich schon all die Jahre meiner Gefangenschaft entbehrt hatte, sah, was nur wenige Menschen gesehen: die goldene Freiheit durch ein kleines Loch in der „Grünen Minna". Ratternd fuhr der Wagen durch das Zentrum der Stadt. Meine Augen bohrten sich in jedes Ding, in jedes Lebewesen, tranken, was sie trinken konnten, bis meine Seele trunken war und mein Blut wild durch die Adern rauschte . . .

Plötzlich war alles vergessen, ich sah nur noch Frauen und Mädchen. Ihr Geplauder, ihr Lachen drang mir ans Ohr und erfüllte mein Herz mit Wehmut und Traurigkeit. Jetzt hätte ich alles, ja mein Leben hingegeben, wenn ich eine Weile unter ihnen hätte sein dürfen! Jetzt wußte ich auf einmal, daß die Freiheit über dem Leben steht, daß ohne Freiheit kein Leben und daß Gefangenschaft das schlimmste ist, was es geben kann. — Ich wandte mich und drehte dem kleinen Luftloch den Rücken. Schweiß lief mir von der Stirne. Mein Kopf schmerzte und glühte und drohte auseinanderzuspringen. Ein fürchterlicher Druck marterte mein Gehirn. Meine Leidensgefährten kümmerten sich nicht um mich; sie lachten, sangen oder schimpften auf ihre Art. Einer erzählte prahlerisch aus seinem Leben. Für ihn, sagte er, gäbe es überhaupt kein Zuchthaus, das ihn halten könnte. Überall, wo er gewesen sei, sei er ausgebrochen, wiederholt sei er dabei verwundet worden und einmal hätte er einen Wachtmeister einfach niedergeschlagen. Nur ein Ziel hätte er sich gesetzt: entweder Millionär zu werden oder im Zuchthaus zu verrecken; aber er würde nicht im Zuchthause verrecken, er würde bald sein Schäfchen im trockenen haben, viele Tausende von Mark hätte er schon.

Indes fuhr und fuhr die „Grüne Minna". Ab und zu hielt sie vor einem Polizeirevier und nahm noch Häftlinge auf, die noch vor wenigen Stunden die Freiheit hatten. Bald mußten wir an unserem Ziel, im Polizeigefängnis — sein. Schon versteckten einige von uns ihre Habseligkeiten, deren Besitz dem Gefangenen verboten ist. Einer hatte eine Mütze voll Zigarren- und Zigarettenstummel, die er auf der Straße und auf den Bahnhöfen aufgelesen hatte; er ververbarg sie in seinen Strümpfen und im Futter seines Rockes. „Na, für ein paar Tage habe ich wenigstens zu qualmen!" meinte er und schmunzelte mit dem ganzen Gesicht.

Endlich hielt die „Grüne Minna". Wir waren im Hofe des Polizeigefängnisses angelangt. Die Türe wurde geöffnet. Einer nach dem andern stieg auf Befehl aus und folgte einem vorangehenden Schupo ins Polizeigefängnis. Unsere Personalien wurden verlesen. Jeder wurde untersucht, ob er nicht verbotene Gegenstände bei sich führe und mit Ungeziefer behaftet sind.

Eine halbe Stunde später befand sich jeder in einer kleinen Einzelzelle und träumte von der verlorenen Freiheit.

Sankt Hubertus

Von

Alexander Lernet-Holenia

Alles, was ist, das ist, und alles ist immer nur Eines!
Wenns nur Gott ist, so ists ja Gott, und Keines ist keines!
Ach, du heiliger Graf,
wie von der Sonne im Wald im Sommerwind wehende Strahlen,
als unzähligen Wilds die leichten Klauen und Schalen
hörtest ihn selbst noch im Schlaf!

Wars nicht immer nur er vor dem holden Klang deiner Hufe,
purer Himmel, nach dem das Waldhorn riefe und rufe,
Jesus seit je und je?
Das hochherrliche Wild, die Kronenhirsche und Tiere,
Luchse und Füchse und die dröhnenden Wisentstiere
und das heimliche Reh?

War es ein Steppenpferd oder war es ein Löwe im Feuer
Aethiopias, wars eines Hirsches in einem Weiher
Frankreichs das Spiegelbild?
Jagtest du ihn zu Fuß, den du im Geweihten vermeinet?
Jag ihn lieber zu Roß, bis er binnen den Kronen erscheinet!
Gott ist immer im Wild!

Im smaragdenen Wald ist er am Kreuze gehangen
wie ein Kleinod zwischen den sechzehnendigen Stangen,
aber wie du nach vorn
fielest auf beide Knie, so schob er dich fort ohne Eile,
fielest zurück auf die (wie in Fersen hängende Pfeile)
langen, goldenen Sporn.

Oh, wie lang ist das her! Aber immer noch in den Meuten
sinds deine Hunde, die am schönsten und hellsten läuten,
immer noch im Geträufe
laubiger Blättergrotten geistert dein Horn! Wo sich Kimme
finden und Korn, da ist auch noch deine mitjauchzende Stimme
im wundervollen Donner zweier Läufe!



Ernst Graef — Er kann sein Pferd nicht fangen

MARGINALIEN

Dianens Jünger

Von *Angela v. Britzen*

Für einen sachlichen Urteiler bleibt es stets unerfindlich, weshalb sich einige Menschen der so vielfältigen Bequemlichkeiten dieses Lebens entschlagen und einem bestimmten Punkte fanatisch zuwenden, ohne daß sie dabei mehr Einnahmen als Ausgaben hätten! Diese für normale Menschen so irritierenden Mitbrüder sind von einer Passion befallen! Inwiefern sie mit ihrem luxuriösen Wahn ihr Dasein verschönern, bleibt ebenfalls rätselvoll: sie lieben entweder den Nervenkitzel oder die gute Figur, die sie dabei machen, oder sie sind nicht unähnlich jenen Pferden, die absolut nicht im Zirkel zu reiten sind und immer wieder ausbrechen!

Die sonderbarste Passion hat Diana ihren Jüngern über die Ohren gehängt — die unscheinbarsten Dinge wachsen in das ungemessene Land der Wichtigkeit! Eine Wildfährte, auf die der ahnungslose Fuß des Privatmannes tritt, eine weiße Manschette, die aus dem Aermel schaut, ein Nieser zur Unzeit, selbst der Duft unseres wirklich gut gewaschenen Körpers, wenn er vom Wind in ein umschlichenes Jagen getrieben wird — all dieses kann die grausigsten Weiterungen heraufbeschwören. Am schlimmsten aber ergeht es dem, der von Blut, Bein und Auge spricht, wenn er sich über die einfachsten physischen Beschaffenheiten des Wildes auszudrücken wünscht — er wird für die grüne Gilde auf ewig tot sein!

Ist es nun wohl vernünftig zu erklären, daß sonst solide und ruhige Männer ab Ende August unstet werden, abnehmen, die so wichtigen Geschäftsbücher vernachlässigen, die Felder nicht mehr ansehen und überhaupt allem Gewohnten entgegenhandeln? In der größten Mittagshitze irren sie ruhelos wie Ahasver über Stoppeln und durch Wiesen, wobei 1 bis 2 Hunde bis zum Erschlaffen herumgehetzt werden. Dann kommen sie nach 4 Stunden zurück und haben 2 graue Federbälle am Galgen

über der Jagdtasche hängen. Das Ganze nennt sich Hühnerjagd, und das Auge dieser mit Passion infizierten Leute, das vorm Scheibenstand so kühl und vernunftreich die sichere „12“ visiert, flackert fieberisch auf, sobald ein Gesperr unscheinbarer Hühner schnarrend aus einem Möhrenfeld aufgeht! Die langweiligste Försterphysiognomie macht einen wahren Veredelungsprozeß durch, sobald nach geheimem Herumspüren das gesuchte Wild — sei es klein oder groß — sichtbar wird. Die Nüstern blähen sich, die Backenmuskeln, sonst nur zum Halten der Pfeife benutzt, stehen wie Speere scharf neben einem kühnen Mund gestrafft, und das Blut belebt die lederne Haut, als schiene die Abendsonne auf des Südens Marmor!

Es ist weiter kein Wunder, daß Jagdherr und Förster im langjährigen, gemeinsamen Dienste Dianens die gleichen Gesichtszüge bekommen, wie man es bei Tagelöhner-Ehepaaren sieht, die sich zur Ehre ihrer goldenen Hochzeit in die illustrierte Beilage des Rostocker Anzeigers setzen lassen! Auch die Hunde gleichen sich den Herren sowohl in Bewegung als auch im Ausdruck an! Die Sprache zwischen solchen Getreuen — Herr, Förster, Hund — ist ein Esperanto der Wimpern, Handgelenke und Kehltöne. Mißverständnisse ausgeschlossen.

Auch die Hunde sind ab Ende August ungenießbar und meiden die Spiele mit den Dorfbengeln auf der Straße, in deren frohem Hallo über einen jagbaren, flügellahmen Spatzen, eine Katze oder ein quiekendes Ferkel sie dumpf ihre eigene Passion bestätigt fühlten. Sie gehen am Tag mit Ahasver durch Moor und Ried, lassen sich des Abends am Waldrand von Mücken zerstechen, weildeß Herrchen durch das Glas die vorhandenen roten Böcke im Klee studiert (ohne einen genügend guten zu entdecken!) und trotten des Morgens, noch ehe der Osten sich rötet, mit der Nase an den Haken des Herrn schon wieder das Dorf entlang und auf den Forst zu, um auf das heimliche Rudel der Feisthirsche „zu passen“. Dabei erleben Karo und Tell immer viel mehr, als Herrchen, der im Dunkeln herumtappt, seine Nase über einer Pfeife und nicht auf der Erde trägt und mit einem Glas die Dunkelheit zu durchdringen sucht, anstatt auf das ganz leise, ferne Planschen zu hören, das von der Suhle im Bruch kommt.

Ist es nach solchen unvernünftigen Eskapaden ein Wunder, wenn Karo und Tell nicht mehr mit den Jungens spielen, nicht mehr Frieden mit der Hauskatze halten und nicht mehr Stöcke fangen wollen? Ihre Herren benehmen sich ähnlich ablehnend gegen alle erheiternden Vorschläge, die ihnen in ihrem Bau geboten werden! Sie schlingen schweigend ihr Essen herunter, ziehen sich zu kurzem Schlaf zurück und haben währenddessen nur den unheilvollen Plan ausgebrütet, Schützen aus der Nachbarschaft herbeizutelephonieren und eine Drückjagd zu machen.

Wildjagd ist etwas Ernstes, Verschwiegenes, der Weihe des so wichtigen, schicksalsschweren Augenblicks bewußt. Man duldet ungern Damen dabei und stellt sie, wenn sie dennoch erscheinen, als Scheuchen in den Wind. Die Konzentration steht bei jedem Grünrock schweigend mit auf dem Posten und an jeder Schneisenecke, jedes Knacken, jeder Windhauch ist von Bedeutung. Das giftige Jiffen der Teckel, wenn sie in irgendeiner Fichtendickung Sauen stellen, wirkt in dem allgemeinen Ernst so erleichternd wie eine kindlich unpassende Bemerkung bei würdiger Tafel. Ob Regen oder Sturm, die Grünen sind im Holz. Und völlig ratlos sieht die Hausfrau ihrem verdrehten Gatten nach, wenn die Zeit der kalten Nächte gekommen ist, in der die Hirsche ihren nachhallenden Schrei über das zusammengetriebene Rudel hinschicken und die Wälder ein einziges Echo herrischer Liebeslieder sind.

Auch diese Zeit geht einmal vorüber, und Förster und Hunde haben Gelegenheit, ein wenig zu verschnaufen. Weildeß vertauscht der Herr den grünen mit dem roten Rock und jagt auf einem braunen Gaul hinter bunter Meute, mit bunten Blättern in bunter Gesellschaft übers Feld, als gälte es, die Beamten des Finanzamtes zu hetzen. Doch mit diesem Termin — meist dem Hubertustage — zeigt Diana nicht mehr das ernste Gesicht, sondern scheint, den Ritter Hubertus an der Hand, zu Scherz und Liebe aufgelegt zu sein!

Die Einladungen zur Fasanenjagd flattern den Freunden in die Häuser, und wenn die bunten Vögel in die lachende Oktobersonne aufsteigen und ein sauberer Schuß sie köpflings herunterholt in scheckiges Laub und rote Beerenbüsche, dann mag auch der Zyniker sich schweigend der anderen Seite seines Wesens, der Melancholie, überlassen und wehmütig bedauern, daß nicht auch ihn diese seltsame Art von Passion aus des Lebens grauem Einerlei herauszureißen fähig ist!

Dianens und Huberti Liebeslied gewöhnt die rauhen, schweigenden Schützen wieder zu sanfteren Sitten, und auch der sturste Einzelgänger hat jetzt bei den weniger wichtigen Treiben nicht ungern die redselige Blondine oder die schwermütig-verträumte Brünette bei sich auf dem Posten stehen — auch auf die Gefahr hin, durch unsachliche Blicke oder Worte einen roten Fuchs, einen bunten Vogel oder die rasche Herbstschnepfe zu verpassen!

Beim Frühstück in der Jagdhütte geht es munter her, und während schmale Hände Suppe austeilen oder Sherrygläser kredenzen und elegante Fesseln zusamt stämmigen Waden sich um das bullernde Oefchen scharen, vergißt der einsam-grimmige Jäger bald sein mordlüsternes Handwerk und vereint die Magenpflege mit der des Herzens. Minnedienst und ritterliche Geste lassen sich kunstvoll mit Schmierstiefeln und den rauchgeschwärzten, niederen Balken der Jagdhütte vereinbaren! Aber auch mit diesem fröhlichen Gejaid ist den von Passion Infizierten noch nicht genügt. Und die Familie, die vermeint, nun beginne die Zeit, in der der Mann noch etwas Anderes ist als nur Jäger, irrt sich. Denn schon spricht man von den Kesseljagden, die einen im Winter aus den weihnachtlichen Stuben herauslocken auf gefrorenen Sturzacker — und beim Nachhausekommen fragt so mancher Herr den Diener, ob in den grünen Frack auch keine Motten gekommen seien, denn die Hasenjagd ist die einzige, die die Tradition des nachfolgenden Jagddiners noch nicht abgeschüttelt hat!

Der Jäger, der soeben in den geraden rauchgeschwärzten Tunnel eindrang, glaubt einen Augenblick lang, daß er sich im Lauf seiner Flinte befinde, den er so oft, vergeblich, von beiden Enden aus untersuchte.

Charles Sindreu Ponc

Anmerkungen. Die Busch-Seite *„Die ängstliche Nacht“* ist dem Kapitel „Die Haarbeutel“ entnommen, aus dem Wilhelm-Busch-Album der Friedrich Bassermannschen Verlagsbuchhandlung, München. — Die im Septemberheft neben Seite 592 abgebildete Kirche ist nicht die Nicolai-, sondern die *Petri*kirche in Hamburg. — Die im Juni- und Juliheft abgebildeten Reproduktionen der Gemälde „Fußballspieler“ von Willi Baumeister und „Motorrennen“ von Pannaggi wurden nicht im Museum of Modern Art gezeigt, sondern in der Ausstellung der *Société Anonyme* (Präsidentin Miß Katherine S. Dreier), *New York*. — *Im letzten Querschnitt:* Paul Kornfeld: Phrasen der Zeit / Victor Wittner: Berlin und das Schlieferl / Heinrich Heine: Berlin ist gar keine Stadt / A. F. Synkop: Sokrates über Hamburg / Nico Rost: Diamanten in Antwerpen / Willy Rudinoff: Der invertierte Tenor / Gilbert Seldes: Ziegfeld, Zauberer der Revuen / Silvain Sullivan: Otto H. Kahns Laufbahn / O. B. Server: Schlange-Schöningen, M. d. R. / Heinz Caspari: Rund um die Alster u. a.

Eine Dichterfürstin

Wir haben nicht viele Dichterinnen in Deutschland, unsere Madame de Stael, unsere Barrett - Browning sind dünn gesät. Zwischen den Sternen: Hroswitha von Gandersheim, Bettina, Günderode, Droste, starrt das Nichts. Das allerdings durch eine Persönlichkeit ausgefüllt wird, deren Vielseitigkeit, deren Originalität einer ganzen Generation zahllose herrliche Stunden bereitet hat. Ihre Gedichte, ihre heute gänzlich unbekannte Prosa gehören zu den sogenannten „Perlen" deutschen Humors, wenn auch eines unbeabsichtigten. Es dürfte der einzige Fall der Weltliteratur sein, daß ein Dichter seine hohen Auflagen dem Gelächter über seine ernst gemeinten Werke verdankt. Als Paul Lindau auf die Gedichte der *Friederike Kempner* aufmerksam machte, wurde die für Leichenverbrennung und Tierschutz aufopfernd wirkende Dame mit einem Male für Jahre Mittelpunkt des Interesses aller Leute, die Sinn für Humor hatten. Ihre Gedichte, etwa: „In den Augen meines Hundes / Liegt mein ganzes Glück / All mein Innres, Krankes wundes / Heilt in seinem Blick", wurden überall zitiert. Ihre Sehnsuchtsträume über Amerika, ihre altjüngferlichen Tiergedichte, ihre Heineschen, ihre Tendenzgedichte — sie waren und sind unvergänglich und tausendmal lustiger als die meisten Dinge, die man humoristisch nennt. Ein Beispiel: „Kennst du das Land, wo die Lianen blühn / Und himmelhoch sich rankt des Urwalds Grün? / Wo Niagara aus dem Felsen bricht / Und Sonnenglut den freien Scheitel sticht? / Kennst du das Land, wohin Märtyrer ziehn / Und wo sie still wie Alpenröslein glühn . . ." Oder das Gedicht mit dem Titel: Vogelin-Prinzess: „Es war einmal ein Vögelein / Kanaria von Geschlecht / Es war so schön, so gelb, so fein / Wie's Vögeln eben recht . ." Vierzeilige Merkverse wie die folgenden: „Poesie ist Leben / Prosa ist der Tod / Engelein umschweben / unser täglich Brot" und: Edelweiß: „Von den höchsten Bergen / Kommst du so weit her / Weiße sammtne Blume / Intressierst mich sehr."

Immer wieder hat es ihr Amerika und der Tierschutz angetan. Ein Gedicht heißt sogar: Amerika. Es beginnt mit der farbigen Schilderung: „Amerika, du Land der Träume / Du Wunderland, so lang und breit (!) / Wie schön sind deine Kokosbäume / Und deine rege Einsamkeit . . ." Thematisch merkwürdig, wenn auch stilistisch nicht recht gelungen scheint ein Gedicht: Gegen die Vivisektion, das beginnt: „Ein unbekanntes Band der Seelen kettet / Den Menschen an das arme Tier / Das Tier hat einen Willen — ergo Seele — / Wenn auch 'ne kleinere als wir . . ." Oder ein anderes gegen die Jagd mit dem rührenden Schlußvers (der Jäger ist von seinem Pferde geschleift worden): Schleift den Jäger zu der Haide / Wo das Tier getroffen liegt / Still am Boden liegen beide / Schuldlos Reh hat obgesiegt.

Man wird sich nun von den Gedichten unserer Sappho schon ein Bild machen. Von ihrer Prosa aber, ihren historischen Novellen, ihren Lustspielen können nur Proben gegeben werden — ob sie die sprachliche Eigenart der großen Friederike vermitteln? Hier eine Auswahl:

An ihrer Hand führte sie einen neugeborenen Knaben.

„Nur wer so rein ist wie Sie, Gertrud", sagte Friedrich bewegt, „kann und darf so offen und ohne Scheu reden. So wollte Lessing die Frauen haben, deswegen schrieb er seine Minna von Barnhelm".

„Nennen Sie mich nicht Gertrud" — schaltete sie stolz ein.

„Auch ich bin für die Leichenverbrennung", schrie der lebendigbegraben Gewesene aus vollem Halse.



Photo Martin Munkacsy

Würstelmann in Dürkheim (Rheinpfalz)



Alexander Lernet-Holenia ·

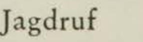


Photo Wipro

Jagdruf

Der Holzstoß ist nur für Leichen passend und nicht für sein sollende Hexen.

Sie dachte zurück an das dreizehnte Jahrhundert mit seinen Schrecken und Gewalttätigkeiten, und ein Gefühl des Wohlbehagens und der Sicherheit beschlich sie.

Ottokar sprang auf den Boden; die Augen beider sprühten Funken. Ein fürchterlicher Kampf, ein Ringen ohnegleichen begann, das zwanzig Minuten dauerte und welches damit endete, daß Ottokar tot am Boden lag und der edle Barde sich anschickte, Oesterreich für immer zu verlassen.

Mit dem Schrei: „Er ist tot, ich lese es auf deinem Gesicht!" stürzte sie ihm entgegen. Bacon hatte also nicht nötig, ihr den Tod Lewellyns zu melden.

Bacon erhob Lucie von ihren Knien.

„Wenn du König bist, was wirst du tun, womit wirst du beginnen." — „Mit der Krönung", antwortete Rudolf lachend, „und dann mit den Raubrittern."

Regiebemerkung aus dem Lustspiel: „Der faule Fleck im Staate Dänemark": (Herr Müller liest die Depesche, entfärbt sich und bricht die Hände). *Elbogen.*

Der Sohn Verlaines. Vor fünf Jahren starb in Paris Georges Verlaine, Beamter am Metropolitain, Sohn des Dichters. Das war sein Leben: Die Mutter, die bei seiner Geburt eine Fremdenpension in Nizza hielt und später auf eine Farm in Algier heiratete, sorgte dafür, daß er in Janson de Sailly gut erzogen ward. Er lebte ein Jahr in England, kam siebzehnjährig nach Brüssel in die Uhrmacherlehre und wurde dann Soldat bei den afrikanischen Jägern. Den Vater lernte er nur aus wenigen Briefen kennen. Als dieser 1896 starb, war Georges fünfundzwanzig Jahre alt. Léon Deschamps, damals Leiter der Zeitschrift La Plume, fand es schmeichelhaft, einen Verlaine zum Sekretär zu haben. Indessen sehnte sich der nach einem gesicherten und bürgerlich geregelten Leben. Edmond Lepellier, der Biograph und Freund des Dichters, verschaffte ihm endlich den Posten am Metropolitain, der Untergrundbahn. Im nüchternsten und hastigsten Teil von Paris, dem unterirdischen, führte Georges Verlaine sein unauffälliges Leben. Er knipste Billetts erst an der Station Villiers, dann unter dem Platz Malesherbes. In seinen Mußestunden hat er auch Verse geschrieben, wie die folgenden:

Un petit être se reveille,
Sourit ou pleure, regardant
D'un œil rond la toute vermeille
Fleur d'un sein. Puis il s'y suspend.

De ses deux menottes aux doigts roses,
Pressant fort ce flacon si doux,
Il prend, bientôt gorgé, des poses
D'enfant repu. Sur les genoux

De la personne, qui le berce
Le voilà, s'endormant heureux,
Sa tête va, vient, se renverse
Par un mouvement onctueux.

Il dort. Des chansons en sourdine
L'ont emmené bien doucement
Vers le sommeil. Sous la courtine
Il repose paisiblement.

Einige Zeit vor seinem Tode hat er sich pensionieren lassen. Er wurde fünfundfünfzig Jahre alt. *Wittkop*

Literarische Beziehungen. Klaus Mann lernte Autofahren am steilen Ufer des Bodensees. „Um Gottes Willen!" schrie Pamela Wedekind, „wenn er mir bloß nicht abstürzt!"

„Aber ich bitte dich", sprach Carl Sternheim ruhig, „ich würde mich ohne weiteres in Lebensgefahr begeben, um ihn hinunterzustoßen!"

Literatur. Wir sprachen von Klaus Mann. Da sagte Thomas Mann, der Vater: „Seine Romane lese ich nicht. Aber als Sohn ist er überaus spannend."

R. R.



Frhr. v. Eckartstein   Abg. Eisenberger

Glaube an Bayern

Von *N. Dymion*

Wenn der Nordländer, im D-Zug reisend, jene Grenze erreicht, an der die sächsische Sprache ein kernigeres Rückgrat zu bekommen scheint, dann quillt in ihm etwas auf, ein unbekanntes Gefühl, mächtig und lind zugleich, das er mit dankbarem Staunen als „Gemüt“ identifiziert. Der Nordmann kannte dieses „Gemüt“ bisher nur als Ausfluß knierissiger und braunbartumwobener Jägerseelen, aus Romanen jenes vermeintlich ureingeborenen Aelplers Ludwig Ganghofer, dessen Wiege in Wirklichkeit im bieder-schwäbischen Kaufbeuren stand. Nun also, angesichts des Fichtelgebirgleins, bricht es jäh und wunderbar aus dem Nordländer selbst hervor! „Bayern, Bayern!!“ jubelt es in ihm, er schaut in der Gegend von Marktredwitz sehnsüchtig nach den ersten Alpenröslein am Bahnhang aus, und noch lange vor Regensburg hat er ein Grüpplein dumpf verschlossener oberpfälzischer Bauern höflichst ersucht, ihm, unter Zuhilfenahme „lebfrischer Deandeln“, einen Schuhplattler vorzuführen.

Dem Münchner, der im Personenzug an die nördliche Grenze seiner Vaterstadt kommt, wird es irgendwie unbehaglich. Feldmoching ist zwar ein guter saftiger Name, aber da draußen weht schon ein leiser Wind von Protestantismus und Fremdstämmigkeit. Augsburg hat verdächtig viel Kunst in seinen Mauern und einen fremden Dialekt, und Nürnberg gar... Der Nordländer zwar gerät in Nürnberg in bajuvarische Delirien, aber dem Altbayern ist der Franke doch kein Bayer. Gott bewahre, diese schnelldenkenden regsamen Leute, die früher einmal den Dürer erfunden haben, und die heute alle Augenblicke mit faulen Eiern auf etwas Mißliebiges werfen — Preußen sind das, südlichere Preußen!

Jeder Urbayer aus dem engen Grenzgebiete von wilder Loisach und Isarwinkel stammend, hat in sich das düstere Empfinden, der Letzte seines Stammes zu sein. Selbst im Stadtbereich München fühlt er sich beengt: Der Fremdkörper Schwabing, Bogenhausen mit seinen Nobelpreisfamilien, alle die über den Stadtbereich verstreuten intellektuellen „—otheken“, soweit sie nicht Apotheken sind... der *Bayer* ist *Volk ohne Raum* geworden. Sogar die ozonreichen Bergbewohner sind ja bereits mannigfach angekränkelt: Der Fremden-Verkehr wird zu wörtlich ausgeübt, und spielerische „Passionen“ führen zu folgenschweren Passionen. Schon sieht man einheimische Bergführer, die, kraushaarig, mit melancholischen Plattfüßen im Felsgestein Wurzel zu schlagen suchen, und in Olching soll der Sohn einer ehrengeachteten Familie ein Glas Zitronenlimonade getrunken und am Abend ein Buch gelesen haben...!

1764 Millionen Bewohner der Erde tragen den innigen Glauben an Bayern in ihren Herzen. Als man im vorigen Jahr Lippennegerinnen, letzte Angehörige eines aussterbenden Volksstammes, zur Oktoberfest-Völkerschau nach München brachte, da sprach die

älteste Negerin — eine Frau mit kanaldeckelgroßen Lippenpartien —, just als sie über den Stachus fuhr, mit ungelenker aber deutlicher Stimme „Juhu!“ — Niemand hatte sie dieses fremde Wort gelehrt, die mythische Urstimme der Menschheit schien in ihr zu erwachen und, zu allgemeinem Erstaunen, aus ihr zu sprechen. Und so wie ihr geht es allen. Der gefangene Gandhi sah sich eines Nachts, angetan mit einem grünen Hütchen mit Gamsbartschmuck, an den Ufern eines hellgrün schäumenden Stromes spazierengehend, und der Traum stimmte ihn lange nachdenklich. Ein reicher Araberfürst aber, als es zu sterben ging, und der Imam ihm rezitierend zu beweisen suchte, wie glücklich sein Leben gewesen sei: die schnellsten und die weißesten Rosse habe er besessen, die weisesten Räte und die fettesten Frauen, Gold und Silber, und seltsame Steine in schweren Kisten — der reiche Fürst also antwortete auf die rhetorische Frage, was ihm denn auf Erden noch gefehlt habe, mit wehmütiger Stimme: „Hirschgranteln!“ Dann verschied er.

Tausend Menschen sind alljährlich glücklich, wenn sie die kleine oder größere Summe beisammen haben, um mit Ozeanschiff oder Fahrrad das einzige Land ihrer Sehnsucht erreichen zu können. Denn sie halten den lieben Gott und Adolf Hitler, die beiden größten Zeitgenossen, für eingeborene Bayern. Und sie singen vier Wochen lang das Lied von Bayrischzell, schlagen auf ihre nackten Knie, sagen unaufhörlich „Grüß Gott“, und bewundern sich wechselseitig als Eingeborene.

Einsam und unerkannt, in längsgestreiften grauen Hosen, wandeln unterdes zwischen ihnen die letzten 750 000 wahren Bayern. Sie haben den Glauben an Bayern verloren. „Bayern — dös bin i!“, heißt ihr Wahlspruch. Sie gehen nicht einmal ins Hofbräuhaus, das sie jenen koketten Charmeuren, Abtrünnigen ihres Volkes, überlassen haben, die allein für die Fremden bayerische Originalität mimen. Unbekannt sind ihre Tränkstellen, zu denen sie allabendlich in düsterem Sinnen ziehen. Im bleiernen Nebel, der von der Isar aufsteigt, und der schwer ist von Hopfengeruch, gehen sie hustend und mitunter bedachtsam ausspeiend ihres Weges, und wie Grollen des jüngsten Gerichts klingt ihr skeptisches Räuspern. Und nur ab und zu entquellen den Lippen eines dieser letzten glaubenslosen Bayern die schwermütigen Worte eines alten Heimatliedes: „... in Barüs, in Barüs, do san d'Maderln so süaß!“

Man fragte Possart: „Wie konnten Sie es so weit bringen, Herr — zum Geheimrat — zum Ritter — zum Ehrendoktor?“ — „Durch Demut, mein Lieber“, antwortete er sonor, „durch Demut.“

Verteidigung Georg Kaisers
gegen die Mode seiner Unterschätzung

Von *Victor Wittner*

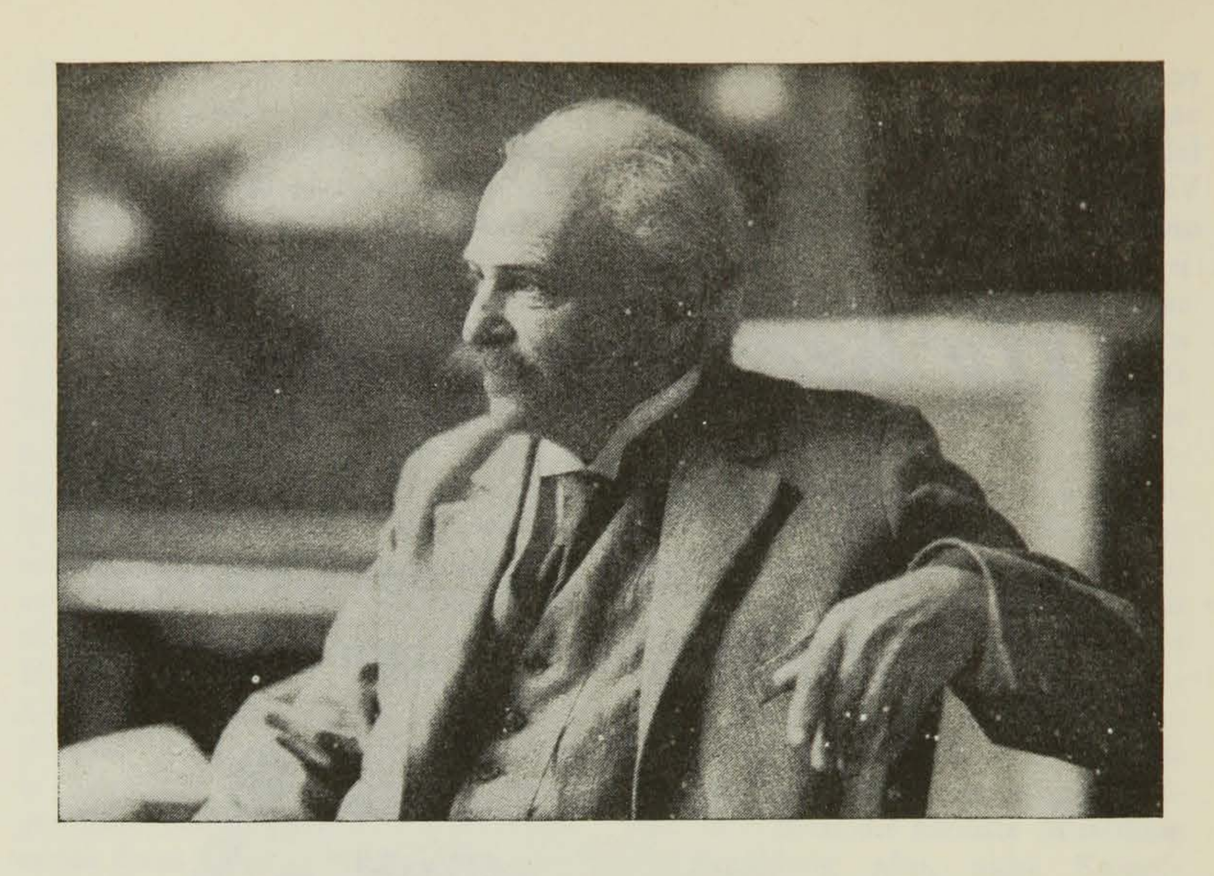
„Ein Tag schneidet ins Leben, der scheinbar ist wie alle andern" („Oktobertag") — und der den Menschen revoltiert, aus seiner Alltäglichkeit reißt und seinem Schicksal ausliefert: Er „bricht auf", um zu „marschieren", wie der Kassierer in „Von morgens bis Mitternacht". Wie dieser aktuelle Defraudant in Kaisers vollkommenstem und ungespieltestem Drama, so werden auch sein Kanzlist Krehler, so der Milliardärssohn in „Gas", so der Maler Spazierer in „Himmel Weg Erde", so der Pfandleiher in „Nebeneinander", so der Verwandlungskünstler in „Zweimal Oliver" aus ihrer Bahn geworfen und erfüllen ihr Fatum, vollenden ihren Daseinssinn an einem einzigen Tag. Es ist der Sinn von Georg Kaisers Dramaturgie, daß sie die *aristotelischen Prinzipien* der dramatischen Zeiteinheit *organisch* erfüllt, das heißt: aus dem Wesen des Geschehens heraus, eines immer rapiden, heftigen, novellistischen (unerhörten) Geschehens. Und das erweist sich auch in Georg Kaisers Lustspielen (wie der brillanten „Papiermühle"), denen er neuerdings vor Dramen den Vorzug gibt zum Erstaunen mancher ethisch-ästhetisch eingeschworenen Literaturkritiker, die ihn für einen Problematiker hielten.

Georg Kaiser ist es kaum; *er ist ein Theater - Dichter schlechthin.* Daß seine Motive wiederkehren, wie oben gezeigt wurde, beweist nur seine Ursprünglichkeit und Echtheit, bestätigt ein Dichtertum, das wiederum andre bestreiten möchten mit dem Hinweis auf seine „Kälte". Jedoch die Kälte kommt hier vom Können, ist also mit Kunst identisch. Georg Kaiser ist wahrscheinlich der größte dramatische *Künstler* dieser Zeit und Sprache. Seine Szenenführung, sein Dialog, seine Kunst des Aufbaus und der Entwicklung wird noch vielen Vorbild sein, wenn der gedankliche Gehalt seiner Stücke längst verbraucht ist. In drei Dutzend Dramen hat sich Kaiser eine Technik erarbeitet, die ebenso mühelos wie effektvoll funktioniert und die oft aus einem geringen Motiv das höchste Maß von Dramatik entwickelt. Die Prozedur ist dramaturgisch sehr lehrreich: Kaiser zieht schon aus der Exposition dramatischen Nutzen, indem er das Motiv nur schrittweise enthüllt; mit kunstvollen Vorhalten — die aber nicht wie Verschleppungen, sondern wie Takte des Fortgangs wirken — entblättert er das Geheimnis der Handlung, bis er den Kern des Stückes bloßlegt. Und noch die kleinste Mitteilung — Erzählung also, nicht Kampfansage — wird in ihre Bestandteile, ihre Elemente sozusagen, zerlegt, auf die Gesprächs-Partner, den Sender wie den Empfänger, aufgeteilt und zum Material des unermüdlichen, stoßkräftigen, scharfzüngigen Dialogs gemacht, der sich von Sternheims zwar eliptischer, dennoch periodenfroher Sprache sehr unterscheidet.

Bei alledem ist es niemals leerer Technizismus, der Kaisers Motive in Bewegung setzt (eine manchmal filmischrotierende, spiralige Bewegung wie in „Nebeneinander" und in „Oliver", wo die Handlung in zwei oder drei gleichberechtigte Gruppen-Ensembles zerfällt, die wie im Bioskop einzeln fortschreiten und wiederkehren, allerdings weiterentwickelt und sozusagen ein Stockwerk höher): unzweifelhaft ist Georg Kaisers Abkunft vom Geist, vom Wort. Seine Worte sind immer schlagend, (seine Titel sind es auch), Funken springen an den Polen, wo Satz und Satz zum Dialog stoßen — aber nicht bloß aus dem Wortwitz gebiert sich seine Dramatik, sondern aus der Antithese der Charaktere, aus dem Witz der Situation. Und wer könnte — nach den „Bürgern

von Calais", „Von morgens bis mitternachts", „Frauenopfer" — daran zweifeln, daß Georg Kaiser Dichter ist und Visionen hat? Nur ist dieser Dichter nie Lyriker, immer Dramatiker — und obschon er (am 25. November 1878) in Magdeburg, der Heimat Henny Portens, zur Welt kam, 18jährig in die Neue abwanderte, in Buenos Aires Beamter der AEG war, vom Tropen-

diese Überraschung haben die Deutschen, die nach den Russen die umständlichsten Dichter der Welt sind, noch immer nicht verwunden; und sehen einen Einzelfall wie den dieses fruchtbaren Dramatikers mißtrauisch an, als wäre Kaiser nicht Dichter, nicht deutsch — fieber nach Europa zurückgeworfen wurde und in Weimar plötzlich zu dichten anfing. In Weimar — doch kommt Georg Kaisers Impetus nicht aus Anregungen der Tradition, sondern unmittelbar aus dem Lebensbetrieb. In seinem Werk ist Goethes kein Hauch.



Lebenslauf

Von *Lesser Ury*

Am 7. November 1931 werde ich 70 Jahre alt. Ich glaube, in diesem Alter darf man sich erlauben, einige Worte des Rückblickes seines Lebens zu sagen — ohne unbescheiden zu sein.

Als ich im Jahre 1887 nach Berlin zurückkam, nachdem ich an den Akademien verschiedener Kunststätten, wie Paris, Brüssel, Antwerpen, München, Stuttgart längere oder kürzere Zeit gearbeitet hatte — in Brüssel war ich einige Jahre, in Paris zweimal im Jahre 1881 und 1883 —, sah ich ein, daß das akademische Studium nicht richtig für mein künstlerisches Streben sein würde. Es war für mich eine sehr traurige Zeit, da ich allein, ohne alle Hilfsmittel, den Kampf mit der unbarmherzigen Not des Lebens aushalten mußte.

Wenn ich daran zurückdenke, erscheint es mir unbegreiflich, daß ich noch lebe. Man muß Opfer bringen, vielleicht mehr als sein Leben, wenn man von armer Herkunft Künstler werden will und muß, weil die Kunst nun einmal für mich mehr als das Leben war.

Der Staat, wie die Regierungen sich auch nennen mögen, tun nichts für *arme* Künstler und haben das schöne Sprichwort erfunden: Das Genie bricht sich immer (??) . . . Bahn.

Soll ich nun sagen, was ich unter Kunst verstehe? Das wäre kindisch, und wenn man 70 Jahre alt wird, ist man doch über solche Kindereien hinweg. Ich habe in den fünfundvierzig Jahren, die ich in Berlin bin, alle Verwandlungen und Richtungen mitangesehen. Ich habe mich darum nicht gekümmert, sondern „nur" das gemalt, was ich malen wollte, oder vielmehr mußte. Irgendeine Anerkennung meines Strebens habe ich weder früher noch jetzt, mit wenigen Ausnahmen, gefunden. Und mit Recht sagte die Berliner Sezession in ihrem Ehrendiplom, als sie mich zu meinem 60. Geburtstage zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte: „Der Künstler, der sein Leben lang ohne Rücksicht auf Modeströmungen und Tageserfolg seinen Weg geht, ist uns ein Vorbild" — etwas heftig, aber so war mein Leben, und so ist es heute noch.

Aronson und Rasputin

„Sehen Sie, diese Zeichnung hier habe ich einmal schnell hingeworfen, als Rasputin nach einer Alkohol- und Weiberorgie schwerbetrunken in meiner Petersburger Wohnung lag."

Es war im zweiten Kriegsjahr. Der Bildhauer Aronson — heute Pariser — weilte damals zu Besuch in der russischen Hauptstadt, als man ihm den überraschenden Wunsch der Zarin übermittelte, eine Büste Rasputins anfertigen zu lassen. Kowalewski, der große russische Mathematiker, beschwor Aronson, nicht abzulehnen.

Aronson nahm den Auftrag an. Sechs Monate arbeitete er nun an der Porträtbüste Rasputins, des ungekrönten Beherrschers Rußlands. Die Sitzungen fanden stets in Aronsons Petersburger Wohnung statt — doch Rasputin erschien dort nie anders als in Begleitung von Frauen. Er war maßlos stolz darauf, modelliert zu werden, und erzählte davon überall. Aber seine naive Eitelkeit konnte bis zu rasender Wut ausarten, wenn er merkte, seiner Person oder deren tönernem Ebenbild werde zu wenig Aufmerksamkeit zugewandt. Einmal hatte er wieder Frauen ins Atelier mitgebracht, diese aber interessierten sich auch für andere dort aufgestellte Skulpturen Aronsons, so insbesondere für die des russischen Schriftstellers Yassinski.

„Wer ist das?" fragt Rasputin zornbebend.

„Ein Schriftsteller", antwortet Aronson.

„Schriftsteller gibt es Tausende, aber Rasputin gibt es nur einen!" brüllt der Mönch und stürzt auf Yassinskis Büste los, um sie zu zerstören. Man hatte Mühe, den Rasenden zu bändigen.

Ein andermal war es die Porträtbüste der jungen Prinzessin Galitzin, eines auffallend schönen Mädchens, die die Aufmerksamkeit der Gäste Aronsons auf sich gelenkt hatte. „Was bewundert ihr da?" ruft Rasputin plötzlich aus. „*Das* müßt ihr ansehen! (Er zeigt auf seine Büste.) *Mich* muß man lieben und nicht dieses Frauenzimmer!"

Einmal hatte Aronson Rasputin zum Tee geladen. Der „Mönch" kam und brachte zwei wunderschöne Frauen mit. Auch Aronson hatte zwei Damen zu sich gebeten, Frauen von Freunden, die Rasputin kennenlernen wollten. Aber sooft der Gastgeber bei Tisch an eine der vier Damen das Wort richten wollte, funkelten Rasputins Augen vor Zorn und Eifersucht. Am Tage nachher kam die Haushälterin Aronsons, ein häßliches altes Weib, zu ihrem Dienstgeber und flüsterte ihm geheimnisvoll zu: „Auch mich hat der Apostel Rasputin in den Hintern gekniffen."

Die russische Armee hatte wieder einmal eine furchtbare Niederlage in Polen erlitten. Tags darauf erschien Rasputin wie gewöhnlich bei Aronson zur Sitzung, der ihn fragte: „Grigorij Efimowitsch, was sagen Sie zu unserer Niederlage?"

Freudestrahlend erwidert Rasputin: „Wunderbar, jetzt endlich kann ich mich an diesem Hund rächen."

„Ja — von wem sprechen Sie eigentlich?"

„Natürlich vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch! Ich werde Väterchen sagen, er müsse diese Niederlage ausnützen, um Nikolai davonzujagen und selbst das Oberkommando zu ergreifen. Der Hund wäre sonst noch fähig, Väterchen zu entthronen."

Wenige Tage später war eingetroffen, was Rasputin geplant hatte. Großfürst Nikolai war abgesetzt, der Zar Armeeoberkommandant.

Der Haß zwischen Rasputin und dem Großfürsten war gegenseitig. Einmal, als Rasputin schon ziemlich viel getrunken hatte, verriet er den Anwesenden den Ursprung jener Feindschaft: Nach einer Niederlage hatte Rasputin einmal den Plan gefaßt, selbst ins Hauptquartier zu fahren, um dort „Ordnung" zu machen. Er kündigte sich an, indem er dem Großfürsten ein Telegramm sandte: „Ich komme, Rasputin."

Darauf antwortete Nikolai Nikolajewitsch mit der Depesche: „Komm nur — ich werde Dich durchpeitschen lassen!"

Am Ende aber sollte doch der Großfürst der Verprügelte sein. Was galt dem Zaren sein Wort gegenüber dem des Propheten vom Reich Gottes in Rußland?

Eines Tages zeigte Maxim Gorki dem Bildhauer Aronson das Manuskript eines Buches, das der Mönch Illiodor gegen Rasputin, seinen erfolgreichen Konkurrenten, vorbereitete. Unter anderm erzählt Illiodor da auch von skandalösen Orgien, die Rasputin in Gesellschaft vieler Frauen in einem öffentlichen Bade Petersburgs sich geleistet habe. „Ist das wahr?" fragt Aronson am folgenden Tage seinen Gast. Rasputin, voll Stolz: „Und ob es wahr ist!"

Eine bekannte Petersburger Tänzerin hatte den Wunsch geäußert, Rasputin kennenzulernen. Aronson hatte sie zu sich gebeten, vorher aber Rasputin gewarnt und ihm dringend nahegelegt, sich anständig aufzuführen, da er doch wisse, wie feindselig just die „Nowoje Wremja" ihm gesinnt sei. Rasputin versprach feierlich, Würde und Haltung zu bewahren. Die guten Vorsätze aber waren wie weggefegt, als er der jungen, eleganten, schönen Frau gegenüberstand und ihr betörendes Parfüm einatmete. Wie ein wilder Stier ging er sogleich auf sein Ziel los und wollte zupacken, als er durch das höhnische Gelächter der jungen Frau und einige seine Eitelkeit zutiefst verletzende Worte in seine Schranken gewiesen wurde. In seinem Selbstgefühl getroffen, taumelte Rasputin zurück, wurde abwechselnd rot und blaß, so daß Aronson eine furchtbare Entladung befürchtete. In diesem Augenblick kam dem Gastgeber der Gedanke, sich ans Klavier zu setzen und einen bekannten russischen Tanz anzustimmen. Rasputin schien völlig verwandelt. Tanz war ja eine seiner stärksten Leidenschaften, hier steigerte sich seine Sinnlichkeit bis zur religiösen Ekstase. Bei den ersten Klängen des Instrumentes ergriff er den Arm der Frau, begann mit ihr zu tanzen, immer wilder, drehte sich schließlich allein, mit seinen schweren Bauernstiefeln stampfend, bis zu rasender Schnelligkeit und unter johlendem, brüllenden Singen, um am Ende erschöpft, mit schäumendem Mund, zu Boden zu sinken. *A. St.*

„Okkultisten"?, sagte Wolfskehl einmal. „Leute, die im Drüben fischen."



Galerie Marie Harriman, New York

Henri Rousseau, Die Freiheit lädt die Künstler zur Ausstellung der „Indépendants" ein (Oel)

Bärte

Rasputin beim Bildhauer Aronson in Petersburg (1915)



Rabindranath Tagore und Dr. Paul Geheeb, der Leiter der Odenwaldschule

Galerie Bruno Cassirer, Berlin

Max Liebermann, Eingang zum Landhaus (Oel, 1930)



Photo Rudolf Großmann

Max Liebermann



Aus „L'Amour de l'Art“ Photo Truquage

Lautrec-Interview



Photo Vennemann

Lovis Corinth vor seinem Selbstbildnis

Unterhaltung

mit *Max Liebermann*

... Nee, ich will nicht schreiben. Man macht sich unbeliebt, wenn man die Leute malt — warum soll ich da noch dichten? — Diktieren? Nee. Ich kann das Mitstenographieren nicht leiden. Mir wird schon schlecht, wenn ich nur den Stenographen sehe. Warum soll ich was sagen? Die Leute halten dann das Gegenteil für richtig. Nee, nicht ums Verrecken!

... Wer hat Bilder von mir? — Ich kenne den nicht. Wissen Sie, wenn jemand Bilder von mir hat, so beweist er, daß er ein geschmackvoller Mensch ist; ich brauche ihn darum noch nicht zu kennen.

(Man spricht vom *Sport)*... Ich glaube ganz bestimmt, daß die durch den Krieg hervorgerufene Ueberschätzung des Bizeps der Grund für die Verwilderung der Jugend ist. Ich bin nicht gegen den Sport, aber er soll den Leuten nicht sozusagen aufoktroyiert werden. Sport zur Erholung, schön. Aber nicht zum Selbstzweck. Eigentlich bin ich doch gar nicht mehr von heute, sondern von vor drei Generationen. In meiner Jugend sind wir auch geritten, geschwommen und gerudert, aber nur zum Vergnügen. Jetzt ist das Ganze eine forcierte Angelegenheit... Pinder hat recht in seinem Buch über Soziologie der Kunst. Nur verwechselt er Wirkung und Ursache. In Freiburg hat der *Heidegger* mal ne gute Rede darüber gehalten. Das sind so Ueberbleibsel der früheren gebildeten Generation.

... Sie haben was nicht verstanden? Das gibt's nicht. Wenn man ein gebildeter Mensch ist, so darf man nicht sagen: man hat was nicht verstanden. Man kann sogar *Kant* verstehen, wenn man sich Mühe gibt. Die Leute sind nur zu faul, sie wollen beim Lesen nicht denken. Wenn mich ein Buch nicht zum Denken anregt, dann schmeiß ich es in die Ecke.

... Die heutigen Dichter sind alle zu geistreich, sie haben aber nicht den göttlichen Geist, wie *Goethe* zum Beispiel ihn hatte. Es gibt manchmal hundert Seiten bei Goethe, die furchtbar langweilig sind, aber doch ist mehr Geist darin, als bei allen heutigen Schriftstellern.

... Man ist eigentlich über Kant jetzt raus. Ich lese auch nicht Kant eine Seite nach der andern, sondern nur das, was rein menschlich ist. Genau so, wenn ich in eine Galerie gehe; dann sehe ich nicht nach Kunst als solcher, sondern ich suche *Natur.* Die wahre Kunst ist immer nur Natur.

... Wenn ich male, möchte ich Leben malen. Für mich ist *Lyrik* der Inbegriff aller Kunst. Was in der Malerei nicht Lyrik ist, ist auch keine Kunst. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Malerei *fertig* ist; genau so wie es für einen Weinstock Zeiten gibt, wo er keine Früchte trägt. Die Heutigen machen alles viel zu sehr mit dem Verstand, es wird ausgeklügelt, das ist keine Kunst mehr. Wenn man eine Blume richtig malt, dann kommt ein Kunstwerk zustande. Dann muß man aber nicht noch etwas dazuerfinden, was Kunst ist.

... Alle Romantik ist Krankheit. Da halte ich es mit Goethe. Ist das nicht merkwürdig, daß die Präzeptoren der heutigen Malerei *Cézanne* und *Van Gogh* sind? Zwei Geisteskranke!

... Ich finde die heutige Malerei dämlich. Nachwuchs? Ich sehe keinen. Von den jungen Franzosen gefällt mir Braque und...

... Freilich lese ich. Sehr viel. Man schickt mir viele Bücher zu, ich schaue alles an. Da habe ich jetzt diesen Roman von *Musil* gelesen, wie heißt er gleich? richtig: „Der Mann ohne Eigenschaften". Ein furchtbares Buch. Aber hoch interessant! Wissen Sie, da kommt

doch der *Rathenau* vor, das war ja mein Vetter, ich habe ihn gut gekannt. Mich wundert bloß, woher dieser Musil das hat. Er beschreibt ihn so eindringlich und rücksichtslos, wie nur jemand schreiben kann, der selbst den gleichen Charakter hat. Dieses Buch war eine große Ueberraschung für mich. Der Mann schreibt nicht leicht, aber der kann was, der weiß was.

... Musik? Natürlich. Wie ich Goethe liebe in der Dichtung, so *Mozart* in der Musik. *Wagner* finde ich ekelhaft. Aber nicht nur deswegen, weil er ein Antisemit war. Wissen Sie, ich war einmal mit meiner Tochter bei Lohengrin, sie hatte noch nie was von Wagner gehört, und mitten im ersten Akt sagt sie mir: „Komm, gehn wir." Da sehen Sie: Unser Instinkt ist gegen Wagner.

... Gute Zeichner sind *Gulbransson* und *Heine*. Bei Gulbransson kommt noch, bei aller Bosheit, eine graziöse Liebenswürdigkeit im Strich hinzu.

... *Das* hab ich gesagt? Möglich. Wissen Sie, wenn man mir einen Witz erzählt, den ich gemacht haben soll, dann höre ich ihn mir erst an: Wenn er gut ist, war er von mir.

Zwei philosophische Sätze. I. ... denn grade Husserls eingehende Analyse des Satzes Brentanos, jedes intentionale Erlebnis sei entweder selbst eine Vorstellung oder habe eine Vorstellung zur Grundlage — eine Analyse, die in präziser Unterscheidung nicht nur von „Akt", „Materie", „Qualität", „Inhalt" und „Gegenstand", von „intentionalem Gegenstand des Aktes", seiner „intentionalen Materie", „intentionalen Qualität" und seinem „intentionalen Wesen" abhandelt, sondern vor allem fortschreitet zu einer Art Klassifikation grundlegender Aktdifferenzen, von denen für das psychologische Forschungsgebiet besonders die Klasse der „fundierenden" und „fundierten" wie das qualitative Wesen aller Akte inbegrifflich fassenden „objektivierenden" Akte bedeutsam werden sollte — mußte in dem kritischen Fortgang zur Thesis: „Jedes intentionale Erlebnis ist entweder ein objektivierender Akt oder hat einen solchen Akt zur ‚Grundlage'" eine Neufundierung der Psychologie als „Aktpsychologie" geradezu fordern, der die sinntheoretische Seite der psychologischen Fragestellung zur grundsätzlichen Durchführung bereitgestellt war.

II. ... die Relationstheorie A. von Meinongs wie die Untersuchungen Chr. v. Ehrenfels' über die von ihm sobenannten „Gestaltqualitäten", die Analysen zur „Komplextheorie" G. E. Müllers wie die Arbeiten von H. Kornelius, vor allem aber die eingehenden Untersuchungen F. Kruegers, denen gegenüber die neueste Richtung der „Gestalttheoretiker" unter W. Köhler und M. Wertheimer in — nach Koffkas Worten — noch stärkerer Betonung der „Umzentrierung der ganzen Problemstellung" steht, bezeichnen, wie verschieden gerichtet im einzelnen auch die Arbeiten dieser Forscher sein mögen, die Hauptetappen auf dem Wege zu einer Neuerfassung des psychologischen Problems, die im Kampf gegen den Psychologismus auf philosophischer Seite neben den Marburgern auch von der „südwestdeutschen Philosophenschule" innerhalb des Neukantianismus gefordert wurde, auf die an der Hand von Ausführungen Heinrich Rickerts wie des dieser Schule zwar nahestehenden, jedoch in entscheidenden Fragen eine durchaus originale Stellung einnehmenden Denkers Bruno Bauch nunmehr abschließend noch eingegangen werden soll.

Aus dem Aufsatz „Grundlagen der Denkpsychologie" von Prof. Dr. Johannsen-Jena, im Sammelwerk Saupes „Einführung in die neuere Psychologie" (1931).

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 12. November

Hundert Jahre Sardou

Im „Palais Royal" wurde „Divorçons!" probiert. Damals leiteten Briet, Plunkette und Delacroix das Theater in der Rue Montpensier. Briet wohnte zu jener Zeit in Chatou und fuhr allmorgendlich mit Bisson, dem glücklichen Autor des „Schlafwagenkontrolleurs" usw. nach Paris. Als ihn Bisson eines Tages fragte, was er augenblicklich in seinem Theater vorbereite, winkte Briet verzweifelt ab: „Ein Stück von Sardou. Er nennt es ‚Divorçons!' Das wird ein Durchfall wie er noch nicht da war! Keine Psychologie! Kein Geist! Idiotisch, kann ich Ihnen sagen, idiotisch!"

Seither wurde „Divorçons!" über tausendmal gespielt. Wenn auch nicht ganz so oft wie „Madame Sans-Gêne". Und doch wurde noch selten ein Stück von der Kritik so schlecht behandelt. Als Sardou seine Komödie für die Provinz verkauft hatte (wo sie derartige Triumphe feiern sollte), wollte der Impresario, wie das üblich ist, seine Reklame zum Teil mit Kritik-Auszügen aus den Pariser Blättern bestreiten. Er durchstöberte alle Tagesblätter, Revuen, Fachzeitungen und Agenturenberichte. Nichts! Er konnte nichts finden, was er hätte zitieren können! Kein einziger Artikel, ja nicht einmal ein Auszug aus einem solchen. Alle Journalisten waren sich über die unmittelbar bevorstehende Absetzung des Stückes einig.

Was Sardou zu dem schrecklichen und ungerechten Wort über die Kritiker veranlaßte: „Bah! Ich weiß nicht einmal, wie sie heißen. Und sie haben es sich zum Beruf gemacht, von mir zu sprechen!" ... *Léon Treich*

Je suis partout. Die Konzerte Poulet werden versuchen, ihre Bemühungen in der kommenden Saison noch zu verdoppeln. Neben den großen klassischen Werken wird das erste Konzert ein Violinkonzert von Fitzner und ein Klavierkonzert von Mahler zu Gehör bringen, beides junge deutsche Komponisten. *(Aus „Je suis partout" des Historikers Pierre Gazotte, Paris 1931)*

Nachlaßauktionen

Das waren zwei kurios verschiedene Menschen, deren Sammlungen demnächst unter den Hammer kommen: Der Prinz Friedrich Leopold von Preußen, der Kunstgelehrte Dr. Hofstede de Groot. Beide Auktionen werden die Sensation dieses trüben Winters werden.

Leopold, der Herr von Klein-Glienicke, versteigerte eigentlich schon seit Jahr und Tag. Mitten im schönsten Verkaufen ist er jetzt weggestorben, auf dem Gut, das eigentlich der Fiskus unter seinem Bett weg schon halb zu sich herübergezogen hat. Eine traurige, unromantische Sache: Verkommenheit und über Jahre hinaus immer gesteigerter Verfall eines doch ursprünglich einmal fürstlichen Wesens, Verhöckerung der beaux restes einer herrschaftlichen Kultur des vorvorigen, des 17. Jahrhunderts. Die Flöte des alten Fritz, zwischen Hearst und einem anderen amerikanischen Zeitungsmagnaten hin und her geboten; die Unerquicklichkeiten der Glienicker Versteigerungstage des Frühjahrs haften zu gut im Gedächtnis. Sic transit — dafür wird jetzt in dem vornehmen, stillen Haus an der Tiergartenstraße, bei *Graupe & Ball*, eine Auktion stattfinden, die trotz des reichlich wilden Gemisches des Dargebotenen der unwürdigen Sache Leopold noch einen würdigen, versöhnenden Endklang mitzugeben vermag. Neben ausgezeichneten altbrandenburgischen und Augsburger Silberarbeiten, unmäßigen Bierhumpen, aus denen noch der Große Kurfürst getrunken hat, sind ein paar nette Bilder, einige bemerkenswerte Möbel. Dazwischen zwei köstliche mittelalterliche Abendmahlkelche, weiß Gott, wie die in die Sammlung gekommen sind; außerdem noch viel prinzlicher Trödel, der aber von den Freunden von Kulturkuriosis sicher gut aufgenommen werden wird. Die besten Sachen des Leopoldischen Kunstbesitzes sollen allerdings immer noch in der Dependence Lugano sein, aber nicht herausgelassen werden. Das wird noch einmal eine ergiebige Zwangsversteigerung geben.

Hofstede de Groot gehört zu den wenigen einigermaßen Unsterblichen aus den Reihen der Kunsthistoriker: ihm verdanken wir nebst Bode die profundeste Erforschung der gesamten holländischen Malerei. Mit der Akribie des Altphilologen, der er ursprünglich war, hat diese wahrhaft erstaunlich reine und klare Gelehrtenpersönlichkeit den kleinsten Kleinmeister und Monogrammisten ebenso treu untersucht und sein Werk wieder zusammengefunden, wie er über die Großen, einen Hals, einen Rembrandt, einen Potter, einen Vermeer Erkenntnisse sammelte, die von dauernder Bedeutung sind. Persönlich war der stille, bescheidene Mann nie sehr in Erscheinung getreten. Sein Leben bestand in einer demütigen Kleinarbeit, einem unendlich geduldigen Zusammensuchen. Reise um Reise, Berge von Notizzetteln, Korrespondenzen; gelehrte, trockene, äußerst kluge gezeichnete, und eine im Wust unsrer Buchmasse verlorengehende Schrift, in der er einmal von sich und seiner Entwicklung etwas erzählt: „Der Kenner“ (Grotesche Verlagsbuchhandlung Berlin).

Freude schuf diesem weltabgewandten, einzigartig verträumten Menschen das eigene Sammeln: eine mächtige Kollektion kostbarer Randzeichnungen der alten Holländer hat er dem Rijksmuseum in Amsterdam vermacht, eine sehr wertvolle Sammlung ebenfalls von Zeichnungen der bedeutendsten holländischen Maler wird im November durch *Boerner* in Leipzig versteigert.

Mischa Grünwald

Muncker. Jedermann, der in den letzten vier Jahrzehnten in München studiert hat, weiß, wer Franz Muncker war. Er war nicht nur Geheimer Hofrat, Klopstock-Biograph, einziger Leser des Messias und ein gütiger Mensch. Er war auch einer der witzigsten Lehrer der Literaturwissenschaft. Und dazu unterlief ihm gelegentlich ein unfreiwilliger Scherz. Zum Beispiel schloß er einmal ein Kleist-Kolleg mit dem Volltreffer: „Und so kommen wir zu dem Schluß, daß Götz von Berlichingen das Käthchen von Heilbronn befruchtet hat.“ — Als ihm an seinem 70. Geburtstag die schöne Büste überreicht wurde, die Ernst Pentzoldt von ihm gemacht hat, sagte er, komisch verzweifelt, zu den Studenten: „Meine Damen und Herren, was soll ich denn mit meiner eigenen Büste anfangen? Ich kann mir doch nicht meine eigene Büste auf den Schreibtisch stellen. Eher hätten Sie mir alle Ihre Büsten schenken sollen ...“ Diese Antwort habe übrigens sein großer Kollege Wölfflin schon früher bei einem ähnlichen Anlaß gegeben, fügte er hinzu, wie immer philologisch gewissenhaft.

Herbert Günther

Rothschild-Dämmerung

Zu den vielen im Kriege und nach dem Kriege auseinandergeborstenen Internationalen gehört auch die Internationale des Hauses Rothschild. Der Londoner, der Pariser, der Wiener Rothschild sind nahe Verwandte bei der Konversation und entfernte Verwandte bei der Geschäftsregulierung. Als der alte Amschel Rothschild am 19. September 1812 starb, da soll er, wie eine Legende berichtet, seine fünf Söhne an sein Sterbebett gerufen und ihnen anbefohlen haben, nie dem Judentum abtrünnig zu werden, alle ihre Geschäfte gemeinsam zu beraten und durchzuführen und nur innerhalb ihrer eigenen Familie zu heiraten. Gründer einer stolzen Dynastie sterben bekanntlich stets mit pathetischen Nebengeräuschen, und der Mythos klappt ihren Sarg zu. Wahrscheinlich hat Amschel Rothschild nicht erst auf den Tod gewartet, um seinen Söhnen Inzucht nahezulegen. Jedenfalls aber dachte Amschel Rothschild international.

Nach dem Debakel der Credit-Anstalt erschien der Chef des englischen Hauses, Baron Lyonel Rothschild, in Wien. Er hatte es außerordentlich eilig, er wollte keine Zeit verlieren. Nur mit wenigen, hauptsächlich offiziellen Persönlichkeiten konferierte er; aber stundenlang vertiefte er sich in das Buch der Bücher: ins Hauptbuch. Und dann rechnete, kalkulierte und kombinierte er. Als Ergebnis dieser Ziffernstrategie erschien ein knapper Tagesbefehl: sein Wiener Vetter hat sich von allen österreichischen Geschäften zurückzuziehen, das notwendige Geld für die Ordnung aller Verbindlichkeiten, die das Wiener Haus Rothschild direkt betreffen, wird zur Verfügung gestellt, für diese Darlehen stellt das Wiener Haus Garantien, ferner verpflichtet es sich, seine zahlreichen Luxusobjekte bei günstigen Gelegenheiten zu veräußern und zinsloses Geld in zinstragendes zu wandeln; sollten sich Einschränkungen des Wiener Haushaltes aus Gründen gesellschaftlicher Scham nicht durchführen lassen, dann hat das Wiener Haus Rothschild seine Uebersiedlung in ein anderes Land, nach England oder Frankreich, in Erwägung zu ziehen. Nach diesen Dienstinstruktionen an seinen Wiener Vetter reiste Lyonel Rothschild schlicht ab. Von der Solidarität des Hauses Rothschild blieb nichts anderes übrig als der festsitzende Eindruck, daß seine Wechsel, von welchem Familienmitglied immer sie ausgestellt sein mögen, prima sind.

Louis Rothschild, der Chef des Wiener Hauses, hat den Zusammenhang mit der großen Tradition der Geldkönige verloren. Er ist ein österreichischer Grandseigneur, ein sanfter Spaziergänger rings um die Welt des Kommerzes geworden. Die Wiener Luft verweichlicht, sie trocknet alle Energien zu rasch aus. Salomon Rothschild, der Dialogpartner Metternichs, war noch aus dem harten Holz der Erfolgsicheren geschnitzt. Er liebte das Geld um seiner selbst willen, er liebte es als seinen Herrn und nicht als seinen Sklaven. Er dachte über die Wollust an gelungenen Transaktionen ähnlich wie sein großer Bruder Nathan, der unter Hinterlassung eines Vermögens von zwei Milliarden Mark gestorben ist. Nathan brauste einmal auf, als ihm ein englischer Aristokrat bedeutete, seine Söhne würden nicht so sehr wie er auf Gelderwerb versessen sein. Nathan hat damals mit impetuosem Temperament erwidert: „Ich will, daß sich alle dem Geschäft hingeben, das ist der Weg zum Glück. Es ist viel Klugheit erforderlich, ein großes Vermögen zu erwerben, aber es erfordert zehnmal mehr Witz, es zu erhalten." Salomon Rothschild hat diese Weisheit seinem Sohn, Baron Anselm, Baron Anselm seinem Sohn, Baron Albert, wie ein Lebenselixier eingeflößt, und auch Baron Albert Rothschild hat

seinem Sohn Louis die These seines Ahnen als geistiges Erbgut vermacht. Aber Baron Louis hatte nicht nur das Geld, sondern auch die Weisheit seiner Väter unrichtig veranlagt...

Er ist dabei eigentlich kein Lebensgenießer. Viele Rothschilds, auch Londoner und Pariser, sind mit viel mehr Elan als er in den stillen Gärten der Lust oder des Vergnügens gewandelt. Seinen Vater, Baron Albert, hat sein Geschäftsgeist und seine Sparsamkeit nicht abgehalten, sich mit schönen Schauspielerinnen zu vergnügen. Man erzählt keine Indiskretion, wenn man seine Beziehung zu Helene Odilon aus der Vergessenheit reißt, zu jener entzückenden, amourösen Frau, die jetzt im tiefsten Elend in der Nähe von Wien dahinvegetiert. Albert Rothschild, der um eine Goldkrone Schach spielte und mit leise maliziösem Lächeln die Herausgabe der Briefe Heinrich Heines an einen seiner Vorfahren verweigerte, weil sie nur vom Geld handelten, das er verachtete — Albert hatte eine gute Eigenschaft: er wollte nie auf der Estrade stehen. Große neue Geschäfte machte er nicht gern, er ging am liebsten seinen bequemen Kiesweg. Die Rothschilds sind als Bankiers der Staaten reich geworden, sie müssen sich nicht mit den Mächten von heute, mit dem Finanzjunkertum der Bankdirektoren und der Schlotbaronie der Industriemagnaten, verbinden. Geld soll Hagestolz bleiben...

Baron Louis Rothschild ist selbst Junggeselle, nur sein Geld hat gefreit. Und dadurch hat er doppelt gegen das Familiengebot verstoßen. Man hatte von ihm erwartet, daß er eine der Rothschild-Töchter heirate und dadurch die Familieninteressen durch einen goldenen Reif zusammenhalte. Aber Louis Rothschild blieb standhaft wie der Prinz of Wales, er wollte das Glück der Einsamkeit nicht der Geldverbrüderung opfern. Baron Louis Rothschild hängt nur äußerlich am Judentum, er betrachtet es als eine geistige Hypothek auf seinen freien Willen, und er hätte diese längst schon abgebürdet, wenn er, der Feinhäutige, nicht das Aufsehen so fürchtete. Zum näheren Umgangskreise Louis Rothschilds gehört fast ausschließlich die Aristokratie aus dem feudalen Wiener Jockeiklub, deren Neigungen und Lebensauffassungen er restlos teilt. Es ist auch charakteristisch, daß der frühere Kanzler und jetzige Außenminister Dr. Schober Louis Rothschild von der Jagd zurückberufen mußte, um von ihm die Zustimmung zur Fusion der Bodenkreditanstalt mit der Credit-Anstalt zu erhalten. Nach dem Abschießen eines Bockes kam dieser berühmte, für die Kredit-Anstalt verhängnisvolle Vertrag zustande. Was Rothschild damals wirklich „erlegt" hat, erfuhr man erst heuer: es waren blanke dreißig Millionen Schilling.

Bestimmte Fähigkeiten sterben nun

---

ab, wenn man sie in fremde Erde versenkt. Die großen Rothschilds wollten in erster Reihe Juden und Geschäftsleute sein. Nathan Rothschild erwiderte einem englischen Herzog, der sich darauf berief, der erste christliche Baron Englands zu sein: „Dann sind wir ja Kameraden; denn ich bin der erste jüdische Baron Englands." Lyonel Rothschild, der jetzige Chef des englischen Hauses, amtiert in einem schmucklosen Zimmer, gemeinsam mit seinem Prokuristen, man kann mühelos zu ihm gelangen, wenn man ihm ein seriöses Geschäft vortragen will. Und er soll, wie viele seiner Verwandten, stark mit der zionistischen Bewegung sympathisieren, er hat tiefes Mitgefühl mit den Unglücklichen seines Volkes. Zwischen diesem treuen Festhalten an der Ueberlieferung und wienerischem Hochtorytum klafft ein unüberbrückbarer Abgrund. Es liegt vielleicht Tragik in der ein wenig spöttischen Feststellung: Was ein Rothschild erwarb, hat ein Baron verstreut.

Louis Rothschild ist dabei ein durchaus gescheiter Mensch, mit der angeborenen Skepsis des Durchschauers, aber er streift die Handschuhe nicht ab, wenn er ein Geschäft berührt, und so kann er dessen Qualität nicht exakt prüfen. Um Louis Rothschild sammelten sich nach der Auflösung des Hofes alle Strömungen und Kräfte, die aus dem Gefängnis eines zu kleinen, zu unakustischen, zu undekorativen Staates hinausstrebten. Der letzte Stuck der alten Monarchie hieß Rothschild, er trug nur, wie ein Bonmot sagte, den Schilling statt der Krone auf dem Haupt.

Ist es da wunderzunehmen, daß sich dieser Mann an die Spitze der Credit-Anstalt berufen ließ, daß er den Betörungsworten der Direktoren Regendanz und Ehrenfest erlag, daß er seine schöne Namensfassade der Amstelbank lieh? Herrschen kann man nicht ohne Körperlichkeit, herrschen kann man nur durch seine Materie, durch die Materie seiner Person und seines Geldes. Und es ist vielleicht schicksalsnotwendig gewesen, daß alle Relikte des alten Oesterreich erbarmungslos ausgetilgt werden. Dem Haus Habsburg mußte wahrscheinlich das Haus Rothschild folgen.

Baron Louis Rothschild ist ein reicher, sehr reicher Privatmann geworden. Bei Ordnung seiner Verbindlichkeiten zeigte er seine wirklich vornehme, seigneurale Art. Daß die Rothschilds nicht mehr bezahlen, als sie schuldig sind und reelle Haftungen übernommen haben, gehört allerdings zu ihrem neuen, schlichteren Lebensstil. Louis Rothschild leidet angeblich sehr darunter, daß er, obwohl ihm noch ein ungeheurer Besitz geblieben ist, nicht mehr aus dem Vollen schöpfen kann. Vielleicht blättert er in den unveröffentlichten Briefen Heines, die sein Vater, Baron Albert Rothschild, der Oeffentlichkeit vorenthielt, und vielleicht stößt er auf eine übrigens nicht ganz unbekannte Anekdote: Ein berühmter Dichter besuchte einmal den Begründer der französischen Dynastie, Baron James Rothschild, und fand ihn in seelisch desolatem Zustand. „Ich bin verrückt", seufzte Rothschild. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen, glaube ich es nicht", meinte der Dichter. Rothschild fiel ihm klagend ins Wort: „Das ist eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal Geld zum Fenster hinauswerfe." Daß diese Verrücktheit kein Erbübel der Familie Rothschild ist, hat der Wiener Majoratsherr bewiesen ... *Ernst Ely*

Wer wird wohl sein Geld auf jener Bank in Brüssel anlegen, die ewig im Speisewagen annonciert und 1,148 Millionen Reserven hat? *Ramón*

Die Zeiten. Vorgestern begegnete mir George Groß auf der Straße, acht Uhr früh. „Böse Zeiten für uns Künstler", murrte er. „Früher pflegte ich um diese Stunde noch wach zu sein. Jetzt bin ich es schon." *Roda Roda*

Nathaniel Rothschild (London, 1840—1915)



Sammlung Raoul Korty

Louis Rothschild (Wien)



Sammlung Leopold v. Preußen

Augsburgischer Prunkbecher (Silber und Perlmutter, 16. Jahrh.)

Aus der „Kunst des 20. Jahrhunderts" (Propyläen-Kunstgeschichte)

Paul Klee, Bauchredner und Rufer im Moor (Aquarell)

Aus der „Kunst des 20. Jahrhunderts“ (Propyläen-Kunstgeschichte)

Max Ernst, Meer und Schwalben (Oel)



Photo Edda Reinhardt

Jean Cocteau in seinem Film „Das Leben eines Dichters“

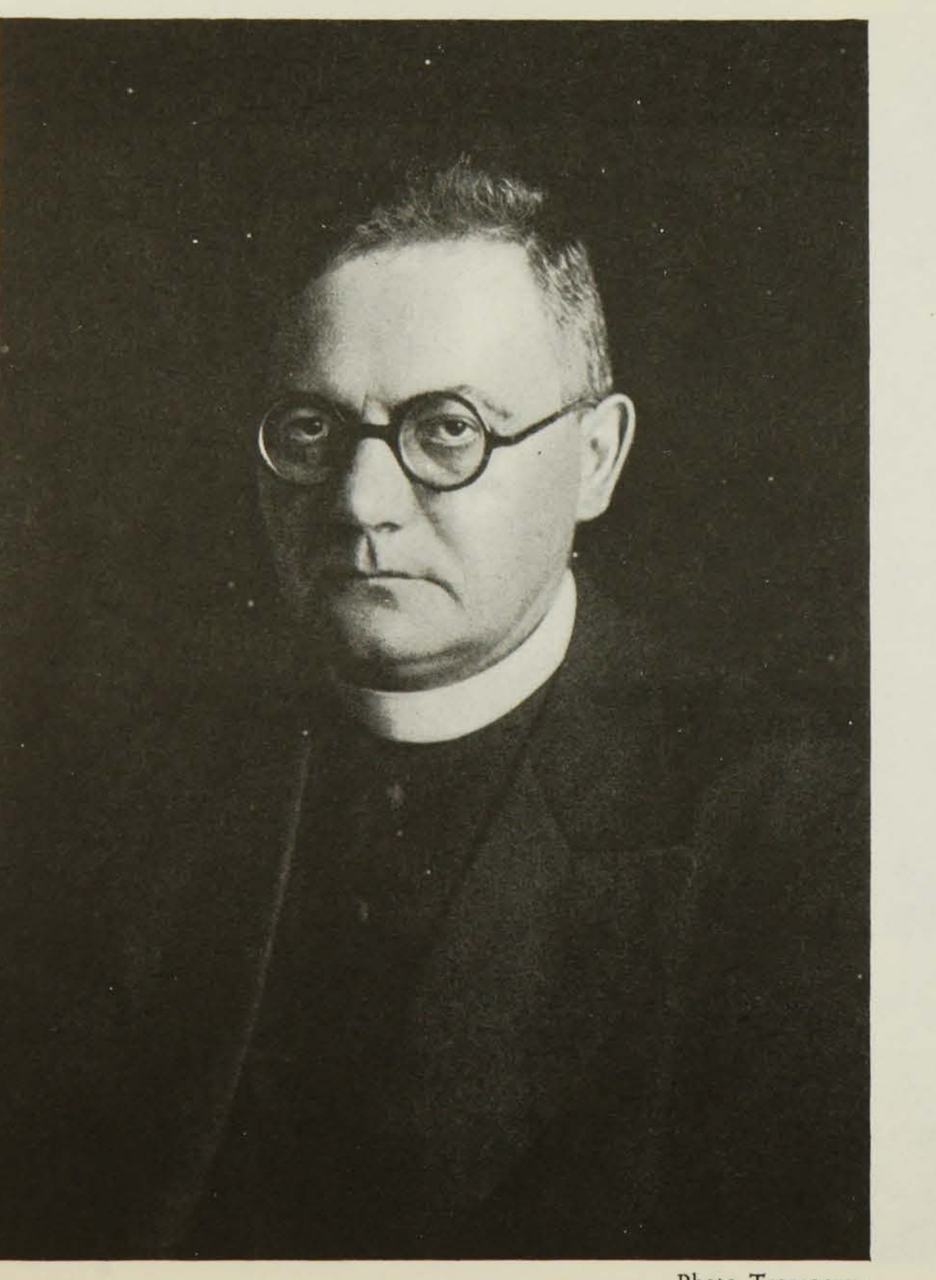


Photo Transocean

Professor Dr. Georg Schreiber, M. d. R.

Photo Franz Fiedler

Pope im Athenischen Kafénion

Matadore des Reichstags

X.

Georg Schreiber, der allmächtige Prälat

Ein Abgeordneter schickt aus Italien eine Ansichtskarte an sein Sekretariat. Die Karte zeigt das Haus, in dem er zur Zeit wohnt. Das Fenster, hinter dem er den verdienten Schlaf der Erholung schläft, bezeichnet er mit einem Kreuzchen. Hinter dieser simplen und liebenswerten Vertraulichkeit steht ein katholischer Priester, und zwar der mächtigste Mann jener Partei, die die deutsche Politik bestimmt, und also der mächtigste Mann im deutschen Reichstag.

Obgleich seine Macht so sehr von der unsichtbaren Art ist, daß Laien kaum von ihr wissen, so ist es doch eine unvorstellbar verzweigte und weitgreifende Macht, die der noch nicht fünfzigjährige päpstliche Hausprälat und ordentliche Professor für Kirchengeschichte an der Universität Münster D. Dr. Georg Schreiber ausübt.

Die trockene Aufzählung des Reichstagshandbuchs nennt eine lange Reihe der einflußreichsten Körperschaften, Gremien, Organisationen mit wissenschaftlicher oder kultureller oder politischer Zielsetzung, denen Professor Schreiber an leitender Stelle angehört. Und diese vielen leitenden Posten stehen nicht nur auf dem Papier. Schreiber füllt sie aus, versteht es, in seiner Person den Einfluß all dieser Einflußsphären zu potenzieren, zu akkumulieren. Wo offiziell oder offiziös etwas für Kunst, Wissenschaft, Kultur, Volksbildung getan wird, dort ist er dabei. So ist er z. B. Mitglied der historischen Reichskommission; wieviel deutsche Staatsbürger wissen, daß diese Kommission die deutsche Geschichtsforschung dotiert, d. h. dirigiert? Er ist Senator der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die von Reich und Industrie freigebig subventioniert wird. Selbstverständlich gehört er auch dem Gremium der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und dem Kuratorium der Deutschen Hochschule für Politik an. Weniger selbstverständlich erscheint die Mitgliedschaft der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Man bewundert das biegsame und schnelle Verständnis der Priester Roms für die Bedeutung des Sports. Ganz fugenlos paßt wieder in dies katholische Mosaik, daß Schreiber auch als Herausgeber eines politischen Jahrbuchs und einer staatspolitischen Schriftenreihe zeichnet.

Es scheint fast übermenschlich: aber unter all diesen Ämtern und Würden soll es nicht ein einziges bloßes Dekorationsstück, nicht eine Sineküre geben. An Arbeitskraft ist der Prälat der Herkules des Zentrums. Sein Tag ist von früh bis spät mit Sitzungen, Besprechungen, Korrespondenzen bis auf die letzte Minute ausgefüllt. Er organisiert, er publiziert, er liest die Anträge, er findet sich in jedem Aktenstück zurecht, er beherrscht jedes Büro.

Wenn auch Kaas der für Außenstehende sichtbare Führer der Zentrumspartei ist, so hat doch Schreiber sicherlich das größere Wirkungsfeld, die bedeutungsvollere Machtposition. Alle die feinen unsichtbaren und grade darum so unzerreißbaren Fäden des deutschen Kultur-Betriebes laufen durch seine Hand. Was das Parlament und die Regierungsstellen sichtbar schaukeln, was scheinbar glatt durch die Regierungsmaschine läuft, das ist alles schon als gut vorgearbeitetes Halbfertigfabrikat angeliefert worden — Fabrikmarke: Schreiber. Es soll kein Ministerium geben, in dem die Geheimräte nicht katzbuckeln, wenn Prälat Schreiber naht. Das mag übertrieben klingen, aber zumindest in den kulturpolitischen Ressorts des Innen- und Außenministeriums wird man dieser Behauptung Verständnis entgegenbringen; und selbst wenn man sich dort aufs Leugnen verlegen wollte, so be-

zeugen die wohlbeglaubigten Diplomatenpässe, die Schreiber auf jeder Auslandsreise begleiten, daß er in seinem Vaterland auch außerhalb seiner Partei Drähte zieht.

Nicht nur mit seinen Kollegs beeinflußt er die weltanschauliche Stellung deutscher Studenten, ein Schwarm von Stipendiats - Aspiranten ist strebsam genug, zu wissen, wie viel Professor Schreibers Gnade wert ist. Vier Ehrendoktor-Diplome, die er zu seinen zwei regulär gebauten Doktorhüten hinzubekommen hat, beweisen, daß auch Professoren-Senat und Rektoren wissen, was der Mann vermag. Auch den Propagandisten des V. d. A. ist es schon lange bekannt, wie nützlich es ist, Professor Schreiber zu kennen, wenn man an die Fonds herankommen will, die einem die Vortragsreisen ins Ausland ermöglichen.

Welch Uebermaß an Gedächtnisschärfe, Welt- und Menschenkenntnis muß ein Mann für diese Methoden des unsichtbaren Herrschens mitbringen! Und wie zielsüchtig muß er sein, um so wenig ehrsüchtig zu sein! Nur ein in Gott geschlossenes Weltbild kann diese stille, tiefe Herrschsucht, aus der man früher die Großinquisitoren schnitzte, hervorbringen. Daß sie nicht nur Ketzer verbrennt, sondern auch fromme Leiber rettet, das ist im Falle Schreiber vor dem parlamentarischen Barmat - Untersuchungsausschuß sogar gerichtsnotorisch geworden. Wahrscheinlich ist sein soziales Gefühl größer als es der Königsmacher der klerikalen Partei zeigen darf.

Ein Privatleben mit Privatbeziehungen hat Georg Schreiber nicht. Man sieht ihn höchstens bei den parlamentarischen Bierabenden, zu denen der Reichspräsident und die Chefs der Ministerien ein- oder zweimal während jeder Parlaments-Saison einladen. Sogar seiner eigenen Fraktion ist er fremd und unheimlich. Ob auch seine besondere Fähigkeit und Vorliebe zur feinen Intrigue bei all dem vielfältigen Spiel und Gegenspiel persönliche Nähe und freundschaftliches Vertrauen hemmen? Eine menschliche Schwäche muß ja schließlich jeder haben, und weltliche Eitelkeit auf sein Aeußeres ist diese Schwäche beim Prälaten Schreiber sicher nicht. Er trägt mit Würde ungebügelte Hosen unter seinem schlechtsitzenden Priesterrock und bringt sich von seinen Pensionsmüttern, den grauen Schwestern des Moabiter Hospizes, sein Stullenpaket in den Reichstag mit, das er dann redlich mit seinen Hilfskräften teilt.

Viele vergleichen Schreiber mit Erzberger. Gleich diesem eignen ihm bienenhafter Fleiß und enzyklopädisches Wissen. Nur was bei Erzberger autodidaktisch, spontan, intuitiv war, das hat bei Schreiber das elastisch zähe Fundament scholastischer Wissenschaftlichkeit, intellektueller Dogmatik, distanzierten Seelenhirtentums.

Wer Schreiber als Redner kennt, wird seinen Charakter leichter erfassen. Schreiber spricht nie laut. Bei kniffligen Fragen schließt er die Augen. Seine Humorlosigkeit ist chronisch, nur wenn er sich vom Manuskript freiredet, bei den großen parlamentarischen Debatten, wird er ab und zu — wie wider seinen Willen — satirisch.

Es gibt ein Romanmanuskript, in deutscher Sprache, das von Verleger zu Verleger reist, dessen Schlüsselfigur Schreiber ist. Der vielversprechende Titel lautet: „Die Sekretärin des Prälaten". Aber die Verleger sind nach der Lektüre immer schwer enttäuscht. Es ist nämlich „nur" ein politischer Roman, der treffender „Das Konkordat" heißen sollte. Doch dann würden die Verleger wohl das Manuskript nicht einmal lesen ... Der Prälat Schreiber selbst aber, wenn er mal zufällig in einer Taxe eine weibliche Schreibkraft aus dem Fraktionsbüro mitnimmt, veranlaßt den Chauffeur, das Licht im Wagen brennen zu lassen.

O. B. Server

Das Flugzeug ist nicht allein ein neues Verkehrsmittel; es ist der Vermittler eines neuen und großen Lebensgefühls. Das hat *Barbusse* erkannt und in seinem visionären Roman *Erhebung* geformt. (Zsolnay-Verlag.) Der Mensch, den die Höhe dem einzelnen entrückt, sieht das Große, die Gesamtheit, die Zusammengehörigkeit des von Zufälligkeiten Getrennten. Hoch vom Flugzeug weitet sich der Blick. Was unten liegt, schiebt sich zusammen und bietet sich geschlossen dem darüber hinstreifenden Auge. Wenn wir frei im Luftraum dahinschweben, wenn um uns nichts anderes ist als Luft und Wind und Geschwindigkeit, wenn wir die Ferne in uns hineinschlucken, vom stählernen Schlagen der Motoren vorwärtsgerissen, dann wird die kühle, nüchterne Technik zu einem gewaltigen Zauberer, der uns Schönheiten zeigt, die wir niemals ahnten, der Abgründe aufreißt und wieder schließt, von denen wir nichts wußten, und Weiten zusammendrängt auf einen Platz, die nur des Fliegers Auge überblicken kann. — Als wir im Kriege aufstiegen, um mit unseren großen Vögeln Tod und Verderben dem Feinde zu bringen, da vergaßen wir oft, was unsere Aufgabe war. Unter uns dehnte sich das Land. Die deutschen Gräben, die französische Stellung, — klein, unendlich klein und winzig lag das alles unter uns. Feinde? Weltkrieg? Tod und Not? Unscheinbar sank diese ganze Tragik hinter uns zurück, die wir in den Himmel stürmten und für Stunden frei waren. — Barbusse ist ein Dichter, der eine Weltanschauung, die er als richtig erkannte, feurig verficht. Nicht jeder kann ihm folgen; aber in seinem Roman hat er vieles in Worte gegossen, was den Flieger bewegt, was der Pilot denkt, der Mensch ist wie alle Menschen und doch wieder nicht, weil er beim Fliegen zum Herrn wird über den großen und gewaltigen Weltenraum. *Hermann Köhl*

Das Flugzeug kann aus dem 6. Band des Neuen *Brockhaus*-Lexikons erfahren werden. Der 7. Band gibt Gas, unterrichtet über Geschlechtsverhältnisse, wägt Goethe und Gotik, Griechenland und Großbritannien genauestens ab. Im 8. Band gibt es u. a. Holz und Hoch-

gebirge und Biographien von Hindenburg, Hitler und Hoelz (die beiden letzteren sind eines Jahrgangs: 89); über Hitler erfährt man, daß er, in Braunau, Oberösterreich, geboren, das Malerhandwerk erlernte und erst 1913 nach München ging. Ferner findet sich auch Hysterie in diesem Band des vortrefflichen, reichhaltigen, immer objektiven *Handbuch des Wissens*, das man auch in müßigen Minuten beliebig aufschlagen kann, wenn man — wie schon Goethe (Band 7) sagt — nichts zu suchen im Sinn hat; denn man findet immer allerlei. *Wtt.*

Es ist peinlich, sich mit österreichischer Geschichte zu beschäftigen. Die Kenntnis dieser unerfreulichen Angelegenheit gibt zwar den Schlüssel zum Verständnis der europäischen Katastrophe in die Hand; trotzdem: es ist peinlich, sich mit ihr zu befassen. Kein Kapitel der neueren Geschichte zeigt ein so arges Mißverhältnis zwischen der Aufgabe, die einer herrschenden Schicht anvertraut war, und dem geistigen Status dieser Geschichte. Die entschuldigende Geschichtsschreibung, vor dem verantwortlichen Personal dieser versunkenen Welt noch immer in Devotion sich tief bückend, hilft sich dadurch, daß sie das Manko der Führerschaft als Ohnmacht vor Unabwendbarem auslegt. Der Wiener Historiker Ritter vom Srbik zum Beispiel, einer der Propagatoren des Begriffs von der „geopolitischen Zwangssituation", macht die Geographie für alles verantwortlich. Der tiefe Haß, den die aufstrebenden Nationen des alten Oesterreichs gegen das Herrschaftszentrum Wien empfanden, wird bei dieser entschuldigenden Methode zu einem ordinären Nationalfanatismus degradiert; er verliert dabei seine Bestimmtheit, das Wesensmerkmal einer Opposition der Menschenwürde gegen eine geistfeindliche Fremdherrschaft. Die Auflehnung der Völker gegen das habsburgische Wien war ja nicht allein ein Kampf gegen nationale Unterdrückung (die in Wahrheit gar nicht so hart empfunden wurde), sondern: eine Rebellion des Ernsthaften gegen den Unernst und die Stupidität einer zynischen, saturierten Gesellschaft. Dieselben Völker, die rebellierten, lassen sich Wien, jenes Gemisch aus ernsthaft gespielter Operette und operettenhaftem Ernst, im Film und im Couplet gefallen; den Film als Staatsmacht haben sie abgelehnt. Einen Einblick in diesen Haß und in die zerschlagene Welt des k. u. k. Oesterreich gewährt *Friedrich Oppenheimers* Roman *Sarajevo — das Schicksal Europas* (Phaidon-Verlag, Wien). Der Autor war als Offizier in Bosnien, er hat diese Ecke des entschwundenen Reiches, die eines der empfindlichsten Haßgebiete war, genau kennengelernt. Er hat auch das Personal des Reiches gekannt: Minister, Generale, darunter den traurig-berühmten FZM. Potiorek, und die Beamten bis zu den Subalternen. Sein Wissen und die schriftstellerische Ehrlichkeit, das alte Oesterreich auf dessen wirklichem Niveau zu konterfeien, machen das Buch wertvoll. Die Nobel-Biographen Franz Ferdinands haben sich bemüht, ihrem Liebling Züge Maximilians II., des „„Dunklen", anzudichten, obzwar er viel eher dem eigensinnigen Schwachkopf Ferdinand III. (1637 bis 1657) ähnlich war. Wer ihn (wie der Verfasser dieser Zeilen) gesehen, mit ihm gesprochen hat, der weiß, daß das Bild Oppenheimers eher der Wahrheit entspricht als die Dichtung der Biographen. Die k. u. k. Monarchie, von diesem Manne zu Aktivität gespornt, war eine verlorene Angelegenheit; ihre Geschichte ist wissenswert, aber peinlich. *Karl Tschuppik*

„Die persönliche Bekanntschaft mit dem Dargestellten", sagt *Hans Roger Madol* im Vorwort seines Buches *Ferdinand von Bulgarien / Der Traum von Byzanz* (Universitas-Verlag, Berlin), „und die Bereitwilligkeit, mit der der Verfasser vom Zaren Ferdinand durch mündliche und schriftliche Bekundungen in seiner Arbeit unterstützt worden ist, haben wesentlich zu ihrem Gedeihen beigetragen." Auch im Quellennachweis heißt es immer wieder: „Ferdinand zu H. R. M." Wir haben es also mit einer Selbstbiographie des Zaren Ferdinand zu tun; wenn man erwägt, wie leidenschaftlich der König grade in der letzten Zeit wieder angegriffen wurde: mit eine Apologie. Betrachtet man das Buch so, dann ist die Unparteilichkeit des Autors zu bewundern. Nicht weniger sein Fleiß. Er sucht Tatsachenberichte, Belege auf — und verschweigt sie keineswegs, auch wenn sie gegen den dargestellten Helden sprechen; er gruppiert sie nur und beleuchtet sie ... hält weise Maß mit Details ... so daß sich dennoch — für

den kritischen Leser deutlich genug — das Bild formt einer der gescheitesten, einer der einflußreichsten und interessantesten Gestalten der europäischen Jahrzehnte vor dem Krieg. Was aber Zar Ferdinand für Bulgarien, die Zivilisierung der Balkanländer, geleistet hat: ganz ermessen kann es nur, wer den Zustand der Halbinsel vor Ferdinand mitdenkt. Heute noch lebt der Mann, der sich als erster in Bulgarien eine Krawatte vorgeknöpft hat. *Roda Roda*

Einsteins Kunst des 20. Jahrhunderts in neuer Auflage. Wie stark das Interesse an der Kunst der Gegenwart ist, zeigt am besten die Tatsache, daß von dem 16. Band der Propyläen-Kunstgeschichte schon eine dritte Auflage notwendig wurde. Vergleicht man die erste mit dieser neuen Bearbeitung, so erkennt man deutlich, welchen Weg die Entwicklung genommen hat. Die Nach-Impressionisten sind verschwunden, dafür ist eine neue „romantische Generation" aufgetaucht, die aus den irrationalen seelischen Vorgängen, den Geschehnissen in den Bezirken des Traumes und des Unbewußten ihre bewegenden Kräfte nimmt. Das Schaffen Paul Klees gewinnt in diesem Zusammenhang neue Bedeutung, und über ihn hinaus zeigen Namen wie Masson, Miro, Roux, Max Ernst, Lipschitz, Arp, Giacometti, daß man von Stillstand auf dem Gebiet des Kunstschaffens nicht reden kann. Auch dieser neue Band von Einstein wird also wie seine Vorgänger dazu beitragen, Kenntnis und Verständnis der Kunst unserer Tage zu verbreiten. *R.*

Hände. Dieses Thema, das jetzt häufig besprochen wird infolge der zunehmenden Ernsthaftigkeit chirognomischer Betrachtung, wird durch zwei Bücher des Hamburger Verlags Gebrüder Enoch sehr anschaulich beleuchtet: durch herrliche Bilder. Eine Sammlung *Hände* großer Toter und Lebender veröffentlicht *Rolf Voigt* mit entsprechender Einführung in die Handkunde, und ein System der Handlehre entwirft *Marianne Raschig* in ihrem Buch *Hand und Persönlichkeit,* dessen Textteil auf das selbständige Bilderbuch hinweist, ein Pantheon von 500 „namhaften" Händen.

Schallplatten-Querschnitt

Andrea Chénier (Giordano), Gesamtoper: Scala-Orch., Sänger und Chor. Columbia. — Welch ein Vorzug der vielgeschmähten Maschine, entlegene und wertvolle Opern vom ersten bis zum letzten Ton unverkürzt hören zu können!

„Du bist wie eine Blume“ und *„Widmung“ (Schumann). Sopran: L. Lehmann m. Orch. Staatskapelle. Dir.: Dr. Weißmann. Odeon 4824.* — Konzertliedfeindliche Hörer werden von der Schlichtheit, Innigkeit und Kraft dieser Stimme bezwungen.

„Os bekaul“ („Als die Engel anstimmten ...“) und *„J'chadschehu“. Oberkantor Pinkasovicz. Homocord J. 03.* — Schmetternden Clairons vergleichbar, klingt dieser brillierende Tenor!

Prolog aus „Bajazzo“ (Leoncavallo). Richard Tauber m. Orch. Dir.: Dr. Weißmann. Odeon 4992. — Eine wirkliche Ueberraschung, weil Taubers Höhe und Tiefe von gleichmäßiger Schönheit ist.

Das jüdische Lied. Oberkantor Karl Neumann m. Kammer-Orch. Homocord 4-9066. — Keine wildbewegte Opernarie, sondern ein interessanter Querschnitt durch viel zu wenig bekannte Gesänge.

„Carmela“ und *„So lang' der alte Stefansturm ...“ Tenor: Benjamino Gigli m. Orch. Electrola D. A. 1195.* — Trotz abebbenden Schmelzes immer noch prächtiges Organ.

„Dein gedenk' ich, Margaretha!“ aus d. Oper „Trompeter von Säckingen“. Tenor: Herbert C. Groh m. Orch. Parlophon B. 48021. — Waschechter Schmarren, aber soviel Belcanto-dolcezza und Jugendlichkeit entwaffnen ...

„Hineni, heoni mimaas“ und *„W'szeorew lefonecho“. Oberkantor Grusmann, Belgrad. Homocord J. 4-120.* — Große musikalische Begabung produziert schwingende Glockentöne in allen Schattierungen.

Ballettmusik zu „Idomeneo“ und *Andante f. Flöte (W. A. Mozart). Orch. Staatskapelle. Dir.: Blech. Electrola E. J. 691.* — Köstliches Opernbruchstück, entzückendes Flötensolo!

„Aus der neuen Welt“, Symphonie em. (Dvorak). Orch. Philadelphia-Symph. Dir.: Stokowski. Electrola E. J. 621. — Nur wer Heimweh wirklich erlebt hat, vermag es so überzeugend zu gestalten.

„Muchacha“ und *„Mama Inez“. Vincent Lopez-Orch. m. Chor. Brunswick A 9052.* — Prägnantes Beispiel für den widerhaarigen Rhythmus dieses „Rumba“ benannten Tanzes.

„Choo Choo“ and *„She 'sa very good friend ...“ Jack Hylton-Orch. Electrola E.G. 2199.* — Virtuos absolvierter Trot und Six-Light. Hochblüte entfesselter Geräuschmusik.

„Alles für euch, schöne Frauen“ und *„Du bist der Traum der Liebe“ aus „Tingel-Tangel“. Gesang: Herbert Ernst Groh m. Orch. Parlophon B 12 488.* — Ein neuer Tenor von ausgezeichneter Tauber-Schulung und persönlichem Stimmschmelz!

Carneval-Ouvertüre (Dvorak). Orch. London Symphonie. Dir. Albert Coates. Elektrola E. J. 591. — Schmeichlerisch prickelnde Melodik mit einem Schuß Wagner! Prachtvoll gespielt.

Elisir d'amore — Der Liebestrank (Donizetti). Gekürzte Oper. Scala-Chor und Orchest. Columbia. — Ungewöhnlich gut equilibrierte, deutliche und schmissige Darbietung der zugkräftigsten und reizvollsten Szenen.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Johny. Es gab eine Zeit, da war es Ehrensache, im Johny gewesen zu sein. Das waren Johny's Kinderschuhe. Heute ist es selbstverständlich, gelegentlich in den Johny zu gehen. Was in Berlin noch an allabendlichen Reizen gefordert wird, präsentiert Johny. Amerika plus Afrika machen Musik, skurrilkuriose Bilder hängen an den Wänden und die kleinen kreisenden Lampen strahlen auf das Antlitz der Prominenz. Johny's Night Club, Rendezvous schöner, wirklich schöner Frauen, guterzogener Männer, tadelloser Flips und Cocktails, erleuchtet durch die Rosen, die im Wasser von Aquarien schimmern, Pariser Atmosphäre würde eine Minderung der treffenden Bezeichnung sein, ganz Berlin schafft hier das nächtliche Gesicht der erregendsten und lebendigsten Metropole Europas.

Amateure, die über den üblichen Durchschnitt hinauswollen, seien auf die wundervolle Taschen-Präzisions-Kamera Makina aufmerksam gemacht. Hier handelt es sich um ein Meisterwerk der Fototechnik, denn sie stellt noch beinahe völlige Handarbeit dar, ist also kein Massenprodukt vom laufenden Band. Allerdings billig, lediglich was Preis betrifft, ist die Makina nicht und kann sie auch nicht sein. Aber wer es ermöglichen kann, sich früher oder später die Makina anzuschaffen, der wird wahre und dauernde Freude am schönen Fotosport haben. Auf nachstehende Vorzüge möchten wir besonders hinweisen. Man erhält ein richtiges, genügend großes Bild, so daß man nicht gezwungen ist, wie bei anderen Klein-Kameras erst eine Vergrößerung anzufertigen, denn die Makina besitzt das ideale, internationale Bildformat von 6½ × 9 cm. Diese Taschenkamera ist mit einer ungewöhnlichen Optik, dem prachtvollen Plaubel-Anticomar in der gewaltigen Lichtstärke f:2,9 ausgestattet. Die Makina ist von idealer Bauart: klein, handlich, abgerundete, elegante Form, außerordentlich stabil und vor allem flach zusammenklappbar. Im Nu ist sie schußfertig wenn man sie braucht und eignet sich hervorragend für plötzlich auftauchende Szenen (die wahren Momentbilder des Lebens).

Etwas Wichtiges fehlt auf Ihrem Toilettetisch! Das biologische Hauttonikum „Eukutol" sollte der Mittelpunkt Ihres Toilettetisches sein. Die zarte, naturunterstützende Wirkung dieser Mattcreme beruht auf dem Gehalt an biologischen Stoffen, deren hautverjüngende, regenerierende Kraft in die Zelltätigkeit der Hautschicht anregend und regulierend eingreift. Das so wieder elastisch werdende und sich füllende Unterhautgewebe strafft die Oberhaut, glättet Falten und Runzeln und gibt fahler und welker Haut ihre frühere Frische zurück.
Eukutol wird einfach morgens und abends auf der Haut verrieben. Die feine Cremeschicht ist unsichtbar und schützt vor Witterungs- und anderen schädlichen Einflüssen.
Eukutol erhalten Sie in allen Drogerien, Apotheken usw. Tube RM 1.—, elegante, grüngoldene Dose RM 2.40. Lesen Sie die in jeder Packung befindliche interessante Broschüre: „Zur Biologie der Haut"!

Die Leipziger Auktionsfirma C.G.Boerner versteigert trotz schwieriger Zeiten zu ihrem gewohnten Herbsttermin im November interessante Kupferstiche und Handzeichnungen. Die Kataloge zweier berühmter Sammlungen sind verschickt worden. Die Sammlung des bekannten verstorbenen holländischen Kunstkenners und Rembrandt-Forschers Dr. Hofstede de Groot enthält ca. 300 schöne holländische Zeichnungen des 17. Jahrhunderts. Das ganze Gebiet dieser Kunst ist mit gewählten Blättern vertreten. Drei Spezialserien sind darin von ganz besonderem Interesse: Eine Sammlung von 14 Blättern Albert Cuyps, 25 Aquarellen Doomers, die größte Spezialsammlung dieser Art, die es in Privatbesitz gibt, und vor allem mehr als 20 Originalzeichnungen Rembrandts. Unter diesen wiederum eine Anzahl bekannter und vielfach publizierter Blätter. Seit der Versteigerung der Sammlung Heseltine ist keine so reiche Sammlung holländischer Zeichnungen ausgeboten worden. Ein zweiter Katalog bringt die Sammlung Carl Sachs, wohl die schönste Sammlung internationaler Graphik des 19. Jahrhunderts, die es in Deutschland gibt. Die Frühdrucke von Künstlern wie Corot, Daumier, Forain, Haden, Legros, Meryon, Millet, Pennell, Toulouse-Lautrec, Whistler, Zorn sind auch im internationalen Kunsthandel so selten, daß die schönen Serien, die die Sammlung Sachs von diesen Künstlern enthält, das größte Aufsehen erregen werden. Genannt seien außerdem eine Sammlung von Hauptblättern des Schweizers Welti und des Norwegers Munch. Die deutsche Graphik ist mit ungewöhnlich qualitätsreichen Frühdrucken von Corinth, Käte Kollwitz, Leibl, Liebermann und Slevogt vertreten. Hierzu kommen ausgesuchte Einzelblätter der meisten wichtigen in- und ausländischen Künstler dieser Zeit.

In einem dritten Katalog wird eine kleine, aber sehr gute Sammlung von Kupferstichen alter Meister von nur 350 Blättern beschrieben, deren Hauptwert in fünf Serien von Hauptkünstlern des 15. bis 17. Jahrhunderts beruht, nämlich Schongauer, Dürer, Hirschvogel, Lautensack und Rembrandt.

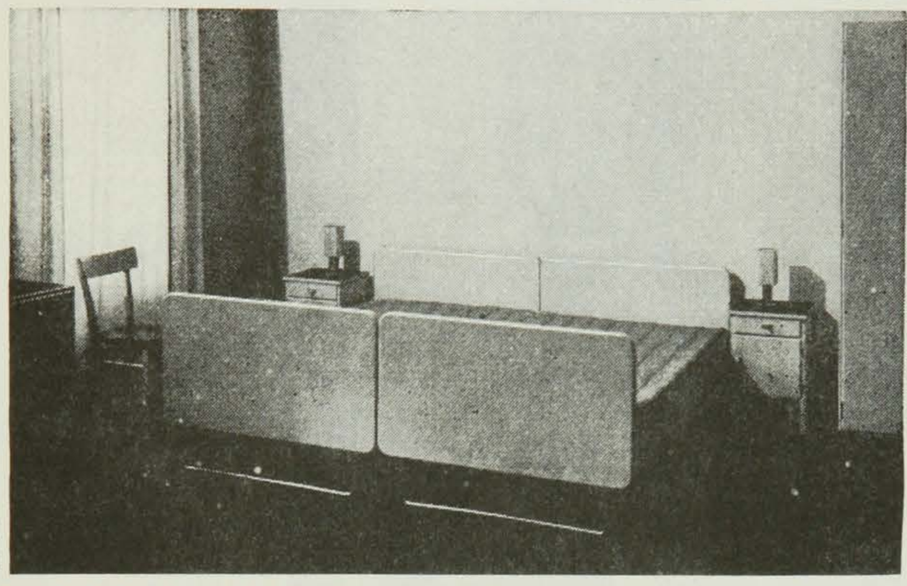
Die Versteigerung der Sammlung Sachs hält C.G.Boerner in Verbindung mit Paul Cassirer, Berlin, in Leipzig ab. Berliner Interessenten seien darauf hingewiesen, daß die Blätter noch im Laufe des Oktober bei Cassirer in der Victoriastraße ausgestellt werden.

Die dünnste Rasierklinge der Welt ist die von der größten deutschen Spezialfabrik, der Roth-Büchner A.-G., herausgebrachte Rotbart-Luxuosa Rasierklinge. Bekanntlich erzeugen Rasierklingen einen um so schärferen und sanfteren Schnitt, je dünner sie sind. Langjährige Versuche waren erforderlich, um diesem hauchfeinen Material die erforderliche Elastizität zu geben. Schlangenförmige Kanäle auf der Klingenoberfläche sorgen für den Spannungsausgleich. 29 Patente aller bedeutenden Staaten ruhen auf dieser Klinge und sind ein Beweis, daß der Wert dieser Erfindung von allen Fachleuten der Welt anerkannt wird.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN HELLERAU BEI DRESDEN



Verkaufsstellen:
Berlin, Dresden
München, Köln



DIESES ZIMMER KOSTET RM 633.—

bestehend aus: 1 Kleiderschrank, 1 Wäschekommode, 1 Spiegel, 2 Betten, 2 Nachtschränkchen

Einzelmöbel aller Art, ganze Zimmer vom einfachsten aufwärts

Kombinations-Typenmöbel







DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang — Berlin, Ende November 1931 — Heft 11

ER und SIE

Marginalien:

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Kurt Werth

Chefredakteur: Victor Wittner



Calsina — Familienszene

ER und SIE

Vom

Grafen Hermann Keyserling

1.

SIE ist der phantasielose und eben deshalb neugierige Teil der Menschheit. Aber zugleich ist SIE sein ahnender, vorgreifender Teil. Sie entsteht nicht nur immer wieder neu durch Polarisierung mit dem, der ihr jeweils Wesentliches bedeutet, weswegen Treulosigkeit oft ihre tiefste Treue ist, nämlich Treue sich selbst gegenüber; sie gleicht sich nicht allein mit Selbstverständlichkeit dem Bild an, das ER sich von ihr macht — sie nimmt dieses Bild vorweg. Hierin liegt, vom Standpunkt des Mannes, vielleicht ihr Grundrätsel. Sie ist ungeistig, und hat doch Fühlhörner für die Zukunft. Allein weil SIE die kommenden Wünsche des Mannes errät, ist SIE ihm immer wieder beglückende Erfüllung. Sie ist schlank, vollschlank oder rund, Amazone oder Hetäre, Hausmütterchen oder Dame, wesentlich untreu oder wesentlich treu, geistig interessiert oder uninteressiert, je nachdem was SIE fühlt, daß ER von ihr wollen wird. Und demoralisiert und richtungslos ist sie dann allein, wenn ER nichts Bestimmtes von ihr will.

SIE ist das Urbild des blinden Sehers. Doch da es nicht Geist ist, sondern besondere Physiologie, die ihr das *Vor*-Wissen ermöglicht, so kommt

immer wieder der Augenblick, wo sie sich wesentlich irrt; wo sie, vulgär ausgedrückt, hereinfällt. Sie gleicht da dem allzu weitsichtigen Planer, der richtig voraussieht, was die Menschheit einmal wollen wird, nur nicht ermißt, daß dies erst nach fünfzig Jahren der Fall sein wird — und indessen bankrott macht. Lange vor dem Weltkrieg fühlte SIE, was ER als Kriegsfolge wünschen würde: die überlegene Frau, die ihm helfen kann, die wesentlich gibt, nicht nimmt; die Wissende, oder die gleichberechtigte Kameradin, tüchtig, klardenkend und bereit, Verantwortung zu tragen. So begann der Schwund der Brüste schon vor Kriegsende, die Beine wurden gazellenmäßig fein, SIE ward weltgewaltig, unsentimental und sah das Geschlechtsleben ähnlich an, wie ER. SIE hatte ja auch schon mit den Urlaubern proben können. Wie ER nun endgültig heimkehrte, da fand er vollendet vor, was er brauchte.

Doch Moden währen nie lang, und der Rhythmus des Frauenlebens orientiert sich immer nach irgendeiner Mode, da eben diese Abwechslung im Äußerlichen allein ihr die Ewigkeit ihres Weiblichen tragbar macht; schon als Eva das Feigenblatt erfand und damit den Grundstock legte zur möglichen Toilette, handelte es sich recht eigentlich um einen Modewechsel. Jetzt nun bereitet sich ganz anderes vor. Das Hütchen der Kaiserin Eugenie ist ein reines Nichts, eine milde Vergoldung der Pille gegenüber dem, was uns im großen bevorsteht. Es lohnt sich immer, die neueste bildende Kunst zur Kenntnis zu nehmen, auch wenn sie künstlerisch schlecht ist. Denn sie ist der Wirklichkeit immer um einige Jahre voraus; in dieser Hinsicht sind die Künstler die weiblichsten aller Weiber. Kürzlich besichtigte ich nun die Ausstellung moderner Plastik, die Zürich zur besseren Übersicht über die ganze Länge der Quais am See verteilt hat. Da bannte der klobigste Mann, den ich je sah, das Prototyp des Klumpfußes, das wohlwollendste Interesse der meisten Frauen. Die besseren Hälften aber dieses steinernen Mannes übertrumpften ihn gar: da begann der Elefantenfuß oft schon beim Knie. Und wenige weibliche Akte gewahrte ich, zu denen nicht dralle Köchinnen Modell gesessen zu haben schienen. Dahin also geht es. Es wird selbstverständlich besonders leicht und glatt gehen. Haben Frauen jahrelang so gut wie nichts gegessen, so genügen wenige Kuchen, um sie wie Dampfnudeln aufgehen zu lassen. Zwar glaube ich nicht, daß es ganz so schlimm werden wird: die betreffenden Künstler waren nicht groß und haben deshalb nur das Gröbste vorweggenommen. Leider aber gibt es Grobe genug auf dieser Welt.

Gleichsinnig nun steht es mit dem, was als modische Abwechslung nach der Vermännlichung kommt. Hier ist Nordamerika in der Entwicklung weit vorausgeeilt und deshalb dem Ende dessen, was Europas Idealisten noch als letztes Wort problematisch behandeln, schon näher. Phantastisch tüchtig war SIE Übersee geworden. Ungern saß SIE in weniger als zwanzig



Calsina — Rückkehr des siegreichen Kriegers

Komitees pro Tag. Nichts wissenschaftlich Erwiesenes war IHR nicht vertraut. SIE jagte dem Fortschritt nach, wie einstmals Maenaden dem schönen Jüngling. Im übrigen sagte die ökonomische Zentrierung des nordamerikanischen Lebens auch einer Seite IHRER Unnatur zu. Vom Augenblick an, da SIE sich von Adams Rippe loslöste, war sie für sich — oh, meist nur im ganz Geheimen — positivistisch; SIE war von jeher praktisch und verantwortlich. Selten je passierte IHR, was sie nicht wollte. Von jeher rechnete SIE, während ER nur Unsinn trieb: spielte, jagte, Krieg führte, Idealen nachstieg. Was muß nicht Mutter Eva nach dem zweihunderttausendsten Enkelkind disponiert haben, so frei und reichlich vorhanden damals Rohstoffe waren! So begründete SIE in Übersee dank männlichem Können die Gynaekokratie. Doch allgemach merkt SIE, daß dieses Können sie nicht befriedigt. Und vor allem merkt ER, daß SIE ihn als Wirtschaftlerin nicht interessiert. Schon erlebt man heute drüben das gleiche, was in Deutschland um die Jahrhundertwende Sitte war: daß die Männer, wo es nicht grade zum Schlafen oder dem Wege dahin war, die Frauen flohen; sie haben IHM nichts zu sagen. Die Welt der Technik füllt IHN ja voll aus. Dazu braucht er SIE nicht. Und diese Welt kann IHR andererseits nichts bedeuten. Das merkt SIE jetzt, und da SIE sich ein wenig zu gründlich auf Tüchtigkeit spezialisiert hat, so ist oder wird sie tief unglücklich. So war es ja nicht gemeint. Ihre Urnatur drängte

sie ja nur deshalb, so tüchtig zu werden, weil dies der Mann zeitweilig so wollte. Die ganze „Frauenbewegung“ war zutiefst ein Mittel zum ewig-weiblichen Zweck. Nun ist SIE hereingefallen. Jetzt braucht ER sie nicht mehr. SIE steht unerfüllter, leerer da, denn je. Die kinder- und vergangenheitsreichsten Typen der technischen Frau sind seelisch alte Jungfern.

So dämmert für SIE ohne Zweifel eine neue Periode der Verweiblichung. Denn daß es bei dem, was SIE in den Nachteil setzt, nicht bleiben wird, ist klar. Und daß ER auch nicht will, daß SIE ihm nichts bedeute, ist ebenso klar. Es kann sein, daß in Europa zeitweilig noch die indische Göttin Parvati mit nicht zwei, sondern tausend Brüsten Ideal wird. Zweifellos dämmert eine Periode neuen erotischen Interesses. Als plötzlich Kriegsbücher, die ein Jahrzehnt lang keiner las, modern wurden und Massenauflagen erzielten, war dies ein Beweis dessen, daß der Krieg vergessen worden war. Gleiches bedeutet es, daß die Schaufenster der Sortimenter wieder mit sinnlich aufreizenden Büchern gefüllt sind. Nicht mehr die reine Nacktheit bannt das Interesse — die reizt nicht mehr als die des Rehs —, sondern das geheimnisvolle, Unsägliches versprechende Weib. Man hatte in den letzten Jahren vergessen, daß es so etwas gibt. Die wissenschaftliche Klarheit und Nüchternheit schien alle Problematik der Liebe erledigt zu haben. Doch nun kommt es wieder anders. Die Zeiten, da Backfische kalt-sachlich und überlegen der Großmutter Vorträge über die ars amandi hielten, sind schon vorbei.

2.

So steht meiner Ansicht nach heute das Grundproblem *Er und Sie.* Gut zusammen zu trainieren oder zu konkurrieren oder auch sachlich Haushalt zu führen, ist nicht mehr das letzte Wort der Beziehung der Geschlechter.

Nichtsdestoweniger steht ein „Zurück“ mitnichten in Frage. Die Frauenbewegung hat ein für alle Male gesiegt. SIE ist ja die einzige Siegerin des Weltkriegs. Und dieser Sieg bedeutet, in dürren Worten ausgedrückt, daß fortan der „Mensch“, einerlei, ob Mann, ob Weib, auf beliebige Weise sein Brot verdienen und allgemein sein Leben gestalten darf. Der Patriarchalismus ist überall erledigt, außer vielleicht im Schweizer Kanton Bern. Das sorgsam gehütete junge Mädchen gibt es nirgends mehr, außer in gewissen Kreisen Südamerikas, und auch dort begegnet man immer häufiger Fällen, die Choderlos de Laclos hätte beschreiben können. Mit dem Worte „Hausfrau“ stirbt die betreffende Lebensgestaltung, wie vor einem Jahrhundert das „Frauenzimmer“ verstarb. ER und SIE sind zunächst einmal *Menschen.* Das ist unwiderrufliche Menschheitserrungenschaft. Und das ist gut so. Wo einmal alle arbeiten müssen, um überhaupt leben zu können — und so wird es auf lange hinaus bleiben oder immer mehr so werden auf der ganzen Welt — gibt es eine bessere Lösung nicht.



Photo Elisabeth Hertz

Sie und Er

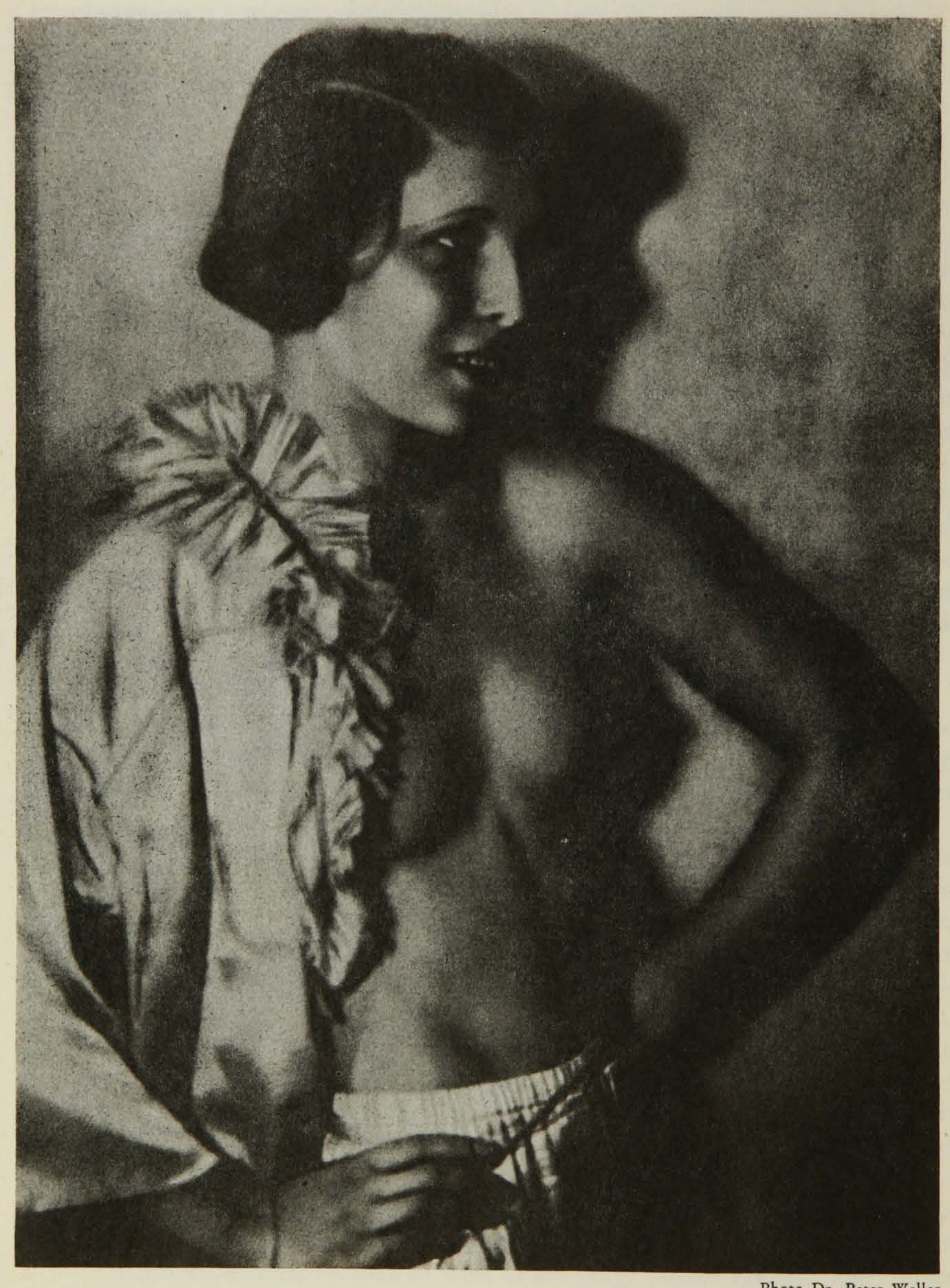


Photo Dr. Peter Weller

Girl

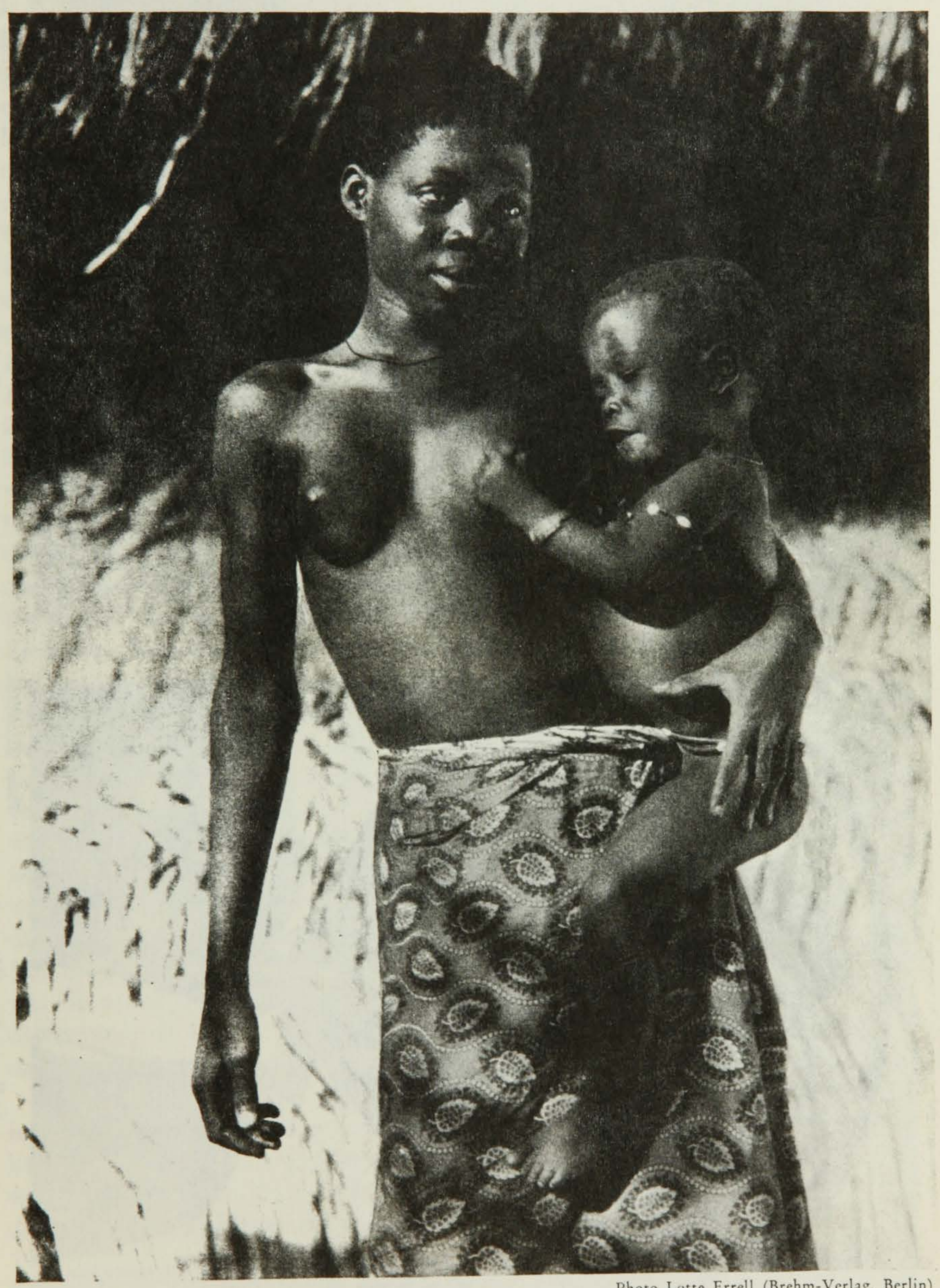


Photo Lotte Errell (Brehm-Verlag, Berlin)

Geschwister

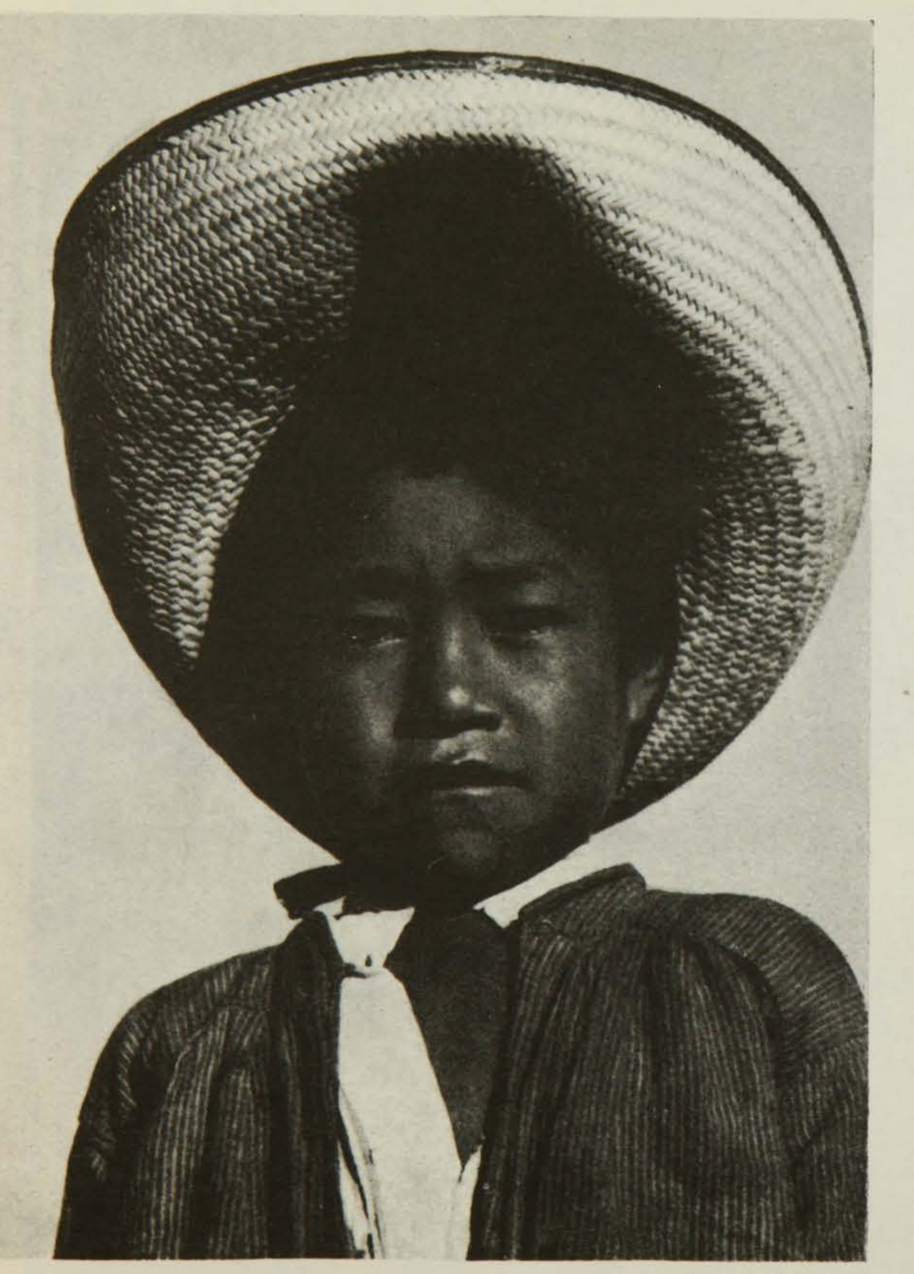


Photo Unionbild

Indianerjunge (Mexico)

Photo Keystone View

Modell 1931 (Paris)

Doch andererseits ist das Stadium, in dem das Neutrum „Mensch" auch Ideal war, vorüber. Auf der neutralen Basis bahnt sich vielmehr eine neue Höchstdifferenzierung der Geschlechter an. Und diese Differenzierung wird eine höhere und vollständigere als alle frühere, weil jetzt *bewußt* wird, oder wenigstens bewußt werden kann, warum männliche und weibliche Psychologie in ihrem Wesentlichen nicht minder verschieden sind, wie männliche und weibliche Physiologie. Der Inferioritätskomplex der Frau, die Haupttriebfeder der Frauenbewegung, ist schon so gut wie abreagiert. Und der Mann denkt schon gar nicht mehr daran, auf das Weibliche in IHR herabzusehen, denn zu sehr hat er darunter gelitten, zu leer ist es daran geworden, daß SIE ihr Weibliches verleugnete. Das Wesentliche nun, was früher nie bewußt war, jetzt aber bewußt wird, ist das Folgende: *ER und SIE bewegen sich von Haus aus innerhalb verschiedener Ordnungen des Lebens, und darauf beruht alle mögliche Ergänzung und alle mögliche schöpferische Zusammenarbeit der Geschlechter und alles Glück, das sie einander bieten können.* ER gehört der rationalen Ordnung und SIE der emotionalen an. Diese wird durch ganz andere Gesetze regiert als jene*). Aber die emotionale Ordnung ist genau so sehr Ordnung, genau so wirklich, wie die rationale; sie ist ihr in allen Hinsichten ebenbürtig. Ihr gehört alles an, was man *Seelen*leben heißt. Als emotionales Wesen nun ist SIE IHM unbedingt überlegen. Und er will auch, daß SIE es sei. Sonst wäre es nicht jedes Liebenden Bedürfnis, die Geliebte zu idealisieren. Unter diesen Umständen kann es nicht fehlen, daß der besondere Sinn der emotionalen Ordnung als solcher IHM und IHR immer deutlicher wird, je mehr beider Bewußtsein sich aufhellt, und daß SIE sich immer mehr dazu bekennen und das in sich ausbilden wird, worin sie Meisterin ist. Deswegen ist die Periode versuchter Angleichung und versuchten Ausgleichs der Geschlechter wesentlich *vorüber*. Stärker als je früher wird das entwickelt und betont werden, worin ER und SIE verschieden sind. Und zu dieser Differenzierung wird fortan eben das am meisten beitragen, was zuerst gegen sie arbeitete: die Gleichheit der äußeren Basis des Daseins von Mann und Frau. Wenn SIE im Beruf, im Büro ebensoviel auf ihr Weibliches bedacht sein wird, wie sie es dem Kavalier der Rokoko-Zeit gegenüber war, dann wird eben dieses Neutrale einen Hintergrund für das Unterschiedliche schaffen, von dem es sich unvergleichlich plastischer abheben wird.

Doch ER wird es IHR gegenüber nicht leichter sondern schwerer haben als während des Krieges und der so herrlich leicht-fertigen Nachkriegszeit. ER, „der herrlichste von allen", ist ja verstorben. Reine Form verfängt nicht mehr. Dazu kennen alle Frauen viel zu viele Männer. Aber desto mehr wird sich auf die Dauer der Trieb der Selbstbewahrung mani-

---

*) Eine genaue Bestimmung dieser besonderen, bis heute kaum erkannten Lebensordnung gebe ich in den Kapiteln „Sana", „Delicadeza" und „Die emotionale Ordnung" meiner *Südamerikanischen Meditationen*, welche die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, im Herbst 1932 herausbringen wird.


v. Freymann

festieren, der jede Frau naturgemäß beseelt. SIE *muß* ja denken, da ihr Schoß wichtiger ist als die Welt, sonst ist die Prostitution ihr Schicksal, denn die Natur hat sie nun einmal so geschaffen, daß sie des Mannes Wunsch errät und vorwegnimmt. Die neue, den Erscheinungen der Nachkriegszeit diametral entgegenlaufende Entwicklung kann man heute in Frankreich am besten beobachten, wo prozentual wahrscheinlich die meisten Frauen beruflich tätig sind und doch viel weniger „passiert" als irgendwo sonst. Von allen Frauen entscheidet sich heute die Französin am schwersten zu ewiger Bindung; als Reaktion auf die bis vor kurzem von den Eltern allein „getätigte" Ehe beruht in Frankreichs junger Generation Heiraten mehr denn irgendwo anders auf persönlicher Wahl. Damit sage ich natürlich nicht, daß eine neue Periode der Unschuld zu gewärtigen wäre, oder daß die schwierigen Mädchen dieser Tage in victorianischem Sinn unschuldig wären oder werden würden. Das kann nicht sein. Das unschuldige junge Mädchen gab es, soweit meine Kenntnis reicht, in der ganzen Menschheitsgeschichte vielleicht nur im 19. Jahrhundert. Was die Virginität betrifft, so gab es von jeher Völker, die sie hoch schätzten, und andere, die sie perhorreszierten. Und bei dieser Verschiedenheit der Auffassungen wird es wohl bleiben, nur jetzt in mehr persönlicher als völkischer Differenzierung. Sehr wahrscheinlich steht in Europa als Reaktion auf die letzten zehn Jahre eine *Kurssteigerung der weiblichen Jungfernschaft* bevor. Doch dabei handelt es sich keinesfalls um Wesentliches. Wenn die geschiedene Frau heute im allgemeinen leichter heiratet, als das junge Mädchen, so besagt und bedeutet das mehr als alle Theorie. Auch der Zwang, in dem alle Europäer leben, bis auf weiteres weniger Kinder in die Welt zu setzen, dürfte gegen eine Restauration der Unschuld arbeiten. Eine persönlich in diesem Sinne tugendhafte Studentin sagte mir neulich, als sie mir von den selbstverständlich zusammenlebenden Studenten und Studentinnen erzählte: so haben sie wenigstens etwas vom Leben; und es gibt keine alten Jungfern mehr. Dem sei nun so oder anders: grundsätzlich glaube ich, daß es fortan als Menschenrecht anerkannt werden wird, d. h. als Recht des neutralen Menschen, *seinen Geschlechtstrieb innerhalb angemessener Grenzen auszuleben.* Doch, wie gesagt, diese Befreiung bedeutet keine Periode endgültiger Erleichterung des Geschlechtslebens für den Mann.

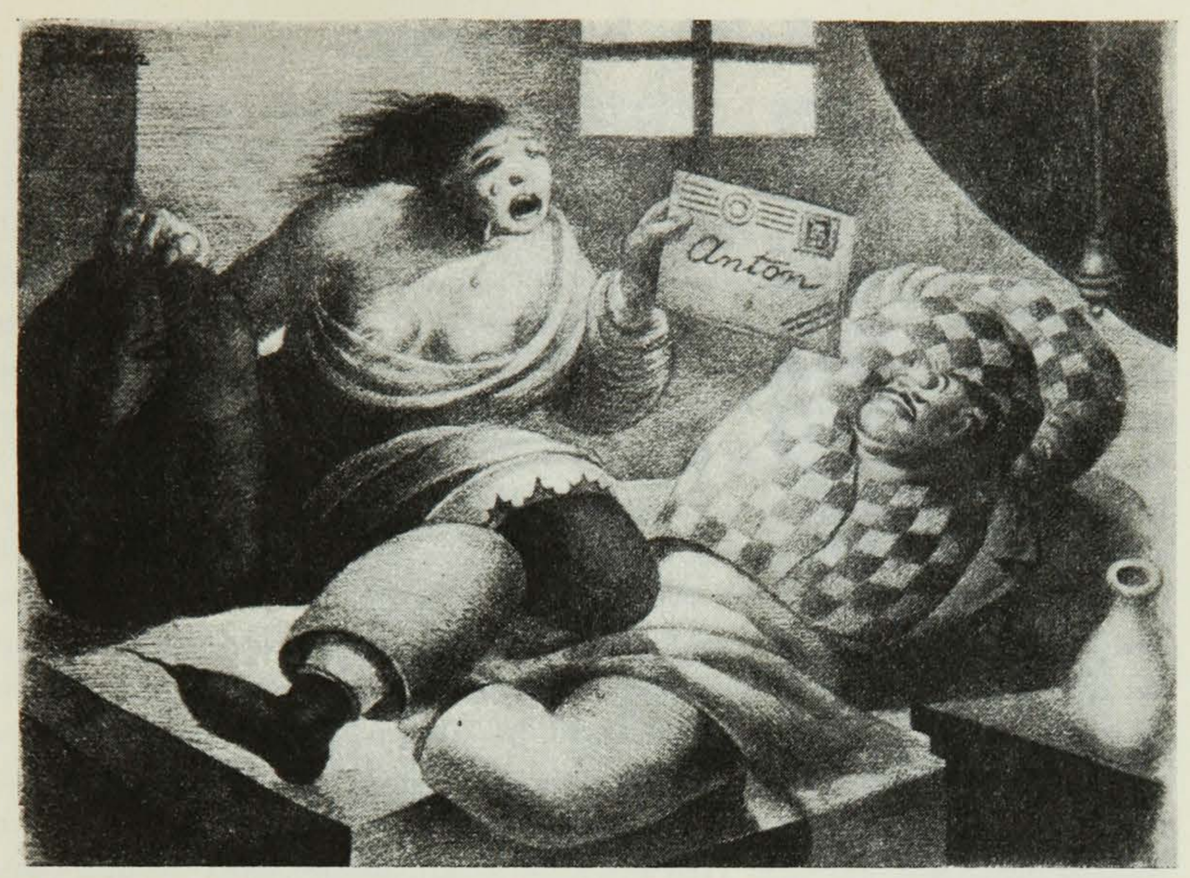
3.

Werden sich aus dem neuen Zustand neue offiziell gültige Lebensformen ergeben? In Einzelheiten selbstverständlich. Vielleicht sogar in vielem, was viele für wesentlich halten. Mir nun scheint in erster Linie lebenswichtig einzusehen, daß, von hoher Warte aus geurteilt, *keine* wesentlichen Änderungen innerhalb des offiziellen und legalisierten Lebensrahmens zu gewärtigen, und daß solche auch gar nicht nötig sind. Nichts scheint mir für alle Lebensordnung symptomatischer, als die nach dem Zusammenbruch von 1926 in wenigen Jahren errungene finanzielle Vormacht Frankreichs. Es hat gar keine neuen Ideen hervorgebracht. Die neue Zeit hat es weniger als irgend ein Volk verstanden. Es hat einfach, von Modebewegungen unbeirrt, an den altbewährten Prinzipien Adams und Evas festgehalten und damit Recht behalten. So werden, meiner festen Überzeugung nach, in allen wesentlichen Lebensbeziehungen die seit Jahrzehnttausenden bewährten Formen durchgehalten oder restauriert werden. Und dies zwar desto mehr, je klarer die Erkenntnis wird, und je tiefer sie reicht. Je klarer nämlich die Erkenntnis, desto deutlicher wird sich die Unmöglichkeit erweisen, eine absolut befriedigende Ordnung zu schaffen; dazu ist die Wirklichkeit zu komplex und zu widerspruchsvoll.

Deswegen glaube ich, daß die wichtigsten nächsten Fortschritte sich *nicht* in Form legaler Neuordnung äußern werden, sondern vielmehr in Gesinnungs- und Überzeugungswandel. Hiermit komme ich denn auf ein Prinzipielles, das ich möglichst paradox und herausfordernd einleiten will, damit das vom Herkömmlichen Unterschiedliche ja nicht mißverstanden werde. Es ist eins der Hauptgebrechen der westlichen Zivilisation, daß sie *den positiven Wert der Lüge* unterschätzt. Selbstverständlich lügt jeder, vor allem der anständige Mann, wenn Lebenswichtigeres auf dem Spiele steht. Doch er hat meist schlechtes Gewissen dabei. *Das nun sollte endgültig aufhören.* Die „Wahrheit" ist kein möglicher Generalnenner für alle Ideale. Gewisse Wahrheiten nicht auszusprechen ist oft viel idealer und ethischer im absoluten Sinn, als Wahrheitsfanatismus. Takt ist im Gesamtzusammenhang des Lebens ein tausendmal Wichtigeres als alle intellektuelle Konsequenz. Höflichkeit, die zu sechzig Prozent unter allen Umständen Lüge ist, steht ethisch viel höher als unentwegte Wahrhaftigkeit, weswegen das Sprichwort „Der Deutsche lügt, wenn er höflich ist", so wie es meist verstanden wird, nämlich als Lobpreisung des Rüpels, moralische Minderwertigkeit, ja niedrige Gesinnung beweist. Letztlich zählt einzig das Lebensfördernde und -steigernde. Sogar Christus hielt nichts von Wahrheit, die nicht taugte, nicht vorwärts brachte. — Was ich am Extremfall der Lüge paradoxal hervorhob und herausstellte, bedingt im sozialen Zusammenhang, daß es viel mehr auf das richtige Ansehen der Dinge ankommt, als ihre klare Definition. Das wußten viele vergangene und gebundene Zeiten

besser als wir, die wir doch so viel freier zu denken vorgeben. Noch im siebenzehnten Jahrhundert waren Bastarde durchaus normale Erscheinungen, hinterließ ein Grandseigneur einer unverheirateten Jungfer,die seine Geliebte gewesen war, ganz öffentlich einen Teil seines Vermögens. Eben in diesem Sinne wird man fortan gelegentlich, vielleicht recht häufig *des filles-mères* passieren lassen. Man darf nur kein Aufhebens davon machen, denn zur Norm kann die unverehelichte Mutter nie erhoben werden, und es gibt kein schlimmeres Insistieren, als Legalisierung. Die in Jahrzahnttausenden bewährte Grundordnung wird immer bleiben. Möge man Verhältnisse und uneheliche Kinder noch so verständnisvoll betrachten und behandeln — es ist unmöglich, ohne Schädigung wichtigster Interessen, nicht eine absolute Scheidung zu statuieren zwischen Ehe und Verhältnis, zwischen legitimen und illegitimen Kindern. Bei der ungeheuren Anzahl Komponenten, die jede menschliche Beziehung zu dem macht, was sie ist, kann im großen nur in *Resultanten* geurteilt werden, oder, in anderem Bilde, im Sinn der Quanten-Theorie. Da erscheint denn die Ehe als ein wesentlich anderes denn ein Verhältnis, und ein uneheliches Kind als ein qualitativ anderes denn ein eheliches.

Dies führt mich denn zu der prinzipiellen Lösung, die mir die Erlösung zu sein scheint. Der mögliche wahre und absolute Fortschritt liegt in ganz anderer Richtung. Er liegt *nicht* in der Legalisierung von früher Illegalem. Worauf es ankommt ist, *daß endlich das Idol des Rechts von dem Piedestal, auf dem es schon allzulange gestanden, herabgestürzt werde.* Daß Recht praktisch notwendig ist, liegt auf der Hand. Doch die Idee, daß es eine Majestät des Gesetzes gäbe, ist um vieles lächerlicher noch als die von der Majestät der Familie Palaiologos, weil Vorfahren heutiger Träger dieses Namens einmal Byzanz regiert haben. Recht bedeutet in erster Linie nie Gerechtigkeit, sondern Festlegung. Gewiß ist nicht alles Recht ungerecht. Insofern das jeweils geltende Recht die Interessen der Quantität vertritt, der Gerechtigkeitstrieb aber allen, besonders allen primitiven Menschen angeboren ist, und kein System bestehen kann, in dem nicht die Mehrzahl leidlich zufrieden ist; insofern immer mehr Menschen in jedem Zusammenhang zählen, so daß Unrecht tun oder hingehen lassen auf Grund privilegierter Stellung immer gefährlicher wird, und echtes Gerechtigkeitsbewußtsein im sozialen Zusammenhang proportional der Aufhellung des Bewußtseins immer mehr bedeutet, wird das geltende Recht im gleichen Verstande fortschreitend besser, wie die Geschäftsleute aus wohlverstandenem Interesse fortschreitend ehrlicher werden. Aber es ist *nicht* wahr, daß Recht jemals in erster Linie Gerechtigkeit vertreten hat oder je vertreten wird. Seine Basis ist allüberall eine bestimmte Festlegung, die in bezug auf viele notwendig ungerecht ist. Dies nun sollte allgemein eingesehen werden. Es sollte ferner eingesehen werden, daß solange es Männer gibt, die mit gehobener Stimme



Calsina — Der verräterische Brief

heit ist. Man kann auch aus der Struktur des Frauenlebens lernen. Denn die Frau ist auch bis heute nicht Teilhaber der Macht des Bildungsphilisteriums.

Und doch ist leicht einzusehen, für Mann und Frau, daß die Frau bei gleichwertiger Vorbereitung erfolgreich an der Macht des Philisteriums teilhaben könnte. Die platonische Idee von der Überlegenheit der Muskelkraft muß doch wohl schon im Unverstandenen (Unbewußten) an Bedeutung verloren haben. Wie will man sonst die stille und offene Revolte der Frauenwelt (männlicher Protest) in ihren tausend Varianten zum Nutzen der Allgemeinheit wenden?

Schließlich zehren wir doch alle wie die Parasiten an den unsterblichen Leistungen der Künstler, Genies, Denker, Forscher und Entdecker. Sie sind die eigentlichen Führer der Menschheit. Sie sind der Motor der Weltgeschichte, wir sind die — Verteiler. Zwischen Mann und Frau hat bisher die Kraft, der Besitz, der Bildungsdünkel entschieden.

Daher der Rummel und die vielen Bücher über Liebe und Ehe.

Die großen Leistungen aber, von denen wir leben, haben sich immer als höchster Wert durchgesetzt. Ihr Sieg wird meist nicht in prunkvollen Worten gefeiert. Aber genossen wird er von allen. An diesen großen Leistungen haben wohl auch Frauen teil. Kraft, Besitz und Bildungsdünkel haben sicher ein Mehr verhindert. Durch die ganze Entwicklung der Kunst aber tönt eine männliche Stimme. Dort ist die Frau Stellvertreterin des Mannes und daher zweiten Ranges. So lange, bis eine von ihnen die weibliche Stimme darin entdecken wird, um sie zu entwickeln. In zwei Kunstgattungen ist es geschehen, in der Schauspielkunst und in der Tanzkunst. Da kann sie sich als Frau geben. Da hat sie auch Spitzenleistungen erreicht.

Erfolg bei Frauen

Von

Gottfried Litor

Alle Menschen sind sich darüber einig, daß es nichts Schmerzvolleres gibt als zu lieben, und nichts Schöneres, als geliebt zu werden. Wenn das Lieben auch eine Kunst ist, so ist sie doch leichter zu lernen als das Geliebtwerden. Früher glaubte man, man könne eine Frau mit Geld oder Gewalt gefügig machen. Aber schon genügend Filme haben das Thema abgeleiert, daß eine Frau nur nach eigener Wahl ihr Herz verschenkt und Bestie ist, wenn sie nicht liebt. Mancher unglückliche Mann hat schon darüber verzweifelt nachgedacht, warum eine Frau zu einem anderen hingebungsvoll und zu ihm grausam ist. Wieso gibt es Männer, denen mit größter Leichtigkeit das zufällt, was ein anderer vergeblich ersehnt? Haben diese eine geheimnisvolle Kraft, oder sind sie nur klüger? Ein großer Teil des Mißerfolgs bei Frauen kommt daher, daß sich Männer um Frauen bemühen, die gar nicht für sie in Betracht kommen. Der richtige Don Juan attackiert nur eine Frau, bei der er weiß, daß er für sie bestimmt ist. Die Zahl der Frauen, für die er bestimmt ist, hängt von der Tüchtigkeit ab, mit der er sich zu verwandeln weiß. Die meisten Männer bieten sich aber einer Frau an wie ein Opernsänger einem Schauspielhaus. Man darf nicht glauben, daß man so unwiderstehlich ist, auf alle Kategorien von Frauen zu wirken.

Man weiß, daß die Anziehung der Geschlechter jener der elektrischen Pole gleicht. Kultivierte geistige Männer sind passiv, kultivierte intelligente Frauen aktiv in ihrem Temperament, folglich passen sie zueinander. Dumme und primitive Männer sind aktiv, dumme derbe Frauen passiv, also gehören sie zusammen. Das ist aber auch nur eine der vielen Wahrheiten über die Liebe, die in der Praxis meistens falsch sind.

Eine Wahrheit über die Liebe ist ebenso falsch wie eine Theorie oder Berechnung. Denn wenn man annimmt, daß auf 100 Männer 120 Frauen in des Wortes wunschgemäßer Bedeutung fallen; daß die Heirats-Chancen für Mädchen schlecht, die Ehefessel für Frauen gelockert sind; ein Heer geschiedener Frauen auf den seltenen und geschätzten Mann wartet und die Moral nicht gerade streng ist: braucht man sich scheinbar nicht anzustrengen, um Erfolg bei Frauen zu haben. Aber Frauen verrechnen sich gern und vergessen allzu rasch, wenn sie mit einem Mann alleine sind, daß sie sich in der Minderzahl befinden. Auch muß es nicht gerade so sein, daß jeder Mann von dem Frauenüberschuß sein Teil als erotische Draufgabe erhält. Denn wenn man bedenkt, daß die Männer von 15 bis 65 Jahren Frauen zwischen 15 und 45 lieben wollen, treten die Frauen, um die 20 Jahre kürzere Dienstzeit, dermaßen in die Minderheit, daß von den 120 Frauen nur mehr 72 für die 100 Männer übrigbleiben. Wenn man dieses pessimistische Resultat noch durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung korrigiert, die die Poltheorie zur Grundlage hat, daß sich nur Menschen mit entgegengesetzten Komponenten lieben, ist es nicht

Photo Barnabys

Modefrisur in Südafrika

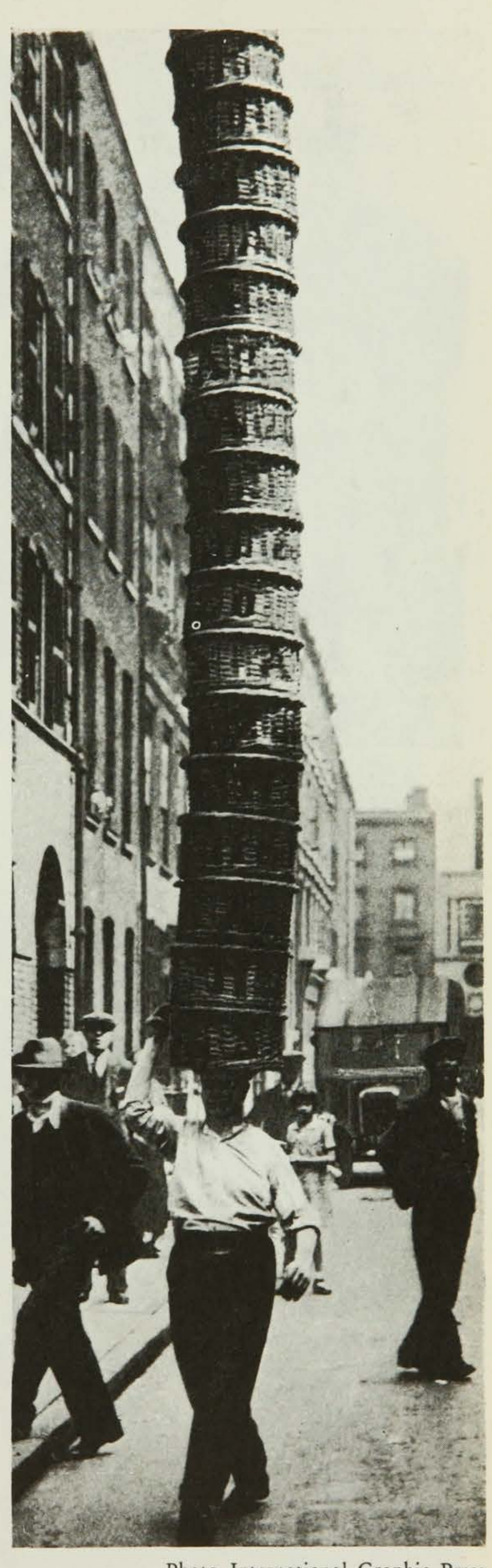


Photo International Graphic Press

Der Champion der Londoner Marktträger



Araberinnen mit Wasserkrügen



Photos Hermann Krehan

Araber mit frisch gesponnener Seide

Fächerpalmen in Singapore

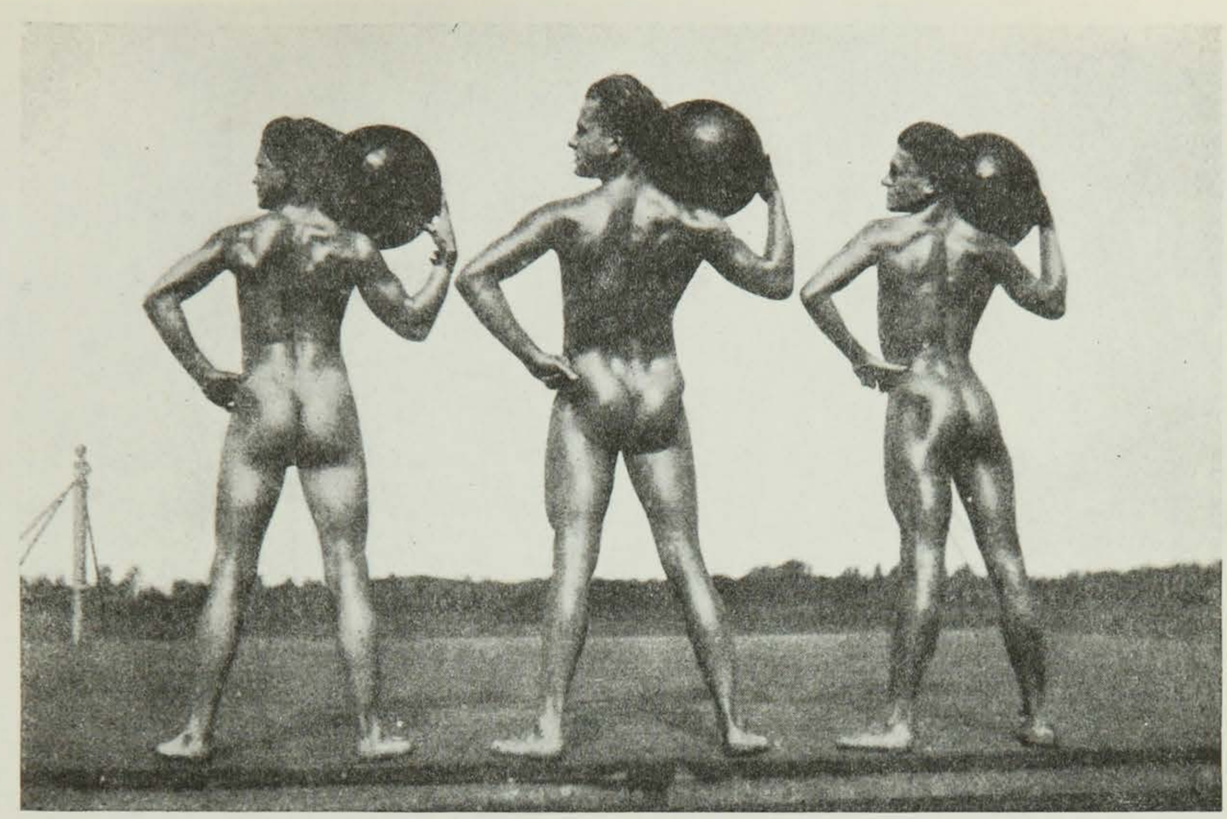


Photo Edith Boeck

Leichtathleten

Photo Cecil Beaton

Lilian Gish

Krupps Ballon-Geschütz (1870)

Neofot

Gärtnerin (1890)



Photo Keystone View

Oscar Wildes „Salome" zum erstenmal in London (1931)



Photo Seidenstücker

Der Papa



Sammlung Raoul Korty

Sarah Bernhardt Josef Kainz

als Hamlet

ausgeschlossen, daß die 72 Frauen, weil in der Minderheit befindlich, kapriziös und eigenwillig, von den 100 Männern 50 wegen mangelnder Eignung und zu geringer Entwicklung entgegengesetzter Komponenten ablehnen und sich schwesterlich in die durch weiblichen Geschmack gekelterte Minderzahl teilen. Es wird dann der Überschuß an Frauen nicht dazu gut gewesen sein, daß jeder Mann leichter ein Weibchen bekommt, sondern es wird sich nur für die durch Damenwahl hervorgegangene Auslese ein größeres Betätigungsfeld erschließen.

Um in diese Auslese von Frauenlieblingen zu gelangen, muß man systematisch und nach verstandesmäßiger Überlegung vorgehen. Denn wenn man bedenkt, daß die Frauen ihr ganzes Leben über nichts anderes nachdenken, als über die Liebe, und junge Herren aus gutem Haus mit unermüdlichem Fleiße sich bemühen, Lobenswertes darin zu leisten, bedürfen Menschen des Berufslebens, die ihre Aufmerksamkeit anderen, weniger schönen Dingen zuzuwenden gezwungen sind, dringend einer Unterweisung.

Wenn man eine Sprache lernen will, studiert man eine Grammatik und ein Wörterbuch. Aber welche Grammatik könnte die Gedanken einer Frau registrieren, welches Wörterbuch ihren Wünschen Namen geben? Die Philosophie von Buddha bis Freud sagt, man besitze ein Ding, sobald man es erkannt habe. Welcher Mann aber könnte eine Frau erkennen? Wenn man sich vor der Unlösbarkeit einer Frage befindet, greift man auf die Erfahrung und Methode der Väter zurück. Die Literatur lehrt, daß man seiner Liebe am besten Ausdruck verleihe, wenn man Leier oder Laute nimmt und im Mondesschein seinen Gefühlen freien Lauf läßt. Gewisse Bücher deuten an, daß bei Versagen dieser schmalzigen Methode statt einer Leier eine Peitsche in die Hand zu nehmen sei: denn wenn du zum Weibe gehst . . .!

Die Methode unserer ehrwürdigen Väter war also die Liebeserklärung oder die Vergewaltigung. Tief bedauerlich, daß die modernen Mädchen zu klug und kräftig für diese Methode sind, nämlich zu kräftig, um eine Liebeserklärung zu empfinden, zu klug, um sich der unnötigen Anstrengung einer Vergewaltigung zu unterziehen.

Wenn man heute eine Frau erobern will, muß man so vorgehen, wie ein General, der eine Schlacht vorbereitet. Er wird nicht der Festung, die er einnehmen will, sagen: Ich habe soviel Mann, soviel Artillerie und Flugbataillone, ich werde dann aufbrechen und dort mich formieren, sondern er wird lauern, still und verschlagen warten, um im richtigen Moment loszuschlagen. Wenn man eine Frau erobern will, muß man die Taktik des Herzens und die Strategie der Sinne haben. Man muß so verstandesmäßig vorgehen, wie wenn man etwas, das keinen bestimmten Preis hat, kaufen will, zum Beispiel ein Bild. Wenn man in einem Kunstladen sagt: „Ich muß das Bild bekommen, koste es was es wolle, ich verfüge über jeden Betrag" — so wird der Händler antworten: „Bedaure, das Bild ist unverkäuflich" — und so das Verlangen und den Preis ins Ungemessene steigern. Der gewiegte Bilderkenner wird das Bild scheinbar nicht beachten, anderem seine Aufmerksamkeit zuwenden und nur nebenbei geringes Interesse zeigen. So wird es ihm sicher mit Leichtigkeit zufallen. Bei Frauen muß man genau so kühl und zurückhaltend vorgehn. Es ist

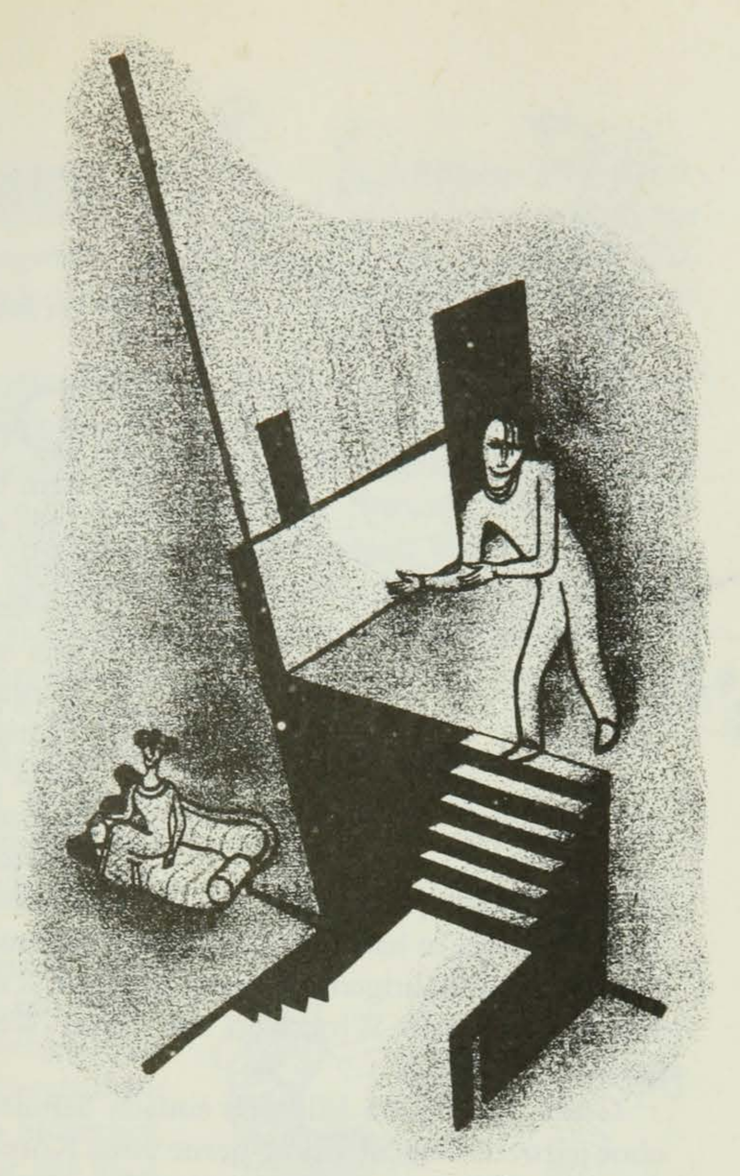
nur erstaunlich, wie hartgesottene Geschäftsleute, die diese Taktik beherrschen, wie Tristan nach dem Liebestrank die Überlegung verlieren, sobald sie verliebt sind, und sich falsch und ungeschickt benehmen. Wenn nichts, so ist dies ein Beweis für die Göttlichkeit der Liebe.

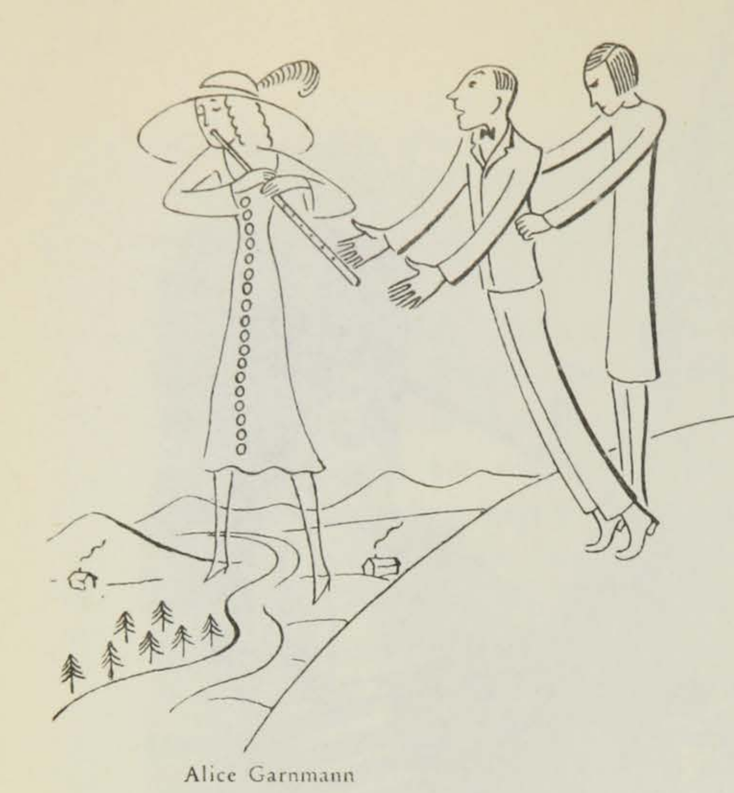
Man soll mit einer Frau nicht kokettieren, man soll ihr nicht nachsteigen. Man spreche sie nur zufällig an, und nicht so, als ob man ihre Bekanntschaft machen wollte. Man soll einer Frau gegenüber niemals die Initiative ergreifen, wenn man Erfolg haben will, und soll sich nicht darin täuschen lassen, daß jede Frau es gerne sieht, wenn man die Initiative ergreift und keinen Erfolg hat. Denn das ist eine gute Reklame für sie. Man trachte, ihr zu gefallen und ihre Wünsche zu wecken, schaue sie wenig an und versuche, ihre Eifersucht zu wecken. Zurückhaltung und Schüchternheit ist sehr am Platz. Da jede Frau siegen will, zwingt man sie, wenn man sich widerspenstig verhält, zur Ergreifung der Initiative. Am Anfang traue man ihr nicht recht, denn zu oft hat sie schon andere getäuscht. Die einzige Avance, die man ihr mache, sei kameradschaftliches Verstehen und entgegenkommende Galanterie. Das Wichtigste, um bei einer Frau Erfolg zu haben, ist gute Erziehung und Taktgefühl. Die meisten Männer unterschätzen in dieser Beziehung die Empfindsamkeit der Frauen. Man soll sich überhaupt so benehmen, wie man es gern hat, daß sich jemand zu einem benimmt. Ebenso findet es eine Frau lästig, wenn man sich ihr aufdrängt, und am allerwenigsten kann sie es vertragen, wenn man sie ohne ihre Einladung anfaßt. Dadurch begibt sich der Mann auch in die Gefahr, zu früh einer Situation zu unterliegen, die noch nicht dazu geeignet ist. Denn in der Liebe muß immer die Frau das Letzte hergeben, weil es ihr ja auch wichtiger ist.

Oscar Wilde sagt, noch niemals hätte ein Mann einer Frau einen Heiratsantrag gemacht, sondern immer die Frau dem Mann. Der Mann hat nicht dieselbe Veranlassung zu dem, was der Frau organisch und sozial Lebensbedingung ist. Wenn es den Frauen gelingt, den Männern zu suggerieren, daß sie ihnen einen Heiratsantrag machen, warum sollte es da nicht möglich sein, daß die Männer den Frauen suggerieren, ihnen einen Liebesantrag zu machen? Der Mann soll nichts anderes tun, als die Situation dazu schaffen. Das tut er am besten, wenn er seine Kräfte für den richtigen Moment spart, den er dann zufällig herbeiführen muß. Das wird ihm gelingen, wenn er die Witterung um die Wünsche einer Frau hat und das Wissen um die Zartheit und den Abgrund ihrer Seele. Die meisten Männer werden von ihren Frauen betrogen, weil sie taktlos oder sentimental zu ihnen sind. Frauen reagieren nur auf Männer, die die Verschlagenheit der Katzen oder die reflexionslose Urkraft eines Bären haben. Bürgerliche Denker und reklamierende Kunden ihrer Schönheit können sie nicht ausstehen. Da ziehen sie eine Geschlechtsgenossin vor, die ihre empfindsame Wildheit besser versteht. Nur dem Tiefpunkt männlicher Dummheit konnte die Ansicht unserer biederen Väter entspringen, daß es zwei Typen Frauen gäbe, Dirne und Dame. Diese Ansicht war eine bequeme Art, sich der erotischen Verpflichtung zu entziehen, weil die Dirne Geld als Befriedigungsmittel bekam, doch die Dame nicht darüber reden durfte. Heute aber fordern

die Frauen energisch ihr Recht und lassen sich nicht mit hohlen Phrasen abspeisen.

Als ich in sehr jungen Jahren in Monte Carlo größere und kleinere Kokotten kennenlernte, diese fossile Einrichtung früherer Gesellschaft, stellte ich mit Entsetzen fest, daß sie ebenso empfindsame Menschen mit verletzbarem Stolz waren wie die anderen Frauen. Da wandte ich mich unter Ersparung der Kosten bald wieder den jungen Mädchen und verheirateten Frauen zu, die an Lasterhaftigkeit und Unternehmungslust jene bei weitem übertrafen. Unsere Väter müssen sich also sehr geirrt haben, wenn sie glaubten, die Herzen ihrer Geliebten und die Tugend ihrer Frauen besessen zu haben. Bei den meisten Dingen im Leben ist es schon viel, wenn man sie zur Hälfte besitzt, wie Reichtum, Glück und Ruhm. Nur die Frauen geben sich erst, wenn man sie ganz erobert hat. Es ist daher sehr weltfremd, daß die Literatur und Überlieferung die körperliche Vereinigung, bei der unser Interesse erst beginnt, als beschließenden Aktschluß verwendet und alle Kräfte und Energien in den Dienst des Liebesvorspiels setzt. Erst die körperliche Vereinigung ist für uns der Moment, in dem wir die Leier der Seele schlagen und die Peitsche des Körpers. Denn aus dieser Niederlage kann sich die Frau nicht anders retten, als durch die Liebe, und das ist ihr schönster Sieg. Aber diesen Sieg kann nur der herbeiführen, der um die Phantasie der Frauen weiß und die Geheimsprache kennt, die die Wallungen der Seele in der Haut reagiert. Denjenigen aber, denen es nicht gegeben ist, die Hemmungslosigkeit der Sinne und der Seele über die Begrenzung des Körpers und des Verstandes hinauszuführen in jenes Reich Kitheras, in dem der Körper seelische Schauer und die Seele zu Fleisch gewordene Phantasien erlebt, wird es nicht gelingen, mehr von einer Frau zu besitzen als ihren Körper. Dazu braucht man keinen Lehrgang der Seele und keine Taktik der Sinne, die man durch Routine ersetzen kann. Man bediene sich in diesem Fall einfach des modernen technischen Mittels der Unwiderstehlichkeit: des Autos. Das wird die Situationen schaffen, die herbeizuführen den Nerven versagt war. Und eine finanzielle Sicherstellung ist für diesen geringen Zweck auch keine schlechte Idee.


Walter v. Dreesen



Alice Garnmann

Glück bei Männern

Von

Gina Kaus

Dolly meint, Molly habe gar kein Glück bei richtigen Männern, sondern bloß bei einem gewissen femininen Typ, der immer eine mütterliche Gouvernante neben sich haben muß; Molly wiederum behauptet, Dolly werde bloß von vielen Männern zu deren eigenem Vergnügen mißbraucht, und das sei kein richtiges Glück. Die Begriffe stehen eben nicht fest, und man kann über die Bedeutung des Wortes „Mann" ebensogut streiten, wie über die Bedeutung des Wortes „Glück", und selbst von der spartanischen Helena mag gelegentlich eine wohlwollende, in hausfraulichen Ehren ergraute Freundin gesagt haben, sie hätte von dem zehnjährigen Männermord vor Troja schließlich nichts gehabt, als eine verwahrloste Wirtschaft, ein leeres Wäschespind und einen mißtrauisch gemachten Gemahl.

Glück bei Frauen läßt sich einfach definieren: der hat es, dem viele Frauen ohne jedwede Gegenleistung gerne ihren Körper überlassen. Umkehren kann man das nicht, weil doch schließlich die meisten Männer für die meisten Frauen — vorübergehend — zu haben sind (vorausgesetzt, daß sie überhaupt für Frauen zu haben sind). Damit man einer nachsagen kann, sie habe Glück bei Männern, muß sie schon neben der erotischen Bereitwilligkeit manches andere auszulösen verstehen: finanziellen Opfermut, reelle Heiratsabsichten, oder zumindest jene sturmonogame Kapriziertheit, die man Liebe nennt.

Warum eine bestimmte Frau Glück bei Männern hat, ist den anderen Frauen meist vollkommen unverständlich. Der einzige Grund, den sie begreifen, den sie manchmal beinahe neidlos anerkennen, und den sie gewissermaßen für legitim halten, ist außerordentliche körperliche Schönheit. (Vielleicht, weil die meisten Frauen von Kindheit auf dressiert sind, in der Schönheit die wichtigste Waffe der Liebe zu sehen, und weil alle glauben, selbst im Besitz dieser Waffe zu sein.) Wird eine häßliche Frau und noch dazu von vielen Männern begehrt, so stehen alle anderen Frauen vor einem Rätsel; sie sind dann stets geneigt, solchen rätselhaften Erfolg auf besonders verpönte Mittel zurückzuführen, auf Schamlosigkeit, Zudringlichkeit oder geheimnisvolle Perversionen. Denn die Frauen sind weit davon entfernt, den Männern eine nennenswerte Leidenschaft für geistige oder seelische Vorzüge zuzutrauen.

Im Laufe der Jahrtausende haben Männer ganze Bibliotheken über die Frauen vollgeschrieben. Sie haben die Frauen beobachtet und analysiert, angebetet und verachtet. Jede Generation hat ihr weibliches Ideal verherrlicht, jede ihren weiblichen Teufel an die Wand gemalt, von der Schlangenfreundin Eva angefangen

bis zur hysterischen Strindberg-Canaille. Alle Wertungen weiblicher Charaktere sind von Männern aufgestellt worden, Männer haben die weiblichen Tugenden und die weiblichen Laster zu Tugenden und Lastern gestempelt, und aus dem Munde der Männer wissen wir, wie sie die Frauen haben wollen und wie sie sie verabscheuen.

Um es kurz zu machen: Je mehr Fehler im Sinne der männlichen Wertung eine Frau besitzt, desto mehr Glück hat sie bei den Männern. Wobei die Frage offenbleiben mag, ob ein krankhafter Masochismus die Männer verdammt, zu begehren, was sie verabscheuen, oder ob eine gesunde Notwehr ihnen befiehlt, wenigstens mit dem Kopf zu verabscheuen, was sie begehren müssen.

Seit Noahs Zeiten klagen die Männer über der Weiber Eitelkeit und Torheit. Aber für eine schick gekleidete Frau geben sie sechs ebenmäßige Schönheiten in Kitteln vom vorvergangenen Jahr, jede gescheite Frau ist ihnen ein Gräuel, und jede wirklich gescheite Frau weiß das und bemüht sich, wenigstens ab und zu etwas sehr Törichtes zu sagen: zum Beispiel, daß sie den Mann, mit dem sie gerade spricht, für besonders klug hält.

Die Kardinaltugend des Weibes, vom Manne erfunden, gefordert, auf ein Piedestal gestellt und schließlich schlechthin „Tugend“ genannt, ist die außereheliche Keuschheit. Auf ihr beruht die Sicherheit der Paternität, das Familienleben, der Staat — kurz, die ganze männerrechtlich organisierte Welt, in der wir leben. Aber immer waren es Frauen, die diese Männerordnung mißachteten und durchbrachen, unbekümmerte, sittenlose, ungetreue Frauen, die den größten Erfolg hatten — gemessen an dem einzig gemäßen Maßstab: an den Dummheiten, die Männer um ihretwillen begingen.

Die spartanische Helena dankte ihrer Schönheit den Erfolg. Sie war die schönste Frau ihrer Zeit. Aber das wußte der Paris nur vom Hörensagen, als er zu Entführungszwecken nach Sparta fuhr. Nicht Helenas Anblick hatte ihn toll gemacht, sondern ihr Ruf, er wollte sie, trotz aller damit verbundenen Risken, für sich haben, nicht weil sie ihm, sondern weil sie anderen vor allen Frauen am besten gefiel. Dies ist der Grund, warum notorisch hervorragend schöne Frauen oft weit über ihre erotische



Hans Aufseeser

Wirksamkeit hinaus begehrt werden: weil sie die Vorstellung erwecken, von vielen anderen begehrt zu sein. Denn jene Frauen, deren Besitz wie ein Erfolg vor allen anderen Männern aussieht, haben vor allen anderen Frauen Erfolg bei Männern.

Wenn man statistisch erheben könnte, welche Art Frauen in den letzten Jahrzehnten die heftigsten Leidenschaften entfesselt, die größten Juwelen erhalten, die meisten Selbstmorde, Defraudationen, Zusammenbrüche verschuldet haben, so käme man zweifellos auf die Schauspielerin, die Sängerin und andere Damen von der Rampe. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß diese Frauen um ihres Könnens willen geliebt oder begehrt werden, denn jede Art Leistung der Frau ist dem Mann im Grunde seiner Seele zuwider. Und wenn ihn die Bühnenleistung nicht abkühlt, sondern enflammiert, so ist es deshalb, weil sie unlösbar verknüpft ist mit der reizvollsten aller Situationen: die geliebte Frau öffentlich von unzähligen anderen begehrt zu sehen.

Über die Eitelkeit wollen wir nicht sprechen. Die Eitelkeit versteht sich immer von selbst. Der Reiz polyandrischer Frauen ist vielfältiger und durchaus nicht ausschließlich lustvoll. Es ist auch schmerzlich, beständig die Phantome anderer Männer hinter der Schulter der geliebten Frau zu sehen, vergangener, gegenwärtiger, zukünftiger oder solcher Männer, die es gar nicht gibt, aber doch jederzeit geben könnte. Es ist *so* schmerzlich, daß kein Mann diese beständige Irritation der Eifersucht erduldete, wenn er nicht müßte. Wenn die Eifersucht nicht das stärkste Stimulans der Liebe wäre. Ich spreche nicht von der plumpen Eifersucht auf einen ganz realen Kerl, der in einem ganz realen Schrank steckt: sondern von der vagen Eifersucht auf alle möglichen Kerle in allen möglichen Schränken.

Diese Eifersucht hat manchmal gradezu Künstlerisches an sich, sie erfindet aus einem Nichts einen Menschen, aus weniger als nichts eine Situation, sie kombiniert und konstruiert, gibt Qual und Lust schöpferischen Gestaltens und hält, über die kurzfristigen physischen Reize hinaus, die Haupttriebfeder aller besseren männlichen Erotik in Schwung: die Phantasie.

Die *anderen*, immer sind es die anderen Männer, um derentwillen eine Frau am besessensten geliebt wird. Die Männer sind rauflustig, schließlich besteht ja auch ihr ganzes Leben aus Kampf mit anderen Männern, und die Liebe einer Frau ist ein angenehmeres Schlachtfeld als die Börse oder die Absatzgebiete für Roh- und Fertigwaren. Und wir wissen aus der Ilias, wieviele männliche Eitelkeiten und Prestigegelüste sich im trojanischen Krieg um eine Frau austragen lassen.

Aber — um mit der Freundin der schönen Helena zu sprechen, mit dieser würdigen Matrone im wohlbestellten Heim, inmitten wohlgestalteter, wohlerzogener Kinder und Enkel — aber, was hat sie schließlich davon gehabt? Die gefeierten Schönheiten, die hinreißenden Temperamente, die großen Zauberinnen — was haben sie schließlich, dick und grau geworden, von ihrem Glück bei Männern gehabt? Liebe, die in Haß oder Verachtung umschlug, Geld, das sie nicht zu halten verstanden, und eine elende Nachrede. Schließlich behalten immer die Angepaßten und die Mittelmäßigen recht. Also geben wir ihnen recht: es ist gar kein Glück, Glück bei Männern zu haben.

Der große Zauberer

Von

Paul Wiegler

Josef Kainz, Sohn des Gemischtwarenhändlers Anton Kainz in Wien, ist Zimmermaler und Uhrmacher und dient beim Militär. Dann sieht er Matras, den Volkssänger und Komiker; und dieser beleibte Mann, in dessen Späßen die Schwermut lauert, der einmal wahnsinnig von der Bühne des Carltheaters abtreten wird, erregt in dem Soldaten den Wunsch, Künstler zu werden. Er geht mit Matras nach Linz. Doch er hat kein Glück auf den Brettern, und so steht er eines Tags als Greisler da wie sein Vater. Bald schließt er den Laden, um seinen Hals in den grünen Kragen eines Finanzwachrespizienten zu zwängen. Seine Station ist Wieselburg in Ungarn, an der Donau, gegenüber der Insel Schütt. Er hat die Lehrerin Mathilde Bernhard geheiratet, die wie er von Weinhauern in Mistelbach in Niederösterreich stammt. Sie ist, mit dicken schwarzen Haarflechten um den schmalen Kopf und stechenden schwarzen Augen, so zart, wie er kräftig ist. Er kann einen Gulden krummbiegen und braust schnell auf. Für gewöhnlich kennen die Leute in den Wirtschaften ihn als schimpfenden Genießer. Von Wieselburg, das, wie er sagt, ein Saunest ist, übersiedelt er als Staatsbahnbeamter nach Brünn und von da, sechs Jahre später, nach Wien, zu seinem Bruder Anton, dem bürgerlichen Vergolder, und zu den Verwandten Mathildes. Er hat einen gestutzten, am Kinn ausrasierten Vollbart und einen langgedrehten Schnurrbart, raucht Virginias und raunzt in den Kaffeehäusern. In Wieselburg ist sein Sohn Josef geboren. Der Bub hat die Lippen, das schwarze Haar, die Augen der Mutter. Seine Locken sind widerspenstig gegen die Brennschere. Da er den Klavierunterricht haßt, läßt er sich von einer Schaukel fallen und bricht sich den linken Arm. Der Bruch wird schlecht geheilt.

Als er vierzehn Jahr alt ist, hört der Staatsbahninspektor, der die Wohnung in der Josefstädter Straße betritt, ihn und seine Freunde deklamieren. Der Fünfzehnjährige gibt bei Niklas, dem Inspizienten des Stadttheaters, im Sulkowsky-Palais auf der Matzleinsdorfer Straße, dessen Saal dann eine Waschanstalt wird, Väter und Helden. Nach sechs Monaten ist er Schüler der Hofburgschauspielerin Cesarine Kupfer-Gomansky, einer Anstandsdame, einer Hamburgerin, die er im Zorn eine Puderschachtel, eine dumme Gans, einen Haubenstock oder irgendeinen Topf nennt. Die Eltern leihen sich Geld für seine Ausbildung, die Tante Kathi Bernhard, die Haushälterin eines Piaristenpfarrers, zahlt zu. Gegen die Warnung der Kupfer spielt er wieder bei Niklas. Er streitet sich mit ihm wegen einer defekten Flöte, auf der er in Raupachs Allerseelenstück „Der Müller und sein Kind" als der Müllerbursche Konrad „Was Gott tut, das ist wohlgetan" hat blasen müssen. Zum Probesprechen meldet er sich im Burgtheater. Mager und häßlich, stammelt er den Mortimer herunter; der Baron Dingelstedt hat kaum einen Blick für ihn. Aber der Regisseur Förster, ein robuster Norddeutscher, der von Friedrich Haase die Direktion des Leipziger Stadttheaters übernehmen will, merkt ihn sich vor. Er versucht sich am Sommertheater in Halberstadt, in Braunschweig, in Kassel. Als Fürst in „Dorf und Stadt" wird er abgelehnt;

verzweifelt hat er nach Hause wegen seiner Wattons geschrieben, ohne die er in seiner Dürftigkeit ausgelacht werden muß.

Marburg an der Drau ist sein erstes Engagement. Bei dem Direktor Dietz spielt er den Prinzen Bugslaff in einem lila Samtwams mit Strahlsternen, Goldschuppentrikot und schwarzem Samtwams mit Silber, ohne Lockenbandeau, da der Friseur ein Hornvieh ist. Für Hinko, den Freiknecht, den Henker, bittet er die Eltern um seinen gelben Ledertrikot. Er spielt tragische Fetzen, Heldenrösser und Gesellschaftsrollen. Unter seinen Kollegen, lauter Anfängern, ist Ichheiser, Josef Josefi, ein „sehr gemütlicher, ordentlicher Jud". Die Damen sind aus dem fünfzehnten Jahrhundert, nur die Wilhelmi nicht, die Heroine, die beim Niklas war. Sie hat einen großen Nasenvorsprung, impertinent rotes Haar; „aber außer der Bühne wäre sie eine wahre Madonna". Er speist im Kasino und ist doch mit seinen fünfzig Gulden Gage ein armer Teufel, dessen Stiefelsohlen dem Tauwetter nicht standhalten. Die Direktorin wird ihm in der Abwesenheit ihres Gatten „zu zahm", er packt aus, der „Leuteschinder" ist „furchtbar geladen". Er tanzt auf einem Ball bei den Wundsams, champagnisiert in der Loge der Offiziere auf der Theaterredoute und wird auf der Nobelredoute von den „Ludern" bedrängt. Er hat Nerolaunen. Ist er auf der Bühne, so schlägt sein Komödiantentum Purzelbäume. Seine Stimme, in der schon ein seltsamer Klang ist, kann er anstrengen, ohne sich zu verschreien. Aber der fieberheiße Knabe sehnt sich von dem Pimperltheater weg.

Das ist Leipzig, das Theater am Augustusplatz und das an der Promenade, der Direktor Förster und sein Mitdirektor Angelo Neumann, der den Schnurrbart eines Tierdresseurs hat, und fast das ganze Personal ist von Wien, auch die junge Josefine Wessely. „Kabale und Liebe" wird doppelt besetzt, mit ihr und der schmächtigen Bertens, mit „Herrn Ferdinand Kainz" und Senger. Josef Kainz wird in die zweite Garnitur geschoben. Er debütiert als der Advokat Edmond de Varennes in Scribes „Kameraderie", mit Bart, und wird in seinem Frack den Leipzigern zum Gespött wie vorher auf der Straße in seinem kanariengelben Gehrock. Gottschall, der Kritiker, der „bärbeißige, grobe, arrogante alte Mufti", macht ihn herunter. Aber er spielt den Phaon; und der Vater, der hingereist ist, sitzt unter den Zuschauern, die Spitzeder, die Schwester der Adele, der Bankschwindlerin, rühmt ihm im tiefsten Wiener Dialekt seinen „Suhn". Josef Kainz darf nun auch den Kosinsky hinlegen. Aber auch mit dem Samuel Bandheim muß er sich begnügen, dem Kommis in „Robert und Bertram". Seine Gesten sind zapplig, sein Flugfeuer flackert hoch und sinkt zusammen; und noch immer verstößt sein unregelmäßiges Profil, sein Körperbau gegen den Kanon. Förster will ihm, wenn die Geistinger gastiert, den Marcus in „Arria und Messalina" und den Mortimer geben; aber seine Wattierung für Brust und Beine ist zu schwach. Der Mortimer wird ihm entzogen. Er wird abgefunden mit den paar Worten des Bellièvre, des Gesandten von Frankreich. In Halle, wohin er für einen Abend mit Grube fährt, hat er einen dröhnenden Erfolg als Don Carlos an der Leiche Posas. Er verklagt Förster wegen mangelnder Beschäftigung. Tumultuarisch ruft man nach seinem Ferdinand seinen Namen. Er fordert die Lösung seines Kontrakts. Herr von Holstein, ein grauhaariger Komponist mit einem ästhetischen Salon, will ihn adoptieren. Die Geistinger ist da, und er spielt den

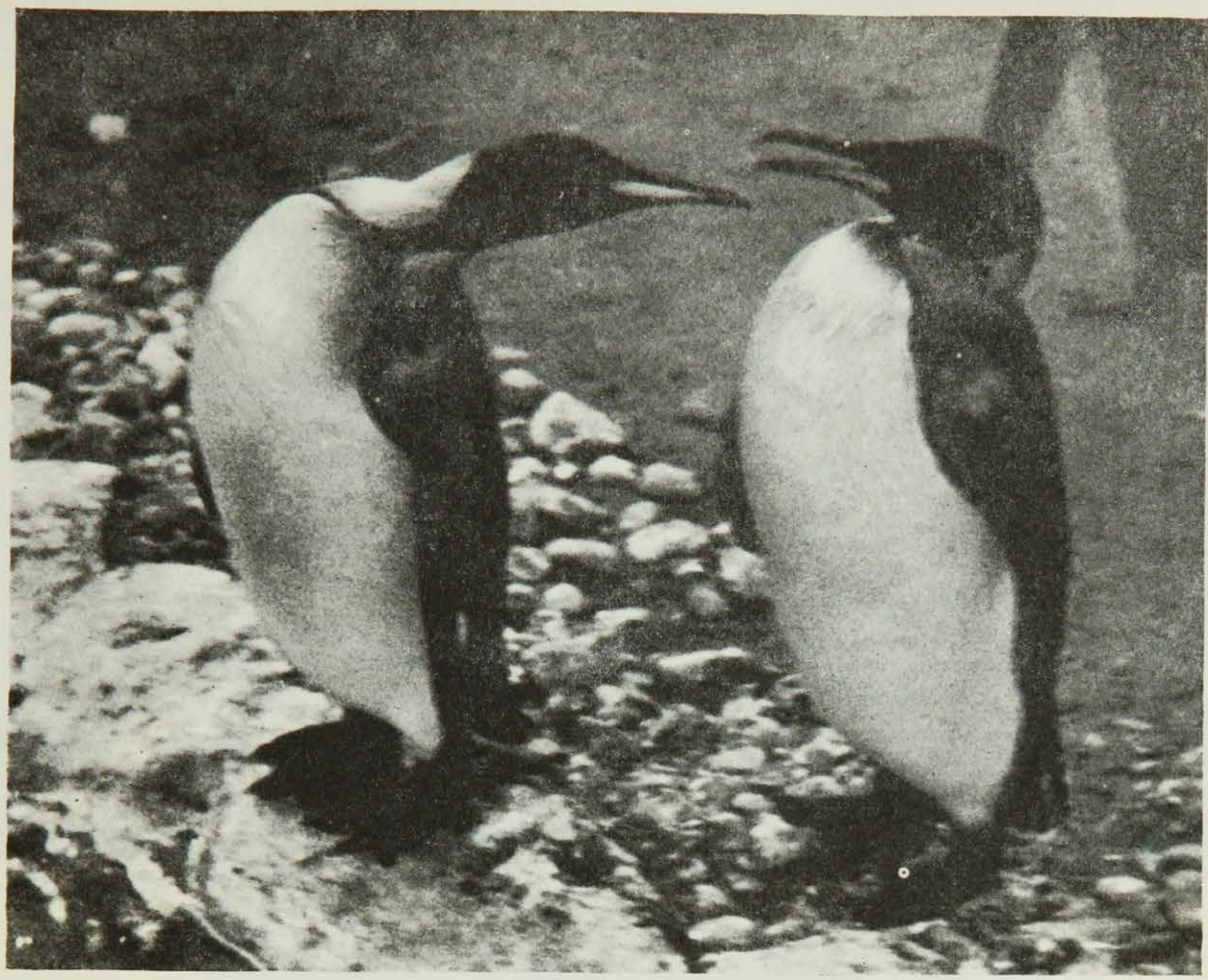


Photo Martin Munkacsy

Pinguine

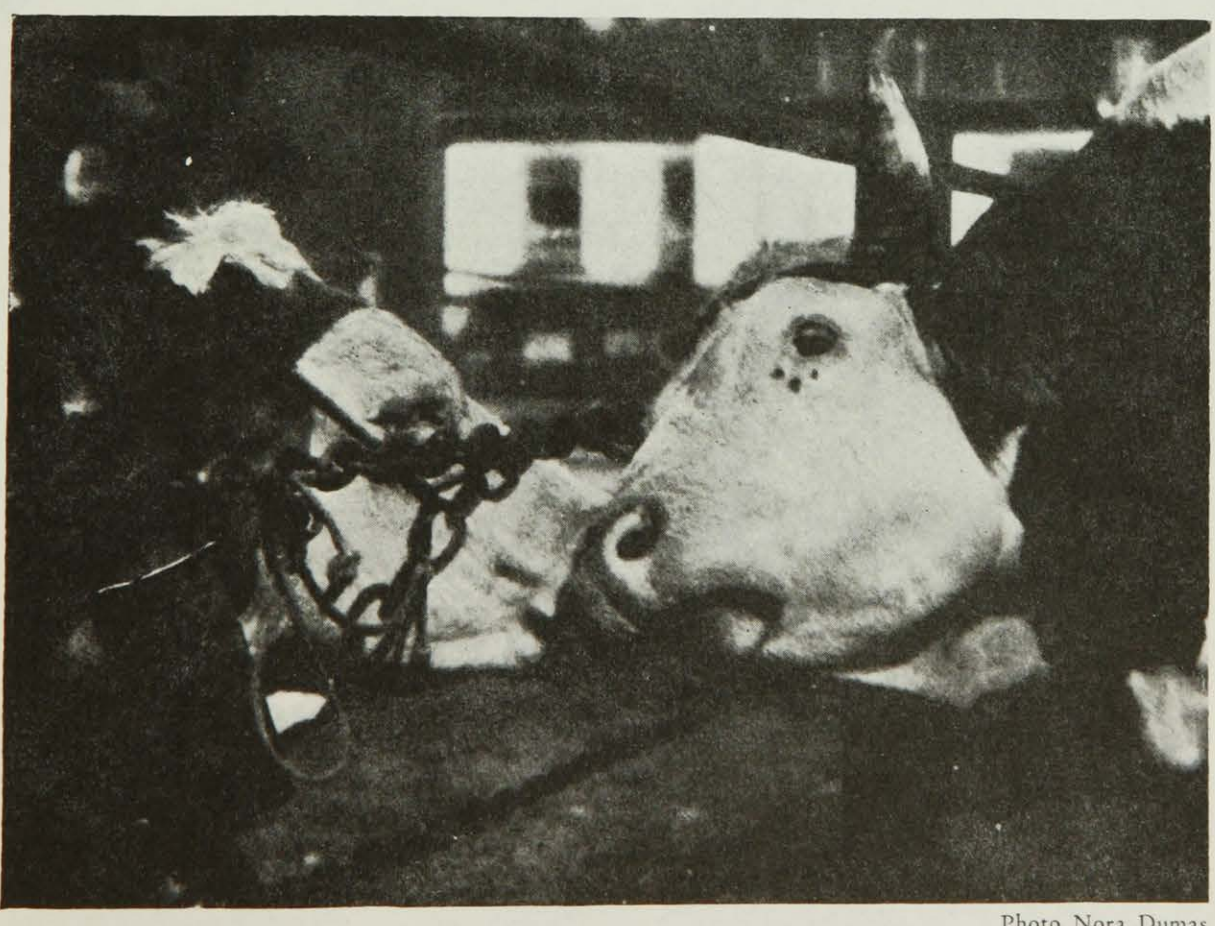


Photo Nora Dumas

Rinder



Photo Press-Clichée

Zauberin bei den Tschuwaschen (Russ. Zentral-Asien)

Photo Paramount

Sylvia Sidney im Film „Amerikanische Tragödie“





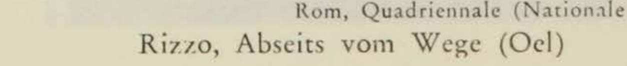
Photos Ebe

Lebende Bilder eines Weihnachtsspiels in Görlitz (1915)



Photo Grupil & Cie., Paris

Tofano, Endlich . . . allein! (Oel)



Rom, Quadriennale (Nationale Kunstausstellung)

Rizzo, Abseits vom Wege (Oel)

Marcus. Er spielt auch den Max Piccolomini, den Ben Jochai, den Pagen in „Heinrich V."; und Hartmann, der Gast vom Burgtheater, beschwichtigt ihn. Er überrascht als der bucklige, blaßgeschminkte Geiger von Cremona. Da er der Geigengriffe nicht kundig ist, ändert er sich bei der Wiederholung die Szene. Wütend droht Förster vor den Theaterarbeitern ihm Strafe an, und als er sich brieflich beschwert, wird er sofort entlassen. Er ist über diese Erbärmlichkeit so empört, daß er Gottesleugner werden möchte. Und läuft in Berlin in seinem abgenutzten braunen Havelock von einem Agenten zum andern.

In dem Kurort Liebenstein im Thüringer Wald wird er herzoglich Meiningenscher Hofschauspieler. Er siegt als Ferdinand, läßt in auftrumpfender Jugend alle Minen springen. Und ist durch den Wechsel des Schicksals bestürzt. Abergläubisches Grauen erfaßt ihn. In Meiningen ist er Kosinsky mit Rokokozopf und Prinz von Homburg; noch hat er für diesen Somnabulen nicht die Entrücktheit, nicht die bettelnde Todesangst, aber unter dem Lorbeerkranz hat er die Augen, das Antlitz. Die Meininger sind auf Tournee: in der „großen Weltkloake" Berlin, wo er seinen Kosinsky spielt, den Homburg, den Florizel, den Octavius, in Frankfurt, wo das Theater brennt, in Leipzig, an dem er sich bei nervösem Kopfschmerz durch die gereizte Leidenschaft seines Melchthal rächt, in Breslau und Amsterdam. Er ist zweiundzwanzig. Seit zwei Jahren ruht der Vater, dem bei einem Schneerutsch vom Dach des Kärntnerhofs ein Eiszapfen die Schädeldecke gesplittert hat, auf dem Matzleinsdorfer Friedhof. Kainz ist mit den Gedanken bei der Mutter. Selbstquälerisch hat sie sich zuerst in das Sterbebett ihres Mannes gelegt; in Meiningen bringt er sie unter. Er hat sich mit Lina, einer Kollegin, verlobt; sie ist jetzt in Riga, das Verhältnis lockert sich nach und nach.

Als Mortimer und Carlos gastiert er in München. Possart läßt ihn vor dem Engagement auch den Romeo spielen, den Orlando, den Tempelherrn; tausend Kehlen jubeln seinem schlanken, den Schleier Julias an sich pressenden, berauscht singenden Veroneser zu. Nach sieben Monaten befiehlt Ludwig, der sechsunddreißigjährige, psychopathische König, eine Sondervorstellung der „Marion de Lorme" von Victor Hugo, des „scheußlichen Schmarrn", in dem Kainz Didier ist, der Heimatlose. Der König allein lauscht ihm in dem dunklen, leeren Theater. Nachts wird ihm in die Wohnung, die er für sich und die Mutter in der Thierschstraße gemietet hat, ein Saphirring überbracht. Für eine zweite Vorstellung schenkt Ludwig ihm eine goldene Kette mit einem Schwan, für eine dritte eine Uhr mit Diamanten. Durch Hesselschwerdt, den Lakai, den Günstling von morgen, lädt er ihn nach Linderhof ein, nach Meicost Ettal, dem Prunkschloß mit der Statue des Sonnenkönigs. Ludwig steht im magisch blauen Venusberg, an dem See mit den zwei weißen Schwänen. Er sieht sein Idol und ist enttäuscht, auch über Didiers Zivilstimme. Aber er wird wieder gnädig gegen seinen Posa, beschenkt ihn mit drei Uhren, einer Elfenbeinzigarrentasche und vier brillantenen Bourbonenlilien. „Nicht wahr, uns beide kann doch nichts trennen?" fragt er ihn vor einem Berghaus, den Arm auf seinen Schultern. Für die Kollegen ist Kainz in Wien; der Reitknecht, der sein Bote zu seiner Mutter ist, darf nicht wissen, daß sie ihm Zigarettentabak sendet, das Päckchen zu fünfundsiebzig Pfennigen, und Hosenträger, da die seinen zerrissen sind.

Beim Wein hat Ludwig dem Schauspieler, den er duzt, eine Reise nach Spanien

angeboten. Er hat gestöhnt, daß Bürkel, der Hofsekretär, ihn hindere, gestöhnt über seine Unfreiheit und gegrollt, als Kainz sagte: „Wenn es so lästig ist zu regieren, dann könnten Majestät ja anderen Händen das Zepter überlassen." Ein „Präambulum" zu Spanien soll eine Schweizerreise sein. Das Münchner Paßamt liefert zwei Ausweise, für den Marquis de Saverny (so heißt in „Marion de Lorme" der Lüstling, der Didier im Zweikampf verwundet) und Didier. Ludwig und der „teure Bruder" fahren von Mühlthal ab, mit sechs Hofbeamten, drei Kammerdienern und zwei Mundköchen. An der Tellskapelle redet der Maler, der die Fresken pinselt, Kainz als Majestät an. Im Axensteinhotel ist das Inkognito des „Marki von Safflader", wie die Dienerschaft grinsend parodiert, gelüftet; man bewohnt dann die Villa des Schwyzer Buchhändlers Benziger. Um die Wanderung Melchthals durch der Surennen furchtbares Gebirg zu erleben, muß Kainz zwölf Stunden über Eis und Schnee marschieren, mit einem Förster, Hesselschwerdt, drei Trägern; der Schauspieler Häusser schließt sich an. Sie versäumen das Rendezvous; und als der Marquis in Buochs Didier empfängt, tun Kainz alle Glieder weh. Auf dem Dampfer schnarcht er. Noch in der Nacht muß er mit Ludwig auf den Rütli. Er soll die Melchthalszene sprechen, wirft sich ins Gras und hält sich die Ohren zu. Der König verzeiht ihm nicht. Kainz beschwört ihn, „ein Unwürdiger", „durchdrungen von dem entsetzlichen Bewußtsein des Frevels", von der „wahren Hölle" gepeinigt. Ludwig streicht seinen Namen von der Rollenliste für die „Burggrafen" Victor Hugos. Kainz retourniert ein Ölgemälde, eine Landschaft vom Vierwaldstättersee. Der König betrachtet ihn als einen „teuren Kranken". Kainz spielt noch den Rustan. Aber er geht im Herbst nach Berlin.

Am Deutschen Theater L'Arronges beginnt er als Ferdinand. Seine Luise ist die Ramazetta. Sie zanken sich am Tag der Premiere, er weigert sich, da sie Unwohlsein simuliert, von ihr in die Garderobe zu eilen, versöhnt sich mit der Ramazetta, spielt sich über Barnay und Haase hinweg strahlend in den Vordergrund. Aber sein Carlos fasziniert; und sein Schrei: „Dein Geruch ist Mord" ist so wild, daß er minutenlang unter dem donnernden Applaus verstummt und wankt. Seine Mutter wirtschaftet für ihn; sie stirbt an Krebs, nach anderthalb Jahren. Er heiratet, nicht die Ramazetta, die sich nach Paris wendet. Vielmehr eine Frau, die fünf Jahre älter ist als er und aus ihrer zweiten, geschiedenen Ehe zwei Kinder hat, Maurice und Rosie: die Schriftstellerin Sarah Hutzler. Sie hat blaue Augen, rötlichblondes Haar und wirkt auf ihn durch Geist. Als Tochter des Kaufmanns Valentine in Hoboken geboren, spricht sie Deutsch mit englischem Akzent. Nachdem sie vom Judentum zur protestantischen Kirche übergetreten ist, werden sie auf Helgoland getraut. Sie mieten in Berlin am Kronprinzenufer; die Möbel werden auf Raten gekauft. Er gastiert in Kopenhagen, während sommerlicher Ferien in Klampenborg, gastiert an deutschen Bühnen. Ist, mit geklebter Nase, Alfons in der „Jüdin von Toledo", ist Homburg, Hamlet, Franz im „Götz"; und faltig spannt sich sein Gesicht unter der blonden Pagenperücke.

Barnay engagiert ihn für das neue Berliner Theater. Er probt den Demetrius, bereut, meldet sich nach der dritten Aufführung krank, obwohl Wilhelm II. sich angesagt hat, erklärt sich selbst kontraktbrüchig, wird zu einer Strafe von 8000 Mark verurteilt und von allen Bühnen des Direktorenvereins ausgesperrt.



Die große Zauberin

Von

Mark Aldanov

Sie zählte zu ihren Verehrern vier Kaiser, elf Könige. Über Verehrer von geringerem Rang führte sie anscheinend keine Rechnung.

Victor Hugo fiel vor ihr auf die Knie und küßte ihre Hände. Coppet, Oscar Wilde, Richepin und viele andere schrieben Stücke für sie. Sie lancierte Edmond Rostand. Octave Mirbeau duellierte sich ihretwegen. In den Werken von Tolstoi wird von ihr gesprochen. Turgenjew beschrieb ihre Stimme. Romain Rolland stellte sie in einem seiner Romane dar.

Sarah Bernhardt bereiste die ganze Welt. Mit ihr ein ganzes Gefolge, eine Leibwache und achtzig Koffer Gepäck. Die Regierungen stellten ihr besondere Züge zur Verfügung. In Sidney beschloß der Stadtrat, die Stadt am Tag ihrer Ankunft zu illuminieren. In Argentinien schenkten ihr einige Verehrer ein Gut von 30000 Hektar. In Rio de Janeiro hatten reiche Psychopathen den Weg von ihrem Wagen zur Bühne mit Teppichen belegt, „damit der Staub der Erde die Füße Phädras nicht berühre". Und in einer anderen Stadt wurde sie nach der Vorstellung 200 Male herausgerufen.

Es gab aber auch keine Schlechtigkeit, die man sich über sie nicht erzählt hätte, — wie von der Mehrzahl berühmter Menschen. In einem dummen Machwerk wird berichtet, daß sie den römischen Papst verführt hätte. In einer anderen Broschüre werden ihre Kinder aufgezählt: das erste von Pius IX., das zweite von einem Pariser Friseur, das dritte von Napoleon III., das vierte von einem zum Tode verurteilten Vatermörder. Man erzählte, ihre liebste Beschäftigung sei, Angorakatzen die Köpfe abzuschneiden. Ja, was hat man nicht alles von Sarah

Bernhardt erzählt! In New York nannte sie ein Quäker-Prediger das „Weibchen des Teufels", eine „babylonische Hure"*). Während ihrer amerikanischen Gastspielreise wurde in Orangetown eine Frauenversammlung einberufen zur Lösung der Frage, welche Schutzmaßnahmen gegen Sarah Bernhardt zu ergreifen wären, die gekommen sei, die dortigen Männer zu verführen ...

Alles zusammengenommen, war das große Berühmtheit. Emile Zola bezeichnete sie als die bemerkenswerteste Künstlerin seiner Zeit. Aber der Bühnenruhm allein genügte ihr nicht. Sie schrieb Romane, bei deren Lektüre ihre Freunde in Verzweiflung gerieten. Sie modellierte Statuen, bei deren Anblick Rodin gräßlich zu schimpfen anfing und erklärte, aus Rache Schauspieler werden zu wollen. Aber die Verleger zahlten ihr für ihre Romane und Aufsätze mehr als zum Beispiel an Marcel Proust. Und ihre Statuen verkaufte sie zu höheren Preisen als Rodin. Alfons Rothschild konnte es nicht erreichen, daß sie sich bereiterklärte, seine Büste zu modellieren.

Vor einem halben Jahrhundert hatte sie zum erstenmal für immer der Bühne entsagt. Zehnmal während ihres Lebens ging sie ins Kloster. Sie prozessierte unzähligemal; am häufigsten wegen Prügelei. In ihrer Jugend prügelte sich Sarah Bernhardt wie ein Fuhrknecht. Sie schlief in einem Sarg aus rosa Holz, innen mit weißem Atlas ausgeschlagen. In ihrem Hause, auf dem Boulevard Pereire, gab es außer einem Atelier Käfige mit wilden Tieren: so hatte sie einen Tiger, einen Leopard, einen Alligator. Übrigens, der Alligator verreckte bald, denn sie machte ihn mit Champagner betrunken. In dieser Frau war vieles von einer Kleopatra, aber auch vieles von einem vergnügungssüchtigen Moskauer Kaufmann. „Nur zwei Ereignisse ihres Lebens waren die gleichen, wie bei anderen Menschen: die Geburt und der Tod" — hieß es im Nachruf, den ihr die Times widmeten.

Aber auch das stimmte nicht ganz. Ich glaube, niemand weiß, wo Sarah Bernhardt geboren wurde. Die einen sagen in Paris — sei es in der Rue de l'École-de-Médecine, sei es in der Rue Saint-Honoré. Ihr Großvater war ein Berliner Jude, ihre Großmutter eine französische Marquise (Taël du Petit-Bois de la Neville). Wer aber ihr Vater war, ist niemandem bekannt. Sie behauptete, daß der Auszug aus der Geburtsmatrikel während der Kommune verbrannt sei. Böse Zungen hatten ihre eigenen Erklärungen für diese Handlung der Kommunarden. In einem Pamphlet, das seinerzeit viel Staub aufwirbelte und das eine Prügelei, ein Duell und ein Gegenpamphlet zur Folge hatte, behauptete eine Neiderin, daß Sarah in Berlin geboren sei.

Gestorben ist sie auch nicht wie alle Leute: mit neunundsiebzig Jahren studierte sie an einem neuen Stück in Versen, und einige Tage vor ihrem Tode bereitete sie sich zu einer kinematografischen Aufnahme vor. Sie sollte zu Hause, im Sessel sitzend, aufgenommen werden: gehen konnte sie nicht mehr. Bestattet wurde sie in demselben Sarg aus rosafarbenem Holz, — sie bewahrte darin Briefe und Blumen auf, die ihr teuer waren. Der Sarg wurde in die „Familiengruft" gebracht, wo, dem Gerücht zufolge, ihre Mutter beigesetzt ist. Reden wurden am Grabe nicht gehalten: Sarah Bernhardt hatte es streng verboten.

Es stellte sich heraus, daß sie Reklame haßte. Aber die Reklame spielte selbst-

*) Sofort nach der Predigt sandte Sarah Bernhardt an den Quäker folgenden Brief: „Werter Kollege, warum fallen Sie so über mich her? Wir Komödianten sollten uns doch vertragen."



Sarah Bernhardt, lebend in ihrem Sarg

verständlich keine geringe Rolle in ihrem Leben. Das Übel ist nicht groß. Bekanntlich sagte Lamartine: „Selbst der Herrgott braucht Glockengeläute."

Soeben erschien ein neues Buch über sie: G. J. Geller, Sarah Bernhardt (Librairie Gallimard, 1931). Es gibt auch ältere Biographen: Jules Huret, Louis Bron. Sie selbst hinterließ auch eigene Erinnerungen, hatte sie aber nicht zu Ende geführt. Der Wert ihrer Autobiographie ist im übrigen nur gering. Im Buche Gellers ist nur wenig Neues, das Alte aber interessant und ausführlich dargestellt. Der Verfasser ist Sarah Bernhardt nicht sonderlich wohlgesinnt, und doch geht auch aus seinem Buche klar hervor, was für eine außerordentliche und bemerkenswerte Frau sie war.

Ich habe sie, glaube ich, in allen ihren besten Rollen, mit Ausnahme der Tosca und des Lorenzaccio gesehen. Aber die wahre Sarah Bernhardt haben die Menschen meiner Generation nicht gekannt. Die Zeit hatte fast nichts an ihr geschont, selbst nicht die Stimme, die einst von der Patti beneidet wurde. In jungen Jahren stand ihr ein bemerkenswerter, noch nicht genügend geschätzter Mensch sehr nah. Sie trennten sich bald und sahen einander nicht mehr. Nach dem Krieg kam dieser Mann zufällig ins Theater, erblickte — zum erstenmal nach vierzig Jahren — Sarah Bernhardt auf der Bühne und begann zu weinen . . . So berichtet die Pariser Legende, — sie ist vielleicht zu poetisch, um ganz wahr zu sein.

Ich erinnere mich ihrer Phädra. Im Alter ist sie sehr selten in dieser ihrer berühmtesten Rolle aufgetreten. Wenn sie aber die Phädra spielte, kamen ganz altertümliche Greise, ihre Altersgenossen, blickten begeistert auf die Göttin,

hörten ihre „goldene Stimme" („La voix d'or de Sarah" — diese Worte stammen von Victor Hugo), packten ihre Erinnerungen aus und bereiteten ihr nach dem Monolog stürmische Ovationen. Ich denke noch daran, wie sehr ich enttäuscht war: ihre Stimme schepperte und riß ab, sie sprach das S wie ein Sch . . .

Das ist übrigens derselbe Monolog, den in „Krieg und Frieden" Mademoiselle Georges auf der Abendgesellschaft bei Helene Besuchow deklamiert. Tolstoi hat ihren Vortrag recht boshaft geschildert; hartnäckig versucht er den Eindruck zu erwecken, als ob er die wundervollen Verse Racines nicht schätzen und nicht verstehen würde. Ich weiß nicht, wie die Georges deklamiert hatte. Aber es wird wohl in der Art der Sarah Bernhardt gewesen sein: beide gehörten sie einer Tradition an, die mit der Sarah Bernhardt ausgestorben ist. So liest heute in Frankreich niemand mehr Verse. Die heutigen Schauspieler sind bestrebt, die Verse der Prosa anzugleichen. Schlechter als die Schauspieler lesen nur noch die heutigen Dichter ihre Verse: mit eintöniger Skandierung, unabhängig von dem Sinn des Gedichts. Aber in der Wiedergabe dieser alten Frau, die eine große Künstlerin war, klang das Metall der Verse Racines klar und exakt.

Ich glaube, daß auch in ihrer Glanzzeit ihre Stärke weniger in der Diktion, als in der Geste lag. Wahrscheinlich hatte die Ermolowa (ich habe die Duse nie gesehen) mehr dramatisches Temperament; Tina di Lorenzo war sicherlich schöner als Sarah Bernhardt in ihrer Jugend. Aber solche Gestaltungskraft, eine solche Schönheit der Geste, habe ich noch niemals gesehen.

Vor etwa zwanzig Jahren wurde im Theater Fémina eine Feier für Sarah Bernhardt veranstaltet. Ein besonderer Grund für eine Huldigung lag, glaube ich, gar nicht vor; von Zeit zu Zeit veranstaltete sie selbst solche Feiern. Es ist mir noch erinnerlich, daß Sarah Bernhardt auf der Bühne auf einem hohen Thron saß. Berühmte Schauspieler und Dichter lasen ihr zu Ehren Gedichte; jeder trat dann zu ihr, küßte ihr die Hand und überließ den Platz dem folgenden. Jede andere Frau wäre wahrscheinlich in dieser dummen Position lächerlich. Sarah Bernhardt war bewundernswert. Man erzählte, daß sie sich an diesem Tage mit Mounet-Sully (mit dem sie zuerst sehr eng befreundet war und dann sich entzweit hatte) wieder versöhnte. Und in dem Augenblick, als er an ihren Thron herantrat und ihre Hand küßte, wahrlich, man hätte sie beide malen müssen: es war ein Bild von vollendeter natürlicher Schönheit.

Der große Zauber, den sie bis in die letzten Lebenstage bewahrte, bestand in der Vereinigung der Geste mit einem ungewöhnlichen Lächeln, dem berühmten Lächeln der Sarah Bernhardt. Wenn Sarah Bernhardt lächelte, wurde es im Zimmer heller: das ist wohl ein Gemeinplatz, aber ein Gemeinplatz, der der Wahrheit entspricht. Wahrscheinlich war dieses Lächeln ein für allemal vor dem Spiegel einstudiert, sie konnte wohl gar nicht anders lächeln. Einmal im Leben hatte ich die Ehre, sie ganz in der Nähe zu sehen, nicht auf der Bühne. Auf die Komplimente ganz uninteressanter und ihr vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannter Menschen antwortete die alte gebrechliche Frau mit diesem ihrem Lächeln, demselben, mit dem sie Victor Hugo oder Eduard VII. zugelächelt hatte, — und alle hatten die Empfindung, daß etwas Freudiges sich ereignete.

Auf der Bühne war sie, meiner Meinung nach, am besten als Adrienne Lecouvreur, und vielleicht deshalb, weil sie sich für diese Rolle fast gar nicht



Photo Boyer

Sarah Bernhardt als Herzog von Reichstadt („L'aiglon")



Photo Unionbild

Josef Kainz in seinen letzten Lebensjahren (Berlin, Staatstheater)

Photo Lynes

Ein amerikanischer Schauspieler (Alexander Kirkland)

Photo Yevonde

Die englische Schauspielerin (Jeanne de Casalis als Potiphars Weib)



Photo Retzlaff

Wandgemälde von 1908 in einem Ausflugslokal bei Wiesbaden



Photo New York Times

Hochzeit: Anton von Habsburg und Ileana, Prinzessin von Rumänien

König Rhamses II.



London, British Museum

Königin Tetischeri



aus Alt-Aegypten

zu verwandeln brauchte: sie selbst war Adrienne Lecouvreur, nicht die von Scribe, sondern die echte. Das Leben Sarah Bernhardts verfloß im XIX. Jahrhundert, aber nach ihrem Charakter, nach ihren Abenteuern, nach der Form ihres Geistes war sie die letzte Frau des XVIII. Jahrhunderts.

An Adrienne Lecouvreur erinnerte sie auch durch ihre Verschwendungssucht, die aber gleichzeitig irgendwie im Einklang stand mit einem sehr entwickelten Sinn für das Praktische. Sie erhielt in Amerika tausende Dollar für ein Auftreten. Das war damals ein Rekord. Jetzt ist dieser Rekord längst überboten und erscheint geringfügig; Maurice Chevalier bekommt weit mehr. Während ihres Lebens hatte Sarah Bernhardt etwa fünfunddreißig Millionen Franken beim Theater erarbeitet; doch hinterließ sie ihrem Sohn fast nichts. Selbst das Haus, in dem sie starb, war, so scheint es, mit allen darin enthaltenen Sammlungen mehrfach verpfändet. Sie sammelte Bilder und Antiquitäten noch zu einer Zeit, als man für hundert Franken Dinge erwerben konnte, die Hunderttausende kosteten. Aber nicht jedem ist es vergönnt, achtzig Jahre zu leben, um die Wertsteigerung der für einen Spottpreis erworbenen Gegenstände abzuwarten. Vieles verkaufte sie selbst. Ihre Brillanten waren wiederholt im Versatzhaus und wurden, noch zu ihren Lebzeiten, bei einer Versteigerung, in alle Winde zerstreut.

Sie hat sie nicht sehr geschätzt. Zu ihren größten Werten zählte sie einen kleinen Brillanten an einer Kette, den ihr Victor Hugo, nach einer Neuaufführung des „Ernani", im Jahre 1877 schickte. Dem Geschenk war folgender Brief beigefügt: „Das Publikum hat Ihnen Beifall geklatscht, ich aber blickte Sie an und weinte. Die Träne, von Ihnen verursacht, gehört auch Ihnen; ich lege sie Ihnen zu Füßen." Der greise Dichter liebte es, Briefe in diesem Stil zu schreiben, — man muß sich eigentlich wundern, daß er in Prosa geschrieben hatte, gewöhnlich sprach er mit Sarah Bernhardt in Versen*). Einmal schrieb er ihr sogar einige Verse auf einen Totenschädel, — es ist nicht ganz verständlich, wie sich bei ihm, so unter der Hand, statt eines Notizbuches ein Schädel fand. Die brillantene Träne Hugos verlor Sarah Bernhardt auf einer Abendgesellschaft bei dem englischen Millionär Sassoon. Der verlegene Hausherr erbot sich, ihr den verlorenen Brillanten zu ersetzen. „Ersetzen Sie mir die Träne Victor Hugos!" — rief sie aus, die Arme theatralisch gegen den Himmel erhoben.

Mit allen ihren Schwächen und Fehlern war sie bezaubernd. Auf der ganzen Welt beneideten sie die Frauen, aber vielleicht gab es auf der ganzen Welt keinen unglücklicheren Menschen als sie, ein nacktes Nervenbündel. Als junges Mädchen verurteilten sie die Ärzte zum Tode durch die Schwindsucht, und mehr als sechzig Jahre betrachtete sie sich als Sterbende, spuckte Blut und legte sich nie zu Bett ohne Medikamente und Schlafmittel. Unglücklich waren auch alle ihre Neigungen; wieviel Tragik allein in ihrer Ehe mit dem Griechen Damala, einst eine Sensation für die ganze Welt. Der schöne Grieche war jünger als sie. Er verließ sie bald, fuhr nach Afrika, kam ganz herunter, wurde Morphinist. Nach vielen

---

*) In ihren Erinnerungen zitiert Sarah Bernhardt nur eine ihr im Gedächtnis gebliebene Improvisation Victor Hugos. Auf einer Probe zu „Ruy Blas" setzte sich Sarah Bernhardt in seiner Gegenwart auf einen Tisch. Der unzufriedene Hugo rief sofort aus:

Une reine d'Espagne honnête et respectable
Ne devrait pas ainsi s'asseoir sur une table.

Jahren gelang es ihr, ihn in einem Absteigequartier aufzufinden. Sie brachte ihn zu sich, sorgte für ihn; bei ihr ist er dann auch gestorben. Als Erbschaft hinterließ er ihr seinen Paß: Sarah Bernhardt war nun griechische Staatsbürgerin. Und während des Krieges verweigerte man ihr als „feindlicher Ausländerin" das Visum. Poincaré selbst mußte den betreffenden Behörden klarmachen, daß man Sarah Bernhardt nicht als Griechin betrachten dürfe.

Sie wurde nicht sofort berühmt und hatte es auch nicht leicht. Zu Beginn ihrer Bühnenlaufbahn war es François Sarcey, der bedeutendste Theaterkritiker seiner Zeit und später ihr glühender Verehrer, der in einem Aufsatz mit Bedauern ausrief: „Warum läßt man in der Comédie Française solche unbedeutende Schauspielerinnen auftreten, wie Fräulein Sarah Bernhardt, aus der doch nie etwas Gescheites werden wird." Dann kam plötzlich die laute, allzu laute Berühmtheit, die vielen mißfiel. Charles Naquet sagte auf dem Sterbebett zu Alexandre Dumas: „Eigentlich bin ich froh, daß ich sterbe, wenigstens werde ich nichts mehr von Sarah Bernhardt hören . . ."

Dafür wurde sie in den letzten Jahren ihres Lebens von einem wahren Kult umgeben. Natürlich spielte hier auch ihr Alter eine gewisse Rolle. In England genügt es, daß ein Mensch vierzig oder fünfzig Jahre berühmt ist, um, fast unabhängig von der Berühmtheit, die Bezeichnung eines „lieben, alten . . ." zu erhalten. In Frankreich ist es nicht ganz so. Aber die Feinde Sarah Bernhardts waren längst verstummt oder tot. Und sie hatte sich große Verdienste um die französische Kultur erworben. Seinerzeit fiel es aber Briand nicht leicht, für sie das Band der Ehrenlegion zu erwirken: heute erscheint es unverständlich; so haben sich die Sitten und das Verhältnis zu den Schauspielern geändert.

Während des Krieges traf sie ein großes Unglück: nach einer langwierigen, qualvollen Krankheit mußte man ihr ein Bein amputieren. Das erzeugte einen Ausbruch von Mitgefühl und Sympathie für die alte Frau. Man dachte, daß sie nun in den Ruhestand treten würde. Aber Sarah Bernhardt verließ die Bühne nicht. Moderne Dramatiker, Sacha Guitry, der Sohn eines Menschen, den sie als den größten ihr bekannten Schauspieler schätzte, und Louis Verneuil, der Mann ihrer Enkelin, schrieben Stücke für sie, in denen sie sitzend spielen konnte. Mit diesen Stücken reiste sie nach Amerika, Kanada, England, Spanien. Sie erzielte noch volle Häuser. In Massen kamen die Menschen, um dieses Wunder der Energie, diese lebendige Legende, zu sehen. Sie war die Verkörperung des Alters. Manchmal war es schrecklich, sie anzusehen. Nach der Vorstellung schob man sie im Rollstuhl vor, und von der Bühne lächelte die Pique-Dame ihr berühmtes Lächeln, vom rasenden Beifall des Publikums begrüßt. Ich glaube: alle fühlten, daß sie die letzte Künstlerin von Weltbedeutung war und daß mit ihr eine große Epoche der Theaterkunst zu Ende ging.

Im März 1923 erkrankte sie. Und wie so oft, wurde schon nach dem ersten Bulletin der Ärzte klar, daß sie sich nicht mehr erholen würde. Das machte einen starken Eindruck auf Paris. Vor dem Tode bat sie, den mit weißem Atlas ausgepolsterten Sarg in Ordnung zu bringen. Dann verfiel sie der Bewußtlosigkeit. In ihren Fieberphantasien deklamierte sie den Monolog aus „Phädra". Sie starb am Abend des 25. März. Eine Million Menschen begleitete sie auf den Friedhof.

(Deutsch von Woldemar Klein)

Die Brüste der Kunst

Von

Ramón Gómez de La Serna

In der Kunst gibt es kaum Brüste. Die Kunst bringt sie um ihre Wahrheit und präsentiert sie uns als Fiktionen.

Da ist ein Mädchen mit niedlichen Brüsten, duftenden Äpfeln vergleichbar oder auch jenen kleinen Äpfeln, welche die feinen Kristallflakons sind, die, an Laboratoriums-Ampullen erinnernd, sich zu Puder auflösen anstatt wie Kristall zu zersplittern.

Die Brüste der Frauen Botticellis sind Brüste, die aussehen, als ob sie Verlangen nach sich selbst trügen.

Die Brüste, die Cranach malt, sind Brüste von gotischen Frauen, dumm und aufreizend.

Die verhüllten Brüste der Kunst sind manchmal reizvoller als die nackten. So die Brüste Leonardos in ihren runden Kleiderausschnitten.



Lucas Cranach — Venus und Amor (Holzschnitt)

Aber die wahrsten Brüste sind die Tintorettos, der seine Geliebte mit nackten Brüsten gemalt hat oder ein grünes Maulbeerblatt zwischen Mieder und Brüste gesteckt hat, um ihnen mehr Relief und Frische zu geben.

Tintoretto wollte seine Geliebte nicht länger in jenen verhüllten Posen betrachten, die sie zu ihren zahlreichen Porträts einnahm; und um nicht auf die Augenweide verzichten zu müssen, entblößte er ihre Brüste, opulente Brüste einer rustikalen und üppigen Frau, und setzte sie dem Licht und der Ewigkeit aus. „Seht

die Allüre meiner Schönen", scheint er zu sagen, „diese Allüre einer Frau, der man wohl ansieht, daß es für sie nur eine Mission gibt: die, sich hinzugeben."

Die wahrsten Brüste der Kunst sind die von Tintorettos Geliebter im Prado, diese Bernstein-Brüste, die kupfern geworden sind vom Geruch des Firnis und vom Eifer der lackierenden Pinsel. Unter der Sonne Madrids sind diese Brüste im Lauf der Jahre gereift, sind schöner geworden, haben den weltverlorenen Optimismus der Morgenstunden in sich gesogen, mit dem das Museum täglich seine Tore auftut. Sie sind bis zum Rand von diesem lauen und gezuckerten Frühlicht erfüllt.

Und die Brüste von Veroneses „Eitelkeit"!

Was die Brüste des Rubens betrifft, so scheinen sie weniger echt, haben nicht das stattliche Aussehen von Brüsten, die bei aller Üppigkeit herb sind. Die des Rubens sind Quabbel-Brüste, zu weiß und zu kautschukartig, zu knorpellos. Nur die Gebärde dieser Frauen ist gut, vor allem die Gebärde der Frau mit den gekreuzten Armen, die ihre Brüste auf einem kleinen Thron placiert hat, den sie mit diesen gekreuzten Armen errichtet.

Die des Goya sind elegant und diskret. Jede elegante Frau kann sich rühmen, Brüste à la Goya zu haben; es sind Brüste, die heute Patou bekleidet.

Die des Velasquez sind hart und ein bißchen zu plump.

Die des Watteau sind Johannis-Äpfelchen.

Die des Greco sind Zacken, umgekehrte Triangeln, von Messern zerschlitzte Brüste.

Die des Teniers sind rosa Kürbisse.

Die Brüste der Kunst bringen es trotz ihren Listen zu nichts. Sie sind ohnmächtig. Die wirklichen Brüste sind voller Zartheit: die Malerei nutzt ihnen nichts. Sie müssen weich sein: die Bildhauerei nutzt ihnen nichts. Sie müssen lebendig sein: keine imitative Kunst hat etwas mit ihnen zu schaffen, und fände sie auch, um sie nachzubilden, den delikatesten Apfel oder den feinsten Schwamm!

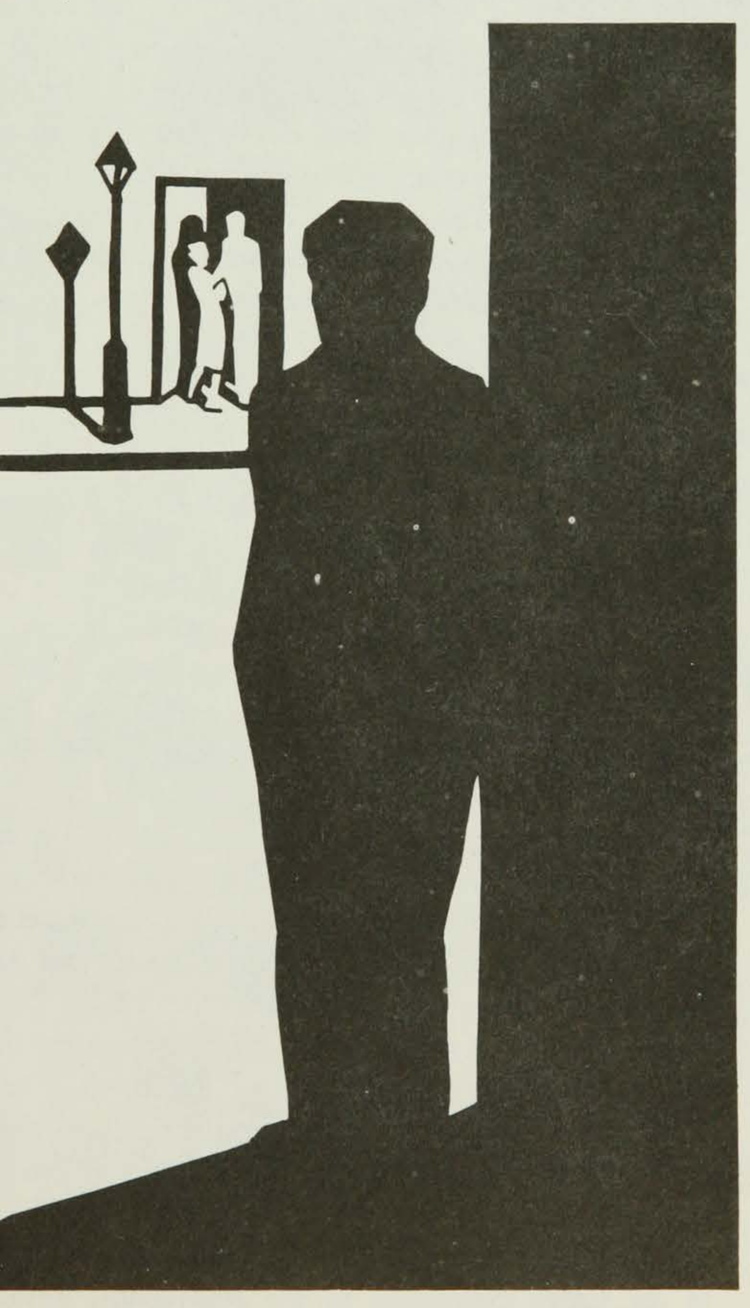
Frans Masereel

(Deutsch von Cyril Malo)

etwa einen liebenden Menschen übersehe. Findet er doch sein ruchloses Vergnügen darin, vermittels Spion oder auch mit bloßem Auge das Auf und Ab von der Liebe Wellen zu beobachten und zahlt er doch um dieser unfeinen Erbauung willen im Monat fünf Peseten mehr für seine Wohnung.

Gegen diesen schlechten Menschen kämpfen die Liebenden ebenso eifervoll wie vergebens. Sie verstecken sich unter einer Kapuze, manche von ihnen versuchen in dunkler Nacht die letzten Schritte bis zum Tempel der Venus als Gespenst zu nehmen, indem sie sich in ein Bettlaken hüllen. Dem schlechten Menschen dienen solche Maßnahmen indes nur zum Objekte lockeren Spotts, und sie rufen dem Vorüberhuschenden nach: „He, Gomez! Sag' deiner Frau, sie soll dir die Kapuze 'n bißchen stopfen!"

Es ist nicht nur unzüchtig, es ist unmöglich, in der Calle Plegadero zu wohnen. Der Lieferant, dem diese Adresse genannt wird, sagt nur: „Calle Plegadero? Das ist doch die Straße, wo . . .", wird rot und verstummt. Der Lieferant wird noch nicht rot für mich, sondern er wird rot für sich; und er verstummt noch nicht aus Scham für mich, sondern weil ihm einfällt, wie lange es her ist, daß er nicht mehr dort war, was ihn nachdenklich stimmt. Für Leute wie den Lieferanten bin ich also, ohne es zu wollen — allerdings auch ohne es nicht zu wollen — eine Reklame für die Casa de cita. Aber schon der Inspektor für Steuermarken beschränkt sich darauf zu sagen: „Calle Plegadero? Das ist ja . . ." und mich dabei mit seinen hochanständigen Blicken zu durchbohren. Und die Frau meines lieben Freundes, des Apothekers am Marktplatz, schließlich fuhr, als ihr vor Jahren meine Visitenkarte überreicht wurde, hochbusig aus ihrem Schaukelstuhl in die Höhe und sagte: „Ple—ga—de—ro?! Señor: das ist keine Visitenkarte, das ist pornographische Lektüre!"



Christoph Wolff (Scherenschnitt)

Es wohnt nämlich in dieser Straße, von Menschen, die mitzählen, nur noch Don Julian, der Pfarrer von 94 Jahren. Mit zwölf Jahren lebte er schon einmal hier; damals war er Meßknabe und wußte als solcher noch nicht, was eine Casa de cita ist (sie bestand damals schon!). Dann kam er von Toledo weg und jetzt, mit 94 nach Hause zurückgekehrt, weiß er es nicht mehr. Die Vorsehung führte ihn in den Jahren der Versuchung aus der Versuchung und so blieb er auf dem rechten Pfad.

Eine Dame darf niemals durch die Calle Plegadero gehen; wenn sie es, um eines Krankenbesuches willen, doch tun muß, so hat das in der Begleitung eines Dienstmädchens zu geschehen und zu einer Stunde, wo nicht anzunehmen ist, daß sie Zeugin eines anstößigen, unehrbaren oder gar unzüchtigen Anblicks wird.

Dahingegen ist es erlaubt, ja wegen Bequemlichkeit und Hygiene geboten und um des Anklingens an das heilige Madonnenmotiv willen geradezu erwünscht, daß eine Mutter ihr Kind an allen öffentlichen Orten stillt, im Café, in der Straßenbahn, im Theater, auf der Promenade, wo immer es sich trifft. Die einfache Frau pflegt die Brust, nachdem sie sie freigelegt hat, völlig unbedeckt zu lassen. Die Dame der Gesellschaft legt ein Schamtüchlein so geschickt über das geöffnete Kleid, daß die gesamte Brustpartie bedeckt wird, mit Ausnahme des nackten Busens, der, wenn er nicht auf diese Weise exhibiert würde, in der Fülle der Erscheinungen womöglich übersehen werden könnte. Indes verbietet dem Manne die weinende Moral, sich merken zu lassen, daß er die Brust betrachtet, die sich vor seinen Augen entblößt.

Nach Spanien ist noch nicht die Forderung gedrungen, daß die nervöse Großstadtmutter — denn es gibt sie nicht — das Baby nur wenige Monate stillen soll. Es ist an der Tagesordnung, dem Kind solange die Brust zu reichen, bis es etwa diese Gnade selbst in wohlgesetzter Rede verlangen kann; ja es ist üblich, das größere Brüderchen, das sich bereits auf dem Wege zum Erwachsenen befand, erneut in den Hafen der mütterlichen Schwellungen einzulassen, deren neues Leben dem Nachgeborenen zu verdanken ist. Die lachende Moral fördert diese Akte, bei denen sich die spanische Mutter, unter apostolischem Segen, einen kleinen zärtlichen Geliebten hält, mit Hinblick auf ihre mythologische Ästhetik, welcher, wie gesagt, der einzige Hinblick ist, der dem fremden Manne zugestanden wird.

Die Äpfelchen der Spanierin, an denen sie sich in der Regel gar nicht sattzeigen kann, würden demgemäß auf unfruchtbaren Boden fallen, wenn nicht die Vorsehung der spanischen Rasse zum Verbot der weinenden Moral zugleich die Übertretungsmöglichkeit aus dem Reich der lachenden in Form von langen schwarzen Augenwimpern geschenkt hätte. Der Wohlanstand läßt sowohl die apfelreichende Eva wie den apfelnehmenden Adam schamvoll die Augenlider senken, durch welches Manöver der Blick, vor Zerstreuung und Sonnengrelle beschützt, sich schärfen kann und die beunruhigte Mutter in aller Ungestörtheit beobachten, ob ihre entblößten Knospen gut in der Landschaft stehen und ob sie auch das höchste Maß des erwünschten Eindrucks erregen.

Überallhin darf die Señora die Last ihres vollen Busens tragen, nur nicht in die Cafés chantants, in die Matrosen-, Soldaten- und Arbeiterkabaretts der Vorstadt. Den Tänzerinnen und Coupletsängerinnen dieser Institute ist es bei



Photo T. M. Brewer

Was liest man in Spanien?

Paolo Veronese, Toilette der Venus



Aus der Propyläen-Kunstgeschichte (Band XII)

Peter Paul Rubens, Dame mit Federhut



Jean Baptiste Greuze,
Bildnis einer jungen Dame



Antoine Watteau,
Dame bei der Toilette



Jean Bérain, Pariser Modekabinett um 1700 (Stich)

London, National Gallery

William Hogarth, Unterhaltung bei der Morgentoilette (Oelbild 1744)

Aus dem neuen Band der Propyläen-Weltgeschichte
„Das Zeitalter des Absolutismus"

Konventionalstrafe verboten, die Brust zu entblößen, deren Fülle sie unter glitzernden Busenschonern mehr oder minder mühsam verbergen. Die Republik, die in alle Schichten und Gewerbe des Volkes die Fackel der Freiheit hineingetragen hat, wollte ursprünglich die Artistinnen der Kabaretts vom monarchischen Zwange, Höschen zu tragen, befreien. Aber sie kam von dieser Absicht, welche der Begeisterung des ersten Moments entsprungen war, wieder ab und bewahrte so den spanischen Tingeltangels die unantastbare Unschuld, durch welche sich diese Zufluchtsstätte aller gemessenen Gefühle von jeher auszeichnete. Es gibt auf der weiten Welt nichts Sittlicheres und Ehrbareres als ein spanisches Nachtkabarett. Wie ehrbar es ist, merkt man an nichts besser als daran, daß eine säugende Mutter nicht hingeht. Sie wäre das Unsittlichste im ganzen Raum.

Durch das Hereinbrechen der Freiheit über Spanien ist zwar nicht die Liebe oder der Geschlechtsverkehr freier geworden, auch nicht die Denkweise über diese Nachtseite des Lebens, wohl aber die Phantasie über die Denkweise über den Geschlechtsverkehr. Dutzende von galanten und erotischen Blättchen sind in den letzten Monaten aus der Erde geschossen. Sie sind so billig wie Tageszeitungen, da sie ausschließlich von Amateuren gemacht werden, Banklehrlingen, Gepäckträgern, Hühneraugenoperateuren, die sich mit der Ehre, ihren Namen gedruckt zu sehen, für hinreichend bezahlt halten. Das ganze spanische Volk arbeitet an diesen Zeitschriften, an „Don Casto" zum Beispiel *(„Herr Keusch")*, die beliebteste unter ihnen. Da sehen Sie eine Frau in Abendtoilette und darunter steht: „Was wohl würde der Leser sagen, wenn der Rock dieser Dame kürzer, oder ihr Brustausschnitt länger wäre?" — Ein Kinostar im Ballkleid: „Ein Glück, lieber Leser, — nicht wahr? — daß dieser vollendete Körper, welcher dem anspruchvollsten Maler zum Modell dienen könnte, nicht im Badetrikot vor dir steht!" — „Was würdest du mit diesem hinreißenden jungen Mädchen machen, wenn sie aus Fleisch und Blut wäre und du dich allein mit ihr in einem Zimmer befändest, das eine Chaiselongue hat?" — Unter einer nackten Gestalt: „Hättest du gedacht, daß du heute noch so etwas zu sehen bekämst, als du der Dame im Jackenkleid nachgingst?" — In diese Blättchen sieht man die Kinder ihr Vesperbrot einwickeln; an ihren Illustrationen üben sich die Knaben im Nachzeichnen und die Soldaten lernen in ihnen lesen. Auflagen, die kein Remarque sich träumen ließe, täglich neue Ausgaben, überall erhältlich.

Demgegenüber gibt es in Spanien eine Publikation, welche unter den obszönsten Verhältnissen verkauft wird, die denkbar sind. Seit mehr als dreißig Jahren ziehen um die erste Abendstunde, kurz nach Einbruch der Dämmerung, drei bärtige Männer durch die Cafés von Madrid, auf den leisen schleichenden Sohlen von Alpargatas, ein mäßig großes, dunkles Säckchen unterm Arm. Der Mann schlängelt sich lautlos von Tisch zu Tisch, bleibt an jedem bei dem Herrn stehen, der ihm den vertrauenswürdigsten Eindruck macht, und flüstert ihm etwas ins Ohr, während er zaghaft ein kleines dickliches Buch vorzeigt. Er spricht, wie man im Berlin der Inflation murmelte: „Koks, Herr Doktor. Wirkliches Nachtlokal, Herr Doktor." Was spricht er? Um es zu begreifen, muß man wissen, daß es in Spanien nur den Katechismus gibt und daß alle Kenntnis über ihn hinaus versündigt. „Die Bibel, mein Herr", zischelt der Mann mit dem Säckchen. „Die unverkürzte Bibel, ein hochinteressantes Buch. Und sehr billig, mein Herr . . ."

Von der Marie Astrup, die im Luleälv ertrank

Von

Werner Helwig

Der kalte Wald ist hinten weit,
wo sich das Beil in weiße Faser fleischte
der Stämme, die den Fluß vertraut
abwärts zur Sägemühle schwemmen.

Der Fluß hat einen trüben grünen Leib.
Er stößt wie eine Schlange durch Gestrüpp,
unten im Sande windet er sich weich,
fühlt sich gestillt und ist an Dingen reich,

an fremden und gewohnten, und er rührt,
ein Tänzer, lässig kreisend in den Kurven,
die Dinge um in seinem Blut. Auch oben
die Flöße, daran Algenfransen hangen,

Algen wie wehende Gardinen, und es war
abends nach einem kalten hellen Tag,
als hier ein Mädchen von den Wirbeln
sehr trunken ward —

Der Fluß schlich saugend in sie ein.
Sie ward von seiner Werbung immer schwerer —
verfiel, noch voller Flucht und Warnung,
der rieselnden Verlockung: tanzte.

Mit hohen Armen auf den Balken treibend,
durchströmte sie des Fließens milder Mut,
und fließender wie Wasser warf sie ihren Leib
graziös und süß gewunden in den Wind.

Der sang in ihrem großen Haar Gesang
von einer wilden kühlen Seligkeit,
drin sie sich barg und mit gedehnter Hüfte
sich rasender ganz an den Fluß verlor.

Er schlang nach ihr mit geilem Schäumen
und spreizte sich durch die verwachsenen Flöße
mit zähen runden Wellen. Drängte,
von sehrendem Begehren schwarz durchflutet,



Goya

die Balken voneinander. Rang
mit ihren Flechtenbinden und gewann
nach jähem fließenden Verfolgen
die Springende und drang

mit vielem Fühlen zwischen ihre Schenkel
und in sie ein, in ihren kleinen Leib,
und nahm sie unter sich. Sie, ohne Denken,
trank, schon verwehend, ihn in sich hinein.

Er trug sie, ein Gehäuse, das er kühl durchströmte
in seiner dunklen Unterflut hinab zum Meer.
Da wars, weil alle seine Dinge in ihr wohnten,
die Fische, Muscheln und sein Sand,

daß sie, die Schwebende Bewegte,
von bunter Fülle schwer zu Grunde sank.



Kurt Werth

Sexualität als Sport?

Von

Alfred Döblin

Wie es mit der Sexualität steht, und ob man sie überschätzt oder unterschätzt, soll ich sagen. Sicher ist mir nur, wenn ich unter Menschen gehe, daß der alte Satz recht hat von dem „Weltgetriebe“, das durch „Hunger und Liebe“ erhalten wird. Und unter Liebe muß ich schon sexuelle Liebe — Liebe, die aus sexueller Quelle stammt — verstehen. Also: man kann Sexualität gar nicht überschätzen. Sie ist — entsprechend dem alten Satz — die zweite Achse, um die sich unsere Existenz dreht. Und vielleicht dreht sich unsere Existenz überhaupt nur um eine einzige Achse, und Hunger und Liebe gehören zusammen wie Ernährung und Wachstum.

Aber Sie sagen: das will ich gar nicht wissen, mit Philosophie sind keine Geschäfte zu machen, ich will praktisch wissen: wird von den Leuten heutzutage nicht zu viel Wesens von der bloßen Sexualität gemacht, sollte man nicht offen sagen, daß „Liebe“ viel wichtiger ist als die ganze bloße Sexualität, dieser üble Trieb, diese niederträchtige erbärmlich-organische Geißel der Menschheit, von der, wie schon einmal ein kluger Mann bemerkt hat, man erst durch das Alter befreit wird (aber übrigens auch da nicht, es gibt Beispiele von Exempeln).

* * *

Also von „bloßer“ Sexualität und ihrer Überschätzung ist die Rede, von „organischer“ Sexualität, und ich erinnere mich, es gibt eine gelehrte Unterscheidung solcher bloßen, organischen Sexualität, von einer nicht bloßen, sondern verhüllten, — von der Koppelung einer organischen Sexualität mit einem anderen Gefühl: das ist der „Detumeszenztrieb“ (zu deutsch Abschwelltrieb) und der „Kontrektationstrieb“ (das ist wohl Annäherungstrieb, Liebe). Ja, man kann wohl gelehrt so unterscheiden, meine ich, aber die Dinge kommen so nicht vor. Sie sind eben von Haus aus verbunden, die Natur ist schon so schlau und so geistvoll und so menschlich gewesen, und sie hat gar nicht einen dummen blinden

Begattungstrieb oder Detumeszenztrieb geschaffen, sondern ihm sofort einen unheimlich scharf arbeitenden Auswahlapparat beigegeben, und da kann sich wohl hie und da das eine selbständig machen und von sich aus Krieg führen, da gibt es die verschiedensten Varianten von gelegentlicher, unordentlicher, meist notgedrungener oder pathologischer Selbständigkeit eines solchen Systems —, aber die Regel ist das nicht, und prinzipiell glauben soll man weder an platonische Liebe noch an Sexualität ohne Liebe, ein bißchen Liebe und ein bißchen Hautgefühl ist doch dabei.

Wenn nun früher sich die Leute gestritten haben, wie war das bei Goethe und Frau von Stein, und was sagen Sie zu Casanova, ist das die wahre Liebe, nein, solch Mann könnte mir gestohlen bleiben, — so ist man jetzt öfter viel moderner. Sie sagen: Liebe ist natürlich Stuß, eine Großmütterangelegenheit, aber man soll auch von Sexualität nicht soviel hermachen, der ganze Plunder taugt nichts, Hunger und Liebe gehören wirklich zusammen, sie sind natürliche Bedürfnisse, aber: man ißt und man trinkt, und damit basta, und ebenso —, Sie verstehen schon. Das heißt also: Sexualität plus oder minus Liebe soll man weder überschätzen noch unterschätzen, sondern überhaupt nicht sehr schätzen, sie hinnehmen, sie gehört zum Dasein, man soll kein Trara darum machen, das ist Geschrei aus dem Treibhaus der alten Masterscheinung, bei halber Kost gibt sich das schon. Es ist eine allgemeine Gleichgültigkeit in Liebes- und Geschlechtsdingen eingerissen, die Liebe hat einen Fußtritt bekommen, sie ist eine muffige, altbürgerliche Sache geworden (was sie wirklich geworden war, es läßt sich beweisen). Und so sehen wir denn viele Jünglinge und Jungfrauen verschiedener Altersstufen sich heute bewegen, sie überschätzen die Sache nicht, unterschätzen sie auch nicht, sind weder von Kopf bis Fuß, noch in umgekehrter Richtung auf Liebe eingestellt, aber sie spielen Tennis, fahren Auto, tanzen, stempeln, treiben Politik und lieben (gebrauchen wir einmal das harte Wort): „Sie sporteln Sexualität."

Was ich dazu sage? Im Ganzen ist diese Bagatellisierung der Liebe da und sie ist auch gut und war endlich notwendig. Aktive und halbkriegerische Zeiten wie die heutigen können sich nicht so wie andere mit Liebe und Parfüm befassen. Aber im Übrigen wird doch fleißig geliebt. Sie hat entschieden eine gesündere Farbe bekommen. Was aber ihre Sachlichkeit anlangt —. Ich glaube nicht an die sachliche Liebe, — ich meine, bei diesen Jünglingen und Jungfrauen. Man soll sich durch ihre großartige Geste nicht irreführen lassen, sie paßt vorzüglich zu einer technischen, wirtschaftlichen Zeit, es gehört zum Stil dieser Zeit, nicht zu lieben, sondern bloß zu —, Sie haben das Wort auf der Zunge. Aber die Sache stimmt nicht. Warum nicht? Das müssen Sie mich nicht fragen. Ich stelle bloß fest: die Sache stimmt nicht, genauer: sie kommt nicht vor, sie wird bloß aus Angriffsgründen behauptet. Sie müssen wissen, hochverehrte Damen und Herren, werte Hörer und Hörerinnen, Leser und Leserinnen, Lächler und Lächlerinnen, der Mensch ist ein ganzer Organismus und keine Maschinerie, und der Mensch ist ein sehr altes Tier, wenn auch nicht so alt wie es nach einem Blick in unsere langweiligen Tageszeitungen aussieht, er hat durch Jahrtausende geliebt mit Zubehör, und ein bißchen Unterschied im Timbre, bewirkt durch Wirtschaft und Technik ändert daran wenig oder nur äußerlich. Wir sind darüber

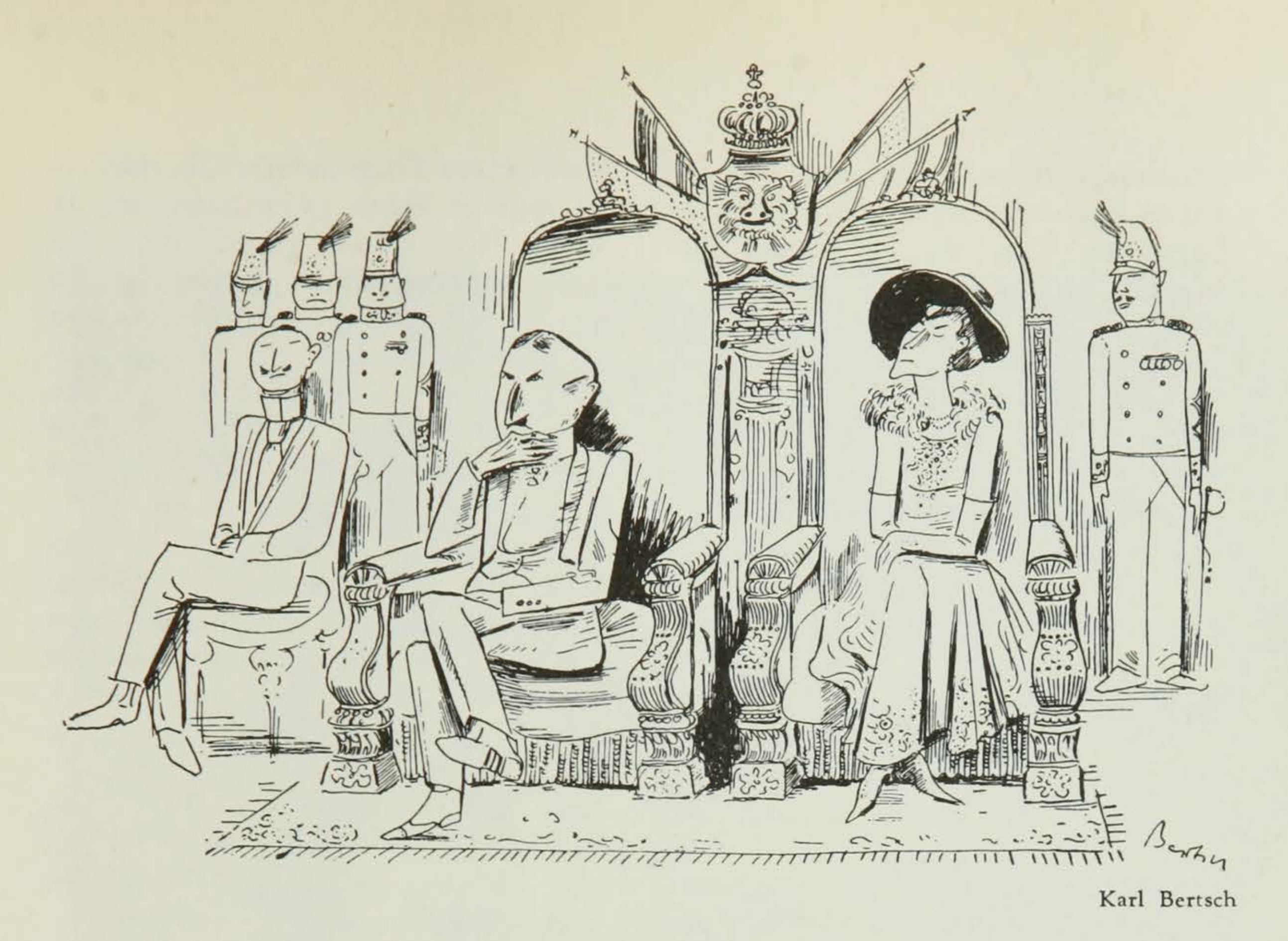
vollkommen im Bilde. Lesen Sie nach, wie ganz Griechenland aufbrach wie ein Mann, um Troja zu erobern, wegen Helena; die ollen Griechen kannten kein vernünftigeres Motiv, um einen Krieg zu machen, mir scheint, die neueren Motive sind auch nicht vernünftiger. Und als die würdigen Männer Trojas einmal die schöne, inzwischen längst verstorbene und immer wiedergeborene Dame auf der Mauer an sich vorübergehen sahen, da waren sie glücklich und der Krieg konnte seinen Fortgang nehmen bis zu den vierzehn Punkten Wilsons bzw. Hektors Fall. (Entschuldigen Sie mich einen Moment, es regnet sehr, ich muß das Fenster zumachen.)

* * *

Ich lese, nach der Abschweifung ans Fenster, durch, was ich geschrieben habe, und das könnte so aussehen, als bräche ich eine minnige, ritterliche Lanze, einen Spieß für die hohe und hehre, süße Liebe mit oder ohne Zubehör, welch letzteren ich den heutigen frohen Garçons und ihren Garçonmusen zuweise. Ich bin nicht selbiger Meinung, welche vorzutragen ich mir eben auch nicht erlaubt habe. Vielmehr sehe ich mich genötigt festzustellen, nachdrücklich gegenüber allen Quertreibereien, daß das Ganze weder verachtet wird noch auch sträflicherweise verachtet werden darf. „Liebe" reicht weder zur Kinderfabrikation noch zur Ehe; Sexualität gehört dazu. Und das sei mit einem mannhaften und fraulichen Wort ernstlich behauptet. Sexualität ohne Liebe ist eine verflucht ärmliche Sache. Sie kommt bei kümmerlich entwickelten Individuen vor; dem einen fehlt die Liebe, dem andern die Potenz (Schlagerrefrain). Liebe ohne Sexualität aber ist ein vollkommener Greuel. Wo sie vorkommt (wenn), soll man salutieren und ausrücken. Wo sie behauptet wird, in Ehen, soll man ein übles Ende prophezeien. Es stimmt was nicht, und morgen werden die Gerichte den falschen Grund serviert bekommen. Das Ganze aber, wunderbar und höchst erbaulich mit dem Hunger vereint, erhält das Weltgetriebe, und wenn der Hunger nachläßt, ist es die Liebe allein, und wenn er kräftig wird, der Hunger, dann hat die Liebe nichts zu lachen. So heute. Man treibt mit ihr Sport.



Willy Schmit



Karl Bertsch

MARGINALIEN

Liebe und Politik

Von *Emerich Seidner (Budapest)*

Es ist selten, daß sich Liebe und Politik derartig zusammentreffen, wie es der Fall bei der Vermählung der Prinzessin Ileana von Rumänien mit dem Erzherzog Anton von Habsburg war. Dem großen Publikum ist nur eines bekannt: Anton von Habsburg heiratete die rumänische Prinzessin aus politischen Gründen ... Das soll zwar ein wenig komisch klingen und noch vielmehr kompliziert erscheinen, dennoch ist es so. Wenigstens wird darüber in Rumänien, Oesterreich, aber noch viel mehr in Ungarn gesprochen. Sowohl in legitimistischen, als in Gesellschaftlichen Kreisen. Ins Geheim, selbstredend ...

Aus der Tatsache, daß die Schriftsteller-Könögin Maria von Rumänien nur mit Mühe ihre zweite Tochter unter die Haube bringen konnte wurde gar kein Geheimniß gemacht worden. Königin Maria hatte fast in allen Türen der christlichen Dynastien geklopft, aber kein passender Prinz war für Ileana zu finden. Ist hierfür vielleicht die Prinzenkrisis die Ursache? Wir wissen es nicht. Sicher ist aber, daß die Jagd nach dem Prinzen wurde sogleich eingestellt, als sich die rumänische Königin über die erfolglose Jagd mit der Ex-Kaiserin Zita aussprechen konnte.

Man weiß, daß Zita, als Witwe Karl IV. die Rolle des Familienchef der Dynastie Habsburg einnimmt und arbeitet unermüdlich an die Restaurierung des Habsburghauses. (Nebenbei bemerken wir noch, daß in diesem Moment sind alle Mitglieder der Familie darüber einig, daß der einzig berechtigte Nachfolger Karl IV. sein 19jähriger Sohn Otto ist.) Es ist ferner bekannt, daß neben Frankreich, die kleine Entente einen verzweifelten Kampf gegen eine evetuelle Restauration der

Habsburgs führen. Und nun können wir es begreifen, warum Anton Ileana heiratete? Dies war sozusagen der Wunsch Zitas, die durch diesen engen Familienband einen Freund eines der kleinen Entente angehörenden Staates für eine eventuelle Restauration gewonnen haben wollte. Wenn sich nun eine Gelegenheit zu Gunsten der Restauration bieten würde, so wird Rumänien mit der Politik der kleinen Entente brechen müssen und sich an die Seite der Dynastie Habsburg stellen.

Das wäre also der politische Inhalt dieser herzoglichen Vermählung. Persönlich hatte ich die Gelegenheit zu erfahren, u. zw. von dem jungen Ehepaar selbst, eine andere Ursache diser Ehe: Liebe . . .

Erzherzog Anton, der, wie bekannt, in Spanien eine Fliegerschule leitete und von dort infolge der Revolution flüchten mußte begab sich mit seiner jungen Gattin nach der pompösen Hochzeit von Sinaia, über Budapest und Wien nach München, wo er die Eröffnung und Leitung einer neuen Fliegerschule beabsichtigt. Auf dem Aerodrom von Mátyásföld in Budapest vor ihrer Abreise nach München gelang es mir das vornehme Ehepaar für eine kleine Unterredung zu gewinnen. Erzherzog Anton war eben mit der Einstellung seines Motors beschäftigt, während Prinzessin Ileana das Flugzeug besteigen wollte.

— Alteţa, fragte ich sie auf rumänisch. Ich war entschlossen über Politik zu sprechen, aber dann fragte ich nur so viel: Wo machten sie die Bekanntschaft ihres Gatten . . . ich meine, wo ist die erste Blume ihrer Liebe herausgewachsen . . .?

Prinzessin Ileana lächelte . . . Dann mit dem Zeigefinger ihrer rechten, schlanken Hand in die Richtung ihres Herzens fahrend:

— Hier. Sie glauben, wenn man einmal Königstochter ist, kann man schon gar nicht mehr lieben? Ach . . Sie denken wohl, ich heiratete meinen Mann seines Titels halber? Oh, nein . . . ich sage es Ihnen ganz aufrichtig, in diesem Herzog habe ich vor allem den Mann kennen gelernt, einen tapferen Mann, der seinen Mut beim lenken des Flugzeuges auch dann nicht verliert, als dies in einem nicht geradezu günstigen Wetter über die Wolken schwankend herumfliegt. Wir machten einmal einen Ausflug in die Luft . . . plötzlich sind wir von einem Gewitter überrascht worden . . . Das Flugzeug schwankte . . . ich hatte Angst . . . Mein Shal flatterte nur so in die Luft und ich hatte ständig das Gefühl, der rasende Wind werde mich bald in die finsteren Wolken schleudern . . . Aber die feste und sichere Haltung meines Begleiters flößte mir Mut ein und ich gewann mein Gleichgewicht bald wieder . . .

— Seitdem benützen wir kein anderes Fahrzeug, als dies, bemerkte der Herzog in dem er auf seinem Apparat zeigte. Glauben Sie mir, nur in einem Flugzeug ist man sicher . . .

— In der Luft haben wir uns einander erkannt . . . sagte Ileana.

Und in dem sie mir dieses Geständnis machte, bemerkte ich in ihren suchenden Augen einen weiblich-zarten Blick, der dem noch immer mit seinem Flugzeug beschäftigten Prinzen galt . . .

Denn, wenn ihre Heirat nicht ganz im Himmel geschlossen wurde, wenigstens aber begann sie dort . . .

Englische Sprüche über die Liebe.

God made the world in six days,
Then he rested.
Then he made man,
Then he rested.
Then he made woman,
And since then,
Neither God nor man has rested.

*

Fall from the tree-top.
Fall from above,
Fall into anything,
But don't fall in love.

(Beim Whisky aufgegabelt von Hermann Hannibal)



Photo Henri Manuel

Paul Doumer, der Präsident der französischen Republik, im Kreise seiner Familie



Der Herzog von Alba und Graf Hermann Keyserling
in St. Moritz



Atelier Francesca

Michael Arlen und seine Frau (geb. Contessa Atalanta Mercati)
in Cannes

Liebe und Politik

Unterhaltung mit Michael Arlen

Von *Derek Patmore*

In der Miramare-Bar in Cannes. Auf meinen Tisch richten sich viele Blicke: ich trinke nämlich mit Michael Arlen Cocktails, und Michael Arlen ist so etwas wie der ungekrönte König von Cannes!

„Bücher über Frauen und Liebe habe ich hinter mir", setzt er mir ernsthaft auseinander. „Ich schreibe jetzt einen politischen Roman. Einmal in seinem Leben muß jeder junge Schriftsteller über die Frauen schreiben, grade so, wie fast alle jungen Männer die Bilder schöner Frauen in den mondänen Magazinen betrachten und sich wünschen, sie lieben zu dürfen. Aber das ist nur ein Durchgangsstadium. Das Publikum scheint vergessen zu haben, daß ich ein ernster Schriftsteller bin. Immerhin ist es D. H. Lawrence gewesen, der mir Mut zum Schreiben gemacht hat, und meine ersten Arbeiten im ‚New Age' gingen um sehr ernste Dinge!"

In diesem Augenblick geht eine schöne Frau an unserem Tisch vorüber und grüßt Arlen sehr liebenswürdig. Er sieht ihr lächelnd nach: „Fabelhaft, wie die Berühmtheit die männlichen Chancen hebt!"

Arlen macht sich keine Illusionen über seinen Erfolg. Unter der heiteren Oberfläche des Mannes von Welt lebt der wirkliche Arlen; ein Mensch, der von seinem siebzehnten Jahr an unablässig gearbeitet hat, und der weiß, was es heißt, arm zu sein.

Ich frage ihn, warum er in Cannes lebt. „Meine Frau liebt Cannes, weil alle ihre Verwandten hier wohnen, und mich freut es, die vielen Menschen hier zu beobachten. Man sieht hier die schönsten Frauen der Welt! Aber ich binde mich niemals: wir haben unser Haus hier nur auf sechs Jahre gemietet. Besitz ist mir etwas Gräßliches."

Später, als wir über Erfolg sprechen, sagt Arlen: „Ein junger Schriftsteller muß sich in allen Kreisen umtun. Er muß da sein, wo die wichtigen Dinge vor sich gehen, und muß wissen, was ‚dran' ist. Mein Roman ‚Der grüne Hut' hatte so großen Erfolg, weil er im richtigen Augenblick herauskam. Ohne es zu wissen, hatte ich das Buch geschrieben, das das Publikum in diesem Augenblick wollte. Wer weiß, ob es heute solchen Erfolg haben würde!"

„Sie schreiben jetzt einen politischen Roman?"

„Ja, augenblicklich interessiert mich die Politik ganz außerordentlich. In Krisenzeiten kann das ja gar nicht anders sein!"

(Deutsch von Käte Burschell-Schiffer)

Negerkönigs Töchterlein

Von Peter Mahr

Wir sind zwei arme Liebesleut ...
Der Niggermond blickt schief und scheel.
Gazellenschinken gibt es heut.
Und Kuchen fein. Aus Durramehl.

Gib das Gazellenschinkenbein
Dem wedelnden Hyänenkind!
Hyänenkindlein soll sich freun,
Auch wenn wir selber traurig sind.

Und lehn dein Köpflein, armes Ding,
An meine Brust. Wir sind allein.
Ganz leise klirrt dein Nasenring
An mein todwundes Schlüsselbein.

Des Dorfes Hexenmeister gab
Zum Talisman ein Kettlein dir ...
Beiß mir den kleinen Finger ab!
Und häng ihn dran ... Pour souvenir!

*

Negerkönigs Tochter zieht
In die große Stadt.
Geb ihr nun ein Brieflein mit
(Nur ein Palmenblatt).

Palmenblatt ist groß genug,
Und der Brief geht so:
MUKURUNDI NUBURUK
NAWAGAMBO MO.

MUKURUNDI ... innerlich
NUBURUK ... an Sie
NAWAGAMBO ... denke ich.
„MO" heißt „Melanie".

Er und Sie. Eine Frau glaubt sich um ebenso viele Jahre zu kürzen, als sie einer anderen Frau hinzufügt; sie erleichtert sich um das ganze Gewicht, mit dem sie die andere belastet. Das ist die Bemerkung eines Mannes; es folgt die einer Frau: ein Mann glaubt sich all das Talent zuzulegen, das er dem Nachbarn abspricht. Auch der Mann hat seine Nebenbuhler.

André Suarès

Originell ist:

Ein Lokal durchschreiten und dem sich an unsere Fersen heftenden Geschäftsführer, der einen Platz anbietet, sagen: „Ich suche nur jemand."

Auf die Frage nach unserem Alter antworten: „Schätzen Sie doch."

Der Dame vom Fernsprechamt, die sich erst nach eineinhalb Minuten meldet, zubrüllen: „Fräulein, jetzt warte ich bereits eine halbe Stunde am Apparat!"

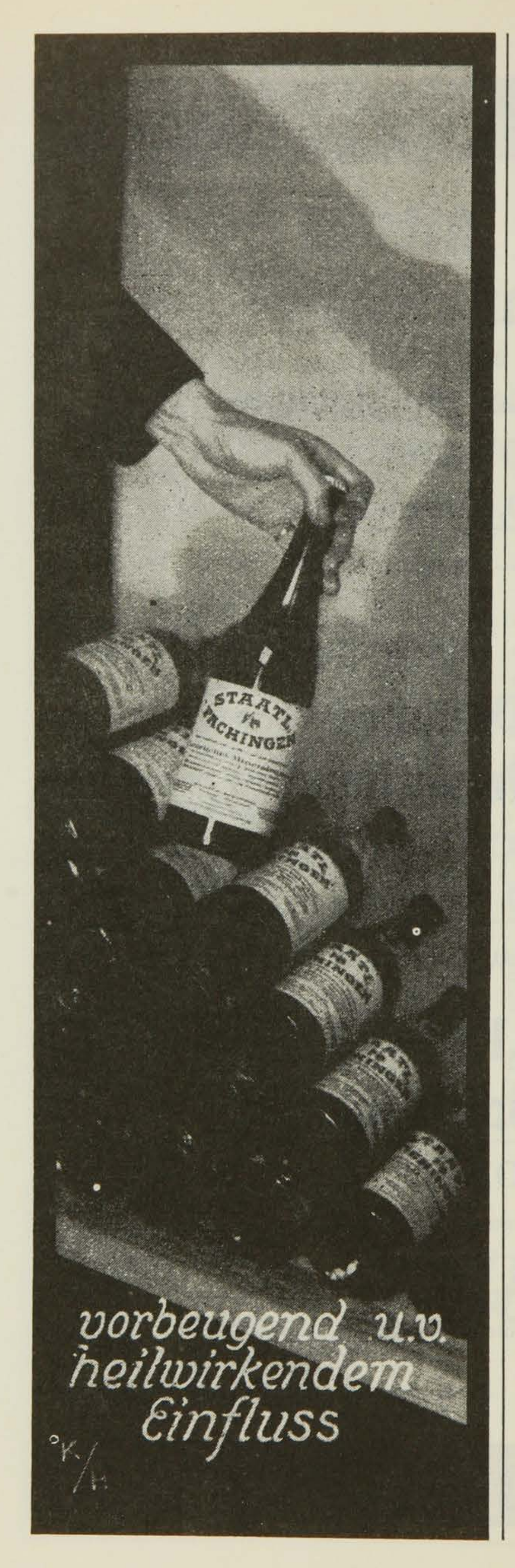
In der Tür des vollbesetzten Friseurladens mit den Worten umkehren: „Ich komme zurück."

Dem Autolenker, der uns (durch unser Verschulden) beinahe überfahren, nachschreien: „Trottel, können Sie nicht besser aufpassen!"

Die unbekannte Tanzpartnerin zu einer Tasse Kaffee in die Wohnung laden.

Originell ist schließlich, auf obige Einladung zu antworten: „So etwas tue ich nicht."

André Poltzer



Die Nacktkultur-Bewegung

wird stark bekämpft: aus Unwissenheit und aus Weltanschauungsgründen. Die Gegner können sich den nackten Menschen nicht als Einheit vorstellen. Für sie gibt es eine anständige und eine unanständige Hälfte — einen Teil, den man pflegt, einen Teil, den man möglichst nicht erwähnt. Nacktheit ist für sie gleichbedeutend mit „Unanständig", eben deswegen, weil in ihrem Leben das Enthüllen und Entblößen mit geschlechtsbetonten Vorstellungen verbunden war. Daraus entstand die doppelte Moral, die Modekleidung, als Symbol der Sittlichkeit die Badehose. Und so hat das Wort *Nacktkultur* bei ihnen einen pikanten Beigeschmack, gefärbt nach Gehörtem, Geklatschtem oder nach ihrer Wunschvorstellung. Da die Lebenshaltung dieser Menschen traditionell bestimmt ist, muß der Freikörperkulturanhänger mit den Anhängern der alten Moral in Konflikt geraten. Die Forderung nach Nacktheit schließt in sich die Beseitigung von überlebten Moralbegriffen. Der Zwang der Kleider ist ein Symbol für den Zustand der Unfreiheit. Mit dem Abwerfen dieses Zwanges begreift der Mensch, daß es sich nicht nur um etwas Körperliches handelt, sondern um etwas, das auch auf die Psyche übergreift. So ist der scheinbar nebensächliche und kleine Kampf gegen die Badehose eine Möglichkeit, freier und sicherer durchs Leben zu gehen. Freikörperkultur ist also Gestaltung des Lebens auf dieser Erde. Kirchliche Kreise sind deswegen Gegner und versuchen, die Nacktkultur wie jeden anderen Kulturfortschritt seit der Revolution zu verbieten. Man redet von Schweinereien und Zuchtlosigkeit und meint in Wirklichkeit die eigene Unfähigkeit zu neuen Lebensformen. Man redet von der Zerstörung der deutschen Kultur und meint das starre Festhalten an alten Moraldogmen. Man verbietet: gemeinsames, bekleidetes Baden der Ge-

schlechter, das Baden im Freien überhaupt, das Tragen von freier Turnkleidung für Mädchen, das Paddeln und Rudern in leichter Kleidung, den Aufenthalt im Badeanzug außerhalb eingezäunter Badeanstalten . . . man verbietet! Man gestattet nicht mehr, daß die Freikörperkulturvereine ihre Schriften öffentlich verkaufen, man entzieht den Verbänden Turnhallen und Badeanstalten, man verweigert ihnen jede staatliche Unterstützung. Der Kampf wird seit einem Jahr mit größter Entschiedenheit von der katholischen Aktion und den evangelischen Jungmänner- und Jungmädchenbünden geführt.

Und sie alle sehen nicht, daß das Rad der Entwicklung sich nicht rückwärts drehen läßt, daß mit den zunehmenden demokratischen Anschauungen im politischen Leben auch das Bewußtsein wächst, an sich selbst verantwortlich zu arbeiten. In selten vorbildlicher Weise bilden alle sozialistischen Nacktkulturverbände eine Kampfgemeinschaft (Anschrift: Berlin SW 48, Friedrichstraße 218, Körperkulturschule) und fordern alle freidenkenden Menschen auf, mitzuarbeiten an einer neuen sinnvollen Volksmoral. *Adolf Koch*

Epilog

Die läßt sich wohl auch noch nicht 's erstemal . . .
Glaubt noch, es wär was dabei —
Macht noch aus jeder Lust eine Qual,
Und wär doch ganz einerlei!

Das Leben ist kurz, und heut oder bald
Ist alles das letztemal!
Und fressen dich nicht die Würmer kahl —
Was du versäumt hast, das kommt nicht noch mal —
Und dem Tod ist schon alles egal!

Jakob Haringer

Das Weihnachts-Heft des Querschnitts erscheint am 10. Dezember (Donnerstag).

Konflikte in Meran

Von *Vivo*

Es scheint, daß die Italisierung des südlichen Tirols Fortschritte macht: jedenfalls drängt auch hier das Leben, wie sonst im unteren Italien, auf die Straße, und selbst geheime Vorgänge, nicht zwar politischer, aber allgemeinmenschlicher Natur, wollen ans Licht der Oeffentlichkeit.

Ein merkwürdiges Beispiel aus dem milden Meran sei mit der Unbefangenheit erzählt, in der es sich täglich darbietet:

Auf dem Tappeiner Weg, der hochgelegenen Promenade mit schönen Ausblicken, entdeckt man ein menschenfreundliches Anwesen, gewissermaßen als Cäsur des zweieinhalb Kilometer langen Weges gesetzt, als Atempause und Stoffwechselweiche. Das hölzerne Gebilde reicht mit einem Stockwerk in die Tiefe: oben ist es Haus, unten Häuschen, oben wohnt die Unternehmerin, unten vermietet sie. Da nun die Meraner Traube tatsächlich den Stoffwechsel belebt, finden sich zu verschiedenen Stunden des sonnigen Tags Interessenten ein; von weitem schon winkt ihnen die Aufschrift „Accesso ai Gabinetto", ein fast überschwängliches Wort, das man im schlichten Deutsch mit der Einsilbe „Hier" erschöpfend wiedergibt.

Das Bemerkenswerte an dieser, an sich trivialen Einrichtung ist ein Druckknopf, an der Tür des Kabinetts angebracht, der eine Klingel betätigt. Erscheint nun eine neue Interessentin, die das Kabinett vorübergehend mieten will, und ist es zufällig schon vermietet, so muß die Interessentin warten, sichtbar für alle Passanten der Promenade. Aber warum sollten diese, statt auf den schönen Aufschwung der Berge zu schauen, ihren Blick zur Seite und nach unten wenden, warum denn? Sie tuns gleichwohl, wenn ihre Aufmerksamkeit durch die Klingel erregt wird. Es läutet nämlich, es surrt, es schellt — und der Kopf des Spaziergängers wendet sich unwillkürlich nach der Quelle dieses Geräusches. Und nun erst wird das Publikum der einsamen Solistin gewahr, die sozusagen auf ihren Abtritt wartet.

Für die Betroffene mag es einigermaßen peinlich sein, obschon es hier um sehr menschliche Dinge geht, für die der Mitmensch Verständnis aufbringt, und namentlich in einem Kurort, der den banalsten Verrichtungen Konversationswert verleiht. Aber die auf der Freiluftbühne stehende Solistin mag sich mit dem Schicksal der Kameradin hinter der Kulisse trösten: zweifellos hat dieser das Klingelzeichen gegolten, zweifellos bedeutet es einen dringenden Aufruf zum Auftritt. Man muß sich vorstellen, was es bedeutet,

aus seinen besten Träumen gerissen zu werden, um das bittere und beschämte Gefühl der Angeklingelten nachzuempfinden. Hinzu kommt der alte und tragische Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung, dem die unsichtbar Betroffene ausgeliefert ist, und der, wenn man so sagen darf, in ihrer Brust tobt.

Schließlich aber ist dieser Konflikt entschieden, die Unsichtbare leistet dem Hervorruf Folge. Ablösung. Die Protagonisten dieser kleinen, doch in ihrer sinnvollen Abkürzung symbolischen Handlung messen sich mit Blicken, scharf wie Dolche, oder übersehen einander voll grausamer Verachtung; dann ist die Umbesetzung vollzogen, die Handlung fängt von vorn an, und das Leben geht weiter.

Die Nikäische Hetäre

Im Hause der Madame Regina (Nizza) weiß man, was Takt ist, wie kaum sonstwo in dieser Welt. Die Damen der Madame Regina sind taktvollere Liebende als alle untreuen Gattinnen Berlins. Subjektiv und objektiv. Man verläßt das Haus, begleitet vom dankbaren Blick (wie es in alten Büchern heißt) einer Geliebten, überzeugt, daß sie hinter geschlossenen Fensterläden im edelsachlichen Raum der Wiederkehr harren wird, züchtig, treu und voll wunderbarer Sehnsucht nach einem Geliebten, der selber zu sein keine üble Illusion ist. Das Geld nimmt die Sous-Direktrice in Empfang, indes die Geliebte für eine Minute den sachlichen Salon verläßt, in dem ein so unwürdiges Geschäft die Weihe ihres sanften Wandelns schimpflich entheiligen würde.

Hier traf ich die kleine Josette. Sie schwebte ins Zimmer im fließenden weißen Abendkleid, ganz unverziert, und edel nur durch Form und Farbe. Unter nachtschwarzem Scheitel war ihr Antlitz süß und streng zugleich. Blick und Gesten waren von jener Sanftheit, an die wir nur glauben, wenn wir uns in eine erlesene Lyrik versenken. Rot waren ihre Lippen und die Nägel ihrer wunderbar geformten Zehen. Nach der heiligen Handlung sitzt sie noch eine Weile im Empfangsraum des Hauses und hält die Hand des Geliebten in ihren kleinen Händen, lächelt und ist ganz so wie eine ideale Liebende, ehe ihr Ritter auszieht in den Kampf gegen den Sultan von Damaskus.

Am nächsten Tag sah ich Josette, als sie die Place Masséna überquerte. Sie blickte nicht nach allen Seiten, wie dies die deutschen Damen noch ungenierter tun als die deutschen Kokotten. Sie schritt ganz eingehüllt in sich selbst. Es war weder die Arroganz einer hochqualifizierten Nutte noch die Gewöhntheit einer fleißig umworbenen Dame. Ihr Gruß kam aus der weiten Ferne der Liebenden. Ein Gruß, der dankbar in die Welt gesendet wurde, ein so freundlicher und fremder Gruß, daß keiner ihn zu deuten wagte. Die Liebe, verehrte Freundin, welche Josette zu „machen“ versteht wie keine sonst, ist stark genug, um auch die Herzen jener zu berühren, die zu lieben wissen. Josette ist die Liebe selbst. Sie kann getrost mit dieser sie ganz ausfüllenden Eigenschaft ein Gewerbe betreiben, ohne daß die Liebe darunter leidet. Das Etablissement der Madame Regina ist diesem Kult geweiht, dessen hervorragende Rentabilität den Gläubigen nicht im geringsten zur Last fällt.

Liebe Freundin in Berlin, es ist nicht ganz ohne Sinn und ohne Zweck, daß ich Ihnen diesen Hymnus auf eine käufliche Liebende sende. Es ist unseren Damen noch nicht hinreichend bekannt, daß Liebe nur diejenigen verkaufen sollten, die einen Ueberfluß daran haben. Die verkaufen, haben auch die Aufgabe, bemüht zu sein, daß der Einkauf nicht enttäuscht. Sagen Sie das, bitte, Ihren Freundinnen, die so sehr dazu neigen, kleine Geschäfte unter der Hand zu machen. Sie sind auf falscher Fährte. *Bacc*



Privatbesitz, Berlin

Johann Peter Hasenclever, Jobs als Schulmeister (Oel)

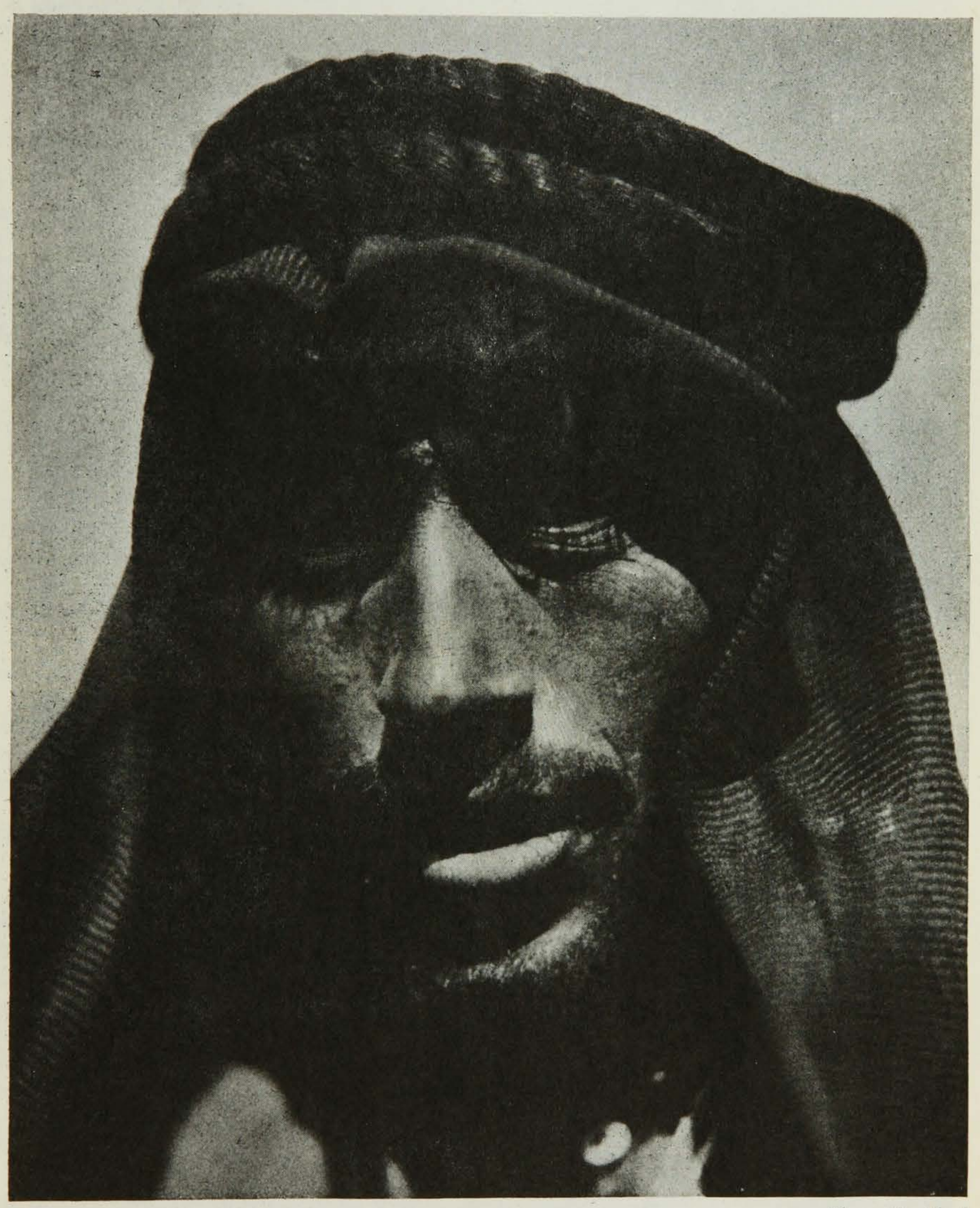


Photo Martin Munkacsy

Das neue ABC: Vater und Sohn auf der Schulbank in Angora



Alter Scheich aus der Wüste Juda



Photos Dr. Clauß

Beduine vom Toten Meer



Haremswächter in Tunis

Photo Barnabys

Etruskisches Paar

Florenz, Archäologisches Museum

Das Märchen vom Harem

Von *Suad Derwisch*

„Ein Praliné gefällig, gnädige Frau, ein ganz kleines?"

„Vielen Dank, aber ich liebe keine Süßigkeiten!"

„. . . Sagen Sie, gnädige Frau, wie kommt es dann, daß die Türkinnen so korpulent sind?"

„Die Türkinnen sind korpulent? — Aber, mein Herr, ich wiege nur 45 Kilo!"

„Nun ja, Sie sind eben eine Ausnahme. Aber ich meine . . . das ruhige Leben in einem Harem, der Luxus, das Nichtstun, das gute Essen und alles das, da wäre es doch erklärlich, wenn . . ."

„Was für einen Harem meinen Sie denn? So etwas gibt es ja gar nicht! Der Harem hat in der Türkei niemals in dem Sinne bestanden, den man ihm in Europa beigemessen hat: — ein Harem, in dem der Pascha eine Frau nach der anderen geliebt hätte."

„Aber die Paschas, . . . die Paschas hatten doch viele Frauen!?"

„Wissen Sie denn überhaupt, was ein Pascha ist?"

„Ja, ein Pascha ist ein reicher und mächtiger türkischer Aristokrat, der viele Paläste, Frauen, Sklaven usw. hat."

„Das ist nicht grade die richtige Definition. Ein Pascha ist ein Offizier!"

„Ein Offizier? . . ."

„. . . der türkischen Armee, der Jahre und Jahre hindurch alle militärischen Ränge durchlaufen und General werden muß, um den Titel eines Pascha zu erhalten. Man gab diesen Titel auch bedeutenden Zivil-Persönlichkeiten des Staates. Aber heute gibt es das nicht mehr."

„Nun, und ist ein Pascha denn nicht reich?"

„Wenn er nicht grade das persönliche Glück hat, dann ist es wohl schwierig, mit einem Offiziersgehalt Reichtümer zu ersparen. Aber früher war es wohl für einen Türken von guter Abstammung leicht, diesen Titel zu bekommen. Dann gab es auch Paschas, die in besonderer Gunst standen, die Häuser mit 30 bis 40 Zimmer hatten, aber . . . es gab auch eine große Anzahl von Paschas mit kleinen bescheidenen Häusern, die nicht besser als die eines kleinen Zivilbeamten eingerichtet waren. Denn in der militärischen Laufbahn lebt man bekanntlich nicht lange in ein und derselben Stadt; und wie soll man dann plötzlich all die schönen Möbel zusammenpacken, und vielleicht noch 30 Frauen in seinem Gefolge haben? ‚Ein Pascha mit mehreren Frauen!' — aber oft genug wäre er sehr glücklich gewesen, wenn er nur eine gefunden hätte, die ihm überallhin folgte . . ."

„Aber, Sie sagten doch, daß die Polygamie in der Türkei niemals bestanden hat!?"

„Nein, . . . das heißt, sie ist dennoch, wenn auch selten, vorgekommen, obwohl das Gesetz dem türkischen Mann gestattete, vier legitime Frauen zu haben und so viele Odalisken, wie er brauchte."

„Warum nutzte das der Mann nicht aus?"

„Vielleicht konnte es der Arbeiter und Kleinbürger nicht, weil es ihn zuviel Geld gekostet hätte, und der Mann aus besseren Kreisen tat es nicht aus Edelmut und Rücksicht gegen seine Gattin, aus Kultur und Zivilisation. Trotzdem liebten es die türkischen Frauen zu glauben, daß es ein Triumph ihrer Schönheit sei, und daran zu denken, daß sie geschickte und liebliche, anmutige Wesen sind, die die Kunst geliebt zu werden sehr gut beherrschen."

„Aber nun kann ich mir unter einem Harem gar nichts mehr vorstellen. Erzählen Sie mir doch bitte, was das in Wirklichkeit gewesen ist!"

„Das Wort ‚Harem' bedeutet soviel wie ‚Intérieur'. Der Harem ist das Innere eines türkischen Hauses . . .

Aber kein Luxus-Palast, in dem Orgien gefeiert werden ... Die türkische Frau war durch fanatische Sitten und religiöse Gesetze gezwungen, von dem Manne getrennt zu leben. So war also jedes türkische Haus in zwei Teile geteilt. Im Harem wohnte die Herrin des Hauses mit ihren Kindern, Dienerinnen, Sklavinnen, und in dem andern Teil, ‚Selamlik' genannt, hatte der Hausherr sein Arbeitszimmer und empfing dort seine Gäste; auch die männlichen Bedienten schliefen dort. Kein fremder Mann hatte das Recht, die Verbindungstür zwischen dem Harem und dem Selamlik zu betreten."

„Und dieses Paradies war also nur dem Hausherrn geöffnet?"

„Ja, das Innere eines türkischen Hauses war wirklich ein Paradies. Aber kein Paradies des Vergnügens, sondern der Ruhe für den Mann. Ganz einfach eingerichtete Räume, keine Gemälde, keine Farben, die das Auge beunruhigten, weiße Wände, Teppiche in frischen Farben, eine hölzerne Decke, in Weiß, Grün oder Rosa, mit regelmäßigen Linien ausgemalt. Viele Fenster und peinliche Sauberkeit ... und die reinen Betten mit Lavendel parfümiert ... eine Umgebung, in der der Mann von einer träumerischen, leidenschaftlichen, empfindlichen, gefühlvollen und romantischen Frau erwartet wurde; einer Frau, die reizend in all der Anmut und der Verfeinerung der europäischen Mode gekleidet war; einer aufgeklärten, kultivierten und vielfach auch musikalischen Frau; einer Frau, die nur einen einzigen Mann kannte, die keine andere Beschäftigung und nur die Tugend hatte, ihm zu gefallen. Sie ist sinnreich gewesen, sie hat sich tausendfach entwickelt. Sie war abwechslungsreich, moralisch und physisch frisch. Sie war die Gattin, die Liebende, die Geliebte, die Kameradin. Sie kannte nur einen einzigen Mann und gab ihm alles, was sie hatte an Seele, Gefühl, Zuneigung, Zärtlichkeit und Liebe."

„Und die niedlichen Sklavinnen? Wie dachte der Hausherr über die hübschen Sklavinnen, die, halbnackt, in seidene Stoffe gehüllt, musizierten und sinnvolle Tänze aufführten! Störten sie nicht die Ruhe in diesem Paradies?"

„Die Sklavinnen trugen keusche und einfache Kleider mit langen Aermeln und Röcken, die bis auf den Boden herabfielen; lange weite Gewänder, die in der Taille mit einem Gürtel zusammengehalten wurden. Sie machten keine Musik und tanzten auch niemals. Sie sorgten für den Haushalt und kokettierten auch nicht mit dem Hausherrn. Sie beschäftigten sich lediglich mit der Arbeit."

„Woher stammt dann eigentlich das Märchen vom Harem?"

„Der Harem wurde der Neugierde verschlossen, und so begann die Phantasie zu arbeiten. Aber die türkische Revolution hat den Schleier zerrissen, der das türkische Leben verbarg."

Geliebte Erna!

Du wirst dir wundern über diesen Brief. Ich sitt hier in Vigo un eben vor ne Stunde is Georg Möller mit sein Schipp rausgegangen, weil sie fertig waren mit die Ladung.

Was nun Georg Möller is, so bün ich mir gar nich klar, was ich zu dir blos sagen soll, ich kann ja vieles vastehn, un hab ja allerlei erlebt, aber, liebe Erna, in diesem Fall muß ich dir bitten, mich doch genau zu verzählen, mit wem alles du was gehabt hast. Ich meine, es ist mich nicht um das bischen, das du ihre Braut gewesen bist auch mit deinem schönen Körper, nein, darein bin ich ganz toljerant, wie mein Freund Erich immer sagt, ich meine, ich weiß da nichts von, wegen meiner kannst du mit alle Maaten geschlafen haben, aber es ist mich um die *Gesinnung*.

Das mit die Gesinnung meine ich nun so, liebe Erna, Georg Möller is ein guter Freund von mir und ich hab ihm das vaziehn, das er meine Abwesenheit ausgebeutet hat, indem er sich dir näherte, aber liebe Erna, einer auf'n Mal is doch genug und er sagt, wie er in dein Zimmer kam, lag Klaus Petersen aus Blankenese noch in deinem Bett.

So mein ich das mit die Gesinnung,

du mußt dir nun entscheiden, ob du mir wirklich treu bleiben willst und in meine Abwesenheit nur mit die Maaten was hast, die einen Zettel von mir mitbringen, das ich es sie erlaube. Dein Heinrich Clasen, 1. Steuermann auf Dampfer Viergo.

Georg Möller hat einen Zettel!

W. v. Dreesen.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Bibliographischen Instituts, Leipzig, einem Teil des Heftes ein Prospekt der Firma J. J. Gentil, G. m. b. H., Berlin, bei.

Wer ist schuld? Auch Sie!

Es gibt Männer, welche die Unterjochung ihres Geschlechts deutlich spüren. (Die meisten sind so rührend naiv, keine Ahnung davon zu haben.) Natürlich fragen sich die wenigen Einsichtigen, wie es denn nur so weit kommen konnte. Geraten aber beim Suchen auf eine ganz falsche Fährte. Nein! und tausendmal nein! Die Frauen gehen immer nur ganz genau so weit und nicht einen Schritt weiter als — die Männer es sich gefallen lassen. Schuld an dem jetzigen Zustand sind die Männer und wieder die Männer und nur die Männer.

Weil sie keine Männer sind!

Wer macht die männerfeindlichen Gesetze? Die Frauen allerdings. Aber wer hat diese Gesetze in den Parlamenten angenommen? Wer führt ihre Bestimmungen aus?... Die Männer! Wer rührt sich nicht und läßt sich unterjochen?... Die Männer! Wer war so — sagen wir — schlau, den Blasebalg fleißig zu treten und das Feuer anzufachen, in dem die Ketten für die Männer von den Frauen geschmiedet wurden? Die Männer natürlich! Die lieben, gescheiten, „logisch denkenden" Männer! Und kurz und gut: Wer ist schuld daran, daß ein beträchtlicher Teil der Welt jetzt ein *feministisch hysterisches Narrenhaus* geworden ist?

Antwortet selbst!?

Und warum das alles? Weil die Männer „alte Weiber" geworden sind? Oho, beleidigt die alten Weiber nicht! Eine einzige von ihnen ist tausendmal geriebener, energischer, als tausende sogenannter Männer! Wenn ihr wüßtet, wie euch „Männer" grade die echten Frauen verachten, jawohl, verachten, und das mit Recht! — —

Auch für euch gilt das Wort, das ein großer Feldherr seinen Soldaten in der Schlacht zurief: „Kerls, wehrt euch!"

Sigurd Höberth,
Begründer der „Aequitas", Clubs der Männerrechtler, Wien

Man-Hater's 100 th Birth Day

"—AND THAT IS WHY I LIVED SO LONG"— MEN-MAD GIRLS

SIBSEY, Boston, Lincs.

"WHO is the cause of all women's troubles! MAN! Who breaks a girl's heart or turns her into a drudge? MAN! Who pesters a woman's life out to marry him, and then forgets all about her? MAN!"

There. This is not the outburst of a modern girl, but the serious and considered opinion of Miß Wilhelmina Robinson, of Sibsey, Boston, Lincs, who has just celebrated her 100th birthday.

I had not been in her presence more than sixty seconds before Miß Robinson delivered her emphatic verdict :—

"I detest men, and I put down my long and happy life to the fact that I was never foolish enough to marry one!"

By her side on the scarlet counterpane sat two large cats, white as milk. Both are ladies.

"No. I never asked any man to marry me, and no one ever asked me to marry them. They never had a chance. I always hated men, and never gave them any opportunity for familiarities like that"!

And now— : "I am happy here with my two pussies. No men come into my room. Do you think I should be here now if I had let them come into my life ? I am quite sure not."

(Sunday Express)

Bei einem privaten Bridgeturnier soll einmal der erste Preis in einer Schachtel billiger Zigaretten bestanden haben. Der zweite Preis sei die Hausfrau selbst gewesen. Die Hausfrau hatte recht, sich nicht dem besten Spieler als Preis auszusetzen. Für ihn wäre sie immer nur als Preis zweiter Güte in Betracht gekommen.

g. g.

„Der Flirt, ein Brevier für Amateure"

Wenn das neue Flirtbuch Nr. 18, das eben bei I. und M. Ottenheimer, Baltimore, erschienen ist, diesen Winter nicht ganz New York in seinen Bann zieht, will ich mich hängen lassen. Wer immer au courant sein will, hat seine Nase bereits in dieses neue Dictionnaire der Liebeskünste gegraben. Der Untertitel meiner Ausgabe lautet: Enthält die Liebessprache der Briefmarke, alle Geheimzeichen, Andeutungen, Eroberungskünste, die Kunst des Flirtens mit Spazierstock, Fächer, Taschentuch usw., die Sprache der Blumen sowie Albumverse.

Ich bin leider schon bei den Pfadfindern geflogen, weil ich die Prüfung im Morse Code nicht bestand, und mir erscheint das Taschentuch-, Fächer-, Spazierstock-, Briefmarken-, Sonnenschirm-, Hut-, Handschuh-, Reitpeitsche-, Zigarre- und Bleistift-System nicht unkomplizierter. Es gibt mehr als 200 Dinge, mit denen man in der Liebessprache etwas ausdrücken kann. Zum Beispiel: wenn man eine Zigarre in die Hälfte bricht. Wieviel Zigarren haben wir schon in die Hälfte gebrochen, ohne an irgend etwas dabei zu denken, wenn wir gut aufgelegt waren. Aber E. Ph. Ottenheimer, der alte Knabe, hat entdeckt, was es bedeutet: „Ich würde gerne mit Ihnen sprechen." Die Sprache des Sonnenschirms ist noch viel bedeutsamer. „In der linken Hand hoch erhoben" heißt: „Ich ersehne Ihre Bekanntschaft." Was die Signale an der Table d'hote betrifft, halten Sie Ihre Augen besser offen, wenn irgend jemand in Ihrer Gegenwart ein Messer auf seiner Gabel balanciert. Falls Sie's nicht wissen, nehmen Sie zur Kenntnis, daß er grade ein Rendezvous beim Hoteleingang verabredet hat.

Aber es ist der Flirt mit der Reitpeitsche, der mir den Kopf wirbeln macht. Wenn Sie den Peitschenstiel gegen Ihr rechtes Auge halten, so bedeutet dies, nach dem allwissenden Herrn Ottenheimer, nicht mehr und nicht weniger als: „Ich bin verlobt." Infolgedessen heißt es wohl: „Ach sind Sie das, wirklich?", wenn man jemand den Peitschenstiel ins linke Auge drückt.

Aber, wie auch sonst wohl, dauert es auch hier nicht sehr lange, bis der Wurm der Sinnlichkeit den Apfel der Liebe anzunagen beginnt, und zwar auf Seite 37. Anleitungen zum Küssen werden ausgebrütet: „Beim Küssen immer mit warmem Atem anhauchen, speziell in der Mitte der Stirne und auf dem Nacken; bei Liebkosungen die Hände von den Schultern aus die ganzen Arme entlang bis zu den Fingerspitzen hinunterstreichen." Nach dieser kleinen Aufmunterung der Blutzirkulation ist man für den keuschen Kuß auf die Lippen vorbereitet: „Die Lippen sind fast geöffnet. Beugen Sie sich leicht nach vorwärts, mit dem Kopf, nicht mit dem Körper, zielen Sie gut; die Lippen treffen aufeinander — die Augen schließen sich — das Herz öffnet sich — die Seele schwingt sich über die Stürme, die Leiden, die Unannehmlichkeiten des Alltags empor — der Himmel tut sich auf — die Welt zerbricht unter Ihren Füßen wie ein Meteor am nächtlichen Firmament — die Nerven tanzen auf dem Altar der Liebe wie ein Zephyr auf den taubetropften Blumen, das Herz vergißt alle Bitternis, und die Kunst, zu küssen, wird gelernt; geräuschlos, ohne Aufgeregtheit." — Und uns nennt man eine Nation von Dollar-Jägern!

S. J. Perelman (New York)
(Deutsch von Anny Freudenberg)

Nachher.

Die Deutsche: „Was wirst du jetzt von mir denken?"

Die Französin: „Tu t'est bien amusé, chéri?"

Die Engländerin: „You're feeling better now?"

Die Russin: „— aberr meine Seelle bekommst du njcht, du Hund!"

KULINARIA

ZUR AUFKLÄRUNG DER MENSCHHEIT!
§ 218 unter dem Protektorat der Wissenschaft § 218
Der Werdegang des Menschen vom Keime bis zum Leben
Es werde Licht
Die Diktatur der Liebe

„Kommen Sie doch mal in Ihrem eigenen Interesse ganz nahe heran! Aber bitte, genieren Sie sich doch nicht! Wir beißen nicht, wir sind keine Menschenfresser, auch sind wir nicht aussätzig.

Damen sowie Herren! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir jetzt sofort mit der letzten Vorführung der Mükro-Hügiehne-Schau beginnen. Sie sehen ja bei uns keine artistischen Leistungen, auch nichts, was Ihre Sensationslust anregen könnte, keinen Jahrmarktsklimbim, sondern wir behandeln die beiden Sexualparagraphen einhundertzweiundachtzig und zweihundertachtzehn.

Ersterer der Minderjährigkeitsparagraph! Das erwachende Geschlecht! Der sexuale Kampf! Wie werde ich eigentlich Vater? Wie werde ich Mutter? Ein Vorgang, den zirka neunzig Prozent aller Menschen *nicht* beherrschen. Achten Sie, bitte, genau, was *ich* Ihnen sage! Ich bringe das Mutterschaftsproblem, die Entwicklung der Leibesfrucht *vom* ersten *bis* zum neunten Monat, bis zu dem Moment, wo man Arzt und Schwester zu Rate zieht, die Nabelschnur durchschnitten wird, und das wirkliche Leben in das keimende Leben eingekehrt ist. Wie entsteht ein Knabe? Wie entsteht ein Mädchen? Ich bringe normale und abnormale Geburten. Wir zeigen Ihnen das nun nicht in Gips, Wachs, auch nicht an Spirituspräparaten oder wie in einem Kino an Hand eines Filmstreifens, sondern wir demonstrieren *frei*, bei tausendkerziger Beleuchtung, verwirklicht am weiblichen Körper.

Es ist nun natürlich selbstverständlich, daß ich das Sexualproblem nicht am *Kopfe* einer Frau lösen kann, sondern die unteren Extremitäten, *hüftabwärts*, wirken sich aus und spielen dabei eine besondere Note, wozu nur der reifere Teil, das heißt also Personen beiderlei Geschlechts über sechzehn Jahre, Zutritt hat.

Ich schreite dann zum Paragraphen zweihundertachtzehn. Man bezeichnet ihn ja im Volksmund als den mörderischen Abtreibungsparagraphen. Er besagt ja auch, daß der- oder diejenige, die einen unerlaubten Eingriff gegen ein keimendes Leben vornehmen, bestraft werden mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren. Damen und Herren, ich behaupte, wenn Sie unsere Vorführungen gesehen haben, werden Sie selbst nach dem Naturgesetz bestätigen müssen, daß es kein Verbrechen gegen ein keimendes Leben mehr gibt. Denn bitte, wir wollen Ihnen ja die Beweise dafür erbringen. Ist man auf normale Art und Weise überhaupt fähig, eine nicht gewollte Konzeption, das heißt also Schwangerschaft, zu verhindern ohne Anwendung kemischer Hilfsmittel und Präparate, die sich doch auf die Dauer störend auswirken für den Körper einer Frau?

Und sollte jetzt noch irgendeiner unter Ihnen stehen, der mag wohl lachen darüber, so bringt er doch höchstens seine Dummheit damit zum Ausdruck oder er sagt sich: was geht das mich an, was habe ich schon damit zu schaffen! *Ich* behaupte: es ist noch nicht aller Tage Abend! Es kommt für jeden einzelnen einmal der Tag, es kommt für jeden einzelnen einmal die Stunde, wo die sexuale Notlage an die eigene Tür klopft, sei es, indem die Frau, die Freundin selbst schwanger wird, und dann ist es meistenteils zu spät. Wie leicht aber hätte sich ein Unglück verhüten lassen!

Wollen Sie nun also als rechtschaffener Vater, als weiterdenkende Mutter, als Jungfrau, als Jungmann



Photo Elli Marcus

Dr. Else Kienle



Photo Jacobi

Dr. Friedrich Wolf

die Kämpfer für Geburtenregelung

Photo Sport & General

Die englische Heilsarmee-Familie Booth



Paris, Salon der Humoristen — Photo Marc Vaux

F. Fabians, Nacktkultur in Krähwinkel (Oel)

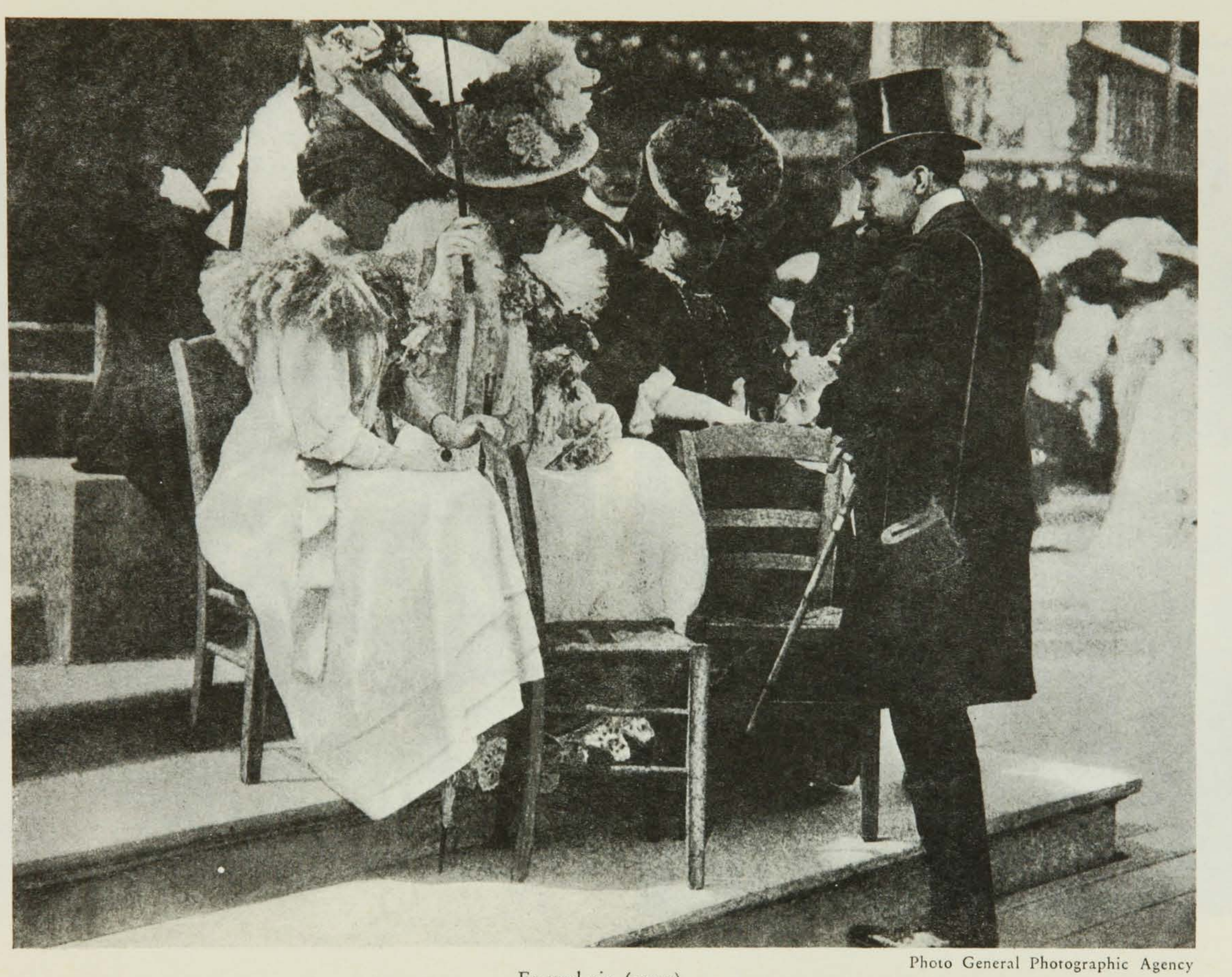


Photo General Photographic Agency

Er und sie (1900)



Photo Max Grüll

Männer an der Nähmaschine (Abessinien)



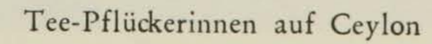


Photo Taylor

Tee-Pflückerinnen auf Ceylon

Aufklärung — dann bitte! Keine nervenerregenden Vorführungen! Unsere Vorführungen sind vom Hügiehne-Museum in Dresden ärztlich und wissenschaftlich geprüft und garantieren daher für eine reelle, einwandfreie Schau. Jeder weiterdenkende Mensch, jeder gebildete Großstädter kann, ja sollte sich das einmal ansehen, denn die sexuale Notlage in Deutschland ist ja tatsächlich himmelschreiend!

Der Eintrittspreis, der kann sie bestimmt nicht zurückhalten. Wir gehen ja so weit, minderbemittelten Damen freien Eintritt zu gewähren. Machen Sie, bitte, recht zahlreich davon Gebrauch, meine Damen! Sonst beträgt der Unkostenbeitrag keine dreißig Pfennig wie bisher, sondern nur noch zwanzig Pfennig. Zehn Pfennig können wir allerdings nicht nehmen, denn wir sind kein Kaspertheater, wo man vorn hereingeht und hinten wieder herauskommt.

Und nun zeigen Sie, auf welch geistiger Stufe Sie stehen! Ich appelliere an Ihre eigene Intelligenz, ob Ihnen Ihre eigene Gesundheit und die Gesundheit Ihrer Mitmenschen noch diese zwanzig Pfennig wert ist. Es warten bereits Herrschaften im Innern des Theaters, man schafft diese Frau zur Bühne, es finden keine weiteren Erklärungen statt. Darf ich Sie also einladen, heraufzukommen?! Aber einer muß den Anfang machen, Damen und Herren! Na, Leute, nun lassen Sie nicht so lange auf sich warten . . .“

(Auf der Leipziger Kleinmesse nachstenographiert von Joachim Lange.)

!! ACHTUNG !!
Los Faroles
Tanse Halle
Jungheit Shoneheit Gute
alle stunden sein
fröhlich
!! Mit !!
30 junge Mädchen 30
Here ist ihrer Kabaret.

(Plakat eines Sandwichmannes auf der Rambla in Barcelona.)

Matadore des Reichstags

XI.

Dr. Johannes Muntau, der feurige Puritaner

In den September-Reichstag kam bei den Umgruppierungen rechts auch der Christlich-Soziale Volksdienst mit mehr als Fraktionsstärke angerückt. Wenn diesem steifleinenen Lutheranertum sogar der Parteiführer der Deutschnationalen des Kulturbolschewismus verdächtig ist, dann müssen sie es eben ohne die große kapitalkräftige, von Großagrariern und Schwerindustrie beeinflußte Rechtspartei versuchen, wie weit strenggläubiger Protestantismus sich als politisches Bindemittel benutzen läßt.

Unter den vorsintflutlichen Bratenröcken dieser volksvertretenden Pastoren und Arbeitersekretäre sitzt auch ein hoher Staatsbeamter im Reichstag, der schon in seinem Exterieur von seinen Fraktionskollegen absticht. Seine Anzüge haben guten Schnitt und Fall. Ueber die schlanke, mittelgroße Gestalt, die angegrauten Schläfen, die beginnende Glatze, die roten Bäckchen ist jene korrekte Eleganz ausgegossen, die der richtige Korpsier auch als „alter Herr" beibehält. Eine weltmännische, sogar eine großstädtische Erscheinung, mit ihrer temperamentvollen — fast möchte man sagen: leidenschaftlichen — Beweglichkeit; nichts weniger als ein provinzlerischer Sauertopf. Das ist *Dr. Muntau*, der *Präsident des Strafvollzugsamtes in Celle.* Sein Name ist bei den Diskussionen um die Modernisierung des Strafvollzugs oft genannt worden. Stets hat der ehemalige Staatsanwalt das größte Gewicht auf die religiöse Seelenrettung der Gefangenen gelegt. Immer wieder kam er in Konflikte, weil er in den ihm unterstellten Strafanstalten mit einem puritanischen Angriffsgeist, der den Mayflowers keine Schande gemacht hätte, darüber wachte, daß nicht der Sündengeist unserer verdorbenen Zeit die reinen Seelen der Strafgefangenen trübe.

Da gabs zum Beispiel einmal eine Weihnachtsfeier im Zuchthaus zu Celle. Und weil ein fortschrittlicher, demokratischer Direktor dort amtierte, war auch den Freigeistern und Dissidenten eine Weihnachtsfreude zugedacht. Ein Vortragskünstler aus Wien sprach ihnen Lessings Parabel von den drei Ringen und wagte es sogar, noch einige Nutzanwendungen für gegenwärtige Zeitläufe daran zu knüpfen. Das war zu viel für Herrn Muntau, der der Feier beiwohnte. Lessing allein hätte er allenfalls anstandshalber noch ertragen; bei solchem Uebermaß angewandter Vorurteilslosigkeit m u ß ein Gottesstreiter protestieren. Dr. Muntau tat es mit Pathos, lautem Geräusch und der ganzen Autorität der höheren Gehaltsklasse. Dabei wäre es fast zu einer Meuterei gekommen. Nur durch das kluge Eingreifen des Direktors wurden ein offener Aufstand und damit verlängerte Zuchthausstrafen vermieden. Es ist

sicherlich im zwanzigsten Jahrhundert nicht alltäglich, daß ein hoher Staatsbeamter Leuten, denen er im Dienst begegnet, anbietet, für sie zu beten. Nun, Herr Muntau ließ sich von der tumultuösen Situation so wenig

Der Herr verzeih Ihnen! Ich will für Sie beten."

Dieses militante Eiferertum wollen Leute, die Muntau näher kennen, biographisch erklären. Muntau ist in Mehlsack in Ostpreußen in einem wohl-

beirren, so wenig von der Angst, lächerlich zu werden, aus dem Text bringen, daß er dem freigeistigen Rezitator Dr. Tyndall zum Abschied noch die denkwürdigen Worte mitgab: „Sie sind ein unglücklicher junger Mensch. Ich sah es Ihnen an, daß Ihnen der Frieden fehlt.

geordneten Beamtenhaushalt groß geworden. Als Student der Jurisprudenz trägt er die Farben der Baltia. Mit seinen Korpsbrüdern ist er fast jede Nacht fröhlich und sangesfreudig und kommentmäßig besoffen. Als hohes Semester erst packt ihn nach einer

durchzechten Nacht ein besonders rauhhaariger Katzenjammer. Als er grau und verschwiemelt nach Hause schleicht und werktätigen Menschen begegnet, die frisch zur Arbeit eilen, kommt er sich plötzlich in seiner Trunksucht als ekel- und ärgerniserregendes Schandmal der Menschheit vor.

Jeden jungen, bürgerlich sorglosen Menschen faßt früher oder später solch heulendes Elend. Nur daß es bei den meisten ganz schnell wieder vorübergeht. Bei Muntau kams verhältnismäßig spät und fraß sich in die Tiefe. Seine Ehe mag das Streben nach streitbarem Aposteltum noch verstärkt haben. Ohne die Logik seiner soziologischen und ideologischen Situation zu durchbrechen, führt ihn sein Damaskus zur bildlosen Strenge des protestantischen Gemeinschafts-Christentums. Die stille Selbstläuterung der Bibelstunde ist nicht sein Fall. Muntau ist Offensiv-Taktiker. Er empfindet den um seines Glaubens willen entfesselten Krach als sichtbarliche Segnung, als wohltätige Prüfung, die Gott nur dem Starken auferlegt. Er liebt es, gesteinigt zu werden. Er ist ein Exhibitionist der Frömmigkeit.

Schon dem jungen Staatsanwalt scheint es auf die Sichtbarkeit und Hörbarkeit seiner guten Werke nicht wenig angekommen zu sein. Wo kann man die Postulate des neuen Testaments kämpferischer vertreten als im Strafvollzug? Wo sonst ließen sich Gefallene mit gleicher Dringlichkeit Reue, Buße, Läuterung nahelegen? Das Direktorzimmer der Strafanstalt Wronke ist der erste Schauplatz von Dr. Muntaus seelenrettendem Eifer. Danach leitet er von 1910 bis 1916 die Strafanstalt Plötzensee, von den schweren Jungen kurz „die Plötze“ genannt. Als begeisterter Proselytenmacher führt er bald auch den Vorsitz jener christlichen Wohlfahrtsaktion Bodelschwinghschen Stils, die sich das Schwarze Kreuz der christlichen Gefangenenhilfe nennt.

Erst nach der Staatsumwälzung kommen die ersten parlamentarischen

Kritiken an seiner Amtsführung. Der bekannte Strafverteidiger und sozialistische Parlamentarier Kurt Rosenfeld hat sich den Plötzenseer Oberdirektor immer wieder vorgenommen, um von dessen gewalttätigem Bekehrungseifer das Einhalten einer amtlichen Neutralitätszone zu verlangen. Immerhin, Dr. Johannes Muntaus aufdringliche Nächstenliebe, sein christlicher Kampf-Elan hat auch vor der Höhle des kommunistischen Löwen nicht haltgemacht. Er kann von der parlamentarischen Tribüne herab eine ganze Reihe frommer Werke, an politischen Gefangenen geübte väterliche Fürsorge den bösen Gottesleugnern als Knebel in den Mund schieben. Auch hier gelingt der milde Märtyrertriumph, auch hier wieder ist der selig, der da Verfolgungen leidet.

Nunmehr gibt dem Dr. Muntau auch noch das Reichstagsmandat Rückendeckung für seine gottselige Angriffslust in Amt und Dienst. Passiert ist ihm dabei ja auch früher nicht viel. Sein Ministerium hat ihn noch stets bei allen pietistischen Entgleisungen gedeckt und die Weltkinder gedeckelt. Muntau wird weiterhin die Zuchthäusler bekehren, um für die Uebergangsheime seiner Gefangenenhilfe („Heidehof-Niedersachsen“ für Männer und „Licht-nach-dem-Dunkel“ für Frauen) die richtigen auszusieben, er wird weiterhin hochoffiziellem Besuch seiner Strafanstalt die Frage vorlegen: „Und wie halten *Sie* es mit dem Gebetsleben?“, und er wird weiterhin seine Zeitschrift mit dem *leicht mißzuverstehenden* Namen „Zur Freiheit!“ redigieren und sie mit Lyrik versehen. Zum Beispiel:

Das schwarze Kreuz auf grünem Grunde,
Von Schuld und Sühne will es sagen:
Und der Erlösung selge Kunde
Hinein in Menschenherzen tragen.

Das schwarze Kreuz auf grünem Grunde,
Wer will das Zeichen mit uns tragen?
Wer will, vereint mit uns im Bunde
Sieghaft dem Bösen Kampf ansagen?

O. B. Server

Liebe in Chartres. Eine junge Amerikanerin lernt in der Kathedrale von Chartres einen Landsmann kennen, einen unbekannten Schriftsteller. Sie liebt ihn, er begehrt sie. Sie ziehen zusammen. Sie haben genug Geld; sie haben eine kleine Wohnung der Kathedrale gegenüber, die sie beide so lieben. Es könnte alles gut sein; es könnte ein „himmelhochjauchzendes Glück" sein — für beide. Aber er ist nicht glücklich. Er hat sein Zimmer, er hat sein regelmäßiges Essen, dies hübsche, kluge Mädchen ist seine Geliebte — aber er betrinkt sich oft vor Kummer. Denn er kann nicht mehr schreiben. Dies ist das Problem: er kann nicht mehr schreiben, weil er sich gebunden fühlt. „Es handelte sich darum, sich plötzlich in zwei zu teilen. Das eine seine Arbeit, und das andere dieses Zusammensein mit einem anderen, das Teilen seiner Gedanken mit einem anderen." Es ist der Konflikt des schöpferischen Mannes zwischen seiner Arbeit und bürgerlichem Glück, zwischen Werk und Leben. Es ist ihm nicht möglich zu kombinieren; er muß sich radikal entscheiden für das eine oder für das andere, für sein Werk oder für die Liebe. Es ist ihm nicht möglich, gebunden zu sein, einen anderen Teil haben zu lassen, nicht möglich, sein Leben zu organisieren. Er entscheidet sich für seine Arbeit; er verläßt das Mädchen. Dieser problematische, innere Konflikt ist von *Nathan Asch* mit starker Eindringlichkeit gestaltet worden. (Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M.) *Alfred Kantorowicz*

Im letzten Querschnitt: Gustav Stolper: Was ist zu tun? / André Maurois: Ueberschuß an Gütern / Fred Alstern: Prozeß gegen Hegel / Egon Friedell: Wilhelm Busch und der deutsche Bürger / Walther Schneider: Micky Maus ist geisteskrank / Rudolf Großmann: Bei Seelenkranken und Seelenärzten / Robert Musil: Oedipus, verdrängt durch Schlankheit / Hermann Nöll: Mit der grünen Minna durch Berlin / Julius Spier: In Händen lesen / Max Liebermann: Konversation / Alexander Lernet-Holenia: Sankt Hubertus / Rothschild-Dämmerung / Aronson und Rasputin / Die Prosa der Friederike Kempner / Georg Schreiber, der allmächtige Prälat / Glaube an Bayern / u. a.

Wenn eine unternehmungslustige Frau ihren Mann „unausstehlich langweilig" findet, muß sie noch nicht recht haben. Auch der Mann nicht, wenn er diese seine Frau nur sehr wenig intelligent findet. Die vereinigende Liebe: das wird ja immer nur behauptet. Und immer weniger wichtig wird man die immer seltener werdenden Anfälle nehmen, die einem diese Illusion schaffen, daß es „gerade dieser Mann" sei oder gerade „diese Frau". Man kommt immer mehr darauf, daß es sich hier um einen glatten, aber schmerzlichen Schwindel handelt, dem Produkt von Faulheit, Dummheit, einer Art Ritterlichkeit, und alles dies auf dem überaus labilen Boden des Gefühls: „hereingefallen" zu sein. So wenigstens beim Manne, wenn er seiner Beziehung zur Frau einige Dauer über den Anfall hinaus gibt. Natürlich weiß die Frau auch, daß sie hereingefallen ist, aber sie weiß das schon vorher, trägt es also leichter und hat ein immanentes Wissen, daß sie bei jedem Manne „hereinfällt". Sie hat das „Oder ein anderer" in ihrer Konstitution. Darüber geht nun dieser trotz seiner latenten Ironie sehr spannende kleine Roman von *Huxley: Zwei oder drei Grazien* (Insel-Verlag).

Franz Blei

Ein Roman isländischer Menschen, deren Leben hart und schwer ist wie die felsige, unwirtliche Küste und das kaltschimmernde Meer, sind die *Kinder des Meeres* von *H. De Vere-Stacpoole* (Verlag Ullstein, Berlin, 1,85 M). In diesem Buch spürt man schon etwas vom Atem der isländischen See und von allem, was sie nährt: Fischer, Händler, Schiffe. Die einfache Fabel von der Liebe nordischer Männer und Frauen, an Motive aus den Sagas erinnernd, wird vom Verfasser in ein soziales Milieu und Landschaftsbild hinein gestellt, aus dem man spürt, daß da einer schildert, der genug weiß von der nordischen See, ihren Menschen und dem harten Kampf mit den Elementen. Der Roman zeichnet sich durch eine straffe und klare Form aus. Die Uebersetzerin hat versucht, die Frische der vom Verfasser gezeichneten Bilder auch in unsrer Sprache neuerstehen zu lassen.

W. Sachse

Roman eines Ehemannes. Man beginnt zu lesen und denkt: Nun ja, die Geschichte eines glücklichen jungen Ehepaares, etwas deutlicher als üblich, manches ist reizvoll, vieles plump, alles richtig, und was soll es? Aber dann stellt sich zunächst einmal heraus: Herr Xaver Bolwieser, Bahnhofsvorstand in Werburg, Niederbayern, ist eine Art Doppelgänger von Werner Krauß in dem herrlichen Film „Die Hose", und Frau Bolwieser, geborene Brauereibesitzerstochter Hanni Neithart aus Passau, ist eine Art Madame Bovary von der Donau. Wenn er nämlich Hengst, Kater und Gockel zugleich ist, so ist er auch noch ein viertes: Hahnrei im Korbe. Klatsch, Kleinstadtsud, der Dreck in den Mäulern der Biedermänner, ein Ausbruch des betrogenen Ehemannes in die Gefilde städtischer Luft, der gestrenge Herr mit der roten Mütze wütend, brünstig, angeekelt in der Animierkneipe, — das ist, weiß Gott, nicht zum erstenmal da, wenn es auch selten so sinnfällig, treffsicher und überzeugend geschildert wurde. Aber dann wird aus dem Roman einer Ehe der „Roman eines Ehemannes". Und wie Bolwieser, in sich zusammenfallend, aus einer komischen über eine tragikomische zu einer tragischen Figur aufwächst, das war allerdings noch nicht oft da. Die passive Natur, die tatlos ihre schöne, blanke, glatte Welt in Trümmer gehen sieht, wird der alleinige „Held". *Oskar Maria Graf* ist Gestalter; keine „Erklärung", kein Aphorismus „deutet" den Vorgang. Sein Roman *Bolwieser* (Dreimaskenverlag, Berlin) ist ein Roman aus der bayrischen Heimat, aber kein „Heimatroman". Ein psychologischer Roman, aber ohne Psychologismus, Psychoanalyse, Psychiatrie. Ein Eheroman, aber fern von Traktat, Rezept, Allwissenheit. Ein Roman aus dichterischem Element. *Herbert Günther*

Das Spektrum Europas (Graf Keyserlings Buch in neuer Auflage, Deutsche Verlagsanstalt). Ein wirklich außerordentliches Buch, indem es Dinge von der größten Wichtigkeit, die sonst nur sehr vage und unsicher angefaßt werden, mit der größten Präzision behandelt und dabei mit einer inneren Freiheit und Leichtigkeit, wie nur ein sehr bedeuten-

der und reifer Mensch solche Dinge behandeln kann. Es ist keine Kleinigkeit, seinen Geist in dieser Weise gleichzeitig gespannt und entspannt zu halten, einen so großen Gehalt wie nebenbei zu bieten und bei der Bewältigung eines so wichtigen Themas — und das *wirklicher* Bewältigung — mit solcher Grazie an den Humor der Leser zu appellieren.

Hugo v. Hofmannsthal

Für eine Schauspielerin sind Schauspielerinnenromane eigentlich schrecklich, es wird alles, was einem das Wichtigste ist, nur von außen her gesehen — immer nur der Liebhaber und der Erfolg —, von der Arbeit und der inneren Not weiß jede von sich nur das Wirkliche. *Ludwig Wolff* aber bringt es fertig, in dem Roman *„Die vier letzten Dinge"* (Ullstein-Verlag), obwohl alle Begebenheiten sehr kühn erfunden sind, an das schöpferische Wesen einer Frau, die Schauspielerin geworden ist, glauben zu machen und alle Konsequenzen ihrer Wandlung durchzuhalten — er muß eben auch *wirklich* so formulieren: Ihre Hergabe an den glatten Bürger, in den sie alles hineinlobt —, ihre Verbundenheit mit dem herrlichen alten Rozemberg, Denkmal einer aussterbenden Sorte großer Theatermacher, bei denen der gesunde Kreislauf — Geschäft mit Kunst — durch keine falschen Abstriche geschwächt, noch richtig funktioniert. Der fade Nachgeschmack von Unwahrscheinlichkeit, fast allen Schilderungen aus der „Kunstwelt" obligat — bleibt einem hier erspart. Nur dort, wo die Weltflucht der (Nonne) bis zur letzten Konsequenz gestaltet wird, erreicht Wolff sogar das Ziel dichterischer Wahrheit.

Die Sehnsucht, sich abzuwenden — der Moment, der immer wiederkehrt, wenn die reinen Dinge der Kunst sich grausam wundstoßen am Betrieb, an der Karriere, sogar am Erfolg oder wie man die Notwendigkeit, sich im Weltlichen einzuordnen, sonst bezeichnen mag, diese Sehnsucht, die in jedem Künstlerdasein zu tragischen Kulminationspunkten führt, aus denen sich jeder rettet wie er kann, wird in diesem Unterhaltungsroman zur positiven Handlung.

Maria Fein

Eine Frau erlebt die Welt. Die Heldin des Romans von Grete v. Urbanitzky (Paul Zsolnay Verlag), Mara, ist: von dunkler Herkunft, wunderschön, ungewöhnlich gescheit, eine ganz große Künstlerin, eine besonders tüchtige Astronomin, eine ideale Liebende, eine zärtliche Mutter, die neue Frau, über die Maßen sündhaft, eine asketische Büßerin und schließlich — zu welchem Ende dem Roman ein Ausblick bis in das Jahr 1953 angehängt ist — die Gründerin jenes christlichen Bundes, der berufen ist, die Welt aus den Fesseln des inzwischen siegreich gewordenen sozialistischen Materialismus zu befreien. Außerdem werden in dem Roman die dringendsten Probleme: Fascismus-Sozialismus, Religion - Materialismus, Kunst-Leben, Naturwissenschaft-Mystik, Mann-Weib (und einige mehr) nicht nur angeschnitten, sondern auch, natürlich nur in großen Zügen, gelöst. — Wer nach dieser knappen Aufzählung aber annehmen wollte, daß der Roman zu jenem kosmischen Kitsch gehört, der neuerdings gern von dichtenden Volkserneuerern zur Vernebelung jeder anständigen Diskussion erzeugt wird, täte der Autorin Unrecht. Grete von Urbanitzky ist eine kluge und phantasievolle Frau; glänzende Einfälle, ausgezeichnete Schilderungen, klare und kritische Worte, ja, fast alle Einzelheiten zeugen dafür. Aber was anderswo genügen würde, reicht nicht aus, diesen Rahmen zu füllen. An dem zu großen Vorwurf scheiterten Größere. „Heinrich von Ofterdingen" blieb ein Fragment, das „Nordlicht" bewältigt den Stoff nicht. Hier hat, was peinlicher ist, der Stoff nicht gereicht: ungereinigte Tagträume, kindliche Wunschprojektionen (Religionsstifterin!) werden zur Auffüllung verwendet. Autarkie im Kunstwerk — alles Eigenproduktion, auch die Weltdeutung — ist gefährlich, wie die Autarkie im Staat. Sie verlangt, um in tausend Jahren einmal vielleicht gelingen zu können, ein zu weites Land (der Seele). *Grete Ujhely*

Deutsche Kunst und Dekoration. Der 68. Band dieser Monatshefte liegt jetzt gebunden vor und erweist sich wiederum, mit der Fülle seiner schönen Bilder und guten Texte, als ein objektives Tagebuch von bleibendem Wert.

Schallplatten-Querschnitt

„Recha, als Gott dich ..." aus „Die Jüdin" (Halévy) und „Doch heißt dich ..." aus „Maskenball" (Verdi). Tenor: Schmidt m. Orch.: Stadtoper. Dir.: Meyrowitz. Ultraphon E 978. — Langentbehrter Ultraphon-Schmidt ist wärmer, sein Timbre voller und weicher geworden.

„Selig wie die Sonne ..." aus „Meistersinger" (Wagner). E. Schumann, Melchior, Schorr, Parr und Williams m. London-Symph.-Orch. Electrola E. J. 693. — Prächtig führender Sopran, gesteigertes, klangschattiertes Quintett.

„Margarethe" (Gounod). Kurzoper m. Staatsopernchor, Orch. Dir. Weigert. Grammophon-Polyfar 95460/50. — Kurzopern haben manches für — vieles gegen sich. Schlusnus und Roswaenge sind die Attraktion dieser Ausgabe.

Trepak (Moussorgski) und „Lustige Butterwoche" (Sieroff). Baß m. Orch. Electrola D B 1511. — Moussorgskis geniale Charakterisierungskunst wird erschöpfend nachgestaltet. Interessante Strawinsky-Töne!

„Schönste Zeit" und *„Singend über die Heide ..." (Sulzbach). Sopran: Emmy Bettendorf m. Orch. Dir. Rosbaud. Parlophon B. 48016.* — Reine, deutsche, äußerst sympathische Volksliederstimme.

Katharina-Arie aus „Der Nordstern" (Meyerbeer). Sopran: Galli-Curci m. Orch. Electrola D B 1477. — Wettduo zweier Flöten mit absolut treffsicherem, kühnem Koloratursopran.

„Ach so fromm, ach so traut" aus „Martha" (Flotow). Tenor: Pertile m. Scala-Orch. Dir. Sabajno. Electrola D B 1479. — Bis ins Feinste dramatisierte Leistung besticht weniger durch Stimmschmelz als durch Ausdruck.

„Gute alte Zeit" — Wiener Weisen (Pollack). Edith - Lorand - Orchester. Parlophon B 48035. — Unverfälschtes Wien.

Chor der Landleute aus „Freischütz" (Weber). Opernchor m. Orch. Gloria G. O. 10111. — Tüchtige Probe einer neuen „Volksplatte".

Melodie (Rubinstein) und *französisches Dorflied (Popper). Cello: Földesy m. Klav.: Günther. Homocord 4—3569.* — Kreislerisch gestrichenes Instrument, Vorkriegskultur!

„Bilder einer Ausstellung" (Moussorgski - Ravel). Staatsopern-Kapelle. Dir. Melchior. Grammophon-Polyfar 27246. — Schade, daß der Farbenreichtum dieser hochstehenden — vorweggenommenen — Geräuschmusik nicht glühender wiedergegeben ist . . .

Donauwalzer (J. Strauß). Orch.: Berl. Phil. Dir. Kleiber. Ultraphon E 963. — Jede neue Interpretation bestätigt den unverwüstlichen Zauber dieses ewigen Walzers.

Egmont-Ouvertüre (Beethoven). Orch. Berl. Phil. Dir. Kleiber. Ultraphon E. 961. — Tragisch geballte Bläser, revolutionsgestimmte Streicher, österreichische Lebendigkeit der Auffassung.

Titania-Walzer und „Drunt' in der Loban". Zigeunerprimas Lajos Kiss m. Orch. Ultraphon A 441. — Besonders gut rhapsodiertes Spiel, hörenswertes Geigen-Intermezzo.

„Say Hello to the folks ..." The Crooning Troubadours. Refrain: Nick Lucas. Brunswick A. 9882. — Aus Old Niggersongs und europäischen Anleihen gemixter Trot.

„Riopolo". Rolando du Perron - Orch. Homocord H 4164. — Auffällig klar und entschlossen geblasener, hübscher Tango.

„Wo es Mädels gibt, Kameraden ..." aus „Blume von Hawai" (Abraham). Fred Bird Rhythmicans. Refrain: Bernauer. — Wohlgeratener Enkel des Aida-Marsches. Schwungvoll gespielt und gesungen.

„Mitternachts-Walzer" (Amodio) und *„Amoureuse" (Berger). Trocadero - Ensemble. Homocord H - 4179.* — Famos abgerundet in Klang, Tempo und Instrumentierung.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

KUNST *und* AUKTIONEN

Gemälde alter Meister **GALERIE FRITZ ROTHMANN** Berlin W 10, Viktoriastraße 2	Galerie · Verlag Graph. Kabinett **NEUMANN-NIERENDORF** Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)


Ernst Barlach: Der Tod

HERMANN NOACK

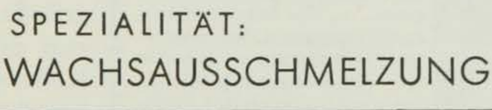
GEGRÜNDET 1897 **BILDGIESSEREI**

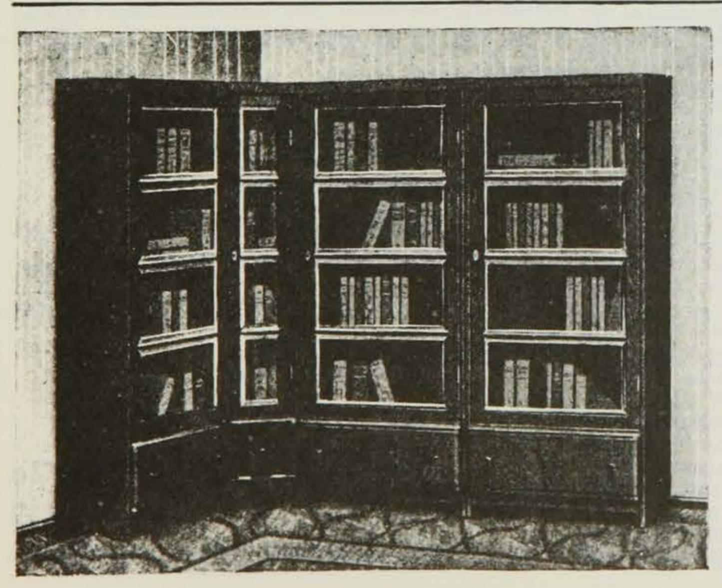
Berlin-Friedenau, Fehlerstraße 8
Tel. Rheingau 133

GIESST FÜR:

ERNST BARLACH, RUDOLF BELLING, MAX ESSER, EBBINGHAUS, DE FIORI, GAUL, O. KAUFMANN, KOELLE, GEORG KOLBE, KLIMSCH, LEHMBRUCK, MARCKS, REEGER, SCHARFF, SCHEIBE, SINTENIS, TUAILLON, VOCKE, WOLF U. A.

SPEZIALITÄT:
WACHSAUSSCHMELZUNG





BRUMAX-

Reihenbücherschränke DRGM
(Anbaubücherschränke)

Jederzeit seitlich vergrößerbar.

Echt Eiche, Farbe nach Wahl.

Größe 1: 60 × 152 cm RM 69.—
Größe 2: 70 × 162 cm RM 84.—
Größe 3: 60 × 180 cm RM 91.—
Größe 4: 70 × 191 cm RM 109.—

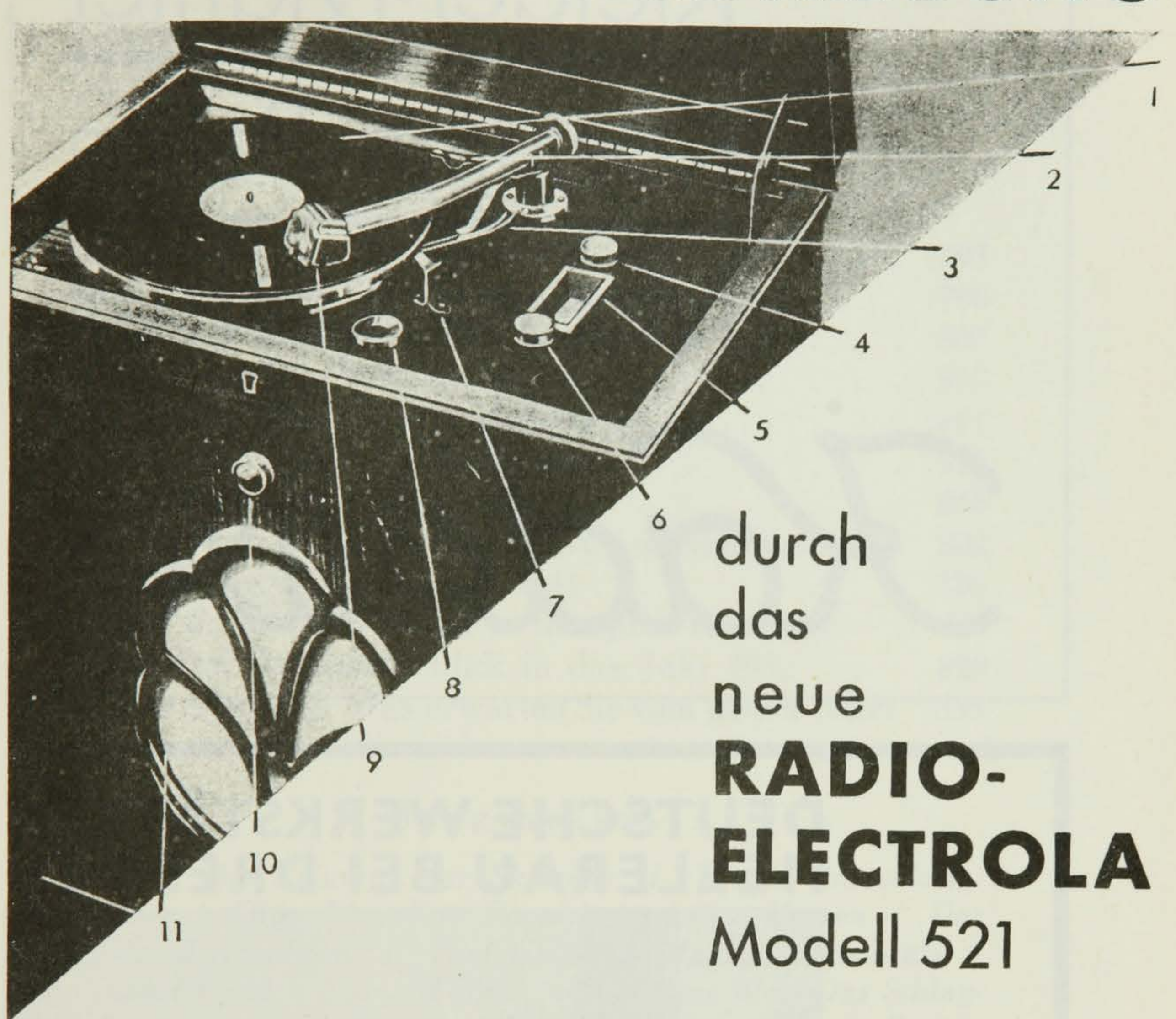
frachtfrei. Bequemste Zahlungsweise.
Kombin. Wohn- und Herrenzimmer in Eiche und Kaukasisch-Nußbaum. Unverbindliche Besichtigung der Musterzimmer erbeten. Prospekte kostenfrei.

Ziermöbelfabrik **BRUMAX**
NEUKÖLLN 1, Donaustraße 83
U-Bahnhof Bergstraße

Die Versteigerung der Handzeichnungs-sammlung Hofstede de Groot. Der berühmte im vorigen Jahr im Haag verstorbene holländische Kunstgelehrte war als einer der eifrigsten und erfolgreichsten Handzeichnungs-Sammler bekannt. Im besonderen hat er einen erstaunlichen Schatz an Original-Zeichnungen Rembrandts zusammengebracht. Diese Rembrandt-Zeichnungen sind zum größten Teil seiner Vaterstadt Groningen und dem Rijksmuseum in Amsterdam vermacht worden. Die übrige Sammlung, nämlich etwa 20 Original-Handzeichnungen Rembrandts und 200 bis 300 gewählte Zeichnungen holländischer Meister des 17. Jahrhunderts kommen bei C. G. Boerner in Leipzig im Herbst zur Versteigerung. Es finden sich darunter viele bekannte und berühmte Blätter. Eine besondere Spezialsammlung bilden etwa 30 farbige Zeichnungen von Doomer. Die besten Blätter der Sammlung wurden vor einigen Jahren in zwei Mappen, die der Tauchnitz-Verlag herausgab, publiziert, von denen der größte Teil zum Verkauf kommt.

Kommende Auktionen in Luzern. Die Galerie Fischer, Luzern, bringt vom 18. bis 20. 8. ein besonders vielseitiges Kunstgut auf den Markt: Antikes Mobiliar, insbesondere französische Kleinmöbel wie Tambourtische, Nierentische, Fauteuils, ferner schweiz. Truhen, Bauerntische usw. sowie Nußbaum-Mobiliar des Empire und des Biedermeier. Weiter sind hervorzuheben Textilien, eine Teppichkollektion mit über 100 guten Stücken, eine Silbersammlung und eine Kollektion von 700 Fingerringen. Auch Antiquitäten gelangen zum Verkauf „objets de haute curiosité", außerdem Waffen und eine Kollektion schweizerischer Glasscheiben. Eine Abteilung Ostasiatica bringt Tang-Plastik.— Die Malerei ist ebenfalls recht vielseitig vertreten. Man findet Namen, wie Isenbrant J. und S. van Ruysdael, van Goyen, Ostade, Teniers, van Beyeren, Mieris, van Dyck, Hubert Robert, J. L. David, Corot, Sisley, Renoir, R. Zünd, Hodler, Zügel, Slevogt, Vlaminck, Utrillo. — Am 1. September wird die berliner Privatsammlung H. in Luzern versteigert. Sie umfaßt hochwertige Bilder und Plastiken von Greco bis Kokoschka und Maillol. Auktionsleitung: Paul Cassirer und Theodor Fischer. — Am 5. September kommt der erste Teil der Sammlung Alfred Rütschi zum Ausruf, Email Champlevé-Arbeiten aus Limoges und der Maasgegend vom 10. bis 13. Jahrhundert und Goldschmiedearbeiten der roman., got. und Renaissance-Epoche. Unter diesen 120 auserlesenen Objekten befinden sich viele kunstgeschichtlich bekannte Stücke erster Kollektionen, wie Engel-Gros, Carmichael, Pierpont Morgan. Wir nennen nur Reliquienkasten (Chasses), Platten und Kreuze aus Kupferschmelz, Codices-Einbände des 11. u. 12. Jahrhunderts, den flandrischen emaillierten Affenbecher, der bereits im 15. Jahrh. die Schatzkammer der Medici zierte. — Den Auktionskatalog mit 66 Tafeln hat Otto v. Falke verfaßt.

WER SORGEN HAT, FINDET ZERSTREUUNG



mit neuen Möglichkeiten
der Unterhaltung im Heim.

Elektrische Tonwiedergabe in der berühmten Electrola Qualität für Musikplatten sowie für Rundfunkempfang; Vierröhren-Schirmgitter-Dreikreis-Radioempfänger von unerreichter Leistung; ohne Batterie und Antenne. Handhabung denkbar einfach. Lediglich durch die Drehung eines Knopfes können Sie das Musikinstrument einstellen und den Vortrag von der Klangfülle eines ganzen Orchesters zum Flüsterton abdämpfen. Netzanschluß an die Lichtleitung genügt. Auf Wunsch wird das Modell 521 gegen Anzahlung von RM 132.— und 12 Monatsraten von RM 99.— verkauft. Bei Barzahlung Ermäßigung. Vorspiel ohne Kaufzwang auch in Ihrem Heim. Garantieschein für jedes Instrument.

Die Qualitätsmerkmale des neuen Radio-Electrola Modell 521:

1. Geräuschloser Motor treibt den Plattenteller an. **2.** Behälter für die neuen Tungstifte. **3.** Automatische Bremse. **4.** Knopf zum Einstellen: Radio kurze Welle — lange Welle oder Plattenwiedergabe. **5.** Genaue Welleneichung der transparent erleuchteten Skala. **6.** Einknopfbedienung für die zu wählende Station. **7.** Stütze für den elektrischen Tonabnehmer. **8.** Behälter für gebrauchte Nadeln. **9.** Neu konstruierter Electrola-Tonabnehmer, drehbar zum bequemen Auswechseln der Nadeln. **10.** Gemeinsamer Lautstärkeregler für Radio und Plattenwiedergabe. **11.** Schutzgitter vor dem dynamischen Lautsprecher.

ELECTROLA **BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M. LEIPZIG**
Autorisierte Verkaufsstellen überall

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang Berlin, Ende Dezember 1931 Heft 12

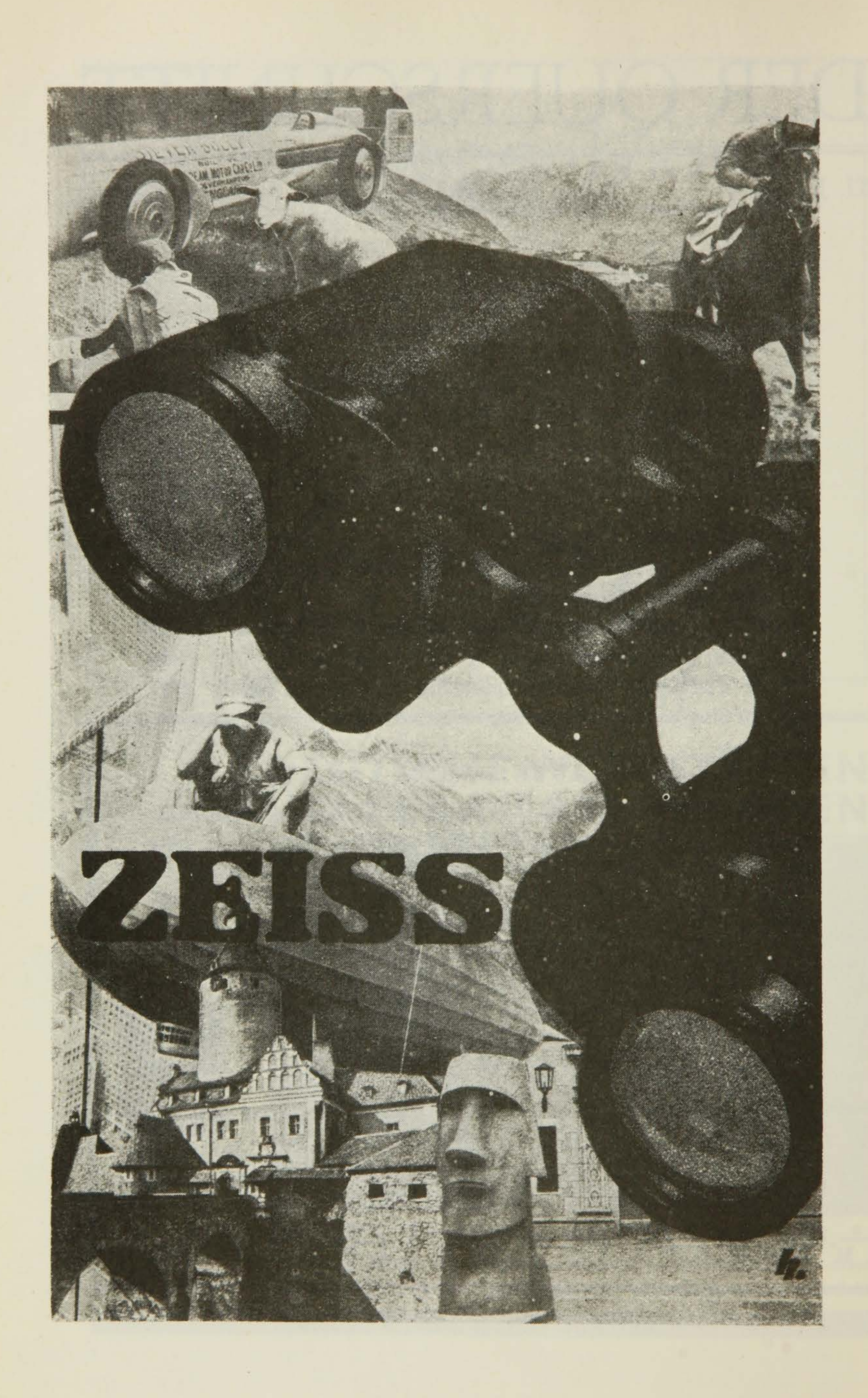
INHALT

Marginalien:

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Adolf Köglsperger

IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

Chefredakteur: Victor Wittner


ZEISS



Leo Breuer

„... Wer mich verstanden hat und wer bereit ist, den Kampf mitzukämpfen, der bekenne sich zu uns mit dem Rufe: *Ziel erkannt!*" (Ansprache eines politischen Führers in Breslau, 1931.)

Die Aussichten für 1932

Von

Professor Dr. M. J. Bonn

Im Sommer 1929 klagten die Bauern der süddeutschen Vorberge, der bevorstehende Winter werde seinen harten Vorgänger an Kälte übertreffen. Trotz des trockenen, warmen Sommers waren nämlich die Regenwürmer tief in den Boden hineingekrochen, um sich vor dem zu erwartenden Frost zu schützen. Ich habe damals die Weisheit der Regenwürmer bezweifelt und mir die Frage gestellt, ob ihre Voraussicht der Zukunft nicht bloß Anpassung an die Bedingungen der Gegenwart sei. Mein Zweifel war berechtigt gewesen; der kommende Winter war warm. Die Regenwürmer hatten nur die trockene Hitze des bestehenden Sommers begriffen und sich vor ihr in die Tiefe geflüchtet, ohne sich mit Prophezeiungen zu beschäftigen. Wir hatten ihnen Weisheit angedichtet.

Ähnlich liegt es bei allen Voraussagen auf wirtschaftlichem Gebiet in einer Zeit wie der gegenwärtigen. Wir können natürlich ohne weiteres voraussagen, daß es schlechter werden muß als es heute ist, wenn es so bleibt wie es ist, denn die zunehmende Erkältung der Seelen muß schließlich zur Erstarrung des Willens führen. Und der Massenglaube an die Wunderwirkung gottergebener Führung wird in verzweifelnde Lähmung umschlagen, wenn die Führer fortfahren, Wunder

zu verheißen, statt zu verkünden, wie sie verwirklicht werden sollen. Über solche Allgemeinheiten hinaus kann man aber nur sehr schwer gehen. Die wirtschaftlichen Tatbestände eines gegebenen Zeitpunkts sind die Ergebnisse wirtschaftlicher Handlungen der vorausgegangenen Periode: Um die Tatbestände der Zukunft richtig vorauszusehen, müßte man die Handlungen der Gegenwart vollständig und eindeutig erfassen. Mit der Technik der Konjunkturforschung lassen sich in der Tat Produktionsmengen, Löhne, Zinssätze, Preisbewegungen mehr oder minder genau darstellen. Man kann aus ihren Auf- und Abbewegungen Schlüsse auf die Motive der Handelnden ziehen und in normalen Zeiten Richtung und Stärke voraussehen, nach der sie hinwirken. Dabei lassen sich natürlich eine ganze Anzahl wichtiger Vorgänge aus dem Wirtschaftsleben nur bedingt richtig einschätzen: alle die Vorgänge, die, wie die Ernten, von den Launen der Natur abhängen.

Viel wichtiger für alle praktischen Voraussagen ist aber die Politik. Die Politik ist die Kunst, sich richtige Ziele zu setzen und diese Ziele mit den geeigneten Mitteln zu verfolgen. Über diese Definition kann man sich leicht einigen. Wenn aber Regierungen und Völker sich darauf versteifen, falschen Zielen nachzugehen, d. h. Zielen, die ihrem Wesen nach unerreichbar oder innerlich zweckwidrig und widerspruchsvoll sind, oder wenn sie richtig erkannte Ziele mit ungeeigneten, unbrauchbaren Mitteln zu verwirklichen suchen, so hört die Kunst der Voraussage ohne weiteres auf.

Man könnte das Folgende sagen: Wenn die europäischen und amerikanischen Regierungen sich zu vernünftiger Wirtschaftspolitik und zu vernünftiger Politik im allgemeinen, rechtzeitig entschließen, könnte 1932 ein Jubiläumsjahr der Menschheit werden. Sie haben zweifelsohne alle die beste Absicht. Sie tun aber entweder das Richtige erst dann, wenn es schon nicht mehr richtig ist, oder sie lassen sich von Wegen abtreiben, die sie selbst als richtig bezeichnet haben. Sie haben sich in den meisten Ländern von der unbequemen Kontrolle parteiwütiger Parlamentsmehrheiten zu befreien gewußt. Sie machen in dieser scheinbaren Freiheit größere Zugeständnisse an raubsüchtige Sonderinteressen als unter parlamentarischem Druck.

Seit mindestens fünf Jahren haben fast alle wichtigeren Regierungen in Genf und außerhalb Genfs erklärt, eine der Hauptursachen der wirtschaftlichen Spannungen der Welt sei die Schutzzollpolitik, die in der Abschnürung der Märkte fast aller Länder sich fühlbar mache. Seit der ersten Weltwirtschaftskonferenz gibt es grundsätzliche Schutzzöllner überhaupt nicht mehr. Es gibt nur noch Freihändler, die wider ihr besseres Wissen und Gewissen überall neue Schutzzölle aufrichten. So hat z. B. die nationale englische Regierung in der Septemberpanik und durch die Entwertung des englischen Pfundes anderen Währungen gegenüber das geschaffen, was man „Valutadumping“ nennt. Mit den unerhofften Ergebnissen dieses Valutadumpings ist man aber nicht zufrieden gewesen und hat nach richtigen Schutzzöllen gerufen, da nur die Drosselung der Einfuhr das Gleichgewicht der englischen Handelsbilanz wiederherstellen könne. In der Erwartung künftiger Schutzzölle hat ein gesteigerter Vor-Import nach England stattgefunden. Dadurch soll die Handelsbilanz weiter verschlechtert worden sein, so daß durch das darauffolgende Geschrei die Regierung gezwungen ist, ein

Antidumpinggesetz beschließen zu lassen. Bevor ihre Vorlage aber Gesetz geworden ist, haben noch schnell ein paar andere Länder, z. B. Frankreich, Antidumpinggesetze gegen die englische Schleuderei erlassen, damit es den Engländern an einer Begründung für ihr Vorgehen ja nicht fehlen möge, außerdem verkünden wir der Welt, wir würden mit Waren, die durch Lohndruck verbilligt seien, die Märkte überschwemmen. Jedermann weiß, daß der vorhandene Produktionsapparat zu groß ist. Zur Überwindung dieser Schwierigkeiten verkleinert man die vorhandenen Märkte durch neue Zölle und gibt den übergroßen Produktionsanlagen durch in Aussicht gestellte erhöhte Absatzmöglichkeiten auf dem eigenen Markt neuen Anstoß zur Produktions-Ausweitung.

Alle Welt ist sich darüber einig, daß die Krise den Charakter einer Vertrauenskrise angenommen hat, seit die Kapitalisten der ganzen Welt ihr Geld zurückziehen, Depositen abheben, Wertpapiere verkaufen und zum Strumpf der guten alten Großmutter zurückkehren. Ohne Rücksicht auf diese, das bestehende Wirtschaftssystem in seinen Grundfesten erschütternden Bewegungen schlagen führende Kapitalisten immer wieder Zwangsherabsetzung der Zinsen vor. Sie begreifen nicht, daß sie damit dem verängstigten Gläubiger den Beweis liefern, wie berechtigt sein Mißtrauen war.

Daß die europäische Welt in Stücke gehen muß, wenn keine vernünftige Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich zustandekommt, ist vollkommen klar. Zur Erreichung dieses erstrebenswerten Ziels betonen die Franzosen, die Reparationsschulden müßten die Priorität vor den privaten Schulden haben; sie werfen dem deutschen Volk vor, es habe diese privaten Schulden leichtsinnig kontrahiert, um den Neuen Plan zu gefährden. Der Neue Plan ist aber auf der Leistungsfähigkeit eines Deutschland aufgebaut, das diese leichtsinnigen Schulden längst gemacht hatte. Auch die Franzosen fühlen sich verkannt; sie sagen mit vollem Recht, man verstehe sie falsch. Das große Ziel ihrer Politik sei Sicherheit. Sie verkennen dabei, daß ein Sieger, der mit Hilfe seiner Alliierten gesiegt hat und der erneuter Unterstützung in der Zukunft nicht gewiß sein kann, gar kein Recht auf Sicherheit hat, wenn er es unterlassen hat, den Besiegten im Frieden zu versöhnen. Sicherheit genießt nur der, der andere weder bedroht noch zu drohen vermag. Wer sich Sicherheit nicht durch einen Versöhnungsfrieden verschafft hat, wird sie sich durch spätere Zugeständnisse erkaufen müssen. Darüber sollte man mit Frankreich reden können. Das deutsche Volk hat heute keine militärische Sicherheit; sein ganzes Dasein ist durch Wirtschaftskrise und innere Kämpfe gefährdet. Erhebliche Gruppen seiner Wähler beschäftigen sich aber erfolgreich damit, Frankreich diejenigen Befürchtungsvorwände zu liefern, die unvernünftige Franzosen wünschen und vor denen vernünftige Franzosen erschrecken. Beiden Völkern fehlt der Zeitsinn. Für die Franzosen besteht in der Gegenwart nicht die geringste Gefahr; sie hätten daher die Möglichkeit, durch kluge Zugeständnisse die etwaigen Gefahren einer fernen Zukunft zu beseitigen. Das deutsche Volk schwebt seit langem in stündlicher Lebensgefahr. Wollte es sich von Machthuberei fernhalten, die zur Zeit keinerlei Ergebnisse zeitigen kann, wäre seine friedliche Machtentfaltung in der Zukunft leichter zu sichern. Aber jeder tut das, was den Zwecken, die er erstrebt, grundsätzlich zuwiderläuft.

Welche Prognose kann man unter solchen Umständen stellen?

Gandhi aus nächster Nähe

Kritische Betrachtungen

Von

Ayi Tendulkar

Gandhi ist, wie ich glaube, die charakteristischste Verkörperung des tragischen Schicksals Indiens. Er ist das Symbol eines letzten, zwar gewaltigen, imposanten, erhabenen, meiner Ansicht nach aber plan- und nutzlosen Protestes.

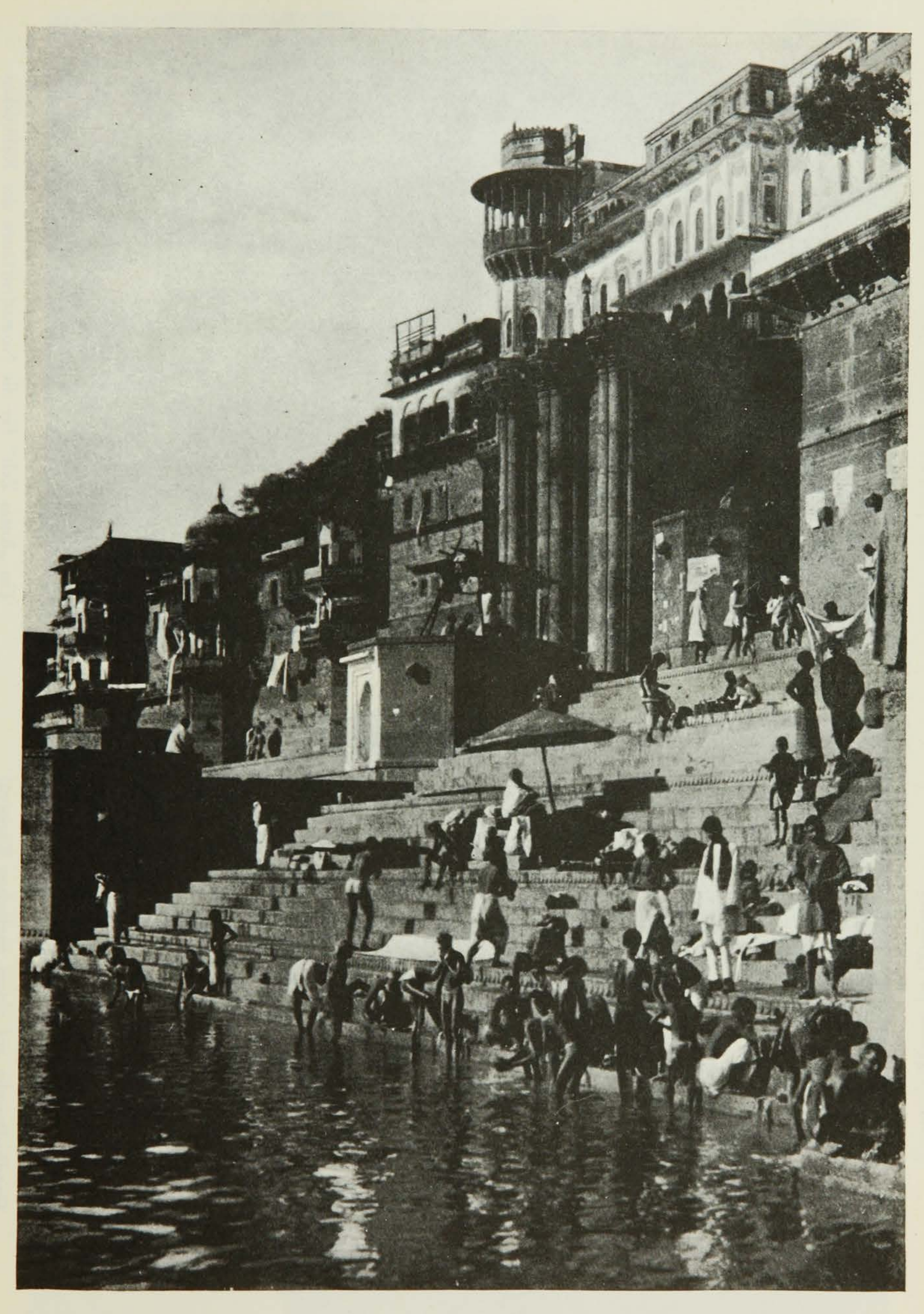
Gandhis Leben und Handlungen sind inspiriert von Motiven unbestreitbarer Größe, und es wäre müßig, seinen Anteil an der Arbeit für die Menschheit zu leugnen. Ich für meinen Teil bin jedoch der Meinung, daß er eine große Gefahr für die Entwicklung Indiens bedeutet, und daß er verantwortlich zu machen ist für die Propagierung von Gedanken und die Unterstützung von Elementen, die das politische und gesellschaftliche Leben des Landes in ungünstigster Weise zu beeinflussen geeignet sind.

In der Tat steigt das Allerbeste in einem auf, um das Beste in ihm zu erkennen. Die Verbindung so vieler bewundernswerter persönlicher Eigenschaften mit großem Scharm, nie versagender Höflichkeit und einer Bescheidenheit, die bei flüchtiger Berührung mit ihm nichts Demonstratives oder Gemachtes an sich haben, wirken verblüffend. Seine unbedeutende Erscheinung und der große Einfluß, den er auf Millionen seiner Landsleute ausübt, bedeuten einen so gewaltigen Gegensatz, daß seine Besucher fast den Boden unter sich schwanken fühlen. Die Erfordernisse, die man bei einer Persönlichkeit von magnetischem Einfluß ohne weiteres voraussetzt, glänzen bei ihm durch vollkommene Abwesenheit. Seine Stimme, manchmal ernst, hat oft einen kläglichen Klang. Als öffentlicher Redner ist er miserabel, als Erscheinung wenig imponierend und als Denker, obwohl er seinen Gedanken klaren Ausdruck zu geben versteht, so rückständig, so ununterrichtet, daß er Sozialismus mit Humanitarismus verwechselt und anscheinend in völliger Unkenntnis der meisten Errungenschaften menschlichen Geistes aus den letzten fünfzig Jahren lebt.

All das spricht nicht zu seinen Gunsten.

Besonderen Eindruck aber auf jeden Besucher macht Gandhis unglaublich einfache Persönlichkeit. Ich habe viele Würdigungen seiner Person gehört und gelesen. Ohne Ausnahme waren sie in enthusiastischem Ton gehalten. Oft zeugten sie von größter Liebe und Verehrung. Ich kann mir vorstellen, daß die Tatsache der Berühmtheit Gandhis — nur wenige Namen können seinem an die Seite gestellt werden — einen unmerklichen, unfehlbaren Einfluß auf seine Zuhörer ausübt, welcher Ansicht sie auch immer sein mögen..

Daß Gandhis Berühmtheit kein Zufall ist, sondern daß er von sich aus alles getan hat, um sie geschickt zu fördern, davon bin ich überzeugt. Gandhi ist Indiens erster Publizist. Nur wenige können in bezug auf Erfolg Schritt mit ihm halten. Er weiß, wie kein anderer Inder, den Wert der Publizität, der Reklame und der Presse zu schätzen. Unermüdlich ist er daher in seinem Bemühen, beste Beziehungen zu denen zu pflegen, die über die Organe der Publizistik verfügen. Als ich mich seinerzeit mitten in der Bewegung des zivilen Ungehorsams eine Woche lang bei ihm aufhielt, bevor er seinen, die Welt in Atem haltenden Marsch



Das heilige Bad in Benares (Indien)



Photo Sport & General

Gandhi-Parodie auf einem englischen Karneval

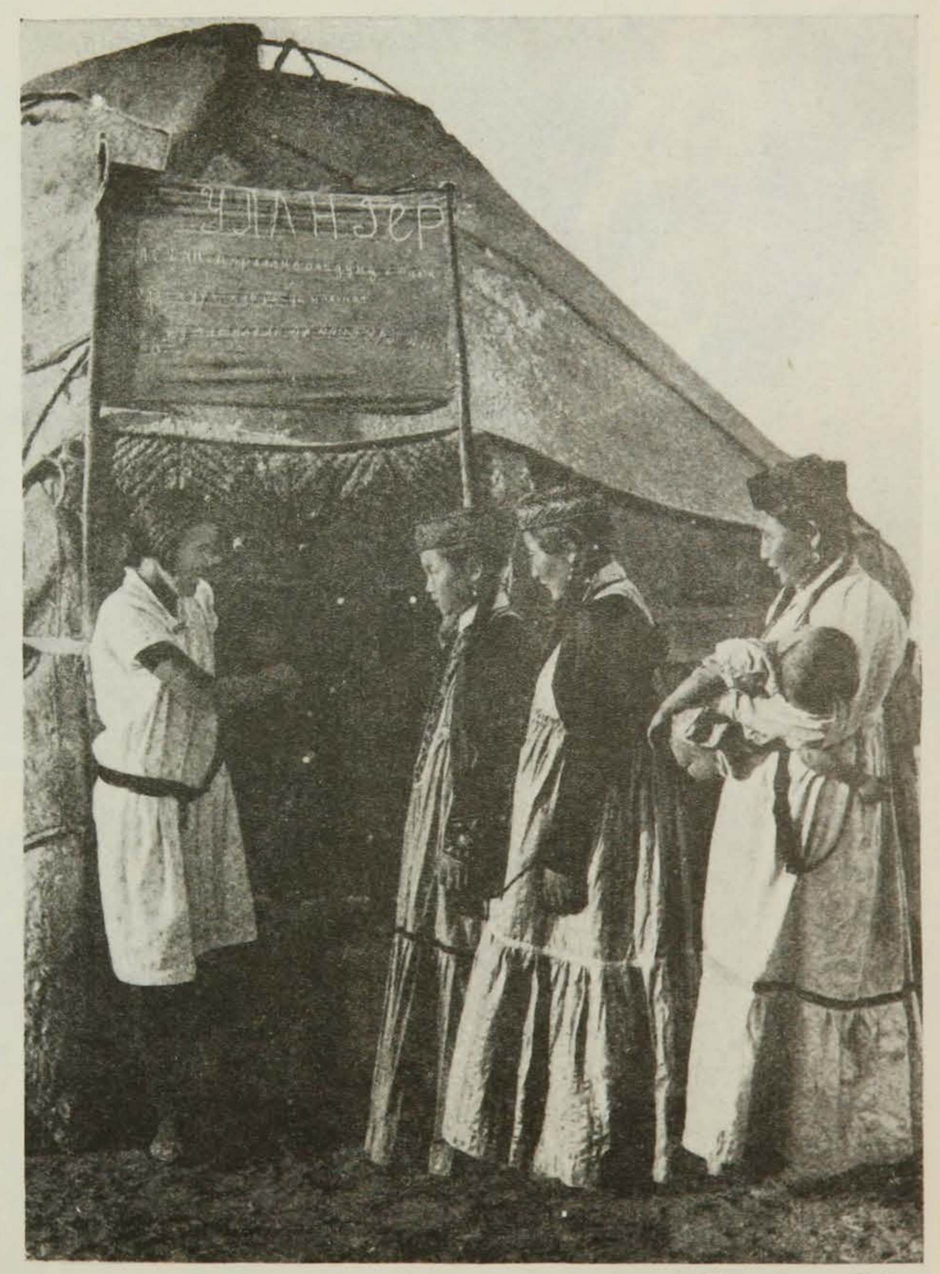


Photo Press Klischee

Ein „Rotes Zelt“ für die Nomadenfrauen der Kalmücken

Photo Ewald Israel

Kurrende-Sänger im Oberharz

Photo Acme Newspictures

Kunstschüler im Germanischen Museum der Harvard-Universität



Metro-Goldwyn-Mayer

Marjorie King, ein neuer Filmstar



Photo Barnabys

Gandhi in London

an das Meer antrat, hatte er verständlicherweise alle Hände voll zu tun, um die Einzelheiten seiner Organisation auszuarbeiten. Trotzdem fand er aber nicht nur Zeit, alle Korrespondenten, die sich bei ihm meldeten, zu empfangen, sondern auch Muße und Gedanken, sie zu versöhnen. Er richtete einen persönlichen Sympathiebrief an Mr. Natrajan, den Chefredakteur der „Indian Daily Mail", die seine Bewegung kritisch beurteilte. Er empfing Mr. Bolton von den „Times of India" — einem Blatt, das seine Bewegung auf das rücksichtsloseste bekämpfte — in der liebenswürdigsten Weise. Sein Urteil über Mr. Bolton lautete dahin, daß er ein schlichter, bescheidener und reizender Mann sei. Komplimente, die prompt in Gandhis eigenem Organ „Young India" veröffentlicht wurden. Während dieser Woche war Gandhi in dauernder Verbindung mit Rangaswami Ieyengar, dem Herausgeber des mächtigen „Hindu", der ebenfalls eine kritische Haltung ihm gegenüber einnahm. Kurze Zeit darauf schrieb er selbst einen Artikel für die „Modern Review", und zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich ein Jahr später in London von dem Leiter des indischen Referats der konservativ-imperialistischen, mächtigen englischen „Times", Mr. Brown, daß auch er mit Gandhi während dieser Zeit in Verbindung gestanden habe.

Ich habe diese Einzelheiten nur geschildert, um sie einer Erklärung Gandhis in London gegenüberzustellen. Gandhi riet einem Fragesteller, immer das Gegenteil über ihn zu glauben, was in den Zeitungen stehe. Das evidente Paradoxon zwischen dem ausgiebigen Gebrauch, den Gandhi von der Presse macht (er selbst gibt drei Zeitungen heraus) und dem, was er von den Zeitungen hält, ist für mich ein genaues Spiegelbild der Gandhischen Persönlichkeit. Gandhi ist zwar ein Gegner der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und ihrer Kennzeichen, wie Automobile, Radio und Zeitungen. Da er aber ein Sohn seiner Zeit, und vor allem entschlossen ist, andern das zu vermitteln, was er denkt, tut und fühlt, so bedient er sich vieler Dinge, die er bekämpft, und da sie ihn in gewissem Maße kalt lassen, macht er den raffiniertesten Gebrauch von ihnen.

Daß er den andern vieles zu vermitteln hat, daran zweifelt Gandhi nicht. Lenin wurde einmal von Gorki gefragt, was er sich unter „Fortschritt der Menschheit" vorstelle. Er wußte keine richtige Antwort darauf zu geben. Nur soviel wußte er zu sagen, daß Gaslampen besser seien als Öllampen, und elektrische Lampen wohl noch besser. Im Gegensatz dazu hat Gandhi, trotz seinen privaten und öffentlichen Beteuerungen von Bescheidenheit und Demut, einen in allen seinen Einzelheiten festliegenden Plan der zukünftigen und jetzigen Welt. Er ist nicht zufrieden damit, diesen Plan sich und seinen Freunden vorzuhalten, sondern möchte ihn seinen Mitmenschen empfehlen, ja aufzwingen. Der Drang, die Sphäre seines Einflusses auszudehnen, ist die ständige Triebkraft im Leben Gandhis gewesen. Gandhi begann seine Arbeit in Südafrika und ließ sie halbfertig liegen. In Indien widmete er sich sozialen Aufgaben, um später sein Institut zu gründen. 1923, nach dem Fiasco seiner Nonkooperativ-Bewegung, erklärte er, er wolle sich vom politischen Leben zurückziehn. Aber kaum waren einige Jahre vergangen, da sah er sich 1930 an der Spitze des Kongresses in Lahore. Gandhi hat schon oft gedroht, von der politischen Bühne abzutreten. Sein Wunsch war jedesmal echt und sein Vorhaben aufrichtig gemeint. Doch vermute ich, daß die Versuchung, andere zu beeinflussen, so große Macht über ihn

gewonnen hat, daß er es einfach nicht fertigbringt, die Rampenlichter der politischen Bühne zu meiden. Überall muß er die erste Rolle spielen, und jedesmal, wenn der indische Kongreß sich unwillig zeigt, seinem Rat zu folgen, droht er mit seinem Rücktritt, was in Indien einem unumstößlichen Ultimatum gleich zu achten ist. In der Geschichte der indischen Politik war Gandhi, „der ehrsame und demütige Diener Gottes“, wie er sich allzuoft selber nennt, der erste, der, soviel ich weiß, in mindestens drei Fällen diktatorische Machtvollkommenheiten vom indischen Kongreß forderte und auch erhielt, immer ohne die geringste Berechtigung. Einmal auf dem Kongreß von Ahmedabad, das zweitemal bei der Bewegung des zivilen Ungehorsams und ein drittes Mal, als er es durchsetzte, daß man ihn als alleinigen Delegierten des Kongresses zur Londoner Konferenz am runden Tisch entsandte.

Ich habe von Gandhis Drang gesprochen, sich stets in den Vordergrund zu stellen, und ich habe am Anfang meiner Schilderung Beispiele dafür angeführt, wie er die Beziehungen zu denen pflegt, in deren Händen sich die Organe der Publizistik befinden. Ich möchte noch weitergehn und sagen, daß in allem, was Indien im besonderen betrifft, jede Einzelheit seines Lebens, seiner Erscheinung, seiner Nahrung, Kleidung und Wohnung allen Anforderungen entspricht, die indische Einbildungskraft nötig hat, um ihn für voll vertrauenswürdig zu halten. Die Einzelheiten seiner Lebensführung fußen auf dem Vorbild des religiösen Lebens, das die alten hinduistischen Heiligen geführt haben.

Der Tag im Lager Gandhis beginnt damit, daß man früh aufsteht, in den kalten Fluten des Flusses Sabarmati badet und betet. Dann wird ein einfaches Mahl eingenommen, das sich aus Korn, Milchprodukten, Gemüse und Früchten zusammensetzt. Voran gehen Gebete und einige Minuten Schweigen. Schließlich folgt, mit späterem Gebet, um 5 Uhr 30 das Abendessen. Alles Vorgänge, die man im Leben jedes Einsiedlers in Indien während der letzten 5000 Jahre beobachtet hat. Dürftigkeit der Kleidung und persönliche Entsagung tragen in Indien den Stempel der Heiligkeit, und nichts legt beredteres Zeugnis dafür ab als Gandhis Erscheinung. Obwohl Gandhi ein Gegner gewisser Ignoranta und törichter Vorurteile der Hindus ist, beispielsweise gegenüber den Unberührbaren (den Parias), möchte er vor allem als Hindu gelten. Nichts wirkt überzeugender auf die orthodoxen Massen und beruhigender auf Gandhis Jünger, daß sich der Meister streng an den religiösen Kodex hält, als der kleine Haarbüschel auf seinem Kopf. Dieser Haarbüschel ist nicht etwa ein Zufall, wie überhaupt nichts ein Zufall bei Gandhi ist. Sein Gelübde des Schweigens an Montagen ist ein weiteres äußeres Zeichen der Hindu-Mönche. Kurz, Gandhi ist es gelungen, alle die Symbole in sich zu vereinigen, die nie ihre Wirkung auf die Einbildungskraft der indischen Massen verfehlen.

Die Vereinigung dieser, für jedes öffentliche Auftreten in Indien so notwendigen Erfordernisse mit einem sehr schlauen Sinn für Wirkungsmöglichkeit vom europäischen Standpunkt aus und mit einer großen Kenntnis der britischen Psychologie macht Gandhi zu einer ungewöhnlichen Figur in Indien. Jedesmal, wenn er sich an die britische Nation wendet, hat er ein großes Plus zu seinen Gunsten. Er kann es offen aussprechen — und es ist bemerkenswert, daß er es ständig wiederholte, vor dem englischen Richter, der ihn verurteilte, in seinem



Kurt Hallegger

„Hoffentlich läßt sie mich schlafen und vom
Reich der reinen Entsagung träumen . . .“

Briefe an Lord Reading, in seinem Ultimatum an Lord Irwin und in seinen privaten Unterhaltungen mit beiden —, daß er dem britischen Reich geholfen habe, indem er ihm während des Burenkrieges Soldaten zuführte und während des Weltkrieges nicht nur Soldaten, sondern auch erhebliche Summen Geldes. Welche Erklärung er dafür im Lichte seiner Theorie der Gewaltlosigkeit gibt, ist ein neuer Widerspruch und für den Laien eine außerordentlich komplizierte Sache. Ich halte Gandhi für politisch viel zu klug, als daß er nicht bei seiner Unterstützung der Engländer an eine sichere Anlage mit unberechenbar günstigen Aussichten gedacht haben sollte. Gandhi hat bei dieser Berechnung, wie in vielen andern Fällen, recht behalten.

Gandhi hat sich in seinem Leben für vielerlei Dinge eingesetzt, für soziale Reformen, für die Vereinigung der Hindus und Mohammedaner, für die Interessen der indischen Bauern und für die Besserung der Lebensbedingungen der Arbeiter in den Städten. Auf allen diesen Gebieten hat er glänzende Pionierarbeit verrichtet. Sobald er aber sah, daß ihm keines dieser Gebiete die Möglichkeit gab, an erster Stelle zu stehn und Macht auszuüben, wie bei seinem Kampf gegen die britische Herrschaft in Indien, wandte er sich neuen Aufgaben zu, die ihm Ansehen, Macht und Ruhm eintrugen.

Daß sich Gandhi seinen Weg unter Anwendung dieser Grundsätze vorgezeichnet hat, steht für mich außer Zweifel. Ich entsinne mich einer Unterredung, die ich in der Zeit seines berühmten Marsches an die Küste mit ihm hatte. Ich fragte ihn, ob er nicht überstürzt handle, wenn er die Konferenz am runden Tisch verwerfe. Gandhis kategorische Antwort lautete: „Wenn nicht aus einem anderen Grunde, würde ich die Konferenz zum mindesten aus dem Grunde verwerfen, um den Fremden nicht das traurige Schauspiel des Kampfes zwischen Hindus und Mohammedanern in London zu bieten." Während diese Zeilen geschrieben werden, hat Gandhi nicht allein die Londoner Konferenz gutgeheißen, sondern eine hervorragende Rolle in dem von ihm erwähnten traurigen Schauspiel gespielt. Und das sage ich, weil Gandhi es vorzog, die Rolle des Herrn auf der Londoner Konferenz zu spielen, statt sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die von Monat zu Monat schwächer wurde und seinen Händen zu entgleiten drohte.

Gandhi rechtfertigt seine Inkonsequenz durch die Versicherung seiner edlen Motive. Emil Ludwig sagte mir, das täten alle Diktatoren, auch Kemal Pascha. Die Frage der Beweggründe ist sehr verzwickt, und ich möchte Gandhi das konzedieren, was er von seinen Motiven behauptet.

Gandhi mag von den besten Absichten beseelt sein. Trotzdem frage ich: Ist nicht das Spiel, das Gandhi in Indien spielt, in höchster Weise gefährlich? Hat nicht Gandhi dadurch, daß er demonstrativ Zeichen der hinduistischen Religion zur Schau trägt, daß er durch seine merkwürdige Erscheinung den Aberglauben unterstützt, auf alle Fälle das politische Leben Indiens mit Pseudo-Religiosität infiziert, die, wie ich allen Grund habe zu glauben, seit Jahrhunderten Indien degeneriert und seine Existenz als Nation ruiniert hat? Hat er sich nicht nur zum Symbol, sondern auch zum Sammelpunkt aller jener politischen Gruppen in Indien gemacht, die in reaktionärem Sinne wirken, theatralische Tugendhaftigkeit zur Schau tragen und geheimnisvolle Verbindungen mit Gott für sich in Anspruch nehmen? Hat sein einfaches und bedürfnisloses Leben nicht diejenigen Inder, die gern rauchen oder eine Tasse Tee trinken, der Möglichkeit des politischen Aufstiegs beraubt? Sein Lendentuch hat zwar die Aufmerksamkeit auf die traurige Lage der indischen Bauern gelenkt. Aber hat nicht dieses Tuch die Mythe genährt, daß derjenige, der sich reichlicher kleidet, ihre Interessen nicht so aufrichtig wahrnimmt? Und wird das Vertrauen der Bauern in Gandhi nicht aufgewogen durch das Mißtrauen, das sie denen entgegenbringen, die sich mit etwas mehr als Gandhi kleiden?

Gandhi hat einen Kult geschaffen. Sein Erfolg in der Politik ist ein Spiegelbild seines Erfolges als Messias. Sein Einfluß in Indien ist eine feststehende Tatsache nicht ohne politische Bedeutung, was von allen Engländern ohne weiteres anerkannt wird.

Seit Jahrtausenden hat Indien abseits der Welt sein Dasein geführt, von seinen Träumen beherrscht, doch seiner Größe nicht bewußt. Seine Auffassung vom Leben ist, es zu verneinen, obwohl der Genius seines Volkes es verstanden hat, in künstlerischer wie in geistiger Hinsicht seinem starken schöpferischen Impuls Form zu verleihen. Diese Negation hat Indien in der Vergangenheit vor imperialistischen Ausblicken und Träumen bewahrt und hat es auch vor



Alexander Nesbitt

„Mensch! Das ist doch eine Zeitung vom Juni 1914!"
„Macht nichts, ich orientiere mich nur über die europäischen Verhältnisse von 1932 . . ."

moralischer Auflösung gerettet, als es jahrhundertelang fremder Herrschaft untertan war.

Die Berührung mit dem Zeitalter der Maschine und der industriellen Zivilisation hat ihm einen argen Stoß versetzt. Es ist plötzlich vor die Alternative gestellt, das Wettrennen der Welt mitzumachen — oder aus der Reihe der lebenden Nationen der Welt auszuscheiden. Jetzt ist der Zeitpunkt für Indien gekommen, wo sich sein Schicksal entscheiden wird, wo die Kräfte, die nach dem Anbruch des goldenen Zeitalters in einer mythologischen Vergangenheit Ausschau halten, mit denen ringen, die ein modernes Land aus Indien machen wollen. Gandhis Persönlichkeit ist eine merkwürdige Mischung dieser Kräfte und verkörpert alle ihre Widersprüche. Sie ist von gutem Einfluß, weil sie dynamisch ist. Sie beschwört Gefahren herauf, weil sie ihren Impuls von einer Vergangenheit des engen Horizonts, des Lokalpatriotismus und eines einfältigen ethischen Überlegenheitskomplexes vom schlimmsten Quäkertyp empfängt. Und obschon ich mir der großen Verdienste bewußt bin, die sich Gandhi um seine Landsleute erworben hat, fürchte ich, daß er seine Rolle ausgespielt und ein bißchen zu gut gespielt hat.

Indien hat etwas Fatalistisches, Unberechenbares an sich. Es kann abstoßend, kalt und rücksichtslos sein. Hat nicht dieser Geist heute Indien erfaßt, und bedient es sich nicht Gandhis, um sich den Weg zu versperren, der seinen Kindern offensteht, den ihnen gebührenden Platz unter den modernen Völkern einzunehmen? Meine Beobachtung Indiens verstärkt diese Befürchtung in mir und erzeugt tiefes Mißtrauen gegen Gandhi. Das bedauere ich.

Sulivan Slift zeigt Johanna Dark die Schlechtigkeit der Armen

Aus dem Schauspiel „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“

Von

Brecht

SLIFT *zu Johanna* Jetzt Johanna, will ich dir zeigen
wie schlecht die sind
mit denen du Mitleid hast und
daß es nicht am Platz ist.

Aus einem Pförtchen in einer Fabrikmauer treten zwei Männer
Johanna und Slift hören ihr Gespräch

VORARBEITER *zu einem jungen Burschen* Vor vier Tagen ist uns ein Mann namens Luckerniddle in den Sudkessel gefallen, da wir die Maschine nicht schnell genug abstellen konnten, geriet er entsetzlicherweise in die Blattspeckfabrikation hinein, dies ist sein Rock und dies seine Mütze, nimm sie und laß sie verschwinden, sie nehmen nur einen Haken in der Garderobe weg und machen einen schlechten Eindruck. Es ist gut sie zu verbrennen und am besten gleich. Ich vertraue dir die Sachen an, weil ich dich als einen verläßlichen Menschen kenne: ich würde meine Stellung verlieren, wenn das Zeug wo gefunden würde. Sobald die Fabrik aufgemacht wird, kannst du natürlich Luckerniddles Platz bekommen.

DER BURSCHE Sie können sich auf mich verlassen, Herr Smith.

Der Vorarbeiter geht durch das Pförtchen zurück

DER BURSCHE Schade um den Mann, der jetzt als Blattspeck in die weite Welt hinausgehen muß, aber schade eigentlich auch um seinen Rock, der noch gut erhalten ist. Onkel Blattspeck ist jetzt in seine Blechbüchse gekleidet und braucht ihn nicht mehr, während ich ihn sehr gut brauchen könnte. Scheiß darauf, ich nehm ihn.

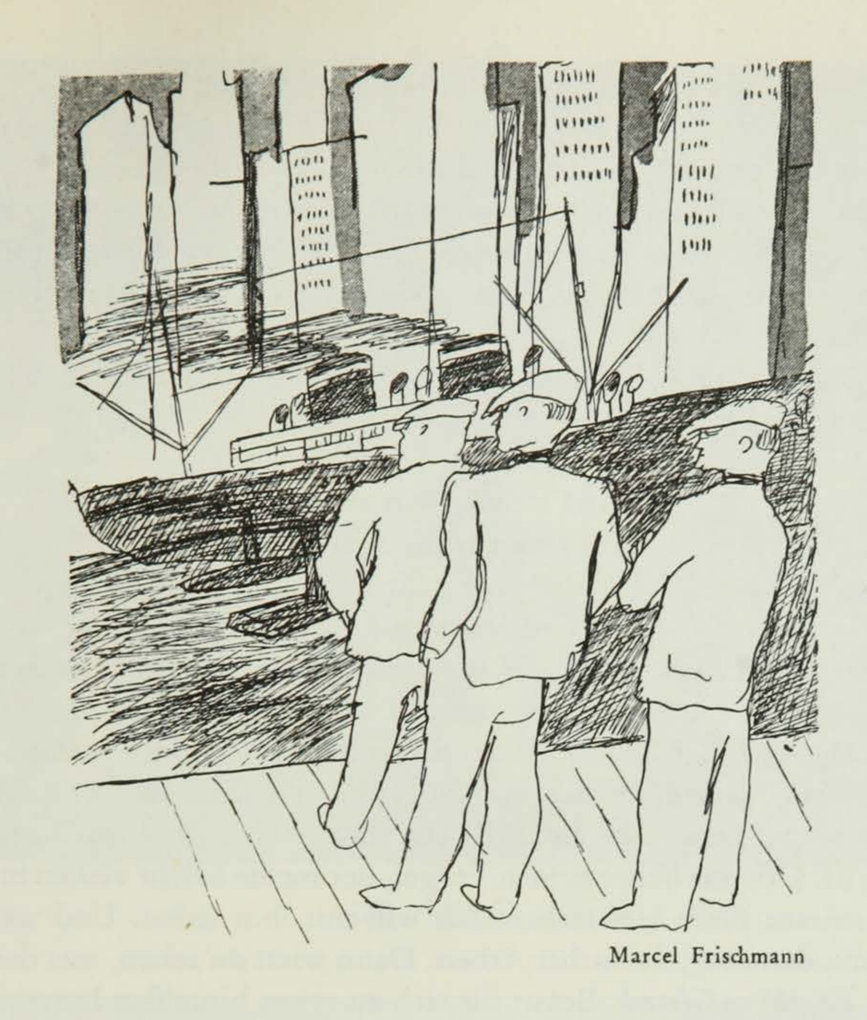
Er zieht ihn an und wickelt seinen Rock und seine Mütze in Zeitungspapier

JOHANNA *schwankt* Mir ist übel.

SLIFT Das ist die Welt, wie sie ist. *Hält den jungen Burschen auf:* Woher haben Sie denn diesen Rock und diese Mütze? Die stammen doch von dem verunglückten Luckerniddle.

DER BURSCHE Bitte, sagen Sie es nicht weiter, Herr . . . Ich werde die Sachen sofort wieder ausziehen. Ich bin sehr heruntergekommen. 20 cents, die man in den Kunstdüngerkellern mehr verdient, haben mich voriges Jahr verlockt, an der Knochenmühle zu arbeiten. Da bekam ich es an der Lunge und eine langwierige Entzündung an den Augen. Seither ist meine Leistungsfähigkeit zurückgegangen, und seit Februar habe ich nur zweimal eine Arbeitsstelle gefunden.

SLIFT Laß die Sachen an. Und komm heute mittag in die Kantine 7. Du kannst dir dort ein Mittagessen und einen Dollar holen. Wenn du der Frau des Luckerniddle sagst, woher deine Mütze stammt und dein Rock.



Marcel Frischmann

DER BURSCHE Aber ist das nicht roh, Herr!
SLIFT Ja, wenn du es nicht nötig hast.
DER BURSCHE Sie können sich auf mich verlassen, Herr.
Johanna und Slift gehen weiter
FRAU LUCKERNIDDLE *sitzt vor dem Fabriktor und klagt*
Ihr da drinnen, was macht ihr mit meinem Mann?
Vor vier Tagen ging er zur Arbeit, er sagte:
Stell mir die Suppe warm am Abend! Und ist bis
heute nicht gekommen! Was habt ihr mit ihm gemacht.
ihr Metzger! Seit vier Tagen stehe ich hier in der
Kälte, auch nachts, und warte, aber es wird mir nichts
gesagt, und mein Mann kommt nicht heraus! Aber ich sage
euch, ich werde hier stehen, bis ich ihn
zu sehen bekomme und wehe! Wenn ihr ihm etwas getan habt!
SLIFT *auf sie zu* Ihr Mann ist verreist, Frau Luckerniddle.
FRAU LUCKERNIDDLE Jetzt soll er wieder verreist sein!
SLIFT Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Luckerniddle, er ist verreist, und es ist für die Fabrik sehr unangenehm, wenn Sie da herumsitzen und dummes Zeug reden. Wir machen Ihnen daher ein Angebot, wozu wir gesetzlich gar nicht gezwungen wären. Wenn Sie Ihre Nachforschungen nach Ihrem Mann einstellen, dann können Sie drei Wochen lang mittags in unserer Kantine umsonst Essen bekommen.
FRAU LUCKERNIDDLE Ich will wissen, was mit meinem Mann los ist.

SLIFT Wir sagen Ihnen, daß er nach Frisco gefahren ist.

FRAU LUCKERNIDDLE Der ist nicht nach Frisco gefahren, sondern es ist euch etwas passiert mit ihm, und ihr wollt es verbergen.

SLIFT Wenn Sie so denken, Frau Luckerniddle, können Sie von der Fabrik kein Essen annehmen, sondern müssen der Fabrik einen Prozeß machen. Aber überlegen Sie sich das gründlich. Morgen bin ich in der Kantine für Sie zu sprechen.

FRAU LUCKERNIDDLE Ich muß meinen Mann wiederhaben. Ich habe niemand außer ihm, der mich erhält.

JOHANNA
Sie wird nie kommen.
Viel mögen sein zwanzig Mittagessen
für einen Hungrigen, aber
es gibt mehr für ihn.

Geht weiter mit Slift

Sie kommen vor eine Fabrikkantine und sehen zwei Männer, die durch ein Fenster hineinschauen

GLOOMB Hier sitzt der Antreiber, der dran schuld ist, daß ich meine Hand in die Blechschneidemaschine brachte, und frißt sich den Bauch voll. Wir müssen dafür sorgen, daß sich das Schwein zum letzten Male auf unsere Kosten vollfrist. Gib mir lieber deinen Prügel, der meine bricht vielleicht gleich ab.

SLIFT *zu Johanna* Bleib hier stehen. Ich will mit ihm reden. Und wenn er herkommt, dann sag, du suchst Arbeit. Dann wirst du sehen, was das für Leute sind. *Er geht zu Gloomb.* Bevor Sie sich zu etwas hinreißen lassen, wie es mir den Anschein hat, möchte ich Ihnen gern einen günstigen Vorschlag machen.

GLOOMB Ich habe jetzt keine Zeit, Herr.

SLIFT Schade, es wären Vorteile für Sie damit verbunden gewesen.

GLOOMB Machen Sie es kurz. Wir dürfen das Schwein nicht verpassen. Er muß heute seinen Lohn beziehen für dieses unmenschliche System, für das er den Antreiber macht.

SLIFT Ich hätte einen Vorschlag, wie Sie sich helfen könnten. Ich bin Inspektor in der Fabrik. Es ist sehr unangenehm, daß der Platz Ihrer Maschine leer geblieben ist. Den meisten Leuten ist er zu gefährlich, gerade weil Sie so viel Aufhebens wegen Ihren Fingern gemacht haben. Es wäre natürlich sehr gut, wenn wir wieder jemand für den Posten hätten. Wenn Sie zum Beispiel jemand dafür brächten, wären wir sofort bereit, Sie wieder einzustellen. Ohne weiteres Ihnen sogar einen leichteren und besser bezahlten Posten zu geben wie bisher. Vielleicht gerade den Posten des Vorarbeiters. Sie machen mir einen scharfen Eindruck. Und der da drinnen hat sich zufällig in der letzten Zeit mißliebig gemacht. Sie verstehen. Sie müßten natürlich auch für das Tempo sorgen, und vor allem, wie gesagt, jemand finden für den Platz, an der, ich geb's zu, schlecht gesicherten Blechschneidemaschine. Da drüben zum Beispiel steht ein Mädchen, die Arbeit sucht.

GLOOMB Auf das, was Sie sagen, kann man sich verlassen?

SLIFT Ja.

GLOOMB Die da drüben? Sie macht einen schwachen Eindruck. Der Platz ist nicht für Leute, die rasch müde werden. *Zu den anderen* Ich habe es mir

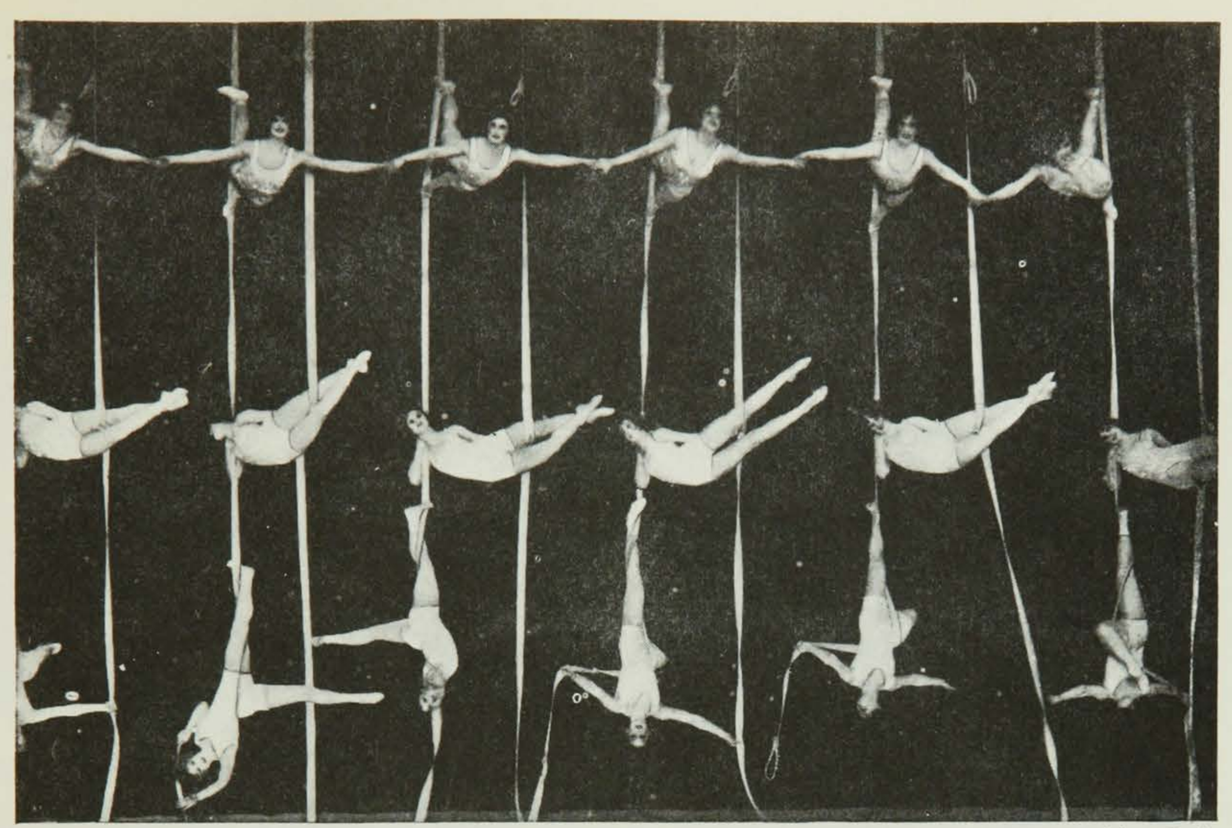
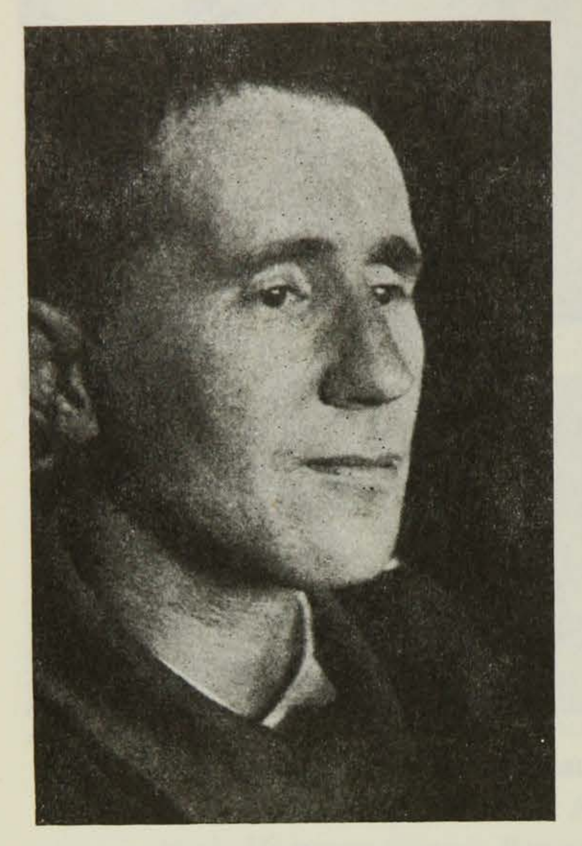


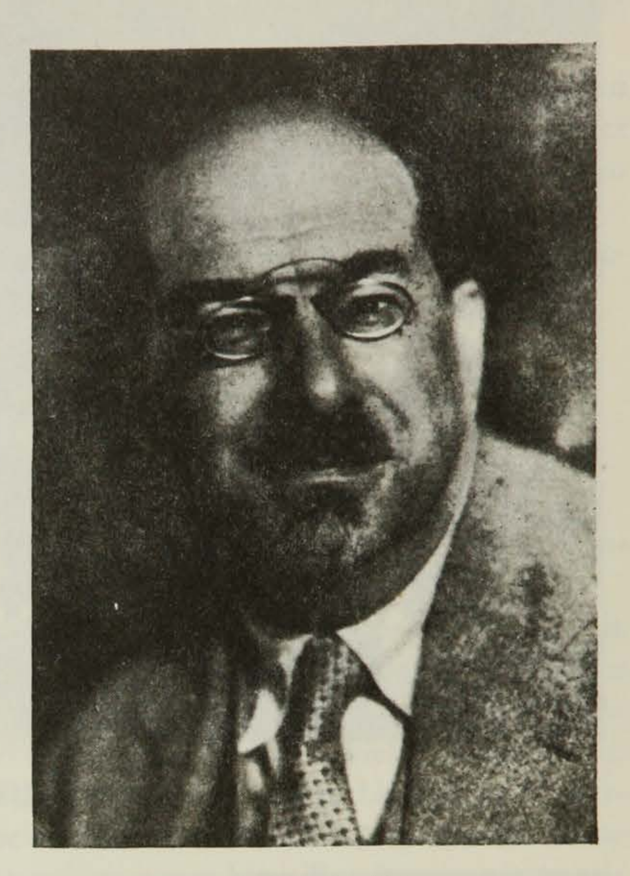
Photo Waléry, Paris

Die Hoffmann-Girls

Eugène MacKown, Komposition (Oelbild)



Brecht



Lunatscharski

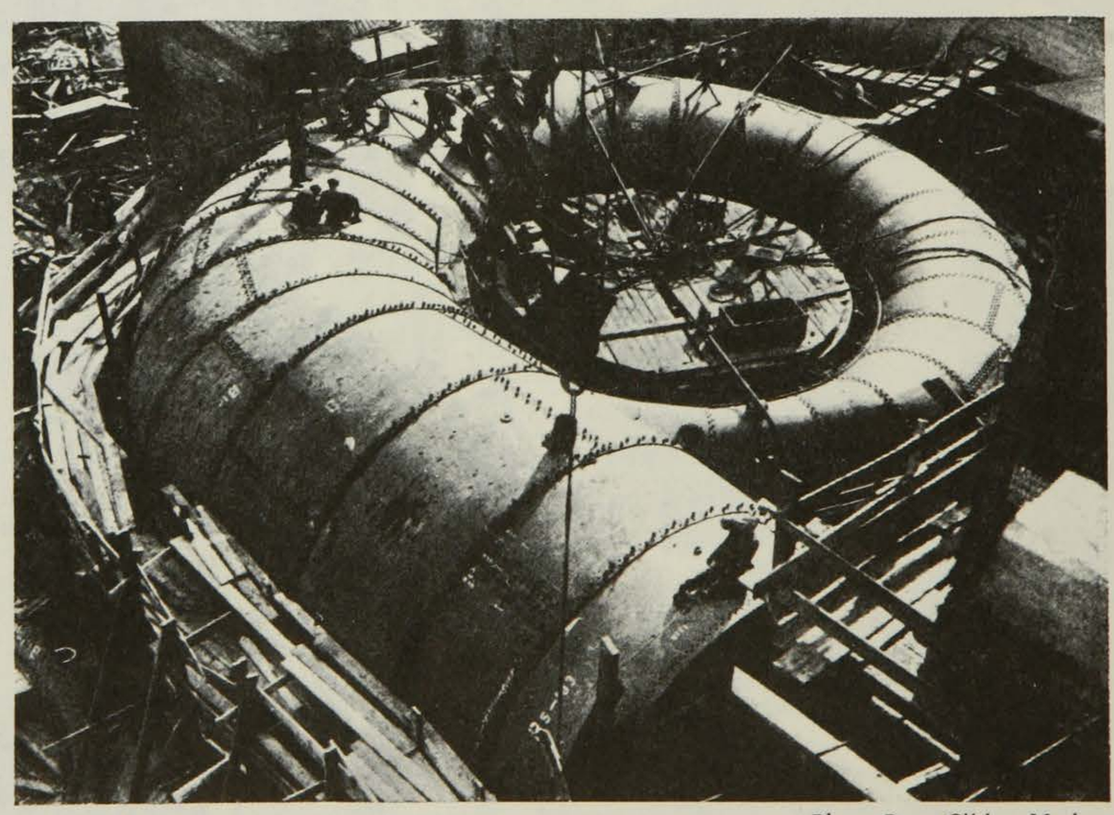


Photo Press-Clichee Moskau

Montierung einer Turbine in Dnjeprostoi (Rußland)

Pablo Gargallo, Mädchenkopf (Bronze)

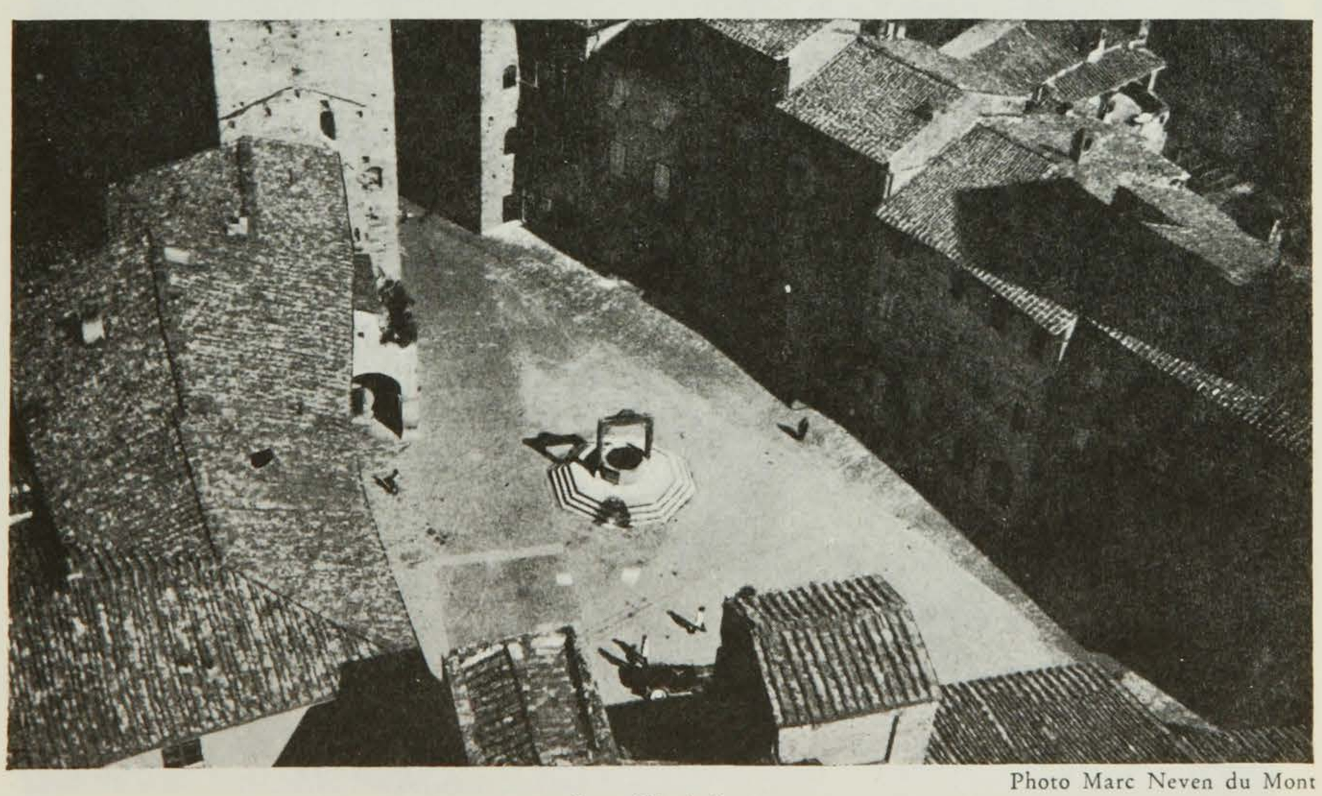


Photo Marc Neven du Mont

San Giminiano

Whisky-Revolver (New York)

Photos Barnabys

Milch-Automat (London)



International Graphic Press

London, Embankment

Persische Katzen



Babys



Photos International Graphic Press

überlegt, wir werden es morgen abend machen. Die Nacht ist günstiger für solche Späße. Guten Morgen. *Geht langsam zu Johanna.* Sie suchen Arbeit?

JOHANNA Ja.

GLOOMB Aber Sie sehen gut?

JOHANNA Nein. Ich habe voriges Jahr in den Kunstdüngerkellern gearbeitet an einer Knochenmühle. Da bekam ich es auf der Lunge und eine langwierige Augenentzündung. Seither ist meine Leistungsfähigkeit stark zurückgegangen. Ich bin seit Februar ohne Stellung. Ist es ein guter Platz?

GLOOMB Der Platz ist gut. Es ist eine Arbeit, die auch schwächere Leute wie Sie machen können.

JOHANNA Ist wirklich kein anderer Platz möglich? Ich habe gehört, die Arbeit an dieser Maschine sei gefährlich für Leute, die rasch müde werden. Ihre Hände werden unsicher und dann greifen sie in die Schneiden.

GLOOMB Das ist alles nicht wahr. Sie werden erstaunt sein, wie angenehm die Arbeit ist. Sie werden sich an den Kopf greifen und sich fragen, wie können die Leute nur so lächerliche Geschichten über diese Maschine erzählen.

Slift lacht und zieht Johanna weg

JOHANNA Jetzt fürcht ich mich fast, weiterzugehen, denn was werd ich sehn! !

Sie gehen in die Kantine und sehen Frau Luckerniddle, die mit dem Kellner spricht

FRAU LUCKERNIDDLE *rechnend* Zwanzig Mittagessen . . . dann könnte ich . . . dann ginge ich und dann hätte ich . . . *Sie setzt sich an einen Tisch.*

KELLNER Wenn Sie nicht essen, müssen Sie hinausgehen.

FRAU LUCKERNIDDLE Ich warte auf jemand, der heute oder morgen kommen wollte. Was gibt es heute mittag?

KELLNER Erbsen.

JOHANNA Dort sitzt sie.
Ich dacht, sie wär ganz fest und fürchtete,
sie käme morgen doch, und jetzt lief sie schneller als wir hierher
und ist schon da und wartet schon auf uns.

SLIFT Geh und bring ihr selbst das Essen, vielleicht besinnt sie sich.

Johanna holt Essen und bringt es Frau Luckerniddle

JOHANNA Sie sind heute schon da?

FRAU LUCKERNIDDLE Ich habe nämlich seit zwei Tagen nichts gegessen.

JOHANNA Sie wußten doch nicht, daß wir heute schon kommen?

FRAU LUCKERNIDDLE Das ist richtig.

JOHANNA Auf dem Wege hierher habe ich sagen hören, Ihrem Mann sei in der Fabrik etwas zugestoßen, woran die Fabrik schuld ist.

FRAU LUCKERNIDDLE Ah so, Sie haben sich Ihr Angebot wieder überlegt? Ich kann also die Summe nicht bekommen?

JOHANNA Sie haben sich aber doch mit Ihrem Mann gut verstanden, wie ich höre? Mir sagten Leute: Sie haben niemand außer ihm.

FRAU LUCKERNIDDLE Ja, ich habe schon seit zwei Tagen nichts gegessen.

JOHANNA Wollen Sie nicht bis morgen warten? Wenn Sie Ihren Mann aufgeben, wird niemand mehr nach ihm fragen. *Frau Luckerniddle schweigt* Nimm's nicht.

FRAU LUCKERNIDDLE *reißt ihr das Essen aus der Hand und fängt an gierig zu essen* Er ist nach Frisco gefahren.

Hinten kommt der Arbeiter mit dem Rock und der Mütze herein

ARBEITER Guten Morgen, also ich kann hier essen?

SLIFT Setzen Sie sich nur zu der Frau dort. *Der Mann setzt sich*

SLIFT *hinter ihm* Sie haben da eine hübsche Mütze. *Der Arbeiter verbirgt sie* Wo haben Sie die her?

DER ARBEITER Gekauft.

SLIFT Wo haben Sie sie denn gekauft?

DER ARBEITER Sie habe ich in keinem Laden gekauft.

SLIFT Woher haben Sie sie dann?

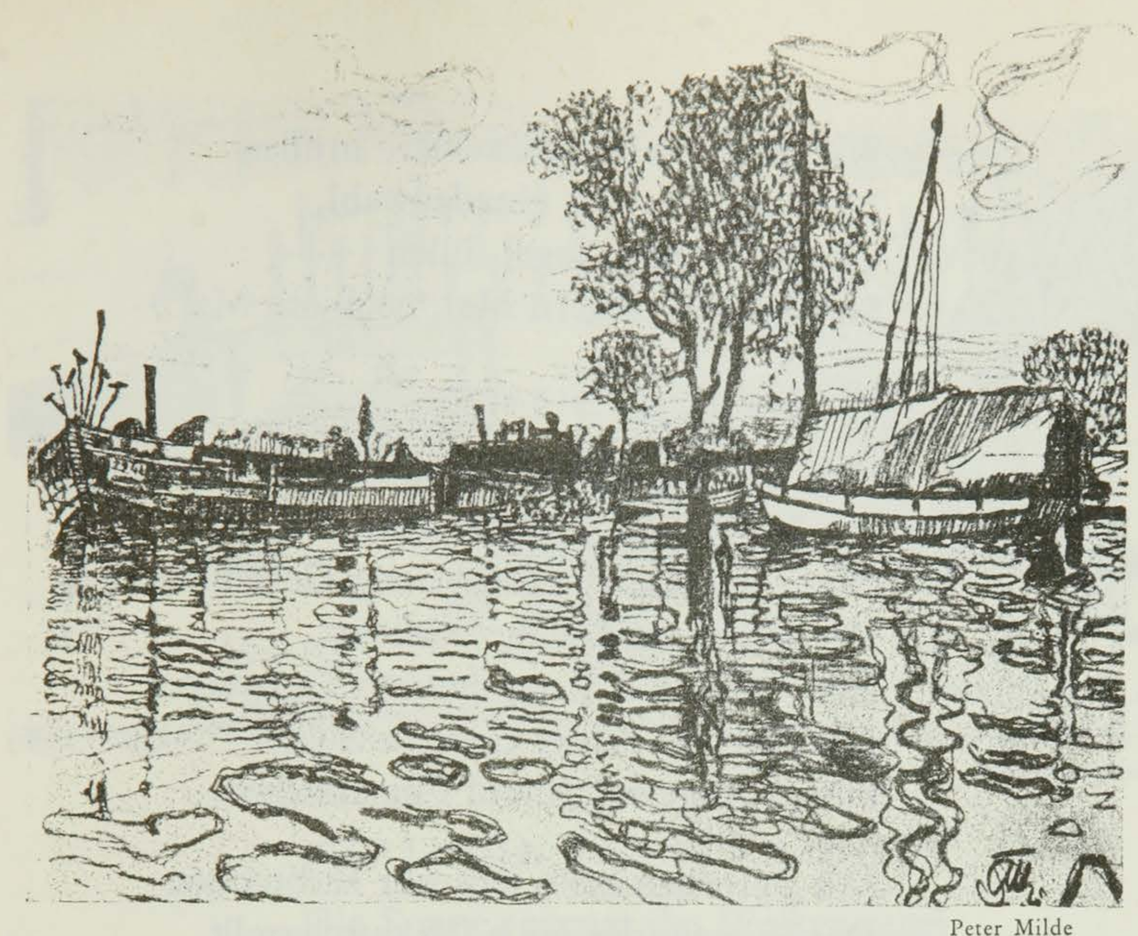
DER ARBEITER Die habe ich von einem Mann, der in einen Sudkessel gefallen ist.

FRAU LUCKERNIDDLE *wird es schlecht. Sie steht auf und geht hinaus. Im Hinausgehen sagt sie zum Kellner* Lassen Sie den Teller stehen. Ich komme zurück. Ich komme jeden Mittag hierher. Fragen Sie nur den Herrn. *Ab*

SLIFT Drei Wochen lang wird sie kommen und fressen, ohne aufzusehen wie ein Tier. *Zu Johanna* Hast du gesehn, Johanna, daß ihre Schlechtigkeit ohne Maß ist?

JOHANNA

Wie aber beherrschest du
ihre Schlechtigkeit! Wie nützt ihr sie aus!
Siehst du nicht, daß es auf ihre Schlechtigkeit regnet?
Sicherlich gern hätte sie doch
Treue gehalten ihrem Mann wie andere auch
und nach ihm gefragt, der ihr Unterhalt gab eine Zeitlang noch,
[wie es sich gehört.
Aber der Preis war zu hoch, der zwanzig Essen betrug,
Und hätte der junge Mensch, auf den
sich jeder Schurke verlassen kann,
der Frau des Toten den Rock gezeigt,
wenn es nach ihm gegangen wär?
Aber der Preis erschien ihm zu hoch.
Und warum sollte der Mann mit dem einen Arm
nicht mich warnen? Wenn nicht der Preis
so kleiner Rücksicht für ihn so hoch wär?
Sondern verkaufen den Zorn, der gerecht ist, aber zu teuer?
Ist ihre Schlechtigkeit ohne Maß, so ist's
ihre Armut auch. Nicht der Armen Schlechtigkeit
hast du mir gezeigt, sondern
Der Armen Armut.
Zeigtet ihr mir der Armen Schlechtigkeit,
so zeig ich euch der schlechten Armen Leid.
Verkommenheit, voreiliges Gerücht!
Sei widerlegt durch ihr elend Gesicht!



Peter Milde

Neue Gesänge

Von

Franz Werfel

MORGENGESANG

Ich bin nicht tot. Durch Spalt und Ritze
Verwundet mich der scharfe Strahl,
Und im durchglühten Selbstbesitze
Leb ich noch Ein Mal, noch ein Mal.

Nun durch die Fenster stürzt mit Wogen
Ein Blau, wie mirs noch nie geblaut.
Die Luft ist kindhaft vollgesogen
Von Sonnenmilch, die niedertaut.

Der Dampfer draußen auf dem Meere
Röhrt riesig wie ein Hirsch zur Brunft.
Von Bergen flammt geheimer Heere
Sicht-unsichtbare Niederkunft.

Wie alt bin ich? Ich möchte brüllen
In diesen Tag der Gnadenwahl,
Und alle meine Segel füllen
Sich heut noch Ein Mal, noch ein Mal.

ALL-CHEMIE

Nun hat in einem Blitz-Momente
Der letzte Sinn sich mir geklärt.
Und schon ist mir das Streng-Getrennte
Der Dinge pflanzlich zugekehrt.
Aus Tisch und Krug und aus Gezweigen
Des Gartens dringt Geheim-Signal
Gleich Augenwink und Fingerzeigen.

Mit Sprechen kann ichs nur zerbrechen
Das Wissen, das mich jäh durchgrellt,
Wie im Kristall der Lebensflächen
Ein Wesen fest das andre hält.
Dies welke Blatt hier in der Helle
Und auf dem fernsten Stern ein Halm
Durchwirken sich in jeder Zelle.

Mit Strömen, Strahlen, Influenzen
Unsagbar ist die Welt durchfunkt,
Und über alle Fassungsgrenzen
Wirkt jeder Punkt auf jeden Punkt.
So stellt das Ich auf seinem Eiland
Die Welt- und Gottesmitte dar
Und Krippe für das Kind, den Heiland.

Ich bin, du bist nur eine Note
Im langsam werdenden Gesang.
Wir schreiten nach dem Klanggebote
Im strengen Satze unsern Gang.
Die Note kann vom Lied nichts wissen,
Doch wenn die Ahnung sie berührt,
Vibriert sie plötzlich hingerissen.



Evamarie Schlenzig

SÜDLICHE ZAUBERMINUTE

Die Sonne sprengt das Wolkensiegel
Und schwimmt, ein matt zerlaufner Klecks.
Doch plötzlich kreuzen hundert Spiegel
Den säbelfechtenden Reflex.

Der Geist erbebt. Denn erzverändert
Zerschmilzt die Welt des Spiegellichts.
Die Berge wogen goldumrändert,
Das Meer erstarrt zum Silber-Nichts.

Die Häuser wie gemalte Leinwand
Bewegen sich im Windeston.
Die Stadt mit Stiege, Turm und Steinwand
Schwankt ohne dritte Dimension.

Ein Fischerschiff erwacht im Hafen,
Am Bug mit einer Krause Schaum,
Und tritt, wie noch nicht ausgeschlafen,
Meergläubig in den leeren Raum.

Und mit der Straße aus dem Meere
Taucht dumpfen Pompes ein Kondukt.
Schulkinder plärren Miserere,
Die Bahre tanzt, die Kerze zuckt.

Schwer schreitet nach dem Totenreiche
Der Zug, von Psalmen überflaggt,
Und Berg und Meer wallt mit der Leiche,
Und Stadt und Schiff, im gleichen Takt.

Zu solch erhabner Opernszene
Ist aller Wandel eingebannt,
Daß ich mich krampfhaft rückwärts lehne,
Von Rhythmus-Tränen übermannt.

ZWEI SINNGEDICHTE

Der Kalender des Schlafes

Der Säugling schläft die Nächte durch und Tage,
Ihm ist die Zeit wie Wiesengras nichts wert.
Des Knaben Schlaf hält kürzer schon die Waage
Dem wachen Sein, das endlos wiederkehrt.
Der Mann, voll Wichtigtuns im Reich der Plage,
Mit Ungeduld acht Stunden Schlaf verzehrt.
Der Greis zuletzt nach flüchtiger Ruhelage
Erhebt sich sanft und sonderbar geklärt.
Des Lebens Absturz wird unmerklich so gelindert:
Gott mehrt die Zeit, je mehr die Zeit sich mindert.

Die Wohltat der Gifte

Wenn Bauern Hopfen, Wein und Gerste fechsen,
So ernten sie nicht nur die Sonnenkraft,
Denn Nacht und Mond auch wirkt in den Gewächsen,
Und jeder Saft bedingt den Anti-Saft.
Im Wein schläft Gift, in allen Früchten Gärung,
Es lauscht der Tod in Korn, Tabak und Mohn.
Doch ohne diesen Tod wär die Ernährung
Ein Ekel, mißvergnügt und monoton.
Das Gift bemeistert erst die Lebens-Leere,
Die Sonnenkost bedarf des Gegenteils.
Gott selbst schickt uns das Böse in die Quere
Als tiefere Notwendigkeit des Heils.

Zwei Manifeste am Ende des Jahres 1931

Für die Hellenisten

Vcn

Lunatscharski

Volkskommissär der Sowjet-Union

Immer wieder lesen wir auch in wissenschaftlichen Büchern, daß der Humanismus in seinem weiteren weltgeschichtlichen Sinne einer unsicheren Zukunft entgegengeht, oder daß dieses Bild der ‚Menschheit' nicht mehr besteht.

Welche Weltanschauung, welche praktische Philosophie ist es nun, die heute, nach solchen Anzeichen, jenen alten Humanismus auslöschen will? Welche Weltanschauung will sich als neue Idee an seine Stelle setzen?

Die Antwort hat man bereit: Der neue Geist der naturwissenschaftlichen Technik soll die Führung übernehmen.

Doch die Industrie, das Geschöpf der Menschen, macht den Menschen immer mehr zum Sklaven. Immer mehr wird der Mensch ein bloßes Glied in der Kette des Produktionsvorgangs. Ein Element, das sich durch Unterwerfung anpaßt — unter die Maschine, unter ihr gesteigertes dynamisches Leben. Der Mensch wird so zu einem Diener eines ungeheuerlichen metallischen Leibes, dessen Lebenskraft Elektrizität heißt.

Die Maschine schreibt die Ordnung der Zeiten vor. Die Maschine gebietet selbstherrlich das Maß der Vollkommenheit nach ihrem eigenen Vermögen, nach ihrer Einsicht, von der jeder weitere Vorgang abhängt, die Maschine stiehlt dem Menschen die Seele — und alles, was sie dafür gewährt, gewährt sie nach ihren eigenen Gesetzen; sie läßt keinen anderen Sinn fortbestehen.

Gegen die Xenophilen

Von

Marinetti

Mitglied der kgl. italienischen Akademie

Trotz der gewaltigen kaiserlichen Kraft des Faschismus fühlen wir uns veranlaßt, das Wort *Xenophilie* zu prägen, das durchaus notwendig ist.

Der Xenophilie schuldig und also des Anti-Italianismus sind alle die jungen Leute, die vertrottelt die fremden Damen anbeten (auch noch in der Weltkrise, in der sie verarmen), die aus Snobismus liebeln und mitunter zu Gattinnen nehmen die Fremden, sie lossprechend von all ihren Sünden, als da sind: Unverschämtheit, keine Kinderstube, Anti-Italianismus, Häßlichkeit — und nur allein aus dem Grunde, weil diese Damen nicht italienisch sprechen und aus fernen Ländern kommen, von denen man nichts weiß oder nur sehr wenig.

Schuldig der Xenophilie und also des Anti-Italianismus sind: die weltberühmten Künstler (Sänger, Virtuosen, Dirigenten) in ihrer Aufgeblasenheit, darin sie vergessen, daß der Instrumentalist der nützliche, aber individuell entbehrliche, bloße Diener des schöpferischen Genies ist. So z. B. der ausgezeichnete, berühmte Dirigent *Arturo Toscanini*, welcher seinen persönlichen Erfolg höher einschätzt als die Belange seines Vaterlandes, der aus künstlerischer Verzärtelung zwar nicht die Nationalhymnen seines Landes spielen läßt, jedoch in schlauem Entgegenkommen die Hymnen des Auslands im Ausland.

Der Xenophilie schuldig und damit des Anti-Italianismus sind: auch alle an-

So entzieht sie dem Leben auch jeden höheren Gehalt, alle sogenannte Poesie — denn sollten sich Phantasie und Intuition mit der leeren Mechanisierung vereinigen lassen? Die Maschine macht das öffentliche Leben wie das private zu einer flachen Geometrie, sie „entindividualisiert", wie man sagt, sie macht die Persönlichkeit unpersönlich; ihre Werkzeuge atmen den neuen zwangsläufigen Rhythmus eines Übermenschlichen.

* * *

Nun ist die Meinung verbreitet, der Kommunismus verfolge dasselbe Ziel. Ist er nicht ein Riesenbauwerk auf der Grundlage der Technik? Des Geistes, der vor andern Nordamerika beherrscht . . .?

Und die Praxis des Kommunismus in der Sowjetunion scheint dieser Meinung recht zu geben. Die Mechanisierung, die strenge Arbeitsdisziplin, das stürmische Tempo von Erzeugung und Wiederaufbau, alles das scheint die Seele eines unermeßlichen Körpers, scheint der Antrieb jener unbeschreiblichen Regung der hundert Millionen von Sowjetbürgern, der die ganze Welt lauscht, begeistert oder auch bloß verblüfft.

Das alles ist sehr wahr. Das Leben des alten heiligen Rußland ist fürs erste amerikanisch geworden, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Wer den kommunistischen Gedanken kennt, der weiß, daß seine Durchführung an sich nichts zu tun hat mit antihumanistischer, unmenschlicher Technik. Und dies aus dem einfachen Grunde, weil das Endziel allen kommunistischen Strebens das genaue Gegenteil der Mechanisierung ist: eine Befreiung nämlich — und darum auch zwangsläufig die Befreiung auch von jeder Herrschaft der dern italienischen Dirigenten und Italiener im Ausland, die dort Konzerte geben oder beifällig anhören, in denen die italienische Musik nicht genügend beachtet wird. Die einfachste Vaterlandsliebe müßte sie lehren, daß zumindest die Hälfte der Programme aus der modernen italienischen Musik der Futuristen bestehen mußte, an Stelle der Werke von *Beethoven*, von *Bach* und von *Brahms* usw., an denen die Welt sich schon satt gehört hat.

Der Xenophilie schuldig und also des Anti-Italianismus sind die italienischen Industriellen mit ihren tausenderlei Ausflüchten, womit sie die Entscheidungsschlacht hinausschieben zwischen der italienischen Industrie und der fremden; die noch stolz darauf sind, in internationalen Wettbewerb zu treten mit Produkten oder mit Maschinen, welche nicht vom Ersten bis zum Letzten italienischen Ursprungs sind.

Der Xenophilie schuldig und also des Anti-Italianismus sind die Geschichtsschreiber und die Militärschriftsteller, welche sich in der Darstellung des großen siegreichen Krieges bei Episoden aufhalten, bei Dingen ohne Bedeutung wie dem Gefecht von Caporetto.

Der Xenophilie und also des Anti-Italianismus schuldig sind die gewissen berühmten Schriftsteller, die in fremdsprachigen Schriften die ganze italienische Literatur bekritteln (so originell, reich und unterhaltsam diese auch ist), indem sie hoffen, derart als überlegene Geister in einem Volke von mäßiger Begabung und Bildung zu gelten.

Der Xenophilie und so des Anti-Italianismus schuldig sind die Maler, die Bildhauer und Architekten Italiens — eine Anzahl von Novecentisten und Rationalisten —, die sich lieber als Schüler der französischen, spanischen



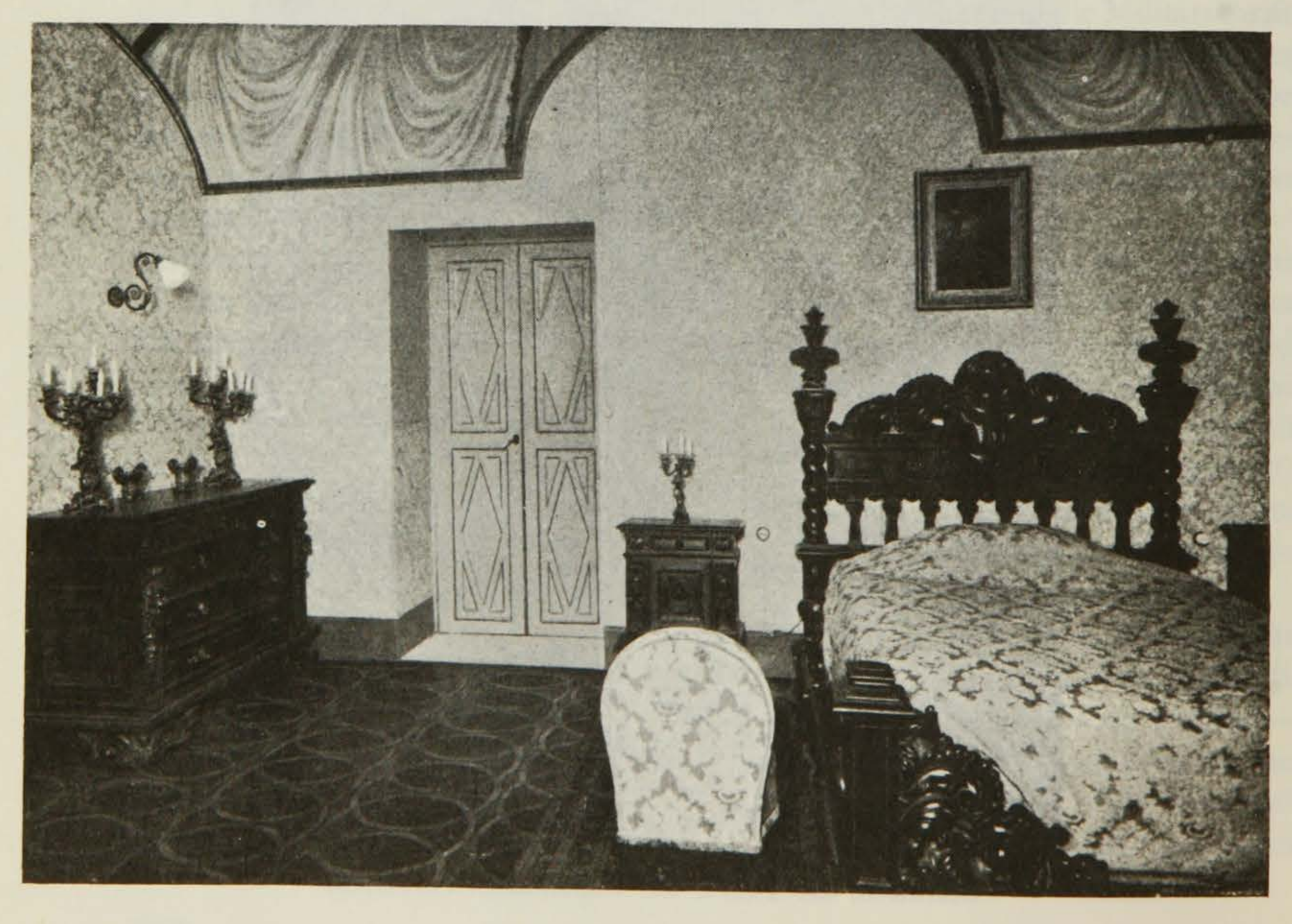
Photo Ballerini & Fratini



Photo Sanden

Marinetti, der Führer der italienischen Futuristen

Das Schlafzimmer Pius VII.



Mussolinis Schlafzimmer



Rauchzimmer im Blockhaus-Hotel, Jasper Park (Kanada)

Der Salon in Mussolinis Villa Torlonia (Rom)



Polizist in Rom



Photo Unionbild

Weinbauer am Gardasee



Arbeiter in Bologna



Photos Walter Süßmann

Türhüter am Quirinal

Maschine. Die eigentliche Herrschaft der Maschine aber muß notwendig — man denke diesen Gedanken durch — eng verbunden sein mit dem Gegenteil des Kommunismus, mit dem Kapitalismus — so wie es ja auch geschichtlich der Fall ist. Mechanisierung, das ist Ordnung und Organisation durch das Unmenschliche, durch eine freigelassene Produktion und einen anarchischen Gütertausch. Was wir wollen aber, das ist kein Auftakt zu einer Fortdauer des Automatischen, zu einer Zukunft, die, innerhalb der Profitwirtschaft, zum Untergang des Humanismus führen muß unter der progressiven Diktatur eines unfaßlichen materiellen Gigantentums — von der Art des Goetheschen Zauberlehrlings —. Unser Programm, unsere organisierte Arbeit aber führen eine neue Menschlichkeit herauf, einen Humanismus, den ein Volk zuerst erträumt hat — das älteste, wenn nicht erste Volk der Wissenschaft und der gedanklichen Begabung —. Ich meine die Griechen.

Als *Aristoteles*, wie Sie alle wissen, einst behauptete: die Sklaverei sei unumgänglich, denn das Wichtigere wäre die Ermöglichung einer wahren Freiheit in Individuen, die, über den Zwang der mechanischen Arbeit hinweggehoben, nun an der Entwicklung der höheren menschlichen Fähigkeiten freiwillig tätig sein könnte — als der antike Denker diese Beobachtung machte, da setzte er, wie Sie wissen, geistvoll bitter hinzu: Es käme denn anders eine Zeit herauf, in der sich die niedere mechanische Arbeit von selber machte.

Diese Zeit dämmerte dann auf in den Werken des *Archimedes*, sie reifte heran seit *Galilei* und *Watt*. In dieser Form also hat der griechische Geist, hypothetisch, unseren modernen kommunistischen Gedanken vorweggeund wiener Neuerer bezeichnen, des *Cèzanne*, des *Picasso*, des *Le Corbusier*, während doch die wirklichen Neuerer die Italiener *Boccioni*, Schöpfer der neuen Plastik, und *San Elia*, Vater der neuen Architektur, sind.

Der Xenophilie und so des Antiitalianismus schuldig sind die Italiener und Italienerinnen, die zwar den römischen Gruß ausführen, in den Warenhäusern hingegen die ausländischen Erzeugnisse verlangen, für die italienischen aber bloß Blicke des Mißtrauens und des Zweifels übrig haben.

Der Xenophilie schuldig und so des Antiitalianismus ist das italienische Publikum, soweit es von jähem Nörglergeist ergriffen, grundsätzlich die italienischen Stücke und die italienischen Filme auspfeift, und so mitschuldig ist an der Einfuhr mehr als mittelmäßiger fremder Filme in Italien.

Der Xenophilie schuldig und so des Antiitalianismus sind die italienischen Impresari und Bühnenleiter, die im Ausland Regisseure und Bühnenmaler engagieren, so als ob es keine Italiener gäbe, die die Sache genau so oder vielleicht besser machten.

Der Xenophilie und also des Antiitalianismus schuldig sind die feinen gebildeten Damen und die Kritiker, deren Hirn zwar durch den italienischen Futurismus ausgefegt und erneuert worden ist, die sich aber, undankbar, mehr für die fremden Futuristen interessieren, welche sämtlich von den italienischen abstammen. Antiitalienisch ist es, die Erklärung u. a. des englischen futuristischen Dichters *Ezra Pound* zu vergessen, welcher zu einem Journalisten gesagt hat: Die von *Joyce*, von mir und anderen in London geschaffene Bewegung wäre unmöglich gewesen ohne den italienischen Futurismus. Oder auch die gleich unzweideutige Versicherung

nommen zu einem wesentlichen Teil. So erörtert auch *Karl Marx* den Gedankengang des Aristoteles und fügt hinzu: Wir sind jetzt an der Schwelle der Zeit, welche dem antiken Philosophen als ein unmöglicher Traum erschien. Diese selbsttätigen Sklaven, wir werden über sie verfügen, wir haben sie schon; damit wird aber die ganze Menschheit allmählich zu der großen, umfassenden Aristokratie, zu der Gesellschaft der wirklich Freien, deren Tätigkeit die künstlerische, die wissenschaftliche, die Denktätigkeit sein wird. Damit werden die Kräfte frei, die den Menschen zur vollen Entfaltung seiner Fähigkeiten bringen können, zu jener Blüte, für die zuvor die mechanischen Bedingungen gefehlt haben.

Unsere sozialistische Amerikanisierung ist darum der bloße Weg zu dieser wahren, wirklichen Menschheit. Sie ist die Rückkehr, in einem gewissen Sinne, nach Griechenland; zu einem Gräzismus diesmal aller Staatsbürger, aufgebaut und solid auf der wissenschaftlichen Beherrschung, nicht der anarchischen Freilassung der Maschine.

Franz Mehring erzählte, er habe Marx wiederholt sagen hören: Wer den hohen Wert der griechischen Antike für den geistigen Aufbau des Sozialismus verkenne, der müsse ein wirklicher Dummkopf sein.

Solche Gedanken und ähnliche wehen mich hier in Athen an, angesichts der Denkmale griechischer Baukunst, vor diesem schönen Zentrum der Akropolis, einem nahezu göttlichen Denkmal, wie ich sagen darf, des alten Denkens. Die Gedanken dieses Humanismus sind lebendig in den höchsten Zielen unseres Kommunismus, in unserem Unterricht, in unserem Kampf und in unserem ganzen Werk.

---

von *Antoine* im Pariser „Journal“: Der kunstgewerblichen Bewegung hat *Marinetti* schon lange zuvor Bahn gebrochen.

Andere, nicht volkreiche Nationen, die nicht benörgelt und bedroht sind von auswärtigen Feinden, können, eingelullt von dem Unfug leicht unterdrückbarer Putsche, die Ehre der Nation für einen Luxusartikel ansehen. Jedoch unsere mannhafte, stolze, dynamische, dramatische, ringsumbeneidete und bedrohte Halbinsel, bereit zum Sprung nach ihrem ungeheuren Ziel, muß den vaterländischen Stolz als ihr eigentliches Lebensgesetz ansehen.

Darum rufen wir Futuristen — die wir schon vor zwanzig Jahren inmitten der Verweichlichung der Sozialdemokratie, der Parlamente, des Klerikalismus, des Kommunismus, ausgerufen haben: „Das Wort Italien muß mehr gelten als das Wort Freiheit“ — heute noch hinzu:

Das Wort Italien muß auch mehr gelten als das Wort Genie! — Das Wort Italien muß auch mehr gelten als das Wort Intelligenz! — Das Wort Italien muß auch mehr gelten als das Wort Kultur mit dem Wort Statistik! —

Das Wort Italien muß auch schwerer wiegen als das Wort Wahrheit!

Die Geschütze der Kritik sollen, wenn erforderlich, gegen die andern Völker gerichtet werden, niemals gegen das eigene.

Freiheit, vollkommenste in Kunst und Leben, für die wahren Patrioten, für die Faschisten! Diese erzittern in echter Leidenschaft für das Vaterland und in unzerstörbarem Nationalstolz.

Den vielen Zweiflern und Defaitisten aber — ihnen allen, die heute in der



Im Wartesaal der Zeit — Käthe Wilczynski

„Worauf warten Sie?"
„Auf den Zug nach Petersburg ... Und Sie?"
„Auf den Abmarsch von Rom ..."

Unruhe eines gefährdeten Friedens ihren elfenbeinernen Turm zu bauen gedenken mit der Widmung an den Feind an seiner Stirne —, ihnen sagen wir ohne Umstände:

Denkt daran, daß Italien seinen vergangenen Ruhm nicht nötig hat! Italien ist heute groß: seine Größe ruht auf der schöpferischen Kraft seiner Künstler und Dichter, seiner *Volta*, *Galilei*, *Ferraris*, seines *Marconi* und jenes ersten faschistischen Geschwaderflugs, ersonnen von *Mussolini*, verwirklicht von *Balbo*. Sie alle winden ihm den Siegerkranz der mechanischen Zivilisation. Es ist klar, diese erste Stellung gebührt nicht den Völkern der Mengen, der Standardisierungen, der Truste, der Überproduktion — ihnen allen nicht, die die Weltkrise nicht vorausgesehen haben und jetzt an ihr zugrunde gehen!

Gedenket vor allem an das wahre Meisterwerk Italiens, noch größer als die Göttliche Komödie: *Vittorio Veneto!*

Im Namen dieses Meisterwerkes, sichtbar noch heute in den Trümmern des österreichisch-ungarischen Reiches, zu Boden geworfen von unseren Tanks auf der Straße von Tarvis, werden wir euch an die Wand stellen bei der geringsten Gefahr — alle Antiitaliener und Xenophilen.

Dieses schreibe ich in der reinen Luft und Heiterkeit meiner diamantreinen Vaterlandsliebe, ich, der im Auslande sehr gefeiert, in Italien öfter ausgezischt als begrüßt worden ist. Und dennoch danke ich dem Kosmos und seinen Kräften, daß sie mir die unausdrückbare Auszeichnung zuteil werden ließen, als Italiener geboren zu sein.

Der Beau

Von

Virginia Woolf

Geoige Brummel

Als Cowper, in seiner Weltabgeschiedenheit zu Olney, bei dem Gedanken an die Herzogin von Devonshire in Wut geriet und eine Zeit voraussagte, ‚da an Stelle des Reizes die Rente und an die der Schönheit Nüchternheit treten‘ würde, gab er damit die Macht dieser Dame zu, die er so verabscheuungswert fand. Warum sonst sollte sie in der dunstigen Einsamkeit Olneys umgehen? Warum sollte das Rascheln ihrer seidenen Röcke diese düsteren Meditationen stören? Zweifellos war die Herzogin ein tüchtiges Gespenst. Lange nachdem diese Worte geschrieben worden waren, als sie tot und unter einer billigen Krone begraben war, erstieg ihr Geist die Stufen einer recht anders gearteten Behausung. Ein alter Mann saß in seinem Lehnstuhl in Caen. Die Türe ging auf, und der Bediente meldete: „Die Herzogin von Devonshire.“ Beau Brummell erhob sich unverzüglich, trat zur Tür und machte eine Verbeugung, die den Beifall des Hofes von St. James's gefunden hätte. Nur war da leider niemand. Der kalte Zugwind strich das Treppenhaus eines Gasthofes empor. Die Herzogin war lange tot, und Beau Brummell, kindisch geworden in seinen alten Tagen, träumte, er sei wieder in London und gebe ein Fest. Cowpers Verwünschung hatte sich an beiden erfüllt. Die Herzogin lag in ihrem Leichenlaken, und Brummell, dessen Kleider der Neid von Königen gewesen waren, besaß nun nur noch ein Paar oft geflickter Hosen, die er so gut es ging unter seinem verschlissenen Rock verbarg. Was sein Haar anbelangt, so war das auf Geheiß des Doktors geschoren worden.

Aber wenn so auch Cowpers bittere Voraussagen wahr geworden waren, durften doch beide, die Herzogin und der Dandy, für sich in Anspruch nehmen, ihre Zeit gehabt zu haben. Beide waren große Gestalten gewesen in ihren Tagen. Von den zweien konnte sich vielleicht Brummell den erstaunlicheren Aufstieg zugute halten. Er besaß weder den Vorzug der Geburt, noch hatte er ein größeres Vermögen. Sein Großvater hatte in St. James's Street Zimmer vermietet. Er hatte zum Anfang nur ein bescheidenes Kapital von dreißigtausend Pfund, und seiner Schönheit (mehr der Gestalt als des Gesichts) tat eine gebrochene Nase Abbruch. Gleichwohl wird er ohne eine einzige hervorragende, wichtige oder

wertvolle Handlung eine Gestalt; er ist ein Begriff, sein Geist wandelt noch unter uns.

Den Grund dieser Auszeichnung zu finden ist heute ein wenig schwierig. Eine geschickte Hand und ansprechendes Urteil eigneten ihm selbstverständlich, andernfalls hätte er nicht die Kunst, ein Halstuch zu knoten, zur Vollendung entwickelt. Die Geschichte ist vielleicht nur zu bekannt: wie er seinen Kopf weit zurückbog und sein Kinn langsam sinken ließ, damit sich das Tuch in vollkommenem Gleichmaß falte, oder wenn eine Windung sich zu eng legte oder zu weit, wie dann das Gebinde in einen Korb flog und der Versuch erneuert wurde, während der Prinz von Wales, Stunde um Stunde, dasaß und wartete. Dennoch, eine geschickte Hand und ansprechendes Urteil wären nicht genug. Brummell verdankte seinen Aufstieg einer seltsamen Mischung von Witz, Geschmack, Anmaßung und Eigenart — denn er war nie ein Mann des Tagesgeschmacks —, die eine Lebensphilosophie zu nennen zu anspruchsvoll wäre, die aber den Zweck erfüllte. Jedenfalls, seit er, der beliebteste Schüler in Eton, kaltlächelnd scherzen konnte, als die anderen dafür stimmten, einen Bootsmann ins Wasser zu werfen: „Meine lieben Freunde, werft ihn nicht in den Fluß; der Mann befindet sich offensichtlich in einem reichlich verschwitzten Zustand, und man kann nahezu mit Gewißheit annehmen, daß er sich erkälten wird“, — seit jenem Tag stieg er korkleicht und fröhlich und ohne sichtbare Anstrengung an die Oberfläche jedweder Gesellschaft, die ihn grade umgab. Sogar als er Rittmeister bei den Zehner-Husaren war und derart skandalös seine Pflicht vernachlässigte, daß er seine Truppe nur „an der riesigen blauen Nase“ eines seiner Untergebenen erkannte, war er beliebt und geduldet. Als er seinen Dienst aufgab, denn das Regiment wurde nach Manchester versetzt, und „ich konnte doch wirklich nicht, bedenken Königliche Hoheit, nach Manchester gehen!“ —, brauchte er nur in Chesterfield Street ein Haus aufzumachen, um zum führenden Mann der eifersüchtigsten und abgeschlossensten Gesellschaft seiner Zeit zu werden.

Zum Beispiel: er saß eines Abends bei Almack und plauderte mit Lord . . . . . . Die Herzogin von . . . . . war da, die ihre junge Tochter, Lady Louisa, ausführte. Die Herzogin bemerkte Herrn Brummell, und sofort machte sie ihre Tochter darauf aufmerksam, sie möge, wenn jener Herr dort unweit der Tür kommen und mit ihnen sprechen sollte, sich angelegen sein lassen, einen angenehmen Eindruck auf ihn zu machen, „denn“ — und sie dämpfte ihre Stimme zu einem Wispern — „es ist der berühmte Herr Brummell.“ Lady Louisa mag sich mit Recht gewundert haben, warum ein Herr Brummell berühmt war, und warum sich die Tochter eines Herzogs Mühe geben sollte, auf einen Herrn Brummell Eindruck zu machen. Und dann, kaum daß er die erste Bewegung auf sie zu machte, ging ihr der Grund für ihrer Mutter Mahnung auf.

Die Linie seiner Haltung war so erstaunlich, seine Verbeugung so untadelig. Jedermann sah schlecht oder überladen angezogen aus — manche, tatsächlich, sogar ausgesprochen schmutzig neben ihm. Die Teile seines Anzugs schienen ineinander zu fließen mit ihrem vollendeten Schnitt und der ruhigen Harmonie ihrer Farben. Ohne eine Spur von Betonung war alles auserlesen — von seiner Verbeugung bis zu der Art, wie er seine Schnupftabaksdose öffnete, unweigerlich mit der linken Hand. Er war die Personifizierung von Frische, Sauberkeit und



Nina Hamnett (London)

Ordnung. Man hätte glauben mögen, sein Stuhl sei in sein Ankleidezimmer gebracht und bei Almack wieder niedergestellt worden, so daß kein Windhauch ein Härchen hätte krümmen und kein Stäubchen seine Schuhe beschmutzen können.

Als er nun mit ihr sprach, war Lady Louisa zuerst entzückt — niemand war angenehmer, unterhaltender, hatte eine einschmeichelndere und mitreißendere Art — und dann war sie aus der Fassung gebracht. Es war durchaus denkbar, daß er sie, bevor der Abend zu Ende war, fragen könnte, ob sie ihn nicht heiraten wolle, und doch war die Art, wie er das tat, so, daß die phantasiebegabteste Anfängerin sich nicht einbilden konnte, er meine es ernst. Seine seltsamen grauen Augen schienen seinen Lippen zu widersprechen; etwas war in ihnen, das den Ernst seiner Komplimente recht zweifelhaft machte. Und dann sagte er recht beißende Dinge über andere Leute. Sie waren nicht eigentlich witzig; sie waren gewiß nicht tief; aber sie waren so treffend, so richtig — irgendeine Wendung eignete ihnen, die einem sofort einging und haften blieb, während bedeutsamere Prägungen vergessen wurden. Er hatte den Regenten selber aus der Fassung gebracht mit seinem unverblümten „Wer ist Ihr dicker Freund?“, und seine Art war die gleiche weniger hochgestellten Leuten gegenüber, die ihn herausforderten oder langweilten. „Was, mein lieber Junge, hätte ich denn anderes tun können, als die Beziehung abzubrechen? Ich kam dahinter, daß Lady Mary neuerdings Kohl aß!“ — damit erklärte er einem Freund den fehlgeschlagenen Versuch, eine Dame von Stand zu heiraten. Und, ein andermal, wenn ihn irgendein sturer Mitbürger mit seiner Reise nach dem Norden anödete: „Welchen von den Seen bewundere ich?“, fragte er seinen Kammerdiener. „Windermere, gnädiger Herr.“ — „Ach ja, — Windermere, stimmt: — Windermere!“

Das war sein Stil, tänzerisch, schnodderig, immer knapp am Rande der Anmaßung vorbei, anstreifend am Unsinn, aber immer geladen mit einer seltsamen Bedeutsamkeit, so daß man die falsche Brummell-Geschichte von der echten an ihrer Übertreibung unterscheiden konnte. Brummell könnte nie gesagt haben: „Wales, klingle mal!“, so wenig wie er eine auffallend farbige Weste oder ein schreiendes Halstuch getragen hätte. Diese „gewisse erlesene Eigenart“, die Lord Byron an seiner Kleidung hervorhob, durchdrang sein ganzes Wesen und ließ ihn kühl, verfeinert und artig erscheinen zwischen den Herren, die sich nur vom Sport unterhielten, den Brummell verabscheute, und die nach dem Stall rochen, den Brummell nie betrat. Lady Louisa mochte es sich mit Recht angelegen sein lassen, Herrn Brummell angenehm zu beeindrucken. Herrn Brummells Meinung war von der denkbar größten Bedeutung in der Welt Lady Louisas.

Und wenn auch die Welt in Trümmer ginge, seine Macht schien gesichert. Hübsch, herzlos und zynisch, der Beau schien unverwundbar. Sein Geschmack war unfehlbar, seine Gesundheit erstaunlich und seine Figur so gut wie je zuvor.


J. Lemke

Seine Macht hatte viele Jahre gewährt und manchen Wechsel überdauert. Die französische Revolution war über seinen Kopf hinweggegangen, ohne ein einziges Haar in Unordnung zu bringen. Reiche waren entstanden und verfallen, während er sich um den Faltenwurf eines Halstuches bemühte oder den Schnitt eines Rockes kritisierte. Jetzt war die Schlacht bei Waterloo geschlagen worden und es war Friede. Und eben der Friede entthronte ihn. Denn bisher hatte er am Spieltisch bald gewonnen, bald verloren. Harriette Wilson hatte gehört, er sei ruiniert, und dann, nicht ohne Enttäuschung, er sei wieder gerettet. Jetzt, nun sich die Armeen auflösten, wurde auf London eine Horde rauher, schlecht erzogener Männer losgelassen, die all diese Jahre gekämpft hatten und entschlossen waren, ihr Leben zu genießen. Sie überfluteten die Spielklubs. Sie spielten äußerst hoch. Brummell wurde zum Wettstreit gezwungen. Er verlor und gewann; er schwor, nie wieder zu spielen, und spielte wieder. Zuletzt waren seine letzten zehntausend Pfund dahin. Er borgte, bis er nicht mehr borgen konnte. Und endlich, um den Verlust so vieler Tausende zu krönen, verlor er das Sixpenny-Stück mit einem Loch darin, das ihm immer Glück gebracht hatte. Er gab es irrtümlicherweise einem Droschkenkutscher: der Gauner Rothschild bekam es in die Finger! sagte er, und damit war sein Glück zu Ende. Das war seine eigene Darstellung der Geschichte — andere Leute gaben dafür eine weniger harmlose Erklärung. Jedenfalls, es kam ein Tag, der 16. Mai 1816, um genau zu sein, und es war ein Tag, der wohl zu merken war, an dem er abends allein bei kaltem Geflügel und einer Flasche Rotwein bei Watier saß, die Oper besuchte, und dann den Wagen nach Dover nahm. Er fuhr eilends die ganze Nacht hindurch und erreichte tags darauf Calais. Nie wieder setzte er den Fuß auf englischen Boden.

Und nun begann ein seltsamer Auflösungsprozeß. Die eigenartige und betont künstliche Gesellschaft Londons hatte als Schutzmittel gewirkt; sie hatte ihn in Gang gehalten; sie hatte ihn wie ein Geschmeide zusammengefaßt. Nun der Druck aufhörte, fielen die Vorzüge und Fehler, so nichtssagend einzeln, so glänzend in ihrer Gesamtheit, die das Wesen des Beau ausmachten, in Stücke und entschleierten, was darunter lag. Zuerst schien sein Zauber ungemindert. Seine alten Freunde kamen übers Wasser, um ihn zu sehen, und ließen es sich angelegen sein, ihm ein Essen zu geben und ein kleines Geschenk bei seinem Bankier zu hinterlassen. Er hielt sein übliches *levée* ab in seiner Behausung; er brachte die üblichen Stunden mit Waschen und Ankleiden hin; er rieb seine Zähne mit einer

roten Wurzel, zupfte seine Haare aus mit einem silbernen Zängelchen, band bewunderungswürdig seine Krawatte, und trat Schlag vier Uhr aus dem Haus, ebenso vollkommen zurechtgemacht als ob die Rue Royale St. James's Street gewesen wäre und der Prinz selber an seinem Arme gehangen hätte. Aber die Rue Royale war nicht St. James's Street; die alte französische Gräfin, die auf den Boden spuckte, war nicht die Herzogin von Devonshire; der gute Bürger, der ihn für vier Uhr zum Gansbraten einlud, war nicht Lord Alvanley. Und wenn er sich auch bald den Titel eines Königs von Calais erwarb und ihn die Arbeiter kannten als „George, läute mal", der Ruhm war billig, die Gesellschaft platt und die Zerstreuungen von Calais reichlich seicht.

Der Beau sah sich auf die Quellen seiner eigenen Gaben angewiesen. Sie mögen in der Tat recht beachtlich gewesen sein. Nach Lady Hester Stanhopes Ansicht hätte er, wenn er gewollt hätte, ein recht tüchtiger Mann sein können; und als sie ihm das vorhielt, räumte der Beau ein, daß er seine Talente vergeudet habe, weil das Leben eines Dandys das einzige wäre, „das ihn in helles Licht rücken und ihm gestatten konnte, sich von der großen Herde der Männer zu scheiden, für die er nur Verachtung übrig hätte." Diese Art Leben ging auf in Verse-schmieden — seine Gedichte, betitelt „Das Begräbnis des Schmetterlings", wurden sehr bewundert; im Singen und in einer gewissen Geschicklichkeit im Zeichnen. Aber jetzt, nun die Sommertage so lang waren und so leer, fand er, daß solche Fertigkeiten kaum dazu angetan waren, die Zeit zu vertreiben. Er versuchte, sich damit zu beschäftigen, daß er seine Memoiren schrieb; er kaufte einen Ofenschirm und brachte Stunden damit zu, ihn mit Bildnissen berühmter Männer und schöner Frauen zu bemalen, deren Tugenden und Fehler symbolisiert wurden durch Hyänen, durch Wespen, durch verschlungene Kupidos, erstaunlich geschickt entworfen und in den Raum gestellt; er sammelte Möbel mit eingelegten Arbeiten; er schrieb Briefe an Damen in einem beachtenswert eleganten und gefeilten Stil. Aber diese Fertigkeiten schliefen ein. Seine Einfälle und Gaben hatten sich im Lauf der Jahre verzettelt; jetzt waren sie bald erschöpft. Und dann begann der Verfallsprozeß ein wenig weiter fortzuschreiten, und ein anderes Organ fing an brach zu liegen: — das Herz. Er, der alle diese Jahre mit der Liebe gespielt und so geschickt die Leidenschaft vermieden hatte, machte jetzt Mädchen feurige Angebote, die jung genug waren, seine Töchter zu sein. Er schrieb so leidenschaftliche Briefe an Mademoiselle Ellen in Caën, daß sie nicht wußte, ob sie lachen sollte oder sich ärgern. Sie ärgerte sich, und der Beau, der die Töchter von Herzögen tyrannisiert hatte, wand sich vor ihr in Verzweiflung. Aber es war zu spät — das Herz war nach all diesen Jahren selbst für ein einfaches Mädchen vom Lande kein so großer Anziehungspunkt mehr, und es scheint, als habe er zu guter Letzt seine Gefühle den Tieren zugewandt. Er betrauerte seinen Terrier Vick drei Wochen lang; er hatte eine gefühlvolle Freundschaft mit einer Maus; er wurde der Abgott aller vernachlässigten Katzen und verhungernden Hunde Caëns. Tatsächlich sagte er zu einer Dame, daß, wenn ein Mensch und ein Hund im gleichen Weiher am Ertrinken wären, so würde er lieber den Hund retten, sofern niemand zusähe.

Aber noch war er überzeugt, jedermann sehe nach ihm, und seine ungeheure Achtung vor dem Äußerlichen gab ihm eine gewisse stoische Ausdauer. So, wenn



Photo International Graphic Press

Der Weihnachts-Choral (London, Eastend)

Slowakischer Rastelbinder

Albert Steinrück und Arthur Schnitzler (sein Schwager) in Garmisch 1912

er bei Tisch einen Lähmungsanfall hatte, stand er auf und ging hinaus, ohne sich durch ein Anzeichen zu verraten; tief verschuldet wie er war, ging er doch noch auf Zehenspitzen über die Pflastersteine, um seine Schuhe zu schonen, und als der schreckliche Tag kam und er ins Gefängnis geworfen wurde, erwarb er sich die Bewunderung von Mördern und Dieben, weil er unter ihnen so kühl und höflich erschien, als gelte es, eine Morgenvisite abzustatten. Doch wenn er seine Rolle weiterspielen sollte, war es unerläßlich, daß ihm Unterstützung zuteil wurde — er mußte genügend Schuhcreme, Gallonen Kölnischen Wassers und dreimal täglich frische Wäsche haben. Sein Verbrauch an diesen Dingen war ungeheuer. Freigebig wie seine alten Freunde waren, und ausdauernd wie er sie schröpfte, es kam der Tag, an dem sie nicht länger erpreßt werden konnten. Es wurde beschlossen, daß er sich mit täglich einmaligem Wäschewechsel bescheiden müsse, und sein Zuschuß deckte nur die tatsächlichen Notwendigkeiten. Aber wie könnte ein Brummell nur vom tatsächlich Notwendigen leben? Die Forderung war absurd.

Bald nachher zeigte er sein Verständnis für den Ernst der Lage damit, daß er ein schwarzseidenes Halstuch trug. Schwarzseidene Halstücher waren ihm immer ein Greuel gewesen. Das war der Anfang vom Ende. Danach bröckelte alles ab, was ihn gestützt und in Gang gehalten hatte. Seine Selbstachtung erlosch. Er setzte sich mit jedermann zu Tisch, der willens war, die Rechnung zu bezahlen. Sein Gedächtnis schwand und er erzählte dieselbe Geschichte wieder und wieder, bis es sogar den Spießern von Caën langweilig wurde. Dann verfielen seine Manieren. Seine peinliche Sauberkeit entartete in Nachlässigkeit, und weiter in ausgesprochene Verlotterung. Es gab Leute, die seine Anwesenheit im Speisesaal des Hotels beanstandeten. Dann verflüchtigte sich die Vernunft — er glaubte, die Herzogin von Devonshire käme die Treppe herauf, während es nur der Wind war. Zuletzt blieb nur noch eine Leidenschaft lebendig unter den Trümmern — eine unerhörte Gier. Um Reims-Biskuits zu kaufen, opferte er den größten der Schätze, die ihm noch geblieben waren — er verkaufte seine Schnupftabaksdose.

Und dann war nichts mehr da als ein Haufen Unerfreulichkeiten, ein Stück Verderbnis, ein greisenhafter und widerlicher alter Mann, zu nichts mehr tauglich als zur Barmherzigkeit frommer Schwestern und der Versorgung im Asyl. Dort hielt ihn der Pfarrer an zu beten. „‚Ich wills versuchen', sagte er, fügte aber etwas hinzu, was mich daran zweifeln ließ, ob er mich überhaupt verstanden hatte." Gewiß, er würde es versuchen; denn er war immer höflich gewesen. Er war höflich gewesen zu Dieben und zu Herzoginnen und zur Religion selber. Aber es hatte keinen Zweck, es länger zu versuchen; tatsächlich war nichts mehr da, womit man Versuche hätte machen können. Heute konnte er an nichts anderes mehr glauben als an ein warmes Feuer, süße Biskuits und eine zweite Tasse Kaffee, wenn er darum bat. Und so blieb nichts weiter übrig, als daß der Beau, der eine einzige Grazie und Liebenswürdigkeit gewesen war, ins Grab geschaufelt werden sollte wie jeder andere schlecht-angezogene, schlecht-erzogene, nutzlose, alte Mann.

Trotzdem darf man nicht vergessen, daß Byron, in den Zeiten seines Dandytums, „immer den Namen Brummell mit einer aus Achtung und Neid gemischten Rührung nannte."

(Deutsch von Hans B. Wagenseil)

Die Wohnungen Guy de Maupassants

Von

Pierre Borel und Petit Bleu



Hilde Rubinstein

Guy de Maupassant bezog bei seiner Ankunft in Paris zunächst in der *Rue de Moncey* im Erdgeschoß des Hauses Nr. 12 ein Zimmerchen, dessen einziges Fenster auf einen kleinen düstern Hof hinausging. Die Tür stand jedem Besucher offen, und immer wurde man mit einem freundlichen Lächeln und herzlich ausgebreiteten Armen begrüßt. Verirrten sich aber jemals unbequeme Leute hierher, so ließen sie sich gewiß kein zweites Mal wieder blicken, so sehr wurden sie gefoppt und zum besten gehalten. Neben dem Kamin bemerkte man eine schrecklich verstümmelte schwarze, vertrocknete, sehr große Hand mit außergewöhnlich starken Muskeln, die an einem Riemen aus pergamentartiger Haut baumelte. Sie gehörte dem englischen Dichter Swinburne zu, dessen Bekanntschaft Maupassant in Etretat gemacht hatte. Lange Zeit kämpfte ihr augenblicklicher Besitzer mit der Lust, sie an der Klingelschnur neben der Eingangspforte zu befestigen. Diese Hand war es, die Maupassant zu seiner ersten phantastischen Geschichte anregte. Die Kameraden gemeinschaftlicher Bootsfahrten in Argenteuil und Bezons hielten bei Maupassant an Winterabenden ihre Zusammenkünfte ab. Da ihre Zahl oft sehr groß war, holte man aus einem Wandschrank Reserve-Sitzgelegenheiten hervor, die wieder zusammengeklappt und aufgehoben wurden, wenn die Besucher sich verabschiedet hatten. Hier arbeiteten Maupassant und seine Freunde, vom Rauch ihrer Pfeifen und Zigaretten dicht umhüllt, an ihren Erstlingswerken. Das kleine Zimmer in der Rue de Moncey widerhallte oft fröhlich von dem kecken Lachen und der koketten Anmut irgendeiner Midinette aus dem Stadtviertel der Madeleine, in deren Gesellschaft Maupassant am Morgen bei einem Neger in der Nähe des Marineministeriums, wo er damals beschäftigt war, sein Frühstück eingenommen hatte. Hier entstanden die Verse, die ihm seinen ersten literarischen Erfolg einbrachten, und denen er seinen Aufstieg zu einem der führenden jungen Schriftsteller seiner Generation verdankte. Auch ein wenig Wohlstand war mit der allgemeinen Anerkennung verknüpft.

Als Guy de Maupassant ins Unterrichtsministerium berufen wurde, blieb er vorerst noch in diesem Zimmer wohnen, wo er für seinen „Chef", Herrn Charmes, zu arbeiten hatte. Seine Erfolge gestatteten ihm aber dann, eine kleine Wohnung in der *Rue de Clauzel* zu mieten. Außer Diele und Küche verfügte sie über zwei Wohnräume. Man hatte also viel Platz. Das Haus glich einem Bienenkorb mit seinen Bewohnern aus dem Quartier Breda; Maupassant war unter ihnen vielleicht der einzige Brummer, und was für ein Brummer! Es ging hier sehr geräuschvoll zu; ununterbrochen schrillten die Klingeln durch das ganze Haus. Manchmal irrten sich die Besucher in den Etagen, und es kam dann zu Verwechslungen wie in den Vaudevilles. Der junge Schriftsteller amüsierte sich darüber, arbeitete aber darum nicht weniger beharrlich und ausdauernd. Hier schrieb er seine ersten Geschichten und Novellen. Er speiste gewöhnlich in dem hintern Laden eines Weinhändlers in der Rue Houdon in Montmartre und traf hier immer mit Léon Dierx, dem unfehlbaren Poeten, sowie auch mit andern Kameraden zusammen, die er oft in die Rue Clauzel mitführte. Hier erzählte ihnen Maupassant eines Tages, daß er über der Tür eines öffentlichen Hauses in Rouen diese handgeschriebene Anzeige gelesen hatte: „Wegen der ersten Kommunion geschlossen!" Er fand das höchst komisch und rief aus: „Welch schöner Stoff für eine Novelle!" Alle erklärten ihn für unmöglich; Maupassant jedoch setzte sich hin und schrieb „La Maison Tellier".

Jetzt wandelt ihn doch die Lust an, seinen Aufenthalt zu verändern, und er nimmt eine Wohnung in der *Rue Dulong*, einer sehr häßlichen Straße. Aber was tut das? Von seiner Persönlichkeit strömt so viel Fröhlichkeit und Lebenslust aus, daß man ihm überallhin Gefolgschaft leistet. Zunächst sorgt eine Köchin für sein leibliches Wohl; bald aber engagiert er einen Diener (1883), übrigens den ersten und einzigen, den er überhaupt gehabt hat: François Tassart, den vornehmen und stilgerechten Herrn Jaques, einen ausgezeichneten Koch. Maupassant schätzt seine Talente um so höher, als er bis jetzt nur die kleinen Garküchen am Seineufer in der Gegend der Madeleine und in Montmartre frequentiert hatte. Ohne daß sein Herr die geringste Ahnung davon hat, beobachtet und horcht Herr Jaques herum und zeichnet Erinnerungen auf, die er später publiziert. Nun kann Maupassant auch vornehmen Besuch empfangen. Außer seinen bisherigen Kameraden sieht er Catulle Mendès bei sich, Paul Bourget, Edouard Rod, schöne Frauen, die sich auch ein wenig in der Schriftstellerei versuchen, und die ihm bei seinen Arbeiten behilflich sind. Er schreibt „Bel Ami" und läßt sich von ihnen inspirieren. Sie sind ihm immer anhänglich geblieben, allerdings nicht ohne ein Quentchen Eifersucht im Hinblick auf die großen Damen von Welt, deren Bekanntschaft er damals machte. Aber Maupassant ließ sich nicht knechten.

Sein Vetter, der Maler Louis Poittevin, hatte sich in der *Rue Montchanin* 10 an der Place Malherbes ein kleines Haus bauen lassen, dessen erstes und zweites Stockwerk er als Atelier benutzte. Das Erdgeschoß vermietete er an Maupassant (1884). Die Wohnung ist hell und freundlich, kokett und prunkvoll. Vor allem weist sie ein großes Arbeitszimmer auf. Maupassant bereitet es ein ungeheures Vergnügen, dieses Domizil mit schönen Möbeln, mit Gemälden und Kunstgegenständen auszuschmücken; er läßt sogar die Decke im Speisezimmer mit effektvollen Beleuchtungskörpern versehen. Hier empfängt er Alexandre Dumas fils,

Georges de Porto-Riche, Albert Delpit, Camille Oudinot, den Maler Gervey, die fürstliche Freundin Flauberts, Goncourt und Alexandre Dumas. Auch die Damen der Gesellschaft fehlen nicht, aus der Aristokratie und der Finanz, deren Gast er selbst nun häufig zu sein pflegt, und in deren Kreisen von Müßiggängern, ihren Tischgenossen, er sich gern bewegt. Es werden große Gelage veranstaltet. Die Frauen erscheinen in kostbaren Toiletten, und die Reden sind sehr ungezwungen, wie es gewöhnlich bei einem Junggesellen zugeht, der kein ausgesprochener Puritaner ist. François reißt die Augen immer mehr auf; aber er kann in seinen Mémoiren nur Bruchstücke der erlauschten Gespräche wiedergeben, weil die Notwendigkeit seines Dienstes es nicht anders zuließ.

Maupassant befindet sich in dieser Zeit auf dem Gipfel seines literarischen Glücks und seiner gesellschaftlichen Stellung. In dieser Epoche ereignet sich die wohlbekannte hübsche Geschichte mit den Puppen, welche ihm die Gräfin Potocka nach Haremssitte ins Haus schickt, und die er am folgenden Morgen alle mit unnatürlich aufgeblähten Leibern wieder zurückgibt: Beweis für seine eifrige Betätigung als Pascha in der vergangenen Nacht.

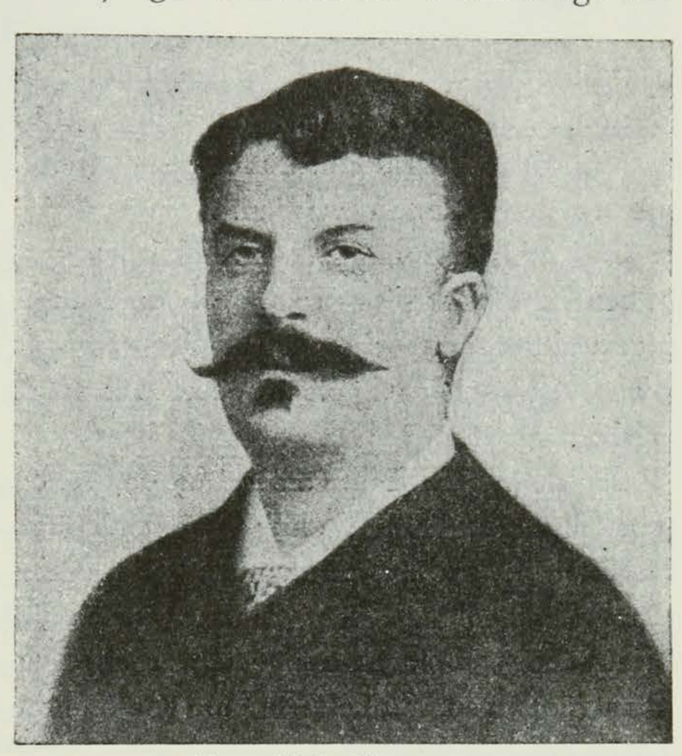
Eines Nachmittags hält eine Equipage vor seiner Haustür, und ein Ehepaar steigt bei Maupassant ab. „Mein lieber Freund“, redet der Gatte ihn an, „meine Frau langweilt sich so schrecklich zu Hause. Sie befindet sich in schlechter Stimmung. Ich vertraue sie Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft an, damit Sie sie auf andere Gedanken bringen.“ Und er ließ die beiden zurück, stieg wieder in den Wagen und suchte seine ihn ungeduldig erwartende Freundin auf.

Endlich zieht Maupassant nach der *Avenue Victor Hugo 14* und von dort nach der *Rue Boccador 24*. Diese beiden Wohnungen sind sehr prunkvoll eingerichtet. Der Dichter gibt dort einige große Gastereien; doch sie sind sozusagen keine historischen Stätten, denn er wohnt dort nur für kurze Zeit. In der Avenue Victor Hugo bleibt er nur ein halbes Jahr, da ihm ein Bäcker im Souterrain den Schlaf stört.

Jetzt beginnt der Abstieg. Maupassant wird neurasthenisch, voller Unruhe, ängstlich, reizbar. Es hält ihn nicht an einem Ort. Er begibt sich auf Reisen; Eisenbahn und Schiff wechseln miteinander ab. Am liebsten ruht und träumt er auf seiner Jacht Bel Ami, seinem schwimmenden Domizil von phantastischer Schönheit zwischen dem Azur des Himmels und dem des Mittelmeers. Als er in der *Anstalt des Doctor Blanche* — seiner letzten Behausung — interniert war, hatte er besonders in den ersten Monaten Augenblicke der Klarheit und litt grenzenlos darunter, seiner Freiheit beraubt zu sein. Er verlangte, in seine Wohnung nach der Rue Boccador zurückgebracht zu werden. Seine letzte Geliebte, die von diesem Wunsch erfuhr, mietete in der Umgegend von Paris eine in einem schönen Garten gelegene Villa für ihn, wo François ihn gern betreut hätte. Aber die Familie Maupassants bestimmte seinen weiteren Aufenthalt im Hause Blanche.

Unter den verschiedenen Wohnungen Maupassants darf jenes reizenden Landhäuschens *La Guilette* nahe bei Etretat nicht vergessen werden. In dieser entzückenden Villa verlebte Maupassant manche schönen Tage seines Lebens. Hier lud er sich, damals der berühmte, mondäne Schriftsteller, seine Freunde und Freundinnen ein. Bei dieser Gelegenheit erzählte eine Kollegin folgende Erinnerung: Eines Abends des Jahres 1886 gab Madame Hermine Lecomte de Nouy

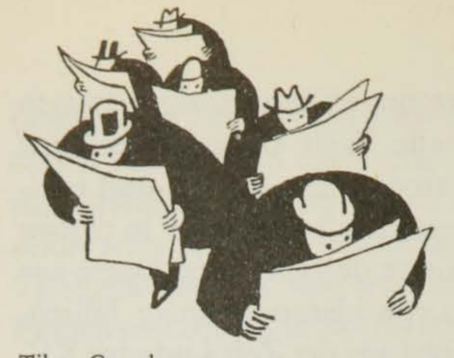
in La Guilette ein Souper der Prominenten. Es waren ungefähr zwanzig Personen geladen, unter ihnen Guy de Maupassant, dem alle Welt schmeichelte, den man anbetete und bewunderte. Maupassant blieb trotz allem traurig und träumerisch. Ab und zu unterhielt er sich wohl angeregt, um bald darauf in trüben Stumpfsinn zu verfallen. Da schickte Madame Lecomte de Nouy eine Dame aus dem Kreis der Gäste zu ihm, eine sehr schöne Frau von vierundzwanzig Jahren, die sich die Haartracht nach der Art eines jungen Abbé aus der Zeit Ludwigs XV. hergerichtet hatte. „Der Autor des Bel Ami" war für weibliche Schönheit sehr empfänglich; alle Frauen gefielen ihm. Die Dame, die wirklich einem Abbé nicht unähnlich sah, erregte vorübergehend Maupassants Lüsternheit. Er gab vor, ihr seine Beichte ablegen zu wollen, und zog sie in eine entfernte Ecke des Salons. Vor dem falschen Geistlichen bekannte er alle Verfehlungen seines Herzens und seiner Sinne. Er liebte alle Frauen, gestand er, weil sie eben Frauen waren. In seiner Phantasie nahm er sie alle in Besitz. Er ging in seinen Auseinandersetzungen sogar so weit, daß er zugab, die Frauen nur aus hygienischen Gründen zu schätzen. Der Wunsch des Mannes knebelte im Augenblick den Dichter in ihm, und ich versichere Ihnen, daß seine Worte ihm nicht bange machten. Ja, er benutzte sogar die gemeinsten Ausdrücke und schien eine sadistische Freude darin zu finden, das Schamgefühl dieser jungen unschuldigen Frau zu verletzen. Der kleine Abbé mußte an diesem Abend schlimme Dinge hören. Er wurde endlich gezwungen, die Beichte abzubrechen, so sehr funkelten die Augen Maupassants in seltsam beängstigendem Glanz."



Der 29jährige Maupassant

Wir wollen hier nicht von seinen vorübergehenden kleinen Junggesellenwohnungen reden, die er immer nur kurze Zeit innegehabt hat und welche die strengste Diskretion forderten; François oblag die Aufgabe, sie ausfindig zu machen und in Ordnung zu halten, und Maupassant trat sie gelegentlich gern einem Freund ab, um ihm gefällig zu sein.

Zwischen dem kleinen Zimmer in der Rue de Moncey und dem Domizil bei Doktor Blanche vergingen nicht mehr als zehn Jahre; in diesem Dezennium veröffentlichte er ungefähr dreißig Bände Verse, Geschichten, Novellen, Romane und Theaterstücke, als ob er fühlte, daß er sich zu beeilen hätte. Während dieser zehn Jahre hat er gelebt, gearbeitet, geliebt und gelitten, und dies alles so intensiv, daß er allzufrüh daran sterben mußte. Ein trauriges Ende sicherlich, aber ein schönes Dasein. (*Deutsch von Margarete Michalowski*)



Tibor Gergely

Der Goldsturz von 1941

Von

Toddi (Rom)

Ohne der Öffentlichkeit auch nur einen Quadratzentimeter ihrer nordisch-weißen Haut preiszugeben, hatte Ugpe Sumigdla Paris in einer Woche erobert. Vielleicht gerade dadurch, daß sie die Kühnheit gehabt hatte, völlig verhüllt und in Pelze eingemummt ihren „Eistanz der Unbeweglichkeit" zu tanzen, war die kleine Pseudo-Eskimodame Ugpe Sumigdla in einer Woche zur Göttin der Pariser Nächte geworden.

Hätte Ugpe Sumigdla vom Eiffelturm gesagt: „Wie abscheulich ist doch dieses Obelisken-Skelett!" — so wäre beim Morgengrauen ganz Paris hingelaufen, um das weltberühmte Eisengerüst der rive gauche niederzureißen. Die Diva der Folies Bergères tat jedoch einen Ausspruch, der noch viel verhängnisvoller wirkte.

Als sie in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai des Jahres 1941, nach ihrer Benefizvorstellung in ihrer Wohnung, eine Toilettentischgarnitur aus massivem Gold vorfand, die ihr ein mexikanischer Bewunderer übersandt hatte, ließ sie das kostbare Geschenk aus dem Fenster werfen und erklärte dabei einer Gruppe von Freunden: „Gold ist das gemeinste aller Metalle. Man muß ein Provinzler aus dem hintersten Winkel sein, um Goldschmuck zu tragen oder Gold begehrenswert zu finden."

Am nächsten Morgen war das „Journal" gezwungen, den Bericht über das große Eisenbahnunglück, bei dem drei indische Maharadschas, zwei Petroleumkönige und die Führerin der englischen Frauenrechtlerinnen getötet worden waren, auf der zweiten Seite zu veröffentlichen, um die erste dem bemerkenswerten Ausspruch von Ugpe Sumigdla einzuräumen. Nach Verlauf von drei Tagen boten die Juweliere der Rue de la Paix Goldringe (18 Karat) um sechs Sous an, ohne daß es ihnen gelungen wäre, auch nur einen einzigen abzusetzen.

Das Gold war aus der Mode gekommen. In Barren und geschmiedet blieb es auf den Jahrmarktskarren der Vorstädte unverkauft liegen, sogar die Bauern begannen sich seiner zu entledigen. Zahllose Strafen wurden verhängt für Wegwerfen von Gold auf offener Straße und an Stellen, an denen Abladen von Schutt nicht gestattet war.

* * *

Am 31. Dezember 1941 hatte die gesamte Menschheit entdeckt, daß das Gold keinen Wert habe, weil es zu nichts zu brauchen sei. Die öffentliche Meinung Frankreichs, dann Europas und schließlich der ganzen Erde, konnte sich an Staunen nicht genug tun, daß durch soviele Jahrhunderte das Gold so hoch bewertet worden war, daß es die Grundlage des Handels, der Finanzwirtschaft und


Käte Wilczynski

„Gut, begraben wir den Mammon — aber merken wir uns das Grab . . .“

zum großen Teil auch die Grundlage der Verbrechen gewesen war, dieses Mineral, gelbgetönt wie so viele andere, glänzend wie so viele andere, aber bedeutend weniger selten als so viele andere. Man schämte sich beinahe, durch viele Jahrhunderte als Edelmetall das Gold verehrt zu haben, das man gleichwohl als „elenden Mammon“ bezeichnet hatte.

Der Rückschlag erfolgte rasch und heftig, wie bei jemandem, der entdeckt, daß er zu hohem Preis und unter schweren Opfern eine gefälschte antike Münze erworben hat. „Goldgeschäfte machen“ wurde ein spöttischer Ausdruck, ein Fallissement zu bezeichnen. Ein zweiter: „Du bist dein Gewicht in Gold wert“ wurde als schwerste Beleidigung anerkannt, ausreichend um einen Ehrenhandel bis zu völliger Kampfunfähigkeit zu rechtfertigen.

Unberührt blieben von der Umwälzung nur jene Stämme, die ihre Valuta am Meeresstrand auflesen, weil diese Valuta aus Muscheln besteht, und jene Wilden, für die eine alte gestärkte Manschette, ein Küchenwecker oder ein paar gefärbte Glasscherben — berechtigterweise — immer größeren Wert besessen hatten als ein Goldklumpen in der Größe einer Melone.

So lagen die Dinge, als im Januar 1942 in Genf die „Große Internationale Konferenz zur Rettung der Großbank und der Internationalen Finanzen“ (Gikrgif) zusammentrat. Der volkwirtschaftliche Zusammenbruch, den die kleine Pseudo-Eskimo-Tänzerin hervorgerufen hatte, hatte Prestige und Kredit aller Emissions-Institute an der Wurzel zerstört. Millionen und Milliarden an Goldreserven waren keinen Cent mehr wert, und die Einwohner aller Länder nahmen viel eher eine alte Briefmarke an Zahlungsstatt an als einen Dukaten. Es war also unerläßlich und dringend, irgendeinen anderen Gegenstand auf den Thron des abgedankten Metalls zu setzen, um wieder einen Unterschied zwischen reichen und armen Menschen, Nationen, Industriegesellschaften und Bankinstituten festlegen zu können und um dem Papiergeld eine Grundlage zu schaffen.

Zuerst wurde vorgeschlagen, die Goldreserven durch große Depots an Zucker-

rüben zu ersetzen. Man erkannte jedoch bald, daß das eine allzu ungleichmäßige Verteilung des Reichtums auf der Welt zur Folge gehabt hätte. Überdies erhob ein internationaler Ausschuß der Zuckerkranken feierlichen und heftigen Einspruch gegen diesen Plan.

Die Menschheit fand selbst Abhilfe, fand sie außerhalb der Kongreßsäle, fand sie in wahrhaft genialer Weise. Sie wählte die *Klugheit* und das *Genie* zur volkswirtschaftlichen Grundlage. Gesetz und Recht hinkten nach, um den bestehenden Tatsachen die Weihe zu geben. Man anerkannte öffentlich, daß in jedem Lande zwei oder mehr geniale und kluge Menschen, die sich zu diesem Zwecke vereinigt hatten, das Recht besäßen, Papiergeld auszugeben, und dieses Geld hatte auf dem Weltmarkt einen Wert, der dem Genie und der Klugheit der Emittenten entsprach.

In den Vereinigten Staaten erlangten die Banknoten der Vereinigung von Alkoholschmugglern (The Crafty Bootleggers Syndicate) alsbald höheren Kurs als das Staatsgeld. Worauf die amerikanische Regierung, um einem Bankrott vorzubeugen, das „feuchte System" wieder einführte.

Internationale Münzeinheit war das *Gehirn* (mit einer Unterteilung in je zehn Hirnchen).

Im August 1942 stieg die italienische Lira um 70 Punkte; im physiologischen Institut von Rom war der Bazillus der erotischen Leidenschaft entdeckt worden und zugleich das Heilserum dafür. An dem Tag, an dem der deutsche Reichskanzler einen Vers von Horaz falsch zitiert hatte, stieg das „Gehirn", das am Tag vorher auf 128 Mark gestanden war, auf 187. Um das Unheil wieder gut zu machen, mußten die deutschen Gelehrten einige zwanzig etruskische Inschriften entziffern und den Raketenmotor erfinden.

Die morganatische Ehe des Königs von Portugal mit einer gewesenen Kellnerin rief in Lissabon eine kommerzielle Krise hervor. Erst durch Abänderung der Verfassung konnte das Gleichgewicht wieder hergestellt werden: von nun an sollte Portugal in den ungeraden Jahren monarchisch, in den geraden republikanisch regiert werden. Revolutionen waren nur mehr in den Schaltjahren zulässig.

In tiefster Heimlichkeit wurde die schöne Tänzerin Ugpe Sumigdla, die in Paris noch immer in Mode war, am 26. Dezember 1942 zum Präsidenten der Republik geleitet. Der Polizeipräfekt, der mit ihrer Überwachung betraut war, hatte in Erfahrung gebracht, daß sie ein Goldringelein angenommen und an ihren reizenden Ringfinger gesteckt hatte. Dadurch war die Volkswirtschaft der Welt aufs neue von einem Umsturz bedroht.

Ergebnis der Unterredung war ein Vertrag: Ugpe Sumigdla hatte ihr Goldringlein in die Seine zu werfen und erhielt dafür die Ehrenlegion.

Aber Ugpe Sumigdla warf ihr Goldringlein, ein teures Andenken, nicht in die Seine. Sie ließ es vernickeln.

(Deutsch von Klara Mautner)



Photo International Graphic Press

Der Boxer Carnera mit Anhängern



Denkmal des Gourmets Brillat-Savarin (Paris)

Alexander Tischler (Moskau), Wandernde Musiker



Photo Dr. Gromelski

Chamäleon in Portugiesisch-Ostafrika

Ein Blatt aus Piranesis „Prigioni e carceri“ (18. Jahrhundert)

Der Eiffelturm in Paris

Blick in das Jahr 1932

Von

Artur Schumacher

Wenn ich es an dieser Stelle unternehme, eine astrologische Prognose für das Jahr 1932 zu geben, so ist dies als ein *Versuch* zu werten. Der heutige Stand der Astrologie kennzeichnet sich durch wissenschaftlich statistisches und experimentelles Forschen, womit sie ihre vielseitige Bezogenheit auf das Leben des einzelnen wie auf ganze Völkerschicksale nachweisen will. Durch die Bestrebung nach Genauigkeit in der Aussage sind ihr aber Grenzen gesetzt, die auf dem Gebiet wirtschaftlich-politischer Prognostik (der sogenannten Mundan-Astrologie) besonders eng gezogen werden müssen. Das liegt im wesentlichen daran, daß sich die politisch-wirtschaftliche Auswertung astrologischer Zusammenhänge bisher nur wenig auf wirklich kritisch gesichtete Erfahrung stützen kann. Das statistische Nachweisverfahren, das die grundlegenden Behauptungen der Astrologie im Zusammenhang mit dem Individuum als richtig erwiesen hat, ist in der Mundan-Astrologie nur begrenzt anwendbar. Die astrologische Prognostik kann daher — im Gegensatz zur astrologischen Diagnostik — bis heute nur Wahrscheinlichkeitsaussagen machen.

Politische und wirtschaftliche Vorgänge astrologisch vorauszubestimmen, beruht auf verschiedenen Systemen. Das gebräuchlichste besteht darin, die *welt*-wirtschaftlichen Zusammenhänge aus den Winkelbeziehungen der laufenden Planeten untereinander im voraus zu erforschen. Aus den Winkelstellungen der laufenden Planeten zu

Von

Erik Jan Hanussen

Der Hellseher hat die Verpflichtung, zu prophezeien: das ist ja sein Beruf, dessen Anforderungen er sich letzten Endes genau so wenig entziehen kann wie der Arzt, der Politiker oder der Meteorologe. Während es aber in den genannten Berufen ohne weiteres als selbstverständlich gilt, daß mal eine ärztliche Diagnose falsch sein kann, eine Operation mißglücken darf, ein Krieg verlorengeht oder daß es Regen statt des angekündigten Sonnenscheins gibt, verlangt man vom Hellseher merkwürdigerweise hundertprozentige Sicherheit, trotzdem doch gerade das Gebiet derMetapsychik nicht nur das dunkelste, schwierigste und ungeklärteste ist, sondern auch das jüngste Wissensgebiet unserer Zeit. Es gelingen mir viele tausend Prophezeiungen, die sich hundertprozentig erfüllen. Wehe aber, wenn ich mir einmal den Luxus erlaube, als Mensch zu irren. Für Hellsehen und Lackschuhe kann man indes keine Garantie leisten. Und nur unter diesem Aspekt mögen die Prophezeiungen gelten, die ich für das Jahr 1932 hier niederlege:

Das Jahr 1932 wird ein Jahr außergewöhnlich großer Umwälzungen sein. In all den Jahren seit dem Ende des Weltkrieges gab es, relativ genommen, zusammen nicht mehr Sensationen, als es in diesem einen Jahre geben wird.

Wir erleben vor allem einen starken Aufschwung innerhalb der Industrie, der aus einem starken Mangel an Rohprodukten sich ergeben wird. Die Preise des Rohmaterials werden stark anziehen und wieder sinken. Kriegs-

den als feststehend gedachten Planetenorten eines Horoskops, aus den sogenannten Transiten (z. B. zum Horoskop der deutschen Republik, zum Horoskop des Reichspräsidenten von Hindenburg usw.), ergeben sich die astrologischen Voraussagen für ein bestimmtes Land.

Das Gesamtschicksal der Völker wurde in den letzten zwei Jahren durch kritische Konstellationen von Uranus, Saturn und Jupiter bestimmt. Aus ihnen resultierte die Weltwirtschaftskrise mit dem Niedergang der bestehenden Wirtschaftsorganismen und der daraus folgenden Verarmung einzelner Völker. Diese Konstellationen sind seit November 1931 vorüber. Für das Jahr 1932 sind wesentlich bessere kosmische Voraussetzungen zur Ausgleichung der stagnierenden Weltsituation gegeben. Wir dürfen dieses Jahr mit einiger Zuversicht erwarten. Kritisch wird noch der Anfang des Jahres sein, der die Währungsfrage wieder stark in den Vordergrund stellen wird. Danach zeigt sich eine wichtige harmonische Winkelbeziehung, ein Trigon von Jupiter zu Uranus, das große Teile des Jahres, insbesondere das Ende des Februar und den Monat Juli, beeinflussen wird. Dieser Aspekt läßt auf eine grundlegende Besserung der weltwirtschaftlichen Lage hoffen. Er dürfte im Zusammenhang mit finanzpolitischen Maßnahmen großen Stils stehen und damit den Anfang für einen neuen wirtschaftlichen Auftrieb geben. Wir können mit durchgreifenden Reformen rechnen, die auf völlig neuartiger Grundlage wirtschaftliche Gesundung herbeiführen werden. Der Wiederaufstieg beginnt!

Zieht man das Horoskop der deutschen Republik und dessen Jahreswerte werden gesucht sein. Chemie, Optik und Elektrizität arbeiten gut. Eine Verteuerung der Lebensmittel setzt ein, welche die momentanen Verhältnisse noch übersteigt. Das Geld wird flüssiger, die Ware gesucht. Der Frachtraum der Weltschiffahrt erlebt eine Hausse, ein deutscher Großhafen, der augenblicklich recht still liegt, wird in Verbindung mit der näheren Lösung der Kolonialfrage — Deutschland bekommt Leihkolonien — wieder stark in Schwung kommen. Der dort still liegende Schiffsraum wird wieder Wert gewinnen. Industriewerte werden überhaupt steigen, während Geldpapiere fallen sollen. Sogar das Gold wird zurücktreten müssen, Edelsteine und vor allem Perlen sinken stark im Kurs. In England kommt es zu einer wirtschaftlichen Krise, welche auch durch die neue Regierung, die sehr drakonische Maßnahmen ergreifen und Schutzzölle errichten wird, nicht behoben werden kann. Es kommt dort zu Arbeiterunruhen. Das englische Staatsoberhaupt schwebt in Lebensgefahr.

Von weltwirtschaftlicher Bedeutung ist plötzlich Rußland geworden, das ein großes Absatzgebiet bildet, nachdem vorher ein Systemwechsel stattgefunden hat. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Monarchie in Rußland wiederkehrt, wohl aber ist mit einer wirtschaftlichen Gefahr für das momentane System ungemein zu rechnen. Behoben wird dieses Moment erst durch den System-Wechsel. Vorher ist das Geld dort leider unsicher angelegt, und es sind Verluste der Lieferanten zu erwarten. Das System Bolschewismus wird nicht nur durch militärische Kraft gesprengt, sondern vielmehr durch Geldmangel.

Hier ist gleich zu bemerken, daß eine

figur mit in diese Betrachtung hinein, so ergeben sich kritische Winkel des laufenden Uranus zu Jupiter und Mond, die aus 1931 heraus bis Mitte Mai 1932 noch viele Schwierigkeiten bedingen dürften. Die allgemeine Arbeitslosen- und Wirtschaftskrise dauert also für uns zunächst noch weiter an. Auch der laufende Jupiter befindet sich Ende Mai und in der zweiten Hälfte des Juli in disharmonischen Winkelbeziehungen zum republikanischen Horoskop. Dies deutet auf ernste Regierungskrisen hin, zumal Brünings Horoskop zu den gleichen Zeiten kritische Transite aufzuweisen hat. Die radikalen Richtungen nehmen in noch größerem Maße zu. Die Folgen werden allgemeine Unruhen sein, die Mitte Februar, gegen den 20. Juni und Anfang August zu erwarten sind.

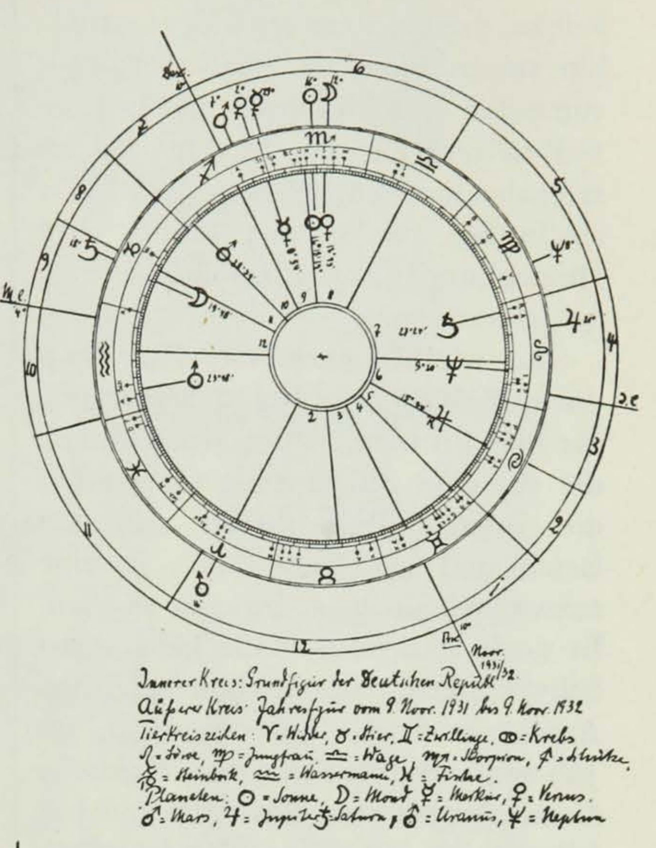
Erst mit September 1932 verläßt der laufende Jupiter die kritischen Winkelstände. Im Oktober und November zeigt er sich in harmonischen Aspekten zur Venus, Sonne und zu seinem eigenen Platz in Deutschlands Horoskop. Diese günstigen Transite werden in erster Linie zur endgültigen Lösung des Problems der Währungsfrage in Deutschland beitragen.

Man kann also zusammenfassend sagen, daß für die Weltwirtschaft mit Ende Februar ein Wiederaufbau einsetzen wird. Deutschland wird davon nicht unberührt bleiben, aber wirtschaftlich steht es, insbesondere bis Ende Mai, noch im Zeichen periodischer Krisen und Unruhen.

* * *

Noch einiges über Hindenburgs, Brünings, Hitlers Horoskop. Das im Osten aufsteigende Zeichen in *Hindenburgs* jetziger Jahresfigur, der sogenannte Aszendent, steht in Konjunktion mit

Horoskop der Deutschen Republik vom 9. Nov. 1918, mittags 1 Uhr 30 Min.



Inflation der deutschen Mark, in dem Sinne, wie man sie vielfach befürchtet, nicht eintritt. Kapitalsflucht aus Deutschland ist heute lächerlich, es gibt keinen Zerfall Deutschlands, im Gegenteil, starken Aufbau. Frankreich und Deutschland werden im Jahre 1932 eine große Strecke wirtschaftlich miteinandergehen. Dadurch kommt es zu einem Aufschwung des Handels. In der ersten Hälfte des nächsten Jahres kommt es zwischen beiden Ländern zu sehr starken Differenzen, die mit einem Kurswechsel der Regierungen zusammenhängen. Die Welt wird nicht bolschewistisch, im Gegenteil, sie wird faschistisch. Über Deutschland kommt eine sehr starke Faust, die kürzere Zeit eine außerordentlich fühlbare Diktatur ausüben wird. Es droht Auflösung des Parlamentes. In der Arbeitslosenfrage wird der kommende Mann mit starker Hand den gordischen Knoten durch-

Jupiter. Diese und andere Konstellationen lassen die große Wahrscheinlichkeit zu, daß der Reichspräsident weiterhin seinen Platz als Staatsoberhaupt, zumindest für das Jahr 1932, trotz starken reaktionären Vordringens der radikalen Parteien, behalten wird. Mehr als in den verflossenen Jahren wird Hindenburg 1932 schwersten Angriffen ausgesetzt sein.

Das nächst interessante Horoskop dürfte *Brünings* sein. In ihm zeigen sich für 1932 kritische Saturn-Mondwinkel, die auf eine zunehmende Opposition der breiten Volksmassen schließen lassen und ihn Ende März in eine schwierige Situation bringen dürften. In noch stärkerem Maße kann diese Schwierigkeit, durch den gleichen Aspekt nochmals hervorgerufen, im Juli zum Ausdruck kommen. Kritische Konstellationen um Ende Mai und Juli fallen zudem mit solchen der deutschen Republik zusammen. Brüning wird daher sehr schwer um seine Position zu ringen haben.

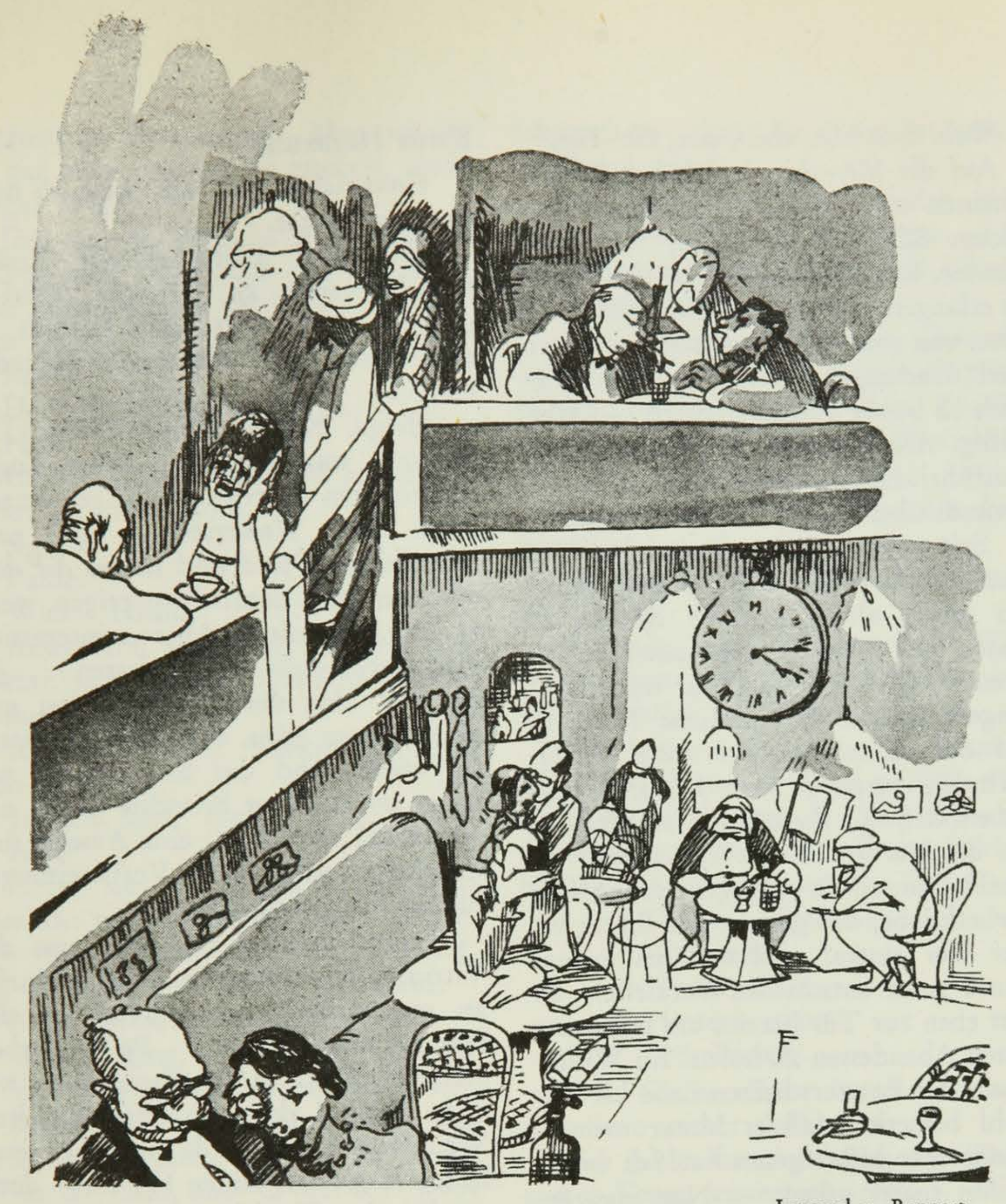
Frappierend ist, daß auch *Adolf Hitler*, dem man für 1932 die größten Chancen gibt, unter schlechten Konstellationen stehen wird. Im Januar, Februar und Oktober erreicht der laufende Saturn das Quadrat der Sonne in seinem Horoskop. Da dieser Aspekt auf das 7. Feld einwirkt, das sein Verhältnis zu den ihm Verbundenen und seiner Anhängerschaft symbolisiert, dürften hierdurch ernste Differenzen und Zerwürfnisse zu erwarten sein. Hitlers Macht wird dieses Jahr auf die schwerste Probe gestellt werden. Für die nationalsozialistische Bewegung an sich ergeben sich daraus noch keine Folgerungen. Schon die Mitte des Januars und der Anfang des Februars wird Hitler größere Auseinandersetzungen und Erschütterungen bringen.

hauen. Für die kommende Politik innerhalb Deutschlands ist aber trotzdem mit einem sehr bekannten Staatsmann der Mitte zu rechnen. Es handelt sich hier um eine Kompromiß-Politik mit der Mitte.

In Südamerika kommt es zu großen Unruhen, in Indien zu einem Aufstand, leider auch zu einer neuerlichen Hungersnot. Starke Erdbebenkatastrophen sind zu erwarten. Im Osten gibt es Krieg. Dort droht dem Bolschewismus die stärkste Gefahr.

In Deutschland gibt es keinen äußeren Krieg, da eine Lösung der Fragen gemeinsam mit dem Ausland erfolgt. Der Bolschewismus macht im Jahre 1932 einen verzweifelten letzten Vorstoß und bricht in seinem heutigen System zusammen. Gandhi erkrankt. In Österreich kommt es zu einem Putsch. In Ungarn bereitet sich der Übergang zur Monarchie vor. Uns nahestehendes deutsches Gebiet wird eine Zeitlang von fremden Truppen besetzt, damit Unruhen vermieden werden.

Im ersten Halbjahr nimmt die Kriminalität sehr zu. Ein zweiter Kürten taucht auf. Zwei Brückenattentatsversuche, ein Eisenbahnattentat. Ein großes Eisenbahnunglück im südlichen Deutschland. Tod eines sehr großen deutschen Gelehrten. Die Niederlage eines deutschen Boxers. Deutsche Fußballmannschaften erreichen Weltrekorde. Im Automobilwesen nicht dieselben großen Erfolge wie 1931. Die Gefahr eines Krieges schwebt über der Welt, der Schatten des östlichen Umsturzes fällt tief in Europa ein. Der Zerfall Chinas setzt ein. Die Kolonialfrage kommt zu einer provisorischen Lösung: Leihkolonien. Das Jahr 1932 ist das Jahr, von dem spätere Geschlechter sagen werden: „Hier war erst der Weltkrieg zu Ende!"



Irmgard v. Reppert

Am 31. Dezember. „... Viertel fünf! Noch acht Stunden — und ich beginne ein neues Leben!“

Was erwarten Sie vom neuen Jahr?

Eine Rundfrage, veranstaltet von

Friedrich Torberg

André Gide:

Herrn Charles R., Redakteur.

Ja, Sie haben recht, teuerster Freund: man muß an ein neues Jahr wohl gewisse Erwartungen knüpfen. Allein, wie diesen Erwartungen Ausdruck geben, ohne durch die Sicherheit, mit welcher man hierbei auf menschliches Ermessen sich zu stützen sich genötigt sieht, sich allzusehr von Gott zu entfernen? Die Verse aus einer Paraphrase Pascals[1]):

[1]) Hier irre ich. Diese Verse stammen aus einer Paraphrase Corneilles.

Weh dem Menschen, der, ein Tor,
Auf die Menschen sein Leben baut

scheinen mir an diesem heutigen Tag, dessen Schönheit so völlig von Gott kommt, besonders mahnende Gültigkeit zu erlangen. Der Abendhimmel ist blaßblau, von rosa Wölkchen zum geringern Teil überhaucht, er ist — wenn man mich so besser verstehen wird —: freiwillig. Doch wollte ich ihn noch des Ausführlicheren schildern, so wäre es hernach überflüssig, ihn zu betrachten.

Seit gestern sind wir drei hier auf dem reizenden Landsitz meiner Tante, der guten alten Madame de C., zu Gaste. Wir drei: das sind meine beiden Freunde Olivier Fl. und der um einiges jüngere Gaston de M. Meine Tante ist auf das rührendste um unser Wohlbefinden besorgt, aber ich muß gestehen, daß mir diese Besorgnis langsam auf die Nerven fällt. Wie reizend erscheint mir doch dagegen der kleine Berberknabe, der gestern aus Biscre sur mer hier eintraf und den ich meiner Tante ganz entschieden vorziehe! Er tritt eben zur Tür herein, um mich zum ersten Abendessen zu holen. Im Widerschein der Fensterscheiben habe ich sehr wohl bemerkt, daß er hinter meinem Rücken gar nichts getan hat. Ich werde es ihm später sagen. — Nun aber erlauben Sie mir zu schließen, ich muß nach dem kleinen Pavillon, in dem wir unser erstes Abendessen einzunehmen pflegen. Gaston hat uns für heute versprochen, die Geschichte seiner ersten Empfindungen beim Anblick meiner Tante zu erzählen. Und eben diese Geschichte ist, wenn dies keine übergroße Vermessenheit höherer Fügung gegenüber bedeutet, meine Hoffnung für das kommende Jahr.

Genehmigen Sie indessen, teuerster Freund, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Gefühle.

A. G.

P. S. Ich werde mich bemüht finden, die deutsche Ueberarbeitung der Geschichte Gastons selbst vorzunehmen.

Knut Hamsun:

Geschrieben von mir, weil ich mich daran erinnerte.

Wir sind Bummler auf Erden. Manche gehen zu Silvester schlafen, manche nicht. Was mich betrifft — aber davon wird erst später zu reden sein.

Helga. Kleine, blonde Helga. Der Himmel war blau, und deine Augen schimmerten so grün wie Algen knapp unter dem Wasserspiegel, geh nach irgendeinem Fjord und laß es dir dort von den Makrelenfischern zeigen, wenn es dich interessiert. Aber es interessiert dich gewiß nicht im mindesten ... Ja, da war also der Himmel blau und deine Augen grün, der Hang fiel sanft ab, oben stand das Sanatorium, wir lagen im Gras, es herrschte Stille, nur manchmal zwitscherte eine Ameise, und sie trafen schon ihre Vorbereitungen für die Silvesternacht.

Darauf machte uns aber erst der Vitriolsäufer aufmerksam. Er schlurfte an uns vorbei und deutete mit der Hand hinauf. Seine Pockennarben glänzten rötlich in der Abendsonne, wie er so dastand, dann schlurfte er weiter. Weiß Gott, was er da alles zertreten haben mag unter seinen Hufen — doch, er glich dem Teufel — — und es freute sich alles schon so sehr aufs neue Jahr.

Willst du gerne hinaufgehn, Helga? Es wird sicher sehr ... ach, wie wird es nun gleich sein. Es wird eben sein, das schon. Sie wollen Punsch brauen, sagte vorhin der Kopenhagener Rechtsanwalt. Ja. Und der kleine Doktor Aagenstrup will eine Neujahrsrede halten, da wird man gewiß ganz fürchterlich lachen müssen, weil er so gute Witze machen kann.

Helga hörte mir reglos zu, sie haßte mich wohl. Ganz deutlich spürte ich ihre Auflehnung gegen dieses Gespräch. Und ich wollte es ihr doch so leicht machen!

Ja, diese Neujahrsrede also, sagte ich. Er ist so witzig, der kleine Doktor

Aagenstrup. So geistreich. Man würde das gar nicht glauben. So gescheit. Nun, Helga? Wie?

Das war es, jetzt hatte ich sie getroffen, und jetzt kam das Gespräch ganz unaufhaltsam in Fluß. Es begann so:

Pause.

Dann sagte Helga: Ach ja.

Hm?

Ich meine: nun wohl. Ich meine: na schön. Ich meine: soso.

So, so.

Pause.

Wie? Nichts.

Andauernd schimpfst du über den Doktor, sagt Helga. Warum? Liebst du ihn?

Ich? Schimpfen? Verzeihung, aber habe ich denn?

Ja. Du hast. Nein.

Also?

Nein, sie will doch hinaufgehn. Nämlich: nein, sie bleibt nicht bei mir. Ihre roten Ohrläppchen wurden hart, und sie stand auf. Helga stand auf.

Nun, auf Wiedersehn, sagte sie.

Und sie ging, ohne Gruß. Da geht sie hin, Helga, klein und blond. Ja.

Arrogantes Geschöpf, Pute du, dumme norwegische Kuh — na ja, ich rief es ihr nach, aber es werdens wohl nur die Käfer gehört haben, denn ich hatte meinen Kopf tief im Gras, ich mußte weinen.

Helga, kleine, blonde Helga . . .

Oedön Horváth:

VI.

Vor dem Fleischerladen draußen im schönen Hernals. Wenn der Vorhang aufgeht, hat *die Lyzeistin* grade vor fünf Minuten das „Neujahrslied" abgebrochen, mitten im Takt. Und jetzt ist auch das Schmatzen des Fleischergehilfen Navratil wieder zu hören. Es klingt wie der tiefere Sinn eines Volksstückes in drei Teilen.

Edi (tritt vor die Tür des Ladens).

Eugenie (kommt von rechts).

Edi: Kisstjand, Gnäfrau. Ich küsse Ihre Hand, Madame. Altes Volkslied.

Eugenie (zwirbelt kokett ihren Schnurrbart): Und die dreiundzwanzig Schilling? Hm?

Edi: Die hat halt wieder der Gschwendner Franz überzogen. Ich wirk eben so auf Männer. Ich könnt selbst nicht sagen, wieso.

Der Gschwendner Franz (kommt von links): Geh, bittich, wegen die paar Netſch. Ich hab sie halt dem Rauchfangkehrer geben, wie ers Neujahrsgeld absammeln kommen ist.

Eugenie: Du bist direkt ein Erlebnis!

Der Gschwendner Franz (lächelt geschmeichelt).

Eugenie: Und Sie, Herr Edi? Wie wirds denn mit Ihnen ausfallen im neuen Jahr?

Edi (geht in seinen Laden, kommt mit einer schwarzen Tafel zurück, wie sie die Fleischhauer in Hernals vor ihren Läden hängen zu pflegen haben, bittäschön. Schreibt auf die Tafel):

Wiener Schnitzler
Rührdeckel
Hinteres mit
Hinteres ohne
Bröselfleisch.

Der Gschwendner Franz: Ja was war denn nacher des?

Edi (sieht ihn verächtlich an): Tepperter Tepp, tepperter! (Ab).

Der Gschwendner Franz (kopfschüttelnd): Aber so dischkuriert man doch gar net bei uns in Wean . . .

Eugenie (nach einer Pause): Pst! Du, Franz!

Der Gschwendner Franz: Na?

Eugenie: Du! Gestern hab ichs erfahren!

Der Gschwendner Franz: Was denn?

Eugenie: Er heißt gar nicht Edi.

Der Gschwendner Franz: Sondern?

Eugenie: Oedön.

In der Luft ist ein Klingen und Singen, als spielten tausend Lyzeistinnen die „Geschichten aus dem Bakonyerwald".

Und jetzt fällt der Vorhang.

Georg Kaiser:

Mich und euch.

MARGINALIEN

Der Triumph der Sklareks

Leo Sklarek als Angeklagter vor der Großen Strafkammer des Landgerichts I, Berlin:

„Ich begnüge mich mit einem Stück Rindfleisch. Ich bin nicht wie andere, die Kartoffelpuffer mit Kaviar brauchen."

„Herr Vorsitzender, es gibt zwei Dinge im Leben. Der eine spielt, der andere liebt."

„Wenn die Sklareks was anboten, waren alle 24 Magistratsmitglieder einig und alle politischen Gegensätze verschwunden."

„Wir haben nie daran gedacht, jemanden zu bestechen. Aber die Frauen lagen ihren Männern in den Ohren mit ihren Wünschen. Schließlich haben wir gesagt: Kommt schon her, wir schenken es euch."

„Herr Vorsitzender, wenn beim Magistrat einer gewesen wäre, der so nachgeprüft hätte wie Sie, dann säßen wir jetzt nicht hier."

Von den drei Brüdern Sklarek liegt der eine auf den Tod krank zu Bett, die beiden andern sitzen auf der Anklagebank, der Untersuchungshaft mit Mühe entronnen. Es sind heute die berüchtigten Sklareks.

Aber einst waren sie die berühmten Sklareks. Einst wurde der Aelteste von ihnen eingeladen, als der Staatsbesuch des Königs Aman Ullah von Afghanistan in der Reichshauptstadt gefeiert werden mußte. Einst hatten die Sklareks auf dem Presseball ihre Rangloge, in der sie jeden bewirteten, der vorbeikam und sich bewirten ließ. Einst unterhielt Leo Sklarek ein Gestüt und durfte sich rühmen, daß keiner so gute Pferde laufen lasse wie er. Einst wandte man sich an die Sklareks, wenn man für einen wohltätigen Zweck oder für eine politische Partei — es brauchte nicht die Partei der Sklareks zu sein — bares Geld brauchte. Einst ließ Max Sklarek zur Einweihung seines Jagdhauses im mecklenburgischen Städtchen Waren das Essen für dreißig Personen in Autos von Berlin herbeischaffen, dazu die Kellner und die Musiker. Einst kamen sie alle gern, folgten der Einladung oder drängten sich ungeladen hinzu. Es soll einen silbernen Pokal geben, vom Pfarrer Wolf gesegnet, der die Namen der guten Freunde eingraviert für die Nachwelt aufbewahrt.

Noch früher wanderte aus dem Russischen ein Schneider nach Deutschland. In Berlin beförderte er sich selbst zum Konfektionär. Seine drei Söhne schickte er bei der Konfektion in die Lehre. Als sie ausgelernt hatten und das Elternhaus verließen, gaben sie ihrer Existenz den feinen Zuschnitt, indem sie nicht in möblierten Zimmern, sondern im Hotel wohnten. Dann erreichten sie ihre Naturalisation, dann machten sie sich selbständig. Der Krieg half ihnen dabei. Es begannen die Gründungen, es begann der Aufstieg.

*

Wie erklärt sich ihr Erfolg? Läßt er sich überhaupt erklären?

Einer allein wäre vielleicht nicht hoch gekommen; am wenigsten vermutlich Willy allein. Willy ist ein kleiner, wohlgekleideter, kahlköpfiger Mann, zur Fülle neigend, mit rundem Kindergesicht und verwunderten Aeuglein. Bisweilen bricht aus ihm unerwartet die Kraft eines heftigen, ungebärdigen Temperaments. Sonst gibt es in der Gerichtsverhandlung nicht viel an ihm zu entdecken.

Max, der älteste, ist von Anfang an verhandlungsunfähig und wird nicht mehr verhandlungsfähig werden. Man kennt ihn nur aus Aeußerungen über ihn, namentlich aus Aeußerungen der Brüder. Sie sind mit Vorsicht aufzunehmen, aber sie ergeben doch ungefähr ein Bild. Danach ist Max die be-

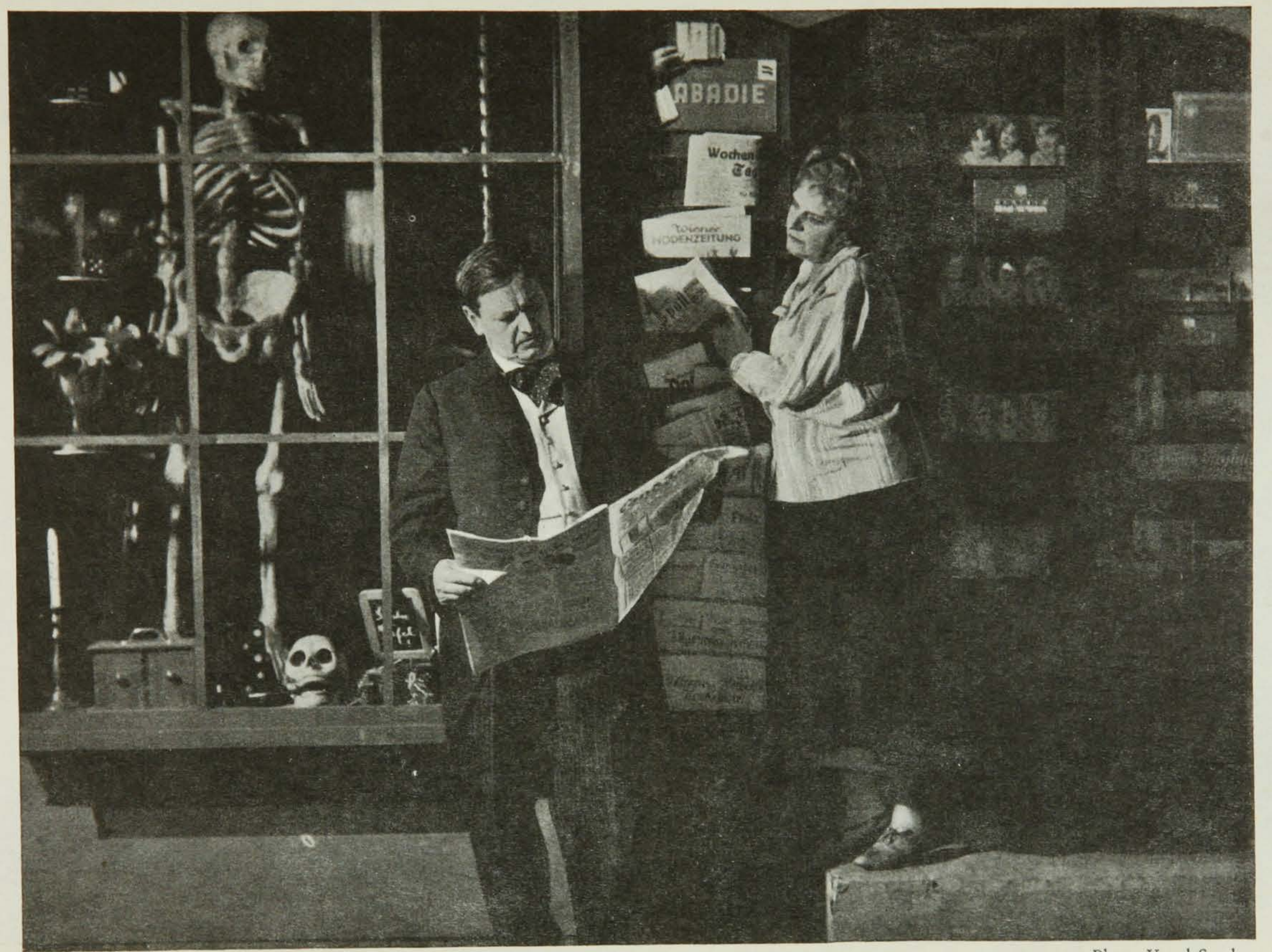


Photo Vogel-Sandau

Hans Moser (Zauberkönig) und Lucie Höflich (Tabaktrafikantin)
in Oedön Horvaths „Geschichten aus dem Wiener Wald“ (Berlin, Deutsches Theater)

Chinesische Kamelführer aus der T'ang-Zeit, 8. Jahrh. n. Chr.
(Fayence)



Photo Leo Rosenthal

Leo und Willy Sklarek in Moabit



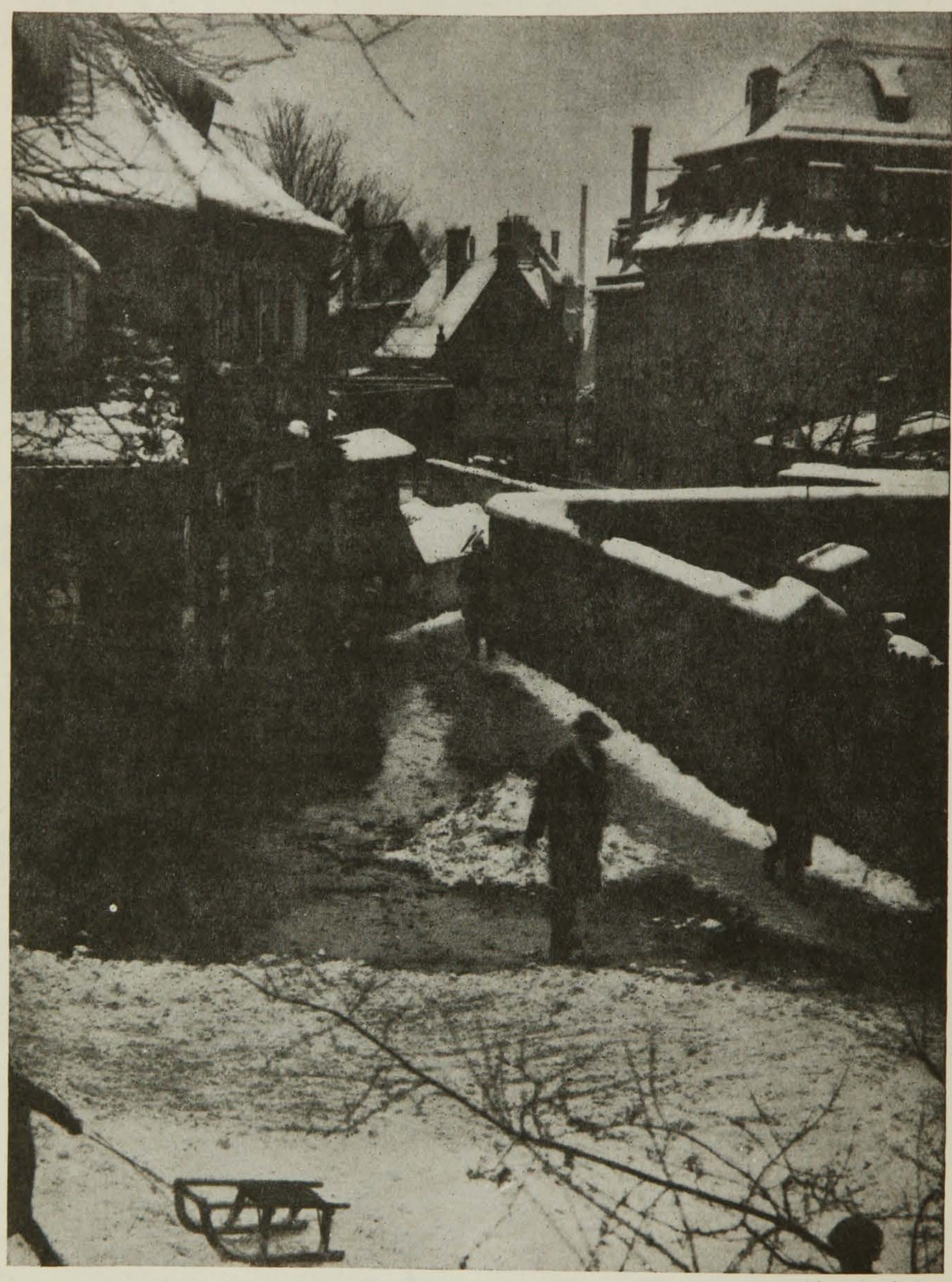


Photo Rumbucher

In Augsburg

herrschende Persönlichkeit gewesen, überlegen bis zur unwillig ertragenen Diktatur. „Wenn man mal zu Max ins Büro kam, hatte er das Telefon in der Hand und spielte den Generalfeldmarschall", erzählt Leo. Bei ihm verkehrte nur die Elite der Geschäftsfreunde; wie er sich ausgedrückt haben soll: „Bei mir kommt nur die Garde ran." Er repräsentierte, er pflegte die glanzvollen Verbindungen, er führte die wichtigen Verhandlungen.

Vielleicht den besten, man darf sagen: den liebenswürdigsten Begriff von den Brüdern Sklarek vermittelt Leo: klein, wohlgekleidet und glatt rasiert wie sein Bruder Willy, aber nicht kahlköpfig, sondern das volle Haar sorgfältig gescheitelt in einer Art, die an einen Lohndiener erinnert. Aber in seinem Wesen hat er nichts Lakaienhaftes. Er verfügt über schlagfertigen, berlinisch gefärbten Mutterwitz, nennt etwa eine aufgebauschte Erfindung geringschätzig eine „Zigarrenkiste mit 'n Triesel drin", hat gern die Lacher auf seiner Seite und erzielt, manchmal unabsichtlich, öfter absichtsvoll, dröhnende Heiterkeitsausbrüche des überfüllten Gerichtssaals. Wenn einer der angeklagten Stadträte bekennt: „Ich war doch nur ein ganz popliger Kerl den Sklareks gegenüber", so hat Leo wenigstens vor den kleinen Anhängern nicht den großen Mann herausgekehrt. Er verleugnete seine Menschlichkeit nicht und verstand sich auf fremde Menschlichkeit. Die Kleinen mußten sich wohlfühlen in der Gesellschaft des Großen, der sich so volkstümlich zu geben verstand.

*

Die Sklareks gingen offenbar von Anfang an darauf aus, ihre Waren nicht an Privatleute abzusetzen, sondern die Kundschaft der Behörden zu gewinnen. Als Kriegslieferanten werden sie ihre hohe Schule durchgemacht haben. Dann eroberten sie sich die Verwaltung der Stadt Berlin. Und damit hatten sie, was sie brauchten: eine Behörde, oder viele Behörden, ohne die strenge Zucht der Behörden.

Wer gehörte nicht alles zur Verwaltung der Stadt Berlin! Welche Kreise, welche Berufe, welche Interessen waren nicht damit verknüpft! Und ihnen allen gegenüber wandten die Sklareks ein Geschäftsprinzip an, das außerhalb der Behörden sehr lobenswert ist und das genannt wird: *Dienst am Kunden.* Für den Kunden — so war ihr Grundsatz — alles. Die Kunden durften um Gefälligkeiten nachsuchen, um Fürsprachen, um tatkräftigen Beistand bei Ueberwindung peinlicher Verlegenheiten, zum Beispiel bei der Vertuschung eines Defizits, dessen Bekanntwerden die Amtsführung des Kunden oder die Partei des Kunden kompromittieren konnte. Die Kunden sollten sich mit Vorrang bedient fühlen, auch wenn sie nur privat einkauften, sie sollten wetten dürfen, ohne zu verlieren, sie sollten sich amüsieren können, ohne zu bezahlen. Und als sich herumgesprochen hatte, was dieser Dienst am Kunden alles leistete, da fehlte es nicht an Kunden.

Aber es kamen nicht nur Kunden. Es kamen auch die, deren Leidenschaft es ist, dabei zu sein. Es kamen die Leute von kleiner Herkunft, die sich auf dem Wege über ein Stadtverordnetenmandat zu einflußreichen Stellungen hinaufgearbeitet hatten und nun auch den Glanz der großen Welt zu genießen sich sehnten. Die große Welt der diplomatischen Empfänge, der schöngeistigen Salons und der künstlerisch-literarischen Zusammenkünfte blieb ihnen verschlossen. Wo gab es sonst noch große Welt? Bei den Sklareks! Wer bei den Sklareks sein durfte, der war mit dabei. Man bildete sich ein, dabei zu sein, wenn man auch nur bei den Sklareks war. Die Sklareks hatten die Witterung. Es wurde ein Riesenerfolg.

*

Noch halten sich die Sklareks nicht

für besiegt. Der Prozeß zieht sich hin, von Zwischenfällen bedroht, der Termin des Urteils läßt sich nicht absehen. Vorläufig fürchten sich die Sklareks auch nicht vor dem Urteil. Sie meinen, es könne ihnen nicht viel passieren, weil sich zu viele mit ihnen kompromittiert haben. Und wenn sie selbst verurteilt werden sollten, auch für diesen Fall haben sie noch nicht kapituliert. Eines Tages hoffen sie wieder obenauf zu sein, und eines Tages, wer weiß, werden sie wieder obenauf sein.

Inquit

Diagnose. Herr Sasson, dem rasch erworbener Reichtum gestattete, sich von allem Teueren das Teuerste zu gönnen, hatte, sobald es so weit war, Tarnier, Frankreichs berühmtesten Geburtshelfer, zu Madame Sasson kommen lassen. Als alles glücklich vorbei war, stotterte Tarnier: „Dank, Dank — ja — merkwürdig, daß das Baby nun doch schwarz ist — ein Negerkind — eigentlich nicht merkwürdig — meine Frau hat mich ja vorbereitet — stellen Sie sich vor, Meister, als Christine im ersten Monat war, wohnten wir auf dem Lande, in meiner Villa. Ein Zirkus war da, und Madame ging zwischen den Feldern spazieren — plötzlich verfolgt sie ein Boxer aus dem Zirkus, ein Neger — Madame rannte, rannte und brachte sich in Sicherheit, ist aber natürlich furchtbar erschrocken, nicht wahr? Und so —"

„Mhm" nickte Tarnier. „Sagen Sie, mein Herr, sind Sie ganz sicher, daß der Boxer Madame Sasson nicht eingeholt hat?" *Ast.*

Kleine Humorlosigkeiten

„Gestatte, daß ich dreimal kurz lache: Ha, ha, ha!"

„Hermann und Dotherea."

„Bon, sagte der Graf, denn er sprach fließend englisch."

„Mensch, Maier!"

„Wie kommst Du mir denn für?"

„Fürnehm."

„Kaum unglaublich."

„Das so wie noch!"

„Allerleihand!"

„Ich ergreife die Feder und stippe in die Tinte!" (Briefanfang.)

„Piprikaschnatzel." (Paprikaschnitzel.)

„Munterer Knabe."

„Jüngling im lockigen Haar."

„Auf Wunsch einer einzelnen Dame, die nicht anwesend ist."

„Erzähle mal einen Schwank aus Deiner Jugend."

„Meiner unmaßgeblichen Meinung nach."

„Blau wie ein Märzveilchen."

„M. w. m. W." (Machen wir mit Wonne.)

„Nicht in die Tüte!"

„Die Perle vom Lande."

„Nun aber ein bißchen Gang, Mathilde!" *Hans Zwinger.*

Niedrige Anwürfe. Der politische Charakter der Reise Schobers widerlegt am besten die niedrigen Anwürfe über ein angebliches Week-end des Vizekanzlers. *(Neue Freie Presse, Wien)*

Ein Vorschlag, meine Herren!

Saht ihr je lachen einen Korb?
Ich nicht, und dies hat mir verdorb-
en manche Stimmung, und ich sann,
Weshalb ein Korb nicht lachen kann.
Und als ich jüngst beim Frühstück saß
Und weltvergessen aß und aß,
Kam mir, beim Kaun des Brezels,
Die Lösung dieses Rätsels.

Ein Korb ist darum stets betrübt,
Weil es auf „Korb" kein Reimwort gibt.
Und neidig starrt der Korb auf „Brot",
Auf „Kot", auf „Not", ja selbst auf „Tod".
Ach, alles reimt sich, auch der Mensch
Erzwingt den Gleichklang sich durch „Lunch",
Ja und sogar auf Postbote
Reimt sich zur Not noch Ostgote.

Darum ein Vorschlag, meine Herrn!
Was uns nicht nah erscheint — ist fern,
Und wer nicht hungrig ist — ist satt.
Wer aber keinen Durst grad hat,
Was ist mit dem? Nun, der ist storp!
Ich wiederhole: storp! storp! storp!
Fragt nun der Kellner: „Kognak?"
Ich ihn mit „storp" davonjag'.

Wie praktisch ist doch dieses „storp".
Vor allem ist's — der Reim auf „Korb"
Dann ist's des „durstigs" Gegenteil.
Und drittens ist es wichtig, weil
„Undurstiger" sehr häßlich klingt,
Doch „störper" in den Ohren singt,
Und außerdem ist „störper"
Der einzge Reim auf „Körper"!

Otto Eis



Das ideale Einkommen

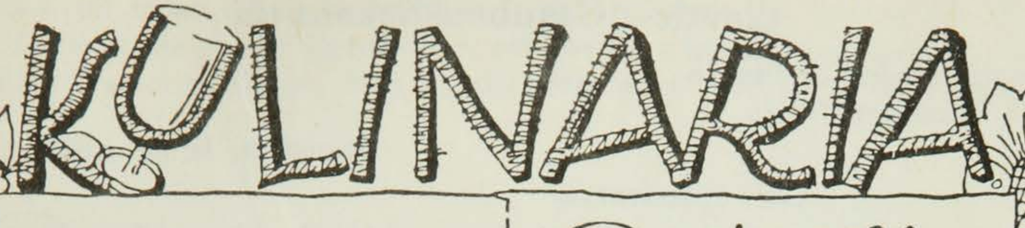
Einer Gruppe berühmter Leser hat der Londoner „Daily Herald“ kürzlich die Frage vorgelegt: Welches wäre das ideale Einkommen für Sie? Wieviel Geld wünschten Sie jährlich zu haben? Unter den Gefragten war Bernard Shaw, der Schriftsteller, Edgar Wallace, der Vater der Kriminalromane, Mrs. Clynes, die Frau des Home-Secretary, Beatrice Seymour, G. K. Chesterton, Ellen Wilkinson und Lady Duff-Gordon. Die Antworten waren sehr verschieden. Von einem Minimum von einem Pfund im Tag, das Mr. Wallace verlangte (er muß eine ungeheure Menge von 1000 Pfunden im Jahre verdienen) bis zu Lady Duff-Gordons offener Erklärung, daß es sehr, sehr schwierig sein müßte, mit weniger als £ 6000.— im Jahr auszukommen! Herr Shaw glaubt, daß £ 400.— angenehm seien. Es ist sehr interessant, daß diese Summe oder wenigstens eine sehr ähnliche von den meisten als ein genügendes Einkommen angesehen wurde. Von 8000 bis 10 000 Mark im Jahr! Das scheint allen diesen Leuten, die doch weit mehr Geld verdienen, die wünschenswerteste Summe für alle vernünftigen menschlichen Bedürfnisse.

Gilbert Frankau gibt als Antwort den Satz Micawber, daß das ideale Einkommen darin bestehe, 1 £ mehr zu bekommen, als auszugeben, und Walter Hackett erklärt, das ideale Einkommen sei jenes, welches mancherlei Luxus verspricht und ihn nie ganz gibt.

Lady Duff-Gordons Lebensnotwendigkeiten: „Ein Stadthaus, ein Landhaus, ein guter Wagen, ein paar Feiertage in Monte oder sonstwo mit der dazu notwendigen Ausstattung, schließen doch eigentlich eine Menge Unannehmlichkeiten und Arbeit in sich ein. Das Leben einer Person, die 120 000 Mark im Jahr verbraucht, ist notwendigerweise komplizierter.

Die Leute kaufen, was sie absolut notwendig haben, um ihren Lebensstandard aufrechtzuerhalten, und diese Armen finden immer am Ende des Jahres, daß die Sache zuviel gekostet hat.“

Es existiert in der Literatur keine idyllischere Geschichte als „Die Privatpapiere des Henry Ryecroft“ von George Gissing. Gissing selbst kannte all die ökonomischen Unsicherheiten des armen literarischen Arbeiters in einer großen Stadt. Sein ganzes Leben lang sehnte er sich nach Sicherheit und Frieden, und obgleich er beide nie fand, hat er in Henry Ryecroft sein Ideal eines kleinen Paradieses festgelegt: ein kleines Haus auf dem Land; ein Garten; eine einfache und geräuschlose Haushälterin, ein paar Bücher, einfache, gute Nahrung, und ein kleines Vermögen, das für alles aufkommt. Er wünschte sich keine Familie, keine „Erholung“, keine komplizierte Lebensmaschine. Diese einfache Mönchsexistenz erscheint fast jedem Mann und jeder Frau zu irgendeiner Zeit im Leben als die wünschenswerte. Zu anderen Zeiten zeigen sich die unendlich variierten Erscheinungsformen: Kinder, Schulen, Miete, Krankheiten, Kleider, Nahrung, Feuer, Spiel und Arbeit. Die Lebenskunst ist, immer ein wenig übrig zu haben und an die nächste Lebensstation mit einem kleinen Ueberschuß von der letzten überzugehen. Der Kreis der Wünsche darf nicht zu hart auf die ökonomische Lebensmöglichkeit drücken, der Unterschied zwischen Armut, das heißt: weniger zu haben, als man braucht, und Reichtum, das ist: mehr zu besitzen, als man braucht, ist sehr fein. Im allgemeinen wünscht man frugaler zu leben, wenn man weniger besitzt, und hat dann wohl auch weniger Bedürfnisse. Ein einfaches Leben ist sicher das beste, wenn ein gewisser Reichtum des Geistes seelische Genüsse möglich macht.



Peltzer
Telefon: A2 Flora 1017, 1705

Gut essen und trinken...
und doch preiswert bei guter Musik ... in einem der schönsten Räume der Welt
WEINRESTAURANT
TRAUBE
Hardenbergstraße 29 a-e am Zoo

CASCADE
W. RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Zum Tanz spielt
Kapelle Arpád Czéglédy
Telefon: Bavaria B 4 0145 u. 1945

Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und der Feinschmecker Berlins

RIO-RITA
TAUENTZIENSTR. 12
DIE TANZ-BAR
4½ Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr

FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester Berlins
Originellste Unterhaltung
4³⁰ Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost

5 Uhr Tee
DACHGARTEN BERLIN AM ZOO
FRITZ UNGER
Hardenbergstr. 29 a-e
Gedeck M 2.–

HAWIBE

Claudels Glaubensbekenntnis

Consulat général de France
à Francfort-s/Main

Francfort, le 24 juillet 1912.

Cher monsieur.....

Je vous remercie de votre aimable lettre et je suis très satisfait de voir que vous êtes maintenant entièrement d'accord avec monsieur Hegner (à qui j'ai écrit hier).

Vous êtes bien aimable de vous occuper d'une étude sur moi et je vous adresserai dans quelques jours les détails qui peuvent être de nature à intéresser le public allemand. Mais je suis très occupé en ce moment et je vous demande de vouloir bien patienter un peu. La « Gazette de Francfort » est très aimable et très bien disposée à mon égard. Cependant je me rends compte que sa ligne politique générale ne doit pas lui rendre très sympathique les idées qui sont les miennes. Peut-être vaudrait-il mieux ne pas lui demander plus que ce qu'elle a fait jusqu'ici.

Monsieur Hegner vous communiquera les articles que je lui ai fait envoyer.

L'idée générale que je me fais de ma mission artistique est celle-ci : Si brillante qu'elle soit en apparence, la civilisation moderne, abrutie de bien-être et de matérialisme, offre aux plus hautes et aux plus intenses facultés de l'esprit, telles qu'elles sont manifestées par l'art, un champ d'action de plus en plus restreint et une atmosphère de plus en plus délétoire. Ce n'est pas par des vagues conseils hygiéniques et par une morale purement négative qu'on fera sortir de l'homme ce trésor d'énergies prodigieusement intenses et lumineuses qui ont fait de la chrétienté ce qu'elle est et qui la sauveront de ses deux ennemis, l'anarchiste et le bourgeois. Il n'y a qu'une hygiène pour l'Européen s'il ne veut pas tomber au niveau du Chinois ou de l'Indou, c'est la terrible hygiène de la croix. L'héroïsme n'est pas un luxe, c'est une nécessité pour tous. Il faut qu'il monte avec intrépidité sur la croix et qu'il confesse sa foi en un idéal tel qu'il soit plus grand que lui, et que, *catholique* (c.-à-d. universel) il suffise à l'absolu tout entier avec toutes ses facultés, sans en excepter une seule, mais annoblies et divinisées. *(Non veni solvere sed adimplere).* Dans la vie intellectuelle comme dans la vie morale il faut accepter la *Crux*, c.-à-d. l'écartellement sur deux principes non pas contradictoires, mais perpendiculaires sans laisser jamais diminuer *la foi*, le principe féodal de confiance en un Dieu personnel qui est la vérité et l'amour. Il n'y a pas de contradictions dans la religion, il y a des mystères, il y a des *croix :* ces croix qui raturent et qui servent ceux ignorants à signer. — La croix nous dépasse de tous côtés et nous tire jusqu'à la dislocation dans tous les sens. « *Quantum potes, tantum aude* ». C'est à ce chevalet, c'est à cette terrible école de perfection qu'il faut nous remettre, si nous voulons obtenir des résultats même médiocres. Il nous faut un principe fixe. Tout le reste n'est qu'une molle callisthénie, une inefficace « gymnastique suédoise ». L'art consiste avant tout dans expression (l'expression aussi implique le pouvoir). Or ce qu'il y a de plus important d'exprimer aujourd'hui, ce sont les vérités éternelles si cachées et si intimes, à mettre au dehors ce qui était dedans à la rendre attrayantes et désirables — compréhensibles, et solubles, non plus seulement à l'intelligence, mais au cœur : qu'elle devienne pour nous aussi simple et naïvement désirable que des fleurs, du pain, du vin. J'ai essayé de reprendre l'œuvre du grand artiste allemand Richard Wagner, là où il l'avait laissée, cette œuvre qui a eu une si grande influence sur moi comme sur toute ma génération.

Après avoir montré dans la précipité (sic) formidable qui termine la Tétralogie la « Catastrophe de l'Imagination », cet homme admirable et vraiment complet, si charnel et si mystique, dans les dernières années de sa vie se tournait vers



Mont-Salvat et le Graal. Wagner m'a certainement beaucoup aidé dans le pénible travail qui m'a ammené de l'incrédulité à la foi.

Je vous serre bien amicalement la main.

P. Claudel

Lyonel Feininger

Von *August Ewald*

Schon ist er sechsunddreißig, da fängt er an, aus der wimmelnden Wabe, die Montmartre heißt, das Gift herauszupressen: die Farbe, den Taumel, den Aufruhr und die Gefahr — ein Vernichter des physikalischen Raumes, gleich zu Beginn, durch den Phantasiewuchs seiner Menschen, unter denen der Poet und der Bürger, das Subjekt und der Maler, das Weibsbild und der Abbé, die schillernde und böse Substanz der Gosse durchschnuppern, aufrühren oder vergeistigen, ein zeitloser Narrentanz mit spitzen Weltuntergangshüten und geladen mit den untergründigen Ausschweifungen ihrer wilden, violetten Gehrocksdemagogik. Darüber hinaus aber ein Symbolist von seltener Deutungskraft. Denn das inquisitorische Stocherungsgelüst der Soutane wird dämonischer verwirklicht und überboten von dem des *Kanalreinigers*. In seinen glücklichsten Augenblicken knetete van Gogh einen solchen farbigen Abschaum, im Grasgrün der Beamtenmütze, mit hundegelben Augen und dem geilen schwälenden Blitz nach der Dirne. Ein Charakter wie aus der Hand Baudelaires entsprungen und, wie alle anderen, ein solcher, der an einer Last trägt, die jenseits jeder Wage und Verantwortung liegt. Und riesengroß und schräg ins Ganze schiebt sich der Tod, gefolgt vom Bürgertrott und voraufbeschrien vom Jahrmarktsrufer. Das ist die eine Seite seiner Welt, die mit einem unerhörten Sinn für den visionären Tupfen und die wollüstig vibrierende Haut des Bildes den ersten Einbruch des Malers ins Uebersinnliche bezeugt.

*

Der expressionistische Irrtum der Zeit vollendet das Unerhörte: er läßt ihn sich selbst finden und ganz das werden, was er ist, ein Raumfanatiker und Jenseitssucher, den die Schattentiefe des Blicks und Ueberschneidungsmasse der Gesichte von der „Wirklichkeit" abdrängt in die Irrealität der Linie und in die skeptischen Abgründe der Fläche. Was das Dunkle und Geheimnisgraue angeht, ein Schicksalsdichter und Poe der Palette, was den schwankenden Bestand, die Traumgefahr und den zerrieselnden Gefühlsgrund betrifft, ein Zeitgenoß der Schnitzler und Kubin! Im Symbolischen baut er nun an vielen Brücken: an jener, die auf süßen lyrischen Bogen wie ein Hauch hinüberspringt, an der anderen, die sich konstruktiv, wie ein dramatischer Anstieg, ins Jenseitige schrägt, und an der, die mit gewaltigen epischen Kuben zugleich ein Ende und Uebergang ist. Ein Ende, als das Resumé der Kriegszeit, unter deren, alle



Berlin, Nationalgalerie

Lyonel Feininger, Kanalreiniger (Oel)



Galerie Hartberg, Berlin

Aurel Bernáth, Geschwister (Oel)

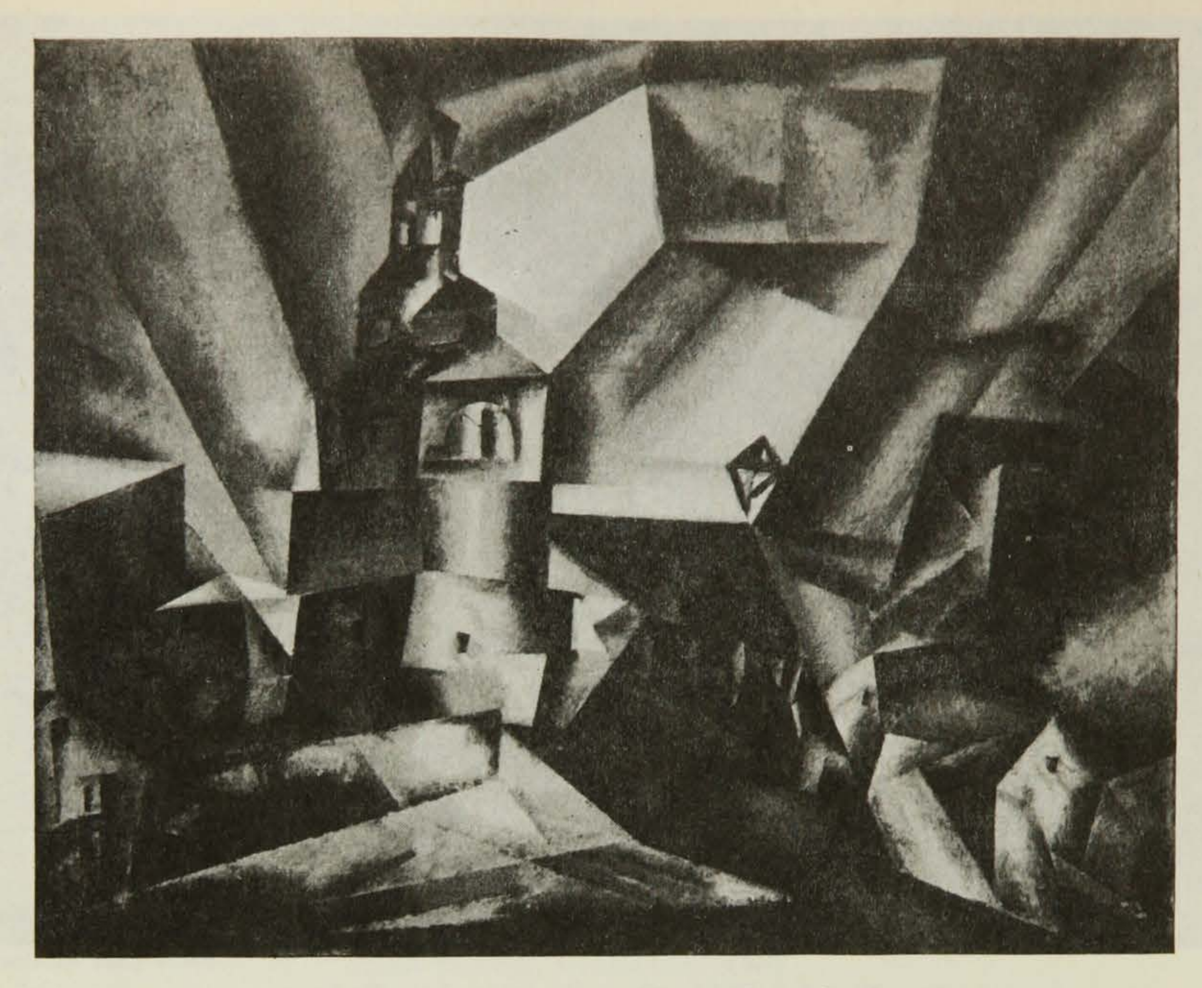
Max Pechstein, Selbstbildnis mit Familie (Oel)

Photo Edda Reinhardt

Der Plastiker Pablo Gargallo mit seiner Tochter

Photo Ewald Hoinkis

Der 50jährige Maler Max Pechstein mit seinem Sohn



Lyonel Feininger, Markwittach (Oel)



Sammlung Wolters (Paris)

Paul Lefèbre, Abendlandschaft mit Windmühlen (Oel)

Maße verrückendem, Blickpunkt er ihn auch in sich selbst verschieben und, mit der Schattenmasse der Blöcke, den Raum ins Vieldimensionale sich zerklüften fühlt und den gelben Kirchturm auf dem Hügel, als eindrucksvollstes kubisches Denkmal jener Jahre, wanken und nah am Einsturz sieht — ein Uebergang jedoch, insofern bei dieser Brücke, als dem Ausdruck einer sich befreienden Zeit, die Transparenz der Materie und die astrale Durchdringung des Stoffes einsetzt. Wohl donnern auch hier die Wogen um die Pfeiler, auf denen, grau und grün, der hohe Bogen sich hinüberschwingt, aber das lineare Gewitter aus sich schneidenden und atmosphärisch sich durchschichtenden Lichtstürzen und Windstößen führt nun den Blick in den neuen, in den spektrischen Raum. Doch steht das in diesem Abschnitt seines Schaffens, am Bauhaus in Weimar, noch vereinzelt. Die Grundnote seines Elements von damals ist — wie die von Montmartre in dem Lauern und der Gefahr die gespannte Ruhe und in dem Rausch und der Revolte die Bewegung war — der Sturm, der absolute Sturm. Der fegt die Bäume um die Brücken, der wirbelt, in dem Dorf mit der schwarzen Linde, die Starrheit der allseitig ins Uferlose greifenden Wände und des gewaltigen Wipfels um- und ineinander, der jagt, in der Stadt mit der weißen Kirche, den Wanderer durch die Schatten und bringt den hellen Hof um den Mond und die Sterne zum Zittern. Die Farben drehen sich wie Pfauenhälse, und seine wühlende Pupille ins Visionäre, vor der der Mensch immer kleiner wird, arbeitet nicht unähnlich jenem viel beobachteten Lichtkampf der Geister kurz vor dem Umbruch ins Helle.

*

Eine gespenstische Helle! Eine solche, durch die man die Sphären wie Scheiben sieht, als Fragmente zerbrochener Welten, die noch irgendwo im All geistern. Fahlblaues Licht rührt an schwebende weiße Schatten, die vom Unendlichen niederhängen und manchmal mit klirrenden Schauern durch die Welt wehen. Es ist die Durchsichtigkeit von hintereinanderstehenden Scherben, deren Bruchstellen wie metaphysische Gespinste weiterwirken: eine weinrote Scheibe, die eine Wolke, eine zitronengelbe, die ein Sonnenuntergang ist. Alles aber ist „gesichtet“ in einem imaginären Punkt, der den Blick zum Sammeln zwingt und einem astralen Raumgesetz auf die Spur hilft. Mensch und Ding werden immer kleiner, je drohender die Wolke oder ihre Schatten werden. Die Segel werfen ihre Fata morgana wie dreieckige Probleme ins All, wo sie irgendwo ein Wasser auffängt und in den Raum hinüberspiegelt. Denn das Unabwendbare spannt sich auch

hier über den pessimistischen Adel seiner Welt, die mit ihrer unheimlichen Erscheinungsstille im Mittag sich wohl vom Sturm, aber nicht durchaus vom Dunkel gelöst hat. Daß der *Dampfer Odin* in den Untergang fährt, ist ein traumhafter Alp, dessen das spektrische Zwielicht der grünlichen Meeresruhe uns als eines Verhängnisses versichert; daß über dem Gehöft in Braun und Weiß kein guter Geist schwebt, sagt das seltsame, erschreckende, fast wirkliche Heraustreten der bleichen Mauern aus dem Traum, unter den wagerecht sich kreuzenden Wolkenstößen; und daß hier ein Romantiker der Räume dem Schicksal huldigt, die geisterhafte Ruine, an der Strahlen, Scheiben und Trümmer nicht sie selbst sind, sondern Ahnung und Sinnbild, daß der ganze Besitz der Seele nicht mehr ist als Bruchstücke des Scheines. Das Blau, das durch die Oeffnung fällt, versammelt, wie ein romanischer Bogen, noch einmal die Peinen, die Mystik und die Nacht.

*

Der Pessimismus dieses Menschen ist eine so abstrakte, von jedem Stoff gelöste Einbettung ins Graue, in die Unentrinnbarkeit und in die Träume, seine Menschen sind ein so vom Riesengroßen und Bösen über das Gehetzte und Menschliche ins Winzige und Resignierte gleitendes Geschlecht, daß der ethische Puls seiner Palette als der vollkommene Ausdruck dieser seufzenden Zeit zu gelten hat, wie die künstlerischen Mittel: lineale Gradheit und Verantwortlichkeit gegen Statik und Fläche, als Urbild des architektonischen Aussehens der Gegenwart.

Der alte Paul Lindau hatte sich einen Liebermann gekauft, ein Oelgemälde — Preis 7300 Mark. „Aber ich bereue es nicht", pflegte er zu sagen. „Zehnmal im Tag sehe ich es mit Freude an. Jeder Blick zwei Mark."

Roda Roda

Toscanini in Bayreuth. Im Tristan klopfte Toscanini während einer Probe plötzlich ab: „Wo bleibt Beckenschlag, Beckenschlag?"; worauf der Orchestermusiker: „Hier steht von Mottl ‚gestrichen' ".

„Nix Mottl, nix Mottl, hier Richard Wagner!", rief da Toscanini empört. — Im Tannhäuser kritisierte er ein „diminuendo". Das Orchester widersprach. Darauf ließ er die Partitur kommen, schlug das Titelblatt auf und bemerkte scharf: „Meine Hehrn, Tannhäuser von Richard Wagner, und nix anderes."

Paul Bourget, der bejahrte Liebling der Pariser, soll einmal gesagt haben: „Wenn ich eines Tages merken sollte, daß meine Schaffenskraft nachgelassen hat, die Elastizität meines Geistes: sofort würde ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen."

Der Maler Forain: „Feuer!"

Aus einem Nekrolog. Sein letzter Satz an mich: „Wann werde ich endlich die Freude haben, Sie wiederzusehen?"

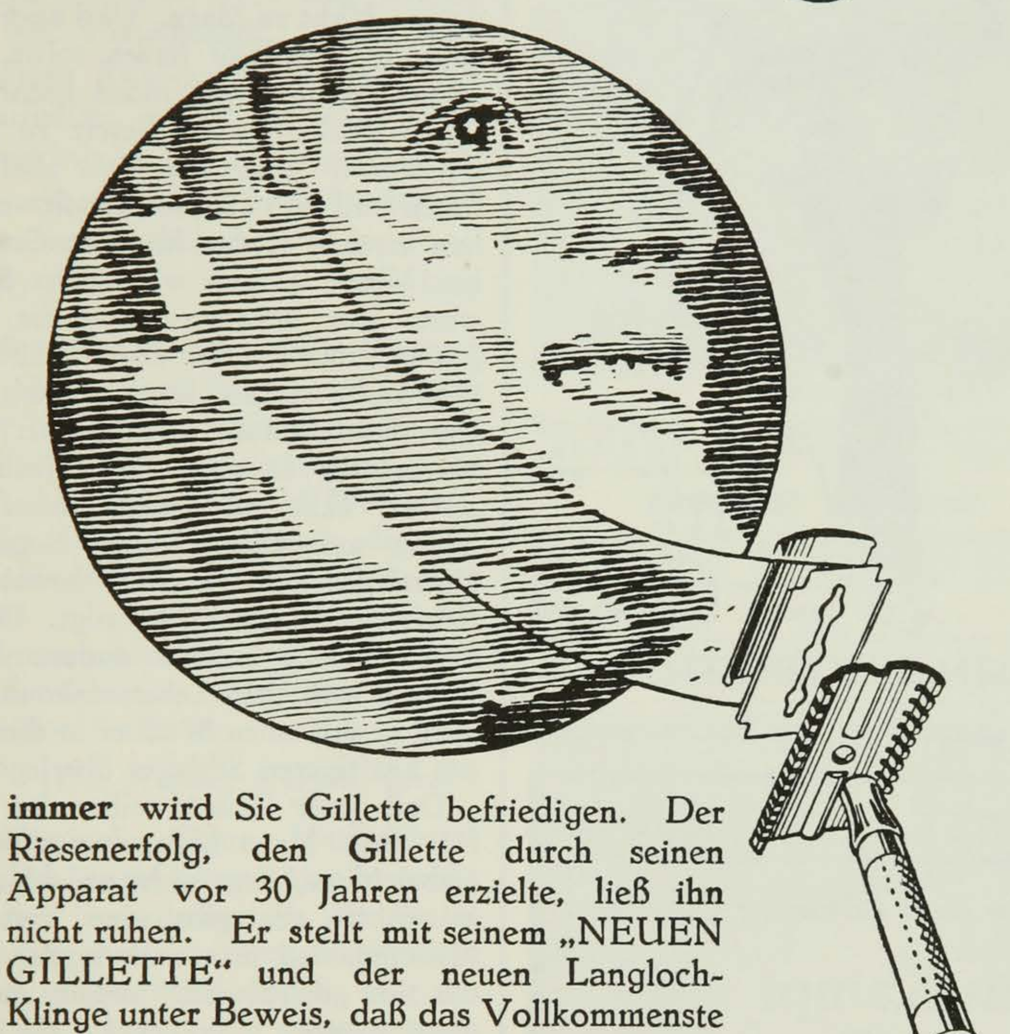
Ludwig Bauer über Arthur Schnitzler.

Der Not der Zeit ist außer anderem auch Frau Petersens Theaterabonnement zum Opfer gefallen. Frau Petersen beklagt das heftigst: „Man mu'scha s-paren, nöch? Aber es tut mich doch fuchba leid, wo ich doch so eine nette Bekanntschaft im Theater gemacht hatte. Eine Frau Ober-s-teuerins-pektor. Die hatte ihren S-tammplatz gerade neben mich in die nächste Losche. Sie können sich ganich denken, wie ich mich in alle S-tücke ümmer schon auf die Pause gefreut habe, damit ich mit ihr ein büschen s-prechen kann!"

„Aber, gnädige Frau", wende ich vorsichtig ein, „man geht schließlich nicht bloß ins Theater, um während der Pause mit einer Bekannten . . ."

Ganz entrüstet funkeln Frau Petersens blaue Hanseatenaugen mich an: „Mein Hä', ich weiß, was sich gehört! Während dem S-tück s-preche ich unter keinen Ums-tänden!"

Gestern, heute und morgen



immer wird Sie Gillette befriedigen. Der Riesenerfolg, den Gillette durch seinen Apparat vor 30 Jahren erzielte, ließ ihn nicht ruhen. Er stellt mit seinem „NEUEN GILLETTE“ und der neuen Langloch-Klinge unter Beweis, daß das Vollkommenste noch verbessert werden kann. Probieren Sie beides aus; Sie werden finden, daß Sie sich nie so gut und so angenehm rasiert haben.

GILLETTE-KLINGEN:

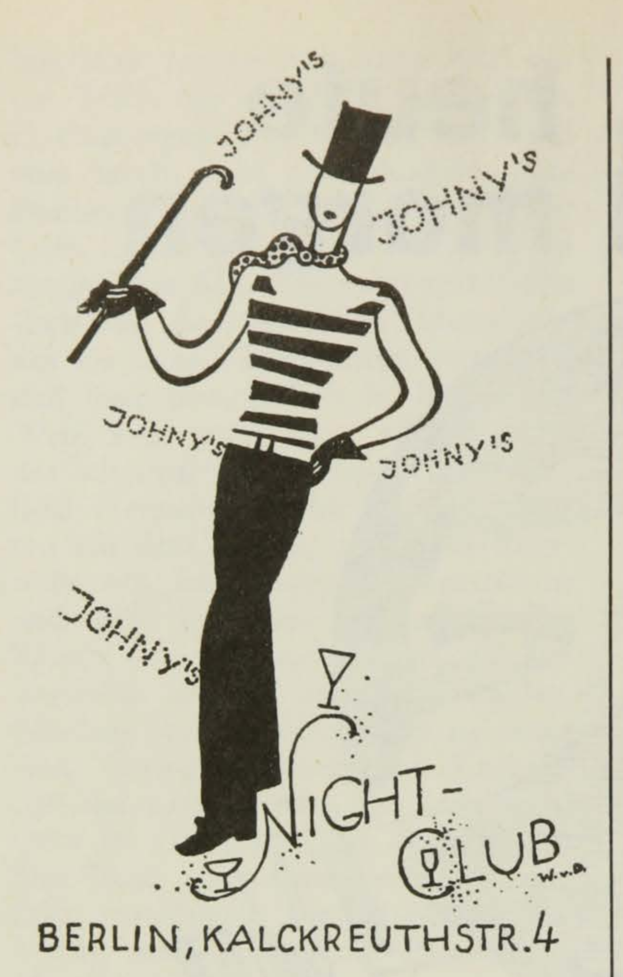
Neue Type (geschlitzt) 40 Pf das Stück
Alte Type (Dreiloch) 35 Pf das Stück

NEUE GILLETTE-APPARATE:

Diverse Modelle gold- und silberplattiert RM 6.— das Stück

Wichtig!
Die neue Klinge paßt auch in Ihren alten Apparat.





Das Schlagwort. An einem Bauzaun des Emser Platzes in Berlin kann man in meterhohen Buchstaben weiß hingemalt lesen: *Nieder mit dem Maxismus.* Der schreibende Maler hat an einen ihm näherliegenden Maxe gedacht. Nicht an Marx. Und auch wenn er an den gedacht haben sollte, hätte er sich darunter gar nichts gedacht.

Es scheint da ein Gesetz zu geben, das lautet: Wenn ein Wort allen sachlichen und begrifflichen Inhalt verloren hat, erreicht es den höchsten Grad seiner Virulenz und wird zum Schlagwort. Man bekommt es um die Ohren geknallt und auf den Kopf geknüppelt. Und nicht nur im übertragenen Sinne. Das Kompositum „Schlagwort" fällt auseinander in seine zwei Teile: das „Wort" fällt auf einen Bauzaun, der Schlag auf einen Kopf. Sogar der Unterlegene ist von der beweisenden Kraft des Schlages überzeugt. Denn er arbeitete mit keinem andern Mittel. Falls er mit dem Leben davonkommt, wird er sich einen Wechsel in die Partei des kräftigeren Schlages überlegen.

Daß jener Zaunschreiber den Marx für einen Maxe hielt, von dem alles Uebel käme, liegt nicht an seiner Unwissenheit. Es gibt eine verbreitete Meinung, daß man auch in der Partei, die sich „marxistisch" nennt, mehr an einen namens Maxe denke als an den Marx. Und daß viele von diesem Dr. Marx eigentlich nur den Satz kennten, der heißt: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Mit welcher Aufforderung sie so erfolgreich war, daß vier Jahre hindurch die Proletarier aller Länder sich auf Schlachtfeldern vereinigten, um einander Löcher in den Kopf zu schießen. Allerdings unter einem andern Schlag-Wort. *Franz Blei*

In einer südlichen Gegend Berlins gibt es eine Fichte-Straße. Auf beiden Seiten mit Laubbäumen bestanden, breitet zu Ende der Straße eine Linde ihre Aeste aus. In ihrem Schatten ein einfaches Bierlokal mit der freundlichen Aufschrift: *Restaurant zur letzten Fichte.*

Um Gottes willen — nein! Professor Dehn hat mir heute in einer langen Unterredung einiges über seine Ansichten und Ueberzeugungen mitgeteilt. Er ist durch und durch Theologe und Gelehrter, fern aller Politik oder gar Parteipolitik, *erfüllt von einer tiefen Religiosität* ... Auch daß er Pazifist sei, erklärt Professor Dehn für unrichtig. „Ich will mich gern einen evangelischen Friedensfreund nennen lassen, aber *nicht einen Pazifisten.*" *(Berliner Tageblatt)*

Ludendorffs Pech. Sein Gegner am „schwarzen Tag": ein Jude. Soeben sind die Denkwürdigkeiten des ehemaligen Oberkommandanten der australischen Streitkräfte im Weltkrieg, Sir John Monash, erschienen, der *vor einigen Monaten* in Melbourne *gestorben* ist. Sir John Monash *fiel bei den Entscheidungskämpfen an der Westfront im Sommer 1918*)* eine äußerst bedeutsame Rolle zu.

(Der Montag Morgen, Berlin)

Italienische Oper. Musikdebatte auf Schloß Leopoldskron. Man bespricht eifrig den Sensationserfolg der Scala-Aufführung von Cimaroses „Matrimonio segreto" im Festspielhaus. Es geht um die Frage, worin die unbestreitbare Ueberlegenheit der italienischen Opernaufführungen gegenüber den deutschen liegen mag. „Die Frage ist sehr leicht zu beantworten", meint Anton Kuh, nachdem sich einige Fachleute vergeblich um eine einleuchtende Formulierung bemüht haben. „Eines Tages kam ich ins Café Bazar und klagte vor dem berühmten Scala-Bariton Mariano Stabile über Schmerzen in der Magengegend. Stabiles Diagnose klang wie der Beginn einer Arie aus Maskenball: ‚Bruciore nello stomaco!' rief er aus. Zu deutsch heißt das: Sodbrennen."

---

*) Hier klafft ein Widerspruch: Starb er oder fiel er? (Anm. d. Querschnitts.)

Matadore des Reichstags

XII.

Dr. Mierendorff, der militante Sozialdemokrat aus dem gebildeten Mittelstand



Einer vom jungen Nachwuchs der sozialdemokratischen Fraktion ist Dr. Carl Mierendorff, von seinen Freunden Carlo genannt, Pressereferent im hessischen Innenministerium. Jahrgang 97, Frontgeneration, eine Altersstufe, die sich grade zur Sozialdemokratie besonders hingezogen zu fühlen scheint. In Großenhain in Sachsen geboren, hat er seine Jugend- und Schuljahre in Darmstadt verlebt. Der Vater ist Handlungsreisender, das heimatliche Milieu ist bescheiden, aber gutbürgerlich. Dennoch ist Carlo in der Schule alles andere als ein braver, bescheidener, gutbürgerlicher Musterknabe. Es hagelt nur so Eintragungen und Vermerke ins Klassenbuch. Auf diesem Gebiet wird eine Idealkonkurrenz mit Theo Haubach (dem heutigen Pressechef des Berliner Polizeipräsidiums Dr. Haubach) ausgetragen. Wer nämlich als erster zum hundertsten Male eingetragen werden wird, hat damit das Rennen gewonnen und vom andern einen Wetteinsatz von fünf Mark zu fordern.

Trotz überschäumendem Primaner-Rebellentum meldet sich Mierendorff bei Kriegsausbruch als Freiwilliger. Die Kriegsromantik liegt in der Luft, auch wenn sie zu bewußtem Aktivismus umphilosophiert wird; außerdem ist die Notreifeprüfung besonders leicht. Carlo wird Soldat, ein ausgezeichneter Soldat; ein Artillerist, der schon bald nach dem Ausrücken für das Zerschießen eines Kirchturms im Osten das E. K. II. und später an der Westfront für ein aus der Feuerlinie gerettetes Geschütz das Eiserne I. Klasse bekommt. Sogar ein huldreiches Schulterklopfen einer Majestät darf Mierendorff auf sein Heldenkonto buchen, nicht aber die Offiziers-Epauletten. Denn obgleich man keine Parteien mehr kannte, nur noch Deutsche, waren Leute mit Neigung zu selbständigem Urteil, so wie seinerzeit auf dem wilhelminischen Pennal, auch im feldgrauen Rock, nicht beliebt. Also geht Mierendorff als simpler Vizewachtmeister den Weg zurück.

Dieses M. d. R. hat als Jüngling mit der aktivistischen Literatur persönliche und intime Beziehungen unterhalten. Als Primaner war er Mitbegründer und Mitbesitzer des Verlags Die Dachstube.

In den Jahren 1919/20 gibt das Dachstubenkollektiv mit Mierendorff als Herausgeber an der Spitze im friedlichen Darmstadt auch das knallrote „Tribunal“ heraus, dessen tollkühner Expressionismus in Wort und Bild den braven Pfahlbürgern derartig auf die Nerven geht, daß sie es gar nicht merken, wie sie „Der Hessenborn“, eine Zeitschrift zur sittlichen Erneuerung, mit der überdeutlichen Front gegen den Kulturbolschewismus des Tribunals, ebenfalls verulkt. „Der Hessenborn“ mit seinen Blaublümeleins und Abendglockenfrieden stammte nämlich aus demselben Stall und war nur eine andere Methode der Clique pour épater le bourgeois.

Auch auf den Universitäten beweist man seine Radikalität, und Carlo ficht manchen Strauß mit den Studenten von Rechts aus. In Heidelberg gibt es für derlei Zwecke die „Assoziation für ab-

gekürztes Wesen", einen Studentenbund, in dem Mierendorff feine Kameraden findet. In die bewegte Heidelberger Zeit fiel auch jene Episode, die Mierendorff wegen Landfriedensbruch vor die Schranken des Gerichts brachte. Die erste Instanz verurteilte ihn zu vier Monaten Gefängnis, da sie als erwiesen ansah, daß er am Tag der allgemeinen Trauerfeier für den ermordeten Rathenau den Sturm auf das Institut des Professors Lenard organisiert und geleitet habe. Erst vor dem Disziplinargericht der Universität und dann in zweiter Instanz wurde der wahre Sachverhalt festgestellt, daß nämlich der

junge Doktorand der Nationalökonomie nicht mitgestürmt, sondern sich einem Sturm auf das Institut des rechtsradikalen Ordinarius entgegengestellt hatte, den die empörte Arbeiterschaft unternahm, weil Lenard, im Widerspruch zu der behördlichen Anordnung, nicht halbmast geflaggt und provokatorisch die Arbeitsruhe gebrochen hatte.

Trotz aller nachträglichen Klärung genießt Mierendorff seitdem bei der Heidelberger Studentenschaft eine ähnliche, durchaus nicht immer angenehme Popularität wie Professor Gumbel. Nichtsdestoweniger kommt er ab und zu immer wieder nach Heidelberg, hält vor sozialistischen Studenten Vorträge oder spricht in öffentlichen Versammlungen gegen die Gegner der Republik. Im Februar 1930 haben ihm die Nationalsozialisten (die ihn als einen ihrer aktivsten Bekämpfer besonders hassen), eine solche Studentenversammlung gesprengt; für diese Vergewaltigung der akademischen Freiheit durften sie dann einen feierlichen Glückwunsch Professor Lenards, des alten Widersacher Mierendorffs, mit nach Hause nehmen.

Mierendorff hat in der Partei der gutgeölten, von altgedienten Funktionären aufgebauten Apparatur rasch Karriere gemacht. Heute hat man seine Chancen in der S.P.D., auch wenn man nicht mit Hauspropaganda, Verkauf von Beitragsmarken an Zahlabenden und Flugblattverteilung von der Pike auf gedient hat. Die ministrabel gewordene Partei hat die jungen Akademiker recht nötig. Sie wissen, daß man zum hochoffiziellen Frühstück im kleinen Gesellschaftsanzug und nicht im Smoking kommt. Wenn es aber ein Smoking sein muß, machen sie glaubwürdiger elegante Figur, und keinem wird es einfallen, das Dinnerjackett mit einer weißen Butterfly zu schänden. Diese jungen Leute mit dem bürgerlichen Bildungsgang sind die unentbehrlichen Sekretäre für jene Volkstribunen, deren Persönlichkeits-Format ihnen wohl die Führerposten, aber nicht das Drum und Dran erwerben half.

Zunächst erprobte der junge Nationalökonom seine Kraft in den Gewerkschaften, dem Rekrutendepot der Partei. Er wurde wissenschaftlicher Sekretär des Transportarbeiterverbandes. Dann kam er als Redakteur an das Parteiblatt in Darmstadt, betätigte sich danach als Sekretär der Reichstagsfraktion und kandidierte später, nach seiner Betreuung mit dem Presse-Dezernat des hessischen Innenministeriums erfolgreich in seiner hessischen Wahlheimat für den Reichstag.

Als Redner verzichtet Mierendorff gern auf das effekthascherische Pathos der guten, alten, abgespielten Partei-Grammophonplatten. Es kommt ihm auf die Sache an, die er gründlich und wohlfundiert vorträgt. Manches, was er vertritt, wird den Parteijubilaren (nicht nur den Inhabern der goldenen Anstecknadel für fünfundzwanzigjährige Mitgliedschaft) ein wenig nach Atelierluft und Literaten-Zönakel riechen; strenggeschulten materialistischen Dialektikern dagegen wird Mierendorff zu sehr von esotherischer Partei-erneuerung und dem Mythos des Geistes umwittert sein.

Daß er versteht, Fragen der Geistigkeit und volkswirtschaftliche Aspekte in ihrer Wechselwirkung produktiv zu erfassen, beweisen seine publizistischen Arbeiten und sogar schon die jugendlich temperamentvolle, 1920 erschienene Broschüre „Hätte ich das Kino!". Sicherlich fühlt sich Carlo M. nicht an irgendwelche Dogmatik gebunden. Ihm liegt der positive Radikalismus einer von jugendlichen Kräften ausgelösten, regenerierenden Auflockerung der Partei. Er gehört nicht umsonst zu jenem Kreis der „Neuen Blätter für den Sozialismus" (Alfred - Protte - Verlag, Potsdam), dem es auf konstruktive Politik und Zielsetzung ankommt. Mierendorff ist mehr Reformator als Reformist.

O. B. Server



Photo Z. Kluger - W. v. Szigety

Skigelände

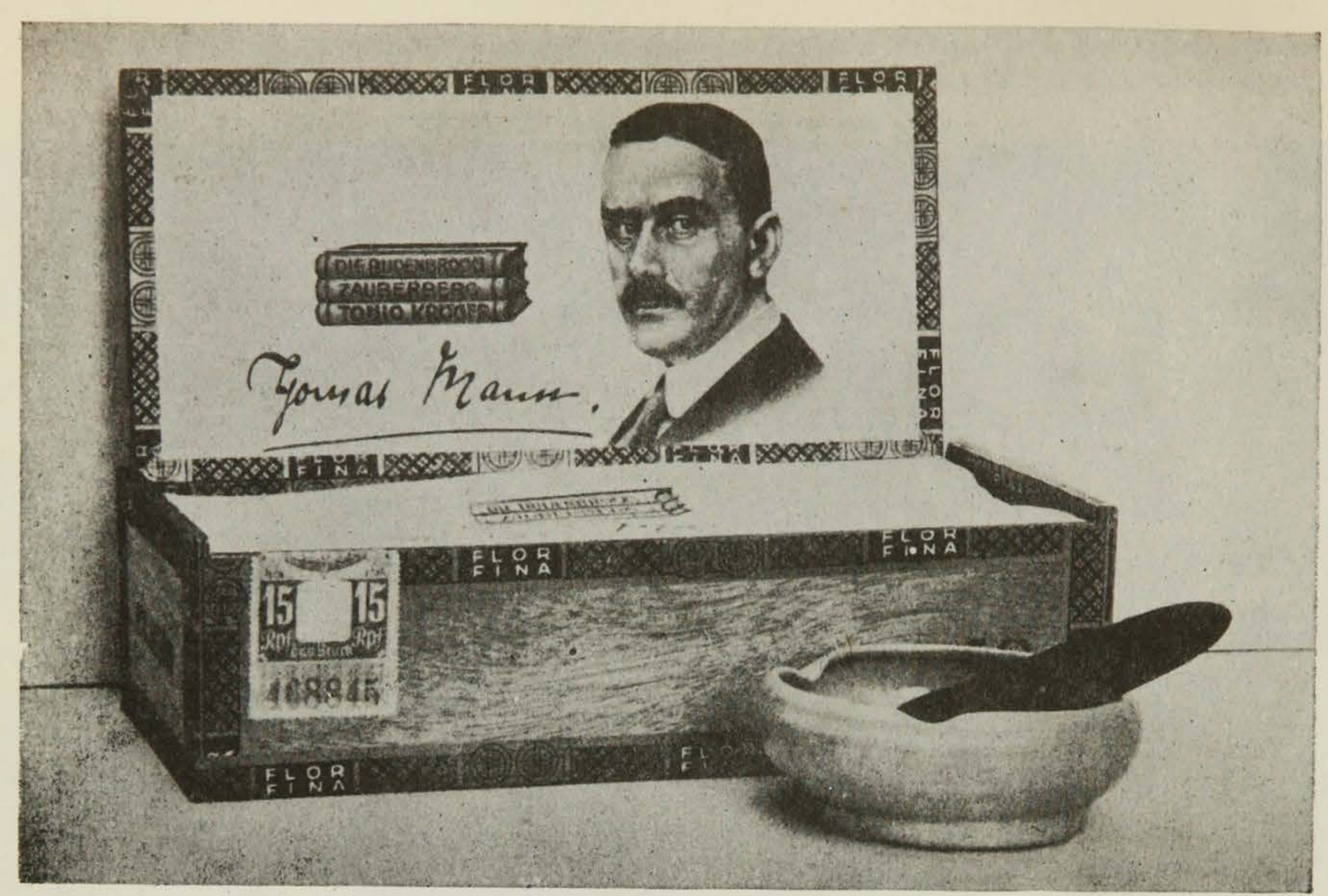


Photo Rotraut Kutscher

Zigarrenkiste mit literarischer Propaganda

Antiquariat Martin Breslauer, Berlin

Reisebibliothek Napoleons I.

Mitteilungen der Redaktion. Auf einige Anfragen teilen wir mit, daß der Beitrag *Liebe und Politik* von Emerich Seidner (Budapest) im vorigen Heft (Seite 763) einen Originalbericht darstellt, den wir in der Originalfassung des Autors gedruckt haben. —

Die ganzseitigen Kunstdruckphotos nach Seite 850 und 824 stellen eine Winterlandschaft dar (Presse-Photo) und die Throgmorton Street, die Londoner Bankstraße, am Tag der Börsenschließung (International Graphic Press).

Höchstpreise auf den Auktionen 1931

Der modernen, der zeitgenössischen Kunst geht es in diesem Winter so schlecht wie noch nie. Keine Ausstellung, keine Werbung der einzelnen nützt, das Publikum zu überzeugen, daß es heute beinahe für dasselbe Geld, das es für eine Reproduktion ausgibt, das gute Original eines lebenden Künstlers erwerben kann. Während für manche Werke überschätzter Modenamen unsinnige Preise auch heute noch ausgegeben werden und es zur snobistischen Gepflogenheit geworden ist, einen „Impressionisten" haben zu müssen, wenn es auch nur eine gleichgültige Atelierskizze ist, hungern gute lebende Künstler. Die Preise dieser vergleichenden Tafel sprechen für sich selbst genug:

Jean Michel Moreau le Jeune, *2 Zeichnungen*
Sammlg. Erich v. Goldschmidt-Rothschild
Auktion Graupe M. 110 000 u. Zuschlag

Hubert Drouais, Bildnis eines Mädchens (18. Jahrhundert)
Sammlung Goldschmidt-Rothschild
Auktion Graupe M. 78 000 u. Zuschlag

Hans Baldung Grien. Bildnis eines Mannes
Sammlung Wendland
Auktion Graupe M. 30 000 u. Zuschlag

Francisco de Goya, Bildnis einer Dame
Sammlung Wendland
Auktion Graupe M. 21 000 u. Zuschlag

Frankreich um 1745, großer Schreibtisch
Sammlung Wendland
Auktion Graupe M. 17 000 u. Zuschlag

van Dyck, Bildnisse des Ehepaars Rockox
Sammlung Stroganoff, Petersburg
Auktion Lepke M. 600 000

Rembrandt, Christus und die Samariterin
Sammlung Stroganoff, Petersburg
Auktion Lepke M. 210 000 u. Zuschlag

Rembrandt, Maximuslegende
Sammlung Nemes, München
Auktion Helbing-Cassirer
M. 335 000 u. Zuschlag

Greco, Engelskonzert
Sammlung Nemes, München
Auktion Helbing-Cassirer
M. 275 000 u. Zuschlag

Preise für moderne zeitgenössische Kunst, Berlin 1931, freihändig oder auf Auktionen.

Carl Hofer, Fruchtstilleben
Auktion Graupe „Lebende deutsche Künster" Juni 1930 M. 900

Willy Jaeckel, Holländische Tulpen
Auktion Graupe M. 730

Georg Grosz, Weiblicher Akt, Aquarell
Auktion Graupe M. 150

Annot, Gladiolen
Auktion Graupe M. 110

Michel Fingesten, Stadt am Meer
Auktion Graupe M. 300

Ernst Fritsch, Eiffelturm
Auktion Graupe M. 110

Magnus Zeller, Spielende Kinder
Auktion Graupe M. 75

Gert Wollheim, Mädchen
Auktion Graupe M. 500

Dressler, Landschaft (Aquarell)
Künstlerhilfe, Ausstellung November 1931, Potsdamer Platz M. 50

Max Kaus, Landschaft
Künstlerhilfe M. 150

Prof. Röhricht, Landschaft
Künstlerhilfe M. 150

Eugen Spiro, Aquarell
Künstlerhilfe M. 150

Junger Dichter eines jungen Landes. Mit *August Gailit* ist ein neuer Dichter für Mitteleuropa entdeckt, tritt ein neues Volk in das westeuropäische Bewußtsein, das Bauernvolk der Esten. Gailit ist ein junger, visuell sehr begabter, lebensstarker und im besten Sinne kindlicher Mensch, augenscheinlich ein Bauernjunge, der in die Stadt gekommen ist und das primitive, das vegetative Leben noch in sich trägt, obwohl er es schon beobachten und objektiv schildern kann. Sein Buch von *Nippernaht und den Jahreszeiten* (Propyläen-Verlag, Berlin) ist darum ein echtes Volksbuch geblieben mit kleinen und reizvollen literarischen Schnörkeln, ein Bauernbuch aus der östlichen Tiefebene, dem Land der Seen, Moore, Birken, der Kätnerhütten, der Pachthöfe und Gutshäuser. Ein Bauernbuch also, geschrieben von einem, der gerade aus dem dumpfen Leben aufwacht. Der sich besinnt. Der grübelt. Hinter dem die Gedanken schon her sind. Geschrieben von einem, der mit Besinnung und Grübelei noch nicht so weit kommt, wie mit einer natürlichen Hellsicht, mit einer selbstverständlichen Formkraft und Blutkraft. Ein Volksbuch und ein Bauernbuch mit allen jenen Volksbräuchen, die überall ihre besondere Form haben, aber immer den gleichen Anlaß und den gleichen Sinn. Deshalb kann man für den anekdotischen Unterbau des Nippernaht allerlei Parallelen finden. Die Streiche und Abenteuer Nippernahts erinnern ebenso an die Bauernschwänke des Mittelalters, an die Geschichten aus Schilda und Schöppenstedt, an Till Eulenspiegels Streiche und Wanderungen wie an die Facetien der Italiener. Die Geschichte von der Affenjagd zum Beispiel, in der drei Bauern mit einem Affen über die Märkte ziehen, und als er ihnen ausrückt, auf Nippernahts Rat einen ganzen Wald umschlagen, um ihn wiederzufangen und ein Kornfeld niederwalzen, um ihn zu fassen, oder die Hochzeit von Terekeste, auf der Nippernaht für den verhinderten Küster seinen Gottessegen austeilt, um dann in die Prügelei, in die Sauferei und Fresserei verwickelt zu werden, das ist ebenso sehr niederländische Deftigkeit wie italienischer Schabernack wie eben estländisches Bauernleben. Und die Figur der Kadri Parvi, der Gutsbesitzerin, die keinem Mann widerstehen kann und jeden Liebhaber mit einem Teilstück ihres Gutes belohnt, bis sie selbst nur auf einem Kätnerhof in der Mitte sitzen bleibt, umgeben von einer ganzen Siedelung ehemaliger Liebhaber, das ist eine echt bäuerliche Figur und könnte in jedem Bauernland entstanden sein, so originell estnisch sie ist. Was diesen Gailit aus der Schar der Bauernschriftsteller heraushebt, ist nicht so sehr seine Fähigkeit, das Derbe zu malen, als vielmehr seine Kraft, das Zarte leuchten zu lassen, das was in jedem Leben zwischen den Worten, zwischen den Tagen und zwischen den Taten sitzt. Das Abenteuer Nippernahts mit Ello, der Pfarrersbraut, hat in seinem Dasein und Vorübergehen die Kraft und die Süßigkeit einer Hamsunschen Liebesgeschichte. Oder das Abenteuer auf dem Floß und dem frühlinghaft angeschwollenen Fluß, und die wundervolle Lügengeschichte Nippernahts, mit der er eine Waise von Hause weglockt, um sie auf seinen Hof zu führen, den er gar nicht besitzt und den er ihr doch verschafft, das ist eine wirkliche, wurzelhafte Originalität. Dazu kommt bei Gailit die außerordentliche

Fähigkeit, Land, Luft, Jahreszeit mit wenigen Strichen und ohne Sentimentalität zu zeichnen. Ueber den Schluß muß man sich weglesen. Da wird nämlich der Nippernaht-Eulenspiegel plötzlich als Schriftsteller entlarvt. Die Volksgestalt kriegt gewissermaßen einen Sakko angezogen und einen steifen Hut aufgesetzt. Aber vielleicht hat diese unliteratenhafte Verwandlung eines Stromers in einen Literaten gerade für viele etwas besonders Reizendes. — Wie der Weg des Dichters August Gailit sein wird, das ist deshalb schwer zu beantworten, weil man für ihn, der sehr mit seinem Volke zusammenhängt, erst wissen müßte, wohin der Weg des jungen estnischen Volkes, wohin der Weg dieser jungen Bauernvölker aus dem Osten führen wird.

Walther von Hollander

Vom Galeerensträfling zum Polizeichef. Im Vor- und Nachwort dieses Buches von *Eugène-François Vidocq* (Verlag Der Bücherkreis) ist besonders bestätigt, daß es „Selbsterlebtes" eines späteren höheren Pariser Polizeibeamten ist, sonst würde man es kaum glauben können. Das Buch gewährt einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der französischen Verbrecherwelt um die Wende des 19. Jahrhunderts. Dieser Verbrecherwelt gehörte der spätere Polizeichef Vidocq selbst an. Wiederholte Versuche, der Verbrecherwelt zu entfliehen, scheitern an dem Verhalten der Behörden; aber auch seine früheren Gesinnungsgenossen hindern ihn daran, „ehrlich" zu werden. Dieses Treibens überdrüssig, bietet es seine Dienste als „agent provocateur" der Pariser Polizei an. Der damalige Präfekt vertrat die Ansicht, daß Verbrecher nur durch Verbrecher gefaßt werden könnten. So wurde Vidocq Polizeibeamter und später sogar Chef der Sicherheitsbrigade von Paris. — Das Buch hat keinen erzieherischen Wert; der Jugend ist es unbedingt vorzuenthalten. Dem Fachmann bringt es nicht viel, was er für seine Dienste auswerten könnte.

Polizeikommandeur Heimannsberg

Vom General zum Pazifisten. Ich gehe an die Besprechung des Buches *Im Sturm ums Niemandsland* von *General Crozier* (Paul Zsolnay Verlag, Berlin) etwas befangen heran, weil ich dabei eine persönliche Note nicht unterdrücken kann. Meine alten Standesgenossen stellen mir oft die Frage, ob ich auch Pazifist geworden wäre, wenn wir den Krieg gewonnen hätten. Ich kann diese Frage nicht klar beantworten, weil auch der ehrlichste Wahrheitssucher nicht weiß, wie seine Entwicklung unter anderen Umständen verlaufen wäre. Hier schildert ein englischer General, also ein Angehöriger des Siegerlandes, wie er durch die Kriegserlebnisse zum radikalen Pazifisten geworden ist. Sein Werdegang ist deswegen für die Lage noch bezeichnender als der meine, weil er immer an der Kampffront gewesen ist, während ich nach einjähriger Frontzeit die Dinge aus dem Kriegsministerium beobachtet habe. Crozier, der schon den Burenkrieg mitgemacht hatte, rückte im Weltkriege vom Bataillonskommandeur bis zum Brigadeführer auf. Schon der Buchtitel zeigt, daß er die Erkundung der allervordersten Kampfzone nicht den Leutnants und Mannschaften überließ, sondern selbst stets „dabei" war, wo es gefährlicher war als im bombensicheren Unterstand der höheren Stäbe. Mit dem Messer des Anatomen legt er alles bloß, was in der englischen Armee gut und was schlecht war. Die sittlichen Schäden des Trunkes und der freien Liebe haben ihn besonders angeekelt. Mit größter Spannung habe ich Seite für Seite des überaus fesselnden Buches verfolgt, wie der begeisterte Soldat allmählich zum klar denkenden Kriegsgegner wird. Er schildert mit einem Ausblick auf das Jahr 2119. Ein Pfadfinderführer führt seine Jungen durch das Museum militärischer Antiquitäten:

> „Das Gebäude, in dem ihr euch jetzt befindet, wurde eine Zeitlang als Kriegsministerium bezeichnet. Von hier aus wurde der Sieg zulande ins Werk gesetzt, der zum Schluß die Denkungsart der Menschen völlig veränderte. Nach dem sogenannten Siege im Felde begann es den Weltbeherrschern durch die Gewalt der allgemeinen Meinung zu dämmern, daß die Maschinen der Weltregierung mit dem Gedeihen der Weltwirtschaft und der Industrieentwicklung nicht Schritt gehalten hatten. Der Völkerbund mit seiner Weltkontrolle war das Ergebnis."

Ich reiche meinem Gesinnungsfreunde Crozier im Geiste die Kameradenhand.

Freiherr von Schoenaich, Generalmajor a. D.

F. A. VOIGT und M. GOLDSMITH, Hindenburg. Verlag Kindt & Bucher, Gießen. An die Durcharbeit dieses Werkes bin ich nur zögernd herangegangen, weil ich aus Erfahrung weiß, wieviel über unseren gütigen Reichspräsidenten nach Hurra-Schema zusammengelogen wird. Schließlich reizten mich aber die Verfasser, ein Korrespondent des Manchester Guardian und eine amerikanische Berliner Diplomatin. Hier werden keine Kanonen vorahnend durch nicht vorhandene masurische Sümpfe gezogen, sondern ungeschminkte geschichtliche Wahrheiten gesagt. Das Werk ist für uns Deutsche eine bittere, aber um so bekömmlichere Pille. Es ist die große Tragödie menschlicher, echt deutscher Anständigkeit. Je anständiger Menschen an hoher Stelle sind, desto leichter werden sie Opfer der Unanständigen. Erst wurde der kluge Nursoldat unter dem Schutz des kongenialen Nursoldaten und Stabschefs das Opfer profitlüsterner Kriegsgewinnler, und als seine Anständigkeit ihn auf den Präsidentensessel geführt hatte, das Opfer nicht minder profitlüsterner Friedensgewinner. Großagrarier und Stahlhelmer waren ihm menschlich und überlieferungsmäßig befreundet, und die Linkspolitiker, die verstandesmäßig die Gefahren des neu aufpolierten alten Kurses erkannten, wurden durch die Anständigkeit des hohen Herrn immer wieder entwaffnet und in die Gefolgschaft gezwungen. Es wäre wunderschön, wenn mit Anstand allein große Politik getrieben werden könnte. Aber leider ist die Politik ein sehr schmutziges Gewerbe, so schmutzig, daß kein Rechtser und kein Linkser das traurige Erbe anzutreten wagt. Die Verfasser zitieren einen Artikel des Hugenbergschen „Tag" gelegentlich der Präsidentenwahl: „Wir atmen wieder auf und begrüßen das neue Licht. Es ist, als wäre, was wir seit 1918 erlebt haben, ein böser Traum gewesen." Und dann fügen sie hinzu: „Offenbar hielt der Schreiber des „Tag" die Jahre 1914—1918 für ein Idyll." Was das deutsche Volk seit 1925 erlebt hat, ist weder ein Traum noch ein Idyll, nicht trotz, sondern wegen Hindenburgs unpolitischer Anständigkeit.

Freiherr von Schoenaich

Los vom Materialismus! Der feine Amateur des Denkens *Coudenhove-Calergi* huldigt einer merkwürdigen Philosophie: dem skeptischen Optimismus. Das ist eine sehr brauchbare, unbeschwerliche und versöhnliche Art des Betrachtens, Weltanschauung für Mitglieder und Abonnenten. Die Männer, die sie aufschreiben, haben immer recht, sie reden dem geheimen Wunsch der Mitwelt nach dem Mund, sie sprechen aus, was sein sollte, ohne einen damit zu erschrecken, was zuvor demoliert werden müßte. So auch dieses Evangelium Coudenhoves von der „Neo-Aristokratie", womit gemeint ist: die Rückkehr unseres gesinnungsverpöbelten Geschlechtes zum Ideal des privilegierten Menschen. Es ist tief richtig, was Coudenhove sagt. Es könnte sogar revolutionär richtig sein. Da es aber infolge der mehr philantropischen als bedingungslosen Art des Autors grade dies nicht ist, so bleibt sein Buch (Paneuropa-Verlag, Wien) in der Hauptsache nicht mehr als das Dokument eines an der Zeit leidenden Edelmannes, dessen Statue man vielleicht einmal in einem „Pantheon der letzten Europäer" aufstellen wird.

Anton Kuh

Offene Briefe an einen jungen Menschen. Zum Dichter des „Alexanderplatz“ mag einer stehen wie immer, *Döblins* Schrift *Wissen und Verändern* (S. Fischer Verlag) muß wichtig genommen werden, und die Diskussion, die sie entfacht hat, muß weitergehen. Sie spricht zu jener „„sozial freischwebenden Schicht der Intellektuellen“ (ein Ausdruck Alfred Webers), die eingekeilt zwischen dem unbedenklichen Rechts und Links Entscheidungen treffen soll, für die sie weder ihre materiellen noch ihre geistigen Bedingungen einfach und widerspruchsfrei deuten kann. Zwischen der großen Front Arbeiter gegen Bürger, sieht sie, wie beide Lager in ihrem „falschen Bewußtsein“ Positionen einnehmen, die kaum mehr real sind, d. h. daß das Klassenbewußtsein auf beiden Seiten von der tatsächlichen Klassensituation längst überholt ist. Und doch hat sie als intellektuelle Schicht eine Aufgabe, sie hat, soweit sie eben intellektuell ist, die Möglichkeit, die Verpflichtung ihre Bedingungen mitzudenken, aufzuheben. Ja vielleicht, dies klingt inter arma vorläufig lächerlich idealistisch, kann sie geradezu entscheidend werden. Dies meint ja wohl auch Karl Mannheim in seinem ausgezeichneten Buch „Ideologie und Utopie“, das behutsamer, „wissenschaftlicher“ das gleiche Problem umkreist. Alfred Döblin bekennt sich entschlossen zum Schicksal des Kopfes: es muß gedacht werden, und er hat den Mut es einfach zu sagen, die wichtigste Position ist die menschliche. Nach einer Analyse des schauerlichen Zustandes der bürgerlichen Intelligenz fixiert er die Generallinie: nicht mit der Masse, aber neben der Masse. Sicher ist die richtige Entscheidung eine ethische Entscheidung. Aber inwiefern auch eine geistige? Hier begänne die weiter nicht ausgeführte Problematik alles dessen, was man „Geist“ nennen kann und die Verdeutlichung der unbestimmten Bewegung zwischen realen Wertungen, Moralen und einer bloß gefühlten aber bedeutungsvollen, vom Inhaltlichen freien, nennen wir es versuchsweise, Skala der Intensitätsform alles Geistigen, eines Historischen und zugleich Ueberhistorischen, unabhängig von Folgen oder Folgelosigkeit im Wirklichen. Döblin kritisiert mit selbstverständlicher Anerkennung der ungeheuren Leistung Marx die marxistische Ideologie vom ökonomischen Unterbau und geistigen Ueberbau. Ausgezeichnet ist der Blick, mit dem er diese Frage psychologisch in den Kreis der jahrhundertelang spukenden philosophischen Probleme wie „Leib-Seele“, „Freiheit des Willens“ einfängt. Sie wird auch ihr erkenntnistheoretisches Schicksal der Auflösung in Schein und Mißverständnis teilen. Denn, wie Lichtenberg sagt, alle unsere Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs. Döblin schrieb hier mit dem klaren und stürmischen Temperament eines leidenschaftlich aktivistischen, realen Denkers ein Buch für jeden, der heute noch eine Spur von Verantwortung seinem eigenen Hirn gegenüber fühlt.

Ernst Schwenk

Eine geniale neue Dichterin. In den 180 Seiten des Romans *Marfa* von *Nina Smirnowa* (Erich Reiß Verlag) ist mit durchaus männlicher Formungskraft ein „Entwicklungsroman“ zusammengedrängt, der um 1900 zwei dicke Bände gehabt hätte. Der Vergleich (Waschzettel) mit Hamsun ist schon deshalb nicht ganz richtig. Diese restlose Konglomerierung von Lyrik mit Dramatik gelingt nur den Russen. Die visionäre Gestaltung einer feindlichen Landschaft mag an „Pan“ oder „Segen der Erde“ er-

innern. Wir wissen nichts von dieser großen Balladendichterin als ihren Namen — aber sogar Otto Weinberger hätte zugegeben, daß diese Frau seine These von dem Gegensatz: Genius — Weib mit drei Seiten ihres Buches widerlegt: es gibt da Szenen — etwa die des Kampfes mit Wölfen, da der Blinde sein Weib zwingen will, ihr Kind den Bestien vorzuwerfen, um sie abzulenken — deren Genialität so heftig erstrahlt, daß man für Sekunden die Augen schließen muß. *Elbogen*

Ludwig Winders neuer (bei Bruno Cassirer sichtbar gewordener) Roman *Dr. Muff* hat mir viel Freude bereitet. Das Buch ist ganz einfach geworden, schlicht, ohne primitiv zu werden oder zu wirken. Klassische Partien lassen für die Zukunft das Allerbeste hoffen. Schade, daß dem Autor diesmal der in den „Nachgeholten Freuden" vorhandene Humor fehlt — der hätte den herrlich wieder bewiesenen Erzählerqualitäten ein Hamsun-Element hinzugefügt, das in diesem Roman allzu verborgen und von Pessimismen überwuchert blüht. Dieser Dr. Muff, eine interesante Verkörperung des Freiheitswillens und der tätigen Mitleidensfähigkeit, wird vom Dichter zur Strecke gebracht; die Selbstmordkomponente eines im höhern Sinne tugendhaften Wesens tritt in Aktion — und erhängt baumelt der Held an einem Schicksalsbaume. Sieger bleibt ein robuster Bata oder Ford der Tschechoslowakei, der alles vorher bedenkt oder fabriziert, also wohl auch die Stricke für die Unterlegenen. — Plastische Figuren und doch: Ein zwiespältiges Meisterwerk. Angrinst uns das Janushaupt eines schwer lösbaren Problems. Der letale Ausgang scheint nur zwangsläufig, ist es aber nicht. All diese Suicidarier seit Werther könnten ebensogut leben — wenn nur nicht die Dichter so grausam wären und tötensbereit, schlußbereit. Durch das ausgezeichnete Buch geistert, balanciert auch noch (lebensfähiger!) ein partiell häßliches Weib. Man liest mit Ergriffenheit und ahnt bei Ludwig Winder im Kommen etwas fabellos Direktes: ein vollendetes Kunstwerk.

Albert Ehrenstein

Das Erstaunlichste an dem Buch *Schnaps, Kokain und Lamas* des Weltreisenden *Richard Katz* ist die Tatsache, daß der Verfasser von Ländern, die über Telegraphen, Eisenbahnen, Autostraßen und Parlamente verfügen, in einer Weise erzählen kann, als hätte er sie erst eben entdeckt. Dabei sind es nicht etwa die unerforschten Gebiete, die Urwälder, Gebirge und Wüsten, die Katz bereist hat, sondern jene Bezirke, in denen Leben und Verkehr nicht anders pulsiert als bei uns in Europa auch. Und doch, wohin er sich wendet: buntes, wirbelndes, bald glühendes, bald eisiges Neuland. Fremde Welten. Was wissen wir denn, die wir nicht grade völkerkundliche Fachleute sind, zum Beispiel von der Natur, von den Menschen, von dem Alltag Perus, Ecuadors, Chiles, Argentiniens und Brasiliens? So gut wie nichts. Und doch vergeht kein Tag, an dem nicht die Zeitung irgendeine größere oder kleinere Meldung aus einem dieser Länder bringt. Ein Erdteil gleichsam unter unseren Augen, von dem wir außer ein paar geographischen Begriffen nichts kennen. Es war an der Zeit, daß Katz eine Reise dorthin tat. — Der besondere Reiz der sechsundfünfzig Kapitel besteht darin, daß der Autor, indem er schildert, mehr gibt als eine bloße Schilderung. Fast jede Unterhaltung, jedes Abenteuer, jede Geschichte hat einen Hintergrund wirtschaftlicher, politischer, psychologischer oder sonstiger Art. Mag die erzählte Begebenheit auch noch so geringfügig sein, man merkt sofort, daß in ihr das Ergebnis vieltägiger Forschungsarbeit dargereicht wird. Auf diese Weise bekommen die Bilder, die vorüberfliehen, Perspektive, Atmosphäre und Leben. Es ist dieselbe Methode, die Katz schon in seinen früheren Büchern *Funkelnder Ferner Osten* und *Heitere Tage mit braunen Menschen* (alle im Verlag Ullstein) angewandt hat. Sie bewährt sich auch diesmal aufs beste. Dem mit südamerikanischer Buntheit ausgestatteten Werk sind einunddreißig Bildtafeln und drei Karten beigegeben. Wer das Buch in der Absicht zur Hand nimmt, nur einmal darin herumzublättern, wird sich bald in eine Ecke zurückziehen und es lesen. Wer es gelesen hat, wird es wieder lesen. *Manfred Hausmann*

Werfels neuer Roman. Nicht zufällig ist der Roman heute die einzige wirksame authentische Kunstform, ein polyglottes Tauschobjekt, das als letztes schwaches Geist-Band des Abendlandes die Einigung vertritt, indem es Kunst, Philosophie, Kritik, Glauben in eine Scheingemeinschaft der Vielen verwandelt. Nicht das ist ihm wesentlich, noch weniger der ihm jetzt immer wieder als einzige Aufgabe vorgehaltene „Spiegel der Zeit", das unbedingt eng Zeitdokumentarische. Ja, die Tatsachen sind wichtig. Sie sollen als solche behandelt werden, das heißt bezeichnet, begründet, bekämpft, aktiviert werden. Aber keine Uebereinstimmung mit den Tatsachen erreicht die Tatsachen, sie werden ja erst, indem wir sie formen. Dies ist die Urtatsache. Das Geistprinzip. Von hier kommt alle Kunst. Man könnte sagen, daß der Roman als große Form eine Zweigipfeligkeit erreichen kann. Als Gedicht und als Gesicht. Das heißt einmal als Bild, ein andermal als Erklärung unseres Sehens. Einfacher: synthetisch und analytisch. (Vielleicht ist das Wunderwerk der Wahlverwandtschaften eine einmal geglückte vollkommene Uebereinstimmung.) — *Die Geschwister von Neapel,* der neue Roman Franz Werfels, sein schönstes Prosabuch bisher, ist eine außerordentliche Dichtung (Paul Zsolnay Verlag, Wien). In Italien und heute spielt diese Geschichte des Pascarella-Stammes. Ein Vater mit sechs Kindern, der ein unerbittliches Patriarchat außerhalb und gegen die Welt, die ihm eine anarchische Schmutzwelt ist, aufgerichtet hat, dem sich die Kinder in einer rätselhaften Hingegebenheit selbst im tiefsten Widerstreit als dem Unbedingten und darum dem unbedingt Höheren beugen. Diese Kinder, die das Gesetz in ihr Blut aufgenommen haben, müssen den Kampf in sich austragen und sind mit der Unbedingtheit selbst gezeichnet und ausgezeichnet. Und als der Vater, der felsenhafte Mann, zerbricht, dann bricht auch die Gewalt auseinander, aber in eine Liebe und ein Mitleid, die nichts von der ursprünglichen Hingegebenheit zu verleugnen brauchen. Den dieser Mensch, zu dessen Wesen es gehört, daß er es nicht enthüllen kann, wirkt, und sein Wirken

ist nicht nur Gesetz, auf den Gipfeln schlägt es um in das Freieste, im Gesang. Es ist Bindung und Lösung zugleich. Aber dieser gewaltige, ja mythische Vater-Herrscher, dessen Herrschaft wie ein Naturgesetz die Planeten um seine Sonne kreisen läßt, ist draußen ein kleiner Bankier, der betrogen wird, Bankerott macht, gerettet wird und dann, ein Greis, langsam die Macht entgleiten läßt, ein armer Mensch wird, aber einer, der noch immer die Gnade des Gesanges hat. Das aber ist eingeschlungen in ein beziehungsreiches Gewebe von Erleben um und mit den Kindern, diesen sehr merkwürdigen Schicksalen, und dem Eindringling und Gefangenen aus einer fremden Welt. — Schon diese Andeutung eines Inhalts ist Verfälschung, da sie zugleich etwas wie eine Deutung, also etwas Fremdes, mit sich trägt. Aber das Buch ruht in seiner Welt. Es ist eine volle, farbige, hör- und riechbare, eine atembare Welt, es ist die Wirklichkeit, die wir kennen, und nichts mehr, aber freilich so von innen heraus bis an ihre Grenzen geweitet, daß wir eine Luft vom Unüberschreitbaren hier spüren. Es ist das Reale, aber in einen unerklärbar es umspielenden Geheimniszustand erhoben. Es ist jenes sprachlich selbst nicht mehr zu berührende Uebergreifen von Sprache und Welt, das wir Symbol nennen, und das ist immer so reich, wie die Deutungen, die es zuläßt. Diese Einheit ist so reich wie das in die Mitte gestellte Paradox der Zwangs-Liebe-Einigung, des Gesetz-Gesang-Auseinanderklangs, das Paradox als das Lebendige, das wahrhaft Wirkliche, das nur von der Leidenschaft her geahnt und erreicht werden kann. Die weite Skala des Buches geht von der aufgelockerten Seelenhaftigkeit einer Stimmung bis zu den scharfen, sehr geistreichen Szenen einer diplomatischen Aktion, es ist übervoll von Geschehnissen, manchmal, scheint es, fast zu unbekümmerten, aber alles das ist in einem zauberhaften edlen lento der Erzählung aufgewogen. Das „Bild" ist bloß durch eine Kunst der Stellung erzeugt, verständliche, reale Flemente in einen realen Zusammenhang so hineinzustellen, daß sie überall, überverständlich, durchscheinend werden. Die mächtige geisthaltige Schönheit dieses Buches bewirkt jene glückliche Verwandlung der Augen, die diese Schönheit dann jedem Geschehen, jeder Person anheften, nicht als eine Eigenschaft, das wäre die Wirkung des Banalen, sondern als ein erschütterndes Umzittertsein. *Ernst Schwenk*

RICHARD HUELSENBECK, *China frißt Menschen*. Orell Füssli Verlag, Zürich. Zwischen seine wissenschaftlichen Bücher über den Aufbau moderner Staaten und Weltmachtprobleme schaltet der Schweizer Verlag einen Roman ein, der nicht den Aufbau, sondern das Werden eines noch nicht modernen Staates und das Weltmachtproblem kat exochen, China, behandelt. Huelsenbeck beschreibt das Schicksal zweier Deutscher, die, bewogen durch doppelte Heuer, für ein Schiff angeworben werden, das Munition für die Revolutionäre Kantons schmuggelt. Um das Schicksal dieser beiden gleichen und doch ganz unähnlichen Landsleute, des jungen Bäckersohnes aus Magdeburg, der von seiner Lotte Küper träumt, und dem Polytechniker, der den Abenteurer spielt, ohne es zu sein, und vom deutschen Walde und vom deutschen Lied träumt, ranken sich Gestalten und Geschehnisse des Buches. Des revolutionären Generals, der von seiner zur Halbamerikanerin gewordenen jungen Frau beherrscht wird, des deutschen Militärratgebers, der um jeden Preis das altpreußische Reglement in Chinesenköpfe einhämmern will, des amerikanischen Missionars, der so lange bekehren will, bis er zum Millionär geworden ist, des russischen Delegierten, der mit Krieg und Kriegsgeschrei und sehr kapitalistischen Argumenten zum Bolschewismus überzeugen will, des französischen Arztes, der vor einer Revision gesunde Leute in die Betten legt und wegen deren gesunden Aussehens belobt wird. Und so werden alle „Läuse (die Fremden), welche an dem Bauche des Elefanten (Chinas) herumkrabbeln und herumkriechen", gezeichnet nicht weniger wahrheitsgemäß, als die Pseudoherren des Mammutstaates, die sich zu deren Vorteil bekämpfen und bekriegen; mit der Zähigkeit der Ostasiaten und der Langsamkeit des 400-Millionen-Volkes. — In den Zeiten des Kriegsromans darf der Nachkriegsroman nicht fehlen. Namentlich dann nicht, wenn die Kriegskonsequenzen mit solcher Meisterschaft geschildert und die Probleme mit so tiefer Kenntnis des Landes, seiner Psyche und der seiner Parasiten geschildert werden, wie dies Huelsenbeck tut. *P. G. N.*

Kleine Freundin. In diesem Roman von *Ernst Lothar* (Paul Zsolnay-Verlag) erlebt ein zwölfjähriges Mädchen die Scheidungsgeschichte seiner Eltern, den Ehebruch der Mutter, die Verzweiflung des Vaters, die Aufregung der Schwiegereltern und Dienstboten, die öffentliche Gerichtsverhandlung vor der Scheidungskammer: alle diese „erwachsenen" Vorkommnisse spiegeln sich in der kleinen unglücklichen Felizitas, und nur in diesem Spiegel wird sie vom Autor gezeigt. Der Leser erfährt, voller Anteilnahme, die Leiden des Kindes; er erfährt des Kindes Zweifel und den Unverstand der Großen, die nicht merken, daß sie das kleine Wesen zu Tode quälen. Felizitas, die schaudernd bemerkt, daß die Mutter lügt und dem Vater unrecht tut, begeht, da sie trotz allem die Mutter mehr liebt als den Vater, dem sie vom Gericht zugesprochen werden soll, einen Selbstmordversuch. Sie sperrt sich ins Badezimmer und öffnet den Gashahn. Sie will ihren eigenen Konflikten entgehen und den Familienkonflikt lösen helfen. „Wenn das Kind nicht wäre!" Diesen Satz hat sie zu oft gehört. Sie wird im letzten Augenblick gerettet. Die Eltern bleiben beisammen. Das Kind bleibt am Leben. Aber freilich, seine Kindheit ist gestorben. — Ernst Lothar stellt dieses kleine rührende Schicksal mit erstaunlichem Verständnis dar. Er läßt uns ganz aus der Nähe zusehen, wie ein Kind zwischen Erwachsenen, die es liebt, herumirrt und, obwohl es von ihnen wiedergeliebt wird, beinahe zugrunde geht. Ohne daß die anderen, mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt, es beachten. Nur ein paar alte Männer glauben nicht, Felizitas sei „bloß" ein Kind. Ein alter Gärtner und der „Vater von Papa" (wie zum Unterschied vom adligen Großvater der jüdische Großvater genannt wird) spüren am ehesten, was in dem Kind vorgeht. Sie wissen, daß die Welt der Erwachsenen nicht wichtiger und nicht größer ist als die Welt der Kinder. Sie sind den kurzsichtig machenden Leidenschaften entwachsen. Sie sind die wertvollsten Figuren dieses an wertvollen Figuren reichen Buches. Sollte man Lothars Roman auf eine Erkenntnis hin absuchen, so fände man vor allem folgendes: Die Kinder begreifen bereits die Erwachsenen, obwohl sie noch unerwachsen sind; aber die Erwachsenen begreifen die Kinder nicht mehr, obwohl sie einmal Kinder waren. *Erich Kästner*



Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 14. Januar unter dem Motto „Revisionen alter Vorurteile".

Erich Kästners Roman *Fabian* (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) ist „die Geschichte eines Moralisten". Kein Zweifel also, daß das Schicksal Uebles mit diesem jungen Mann vorhat. Er kommt gar nicht recht zu sich selbst; er ist ewig auf der Flucht vor seinem Gewissen, das verdammt ist, stellvertretend zu leiden. Dabei ist dieser Fabian durchaus kein reiner Tor; er hat intellektuellen Zynismus genug; er durchschaut seine Zeit. Sein Unglück ist, daß sein moralischer Zynismus diesem intellektuellen Zynismus in keiner Weise gewachsen ist. Es wäre besser für ihn, wenn es umgekehrt wäre. So vorbelastet, kann es nicht gut mit ihm ausgehen; daß er ertrinkt, ist ein Gleichnis, denn er ist (nicht nur im Wasser) ein Nichtschwimmer. — Die Stationen dieses Weges haben in Handlung und Gespräch extensiven Charakter. Die einzelnen Kapitel haben die Qualität wohlangelegter Entwürfe von Dramenszenen. Der epische Zusammenhalt ist noch nicht kompakt genug. Die moralische Not wird noch nicht zum großen, unentrinnbaren, tragischen Geschick; sie ist aufgelöst in verschiedene Nöte, in Episoden, in Stationen der Resignation, die nicht immer den Charakter des Schicksals, vielmehr meist den Charakter des Zufälligen haben. Dieser Einwand ist mit sehr hohen Maßstäben gemessen. Denn innerhalb der Relation der heutigen literarischen Produktion ist Erich Kästners Fabian eines der besten und, was mehr ist, eines der wichtigsten Bücher. Kästner stellt sich der Zeit. Er macht die allzu bequeme Biedermeierei nicht mit, die fast alle erfolgreichen Autoren sich zum Programm gemacht haben: die Flucht in ferne Länder, in abseitige Träume, in liebenswürdige, gekonnte Causerie, in den „Segen der Erde" — in alles, was mit unserem Leben und unserer Zeit nicht wesentlich zu tun hat. Kästner selbst ist auch noch nicht ins Zentrum der Ereignisse vorgestoßen; er bleibt am Rande, aber jedenfalls bleibt er in der Zeit — indem er sich gegen sie bekennt. *Alfred Kantorowicz*

Der Bücherwurm. Die baltische Grundeinstellung ist seit je als bibliophob zu bezeichnen. Seit sich ein jüngerer Sproß der kurländischen Linie der Familie Keyserling nach langjährigen Erwägungen entschlossen hatte, bei dem Buchhändler in Hosenpoot die Zeitschrift „Wild und Hund" zu abonnieren, wurde er in der ganzen Umgebung nur noch „der Bücherwurm" genannt.

Wer kennt Parsberg? Vor etwa zehn Jahren ist *Kurt Hielschers* Muster- und Meisterwerk der landschaftlichen und stadtbaulichen Aufnahmen *Deutschland* erschienen und hat in 137 000 Exemplaren die große Verbreitung gefunden, die es verdient. Von da ab erscheint es jetzt in einer nur wenig geänderten Ausgabe — es war nicht viel zu ändern resp. zu ersetzen — mit einem facsimilierten Briefe des Malers Thoma und einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann bei Brockhaus in Leipzig. Welch einen Reichtum, welche Mannigfaltigkeit besitzt doch dieses Deutschland, das Hielscher nicht in den großen Städten, sondern in den ganz kleinen gefunden hat, die oft ganz abseits liegen, vergessen und unbekannt sind! Wer kennt Parsberg? Wer Marktbreit, wer Miltenburg? Oder Freinsheim? Meyen? Runkel? Um einen burggekrönten Hügel sammeln und verwinkeln sich hochgiebelige alte Häuser in queren Gassen, die sich zu einem Platz weiten, wo das immer wundervolle Rathaus steht und der Brunnen rauscht. Diese Städtchen schlafen wie Dornröschen. Und es gibt viele Hunderte von ihnen, und jedes zeigt ein anderes Gesicht. Sind die politischen Nachteile der deutschen Partikularismen zu teuer erkauft, wenn sie solche kulturelle Früchte trugen? Die Antwort darauf gibt allerdings nur die Vergangenheit im verneinenden Sinn. Nicht die Gegenwart. Denn was diese den alten Städtchen baulich hinzufügt, ist am Main so ganz gleich abscheulich wie an der Oder, am Rhein wie an der Elbe. Hielscher hat ganz richtig darauf verzichtet, davon Proben zu geben.

F. B.

Neue Schallplatten

Weihnachtsplatten in beliebigem Umfang sind für jeden Geschmack (und jede Börse) vorhanden. Original-Kirchenglocken-Aufnahmen sind besonders zu empfehlen.

„Ehre sei Gott in der Höhe“ aus Händels „Messias“. Philharmon. Chor London, Sopran: Esie Sudday. Dir. Scott. Electrola E. J. 630. — Ueberzeugender Beweis für die hohe Qualität englischer Oratorien-Aufführungen.

Kleine Dreigroschenmusik für Blasorchester (Weill). Staatskapelle. Dir. Klemperer. Polyfar 24172/73. — Auch in dieser, höchst subtil Klemperierten Fassung behält die Dreigroscheniade ihren Reiz und ihr Eigenleben.

Carmen-Suite (Bizet). Intermezzo, Dragoner von Alcala, Zigeunertanz. Philadelph. Symph. Orch. Dir. Stokowski. Electrola E. J. 685. — Mustergültige Präzision bei Bläsern und Streichern. Ueberakzentuiert, sehr hörenswert.

„Turandot“, I. Akt: „Warum zögert der Mond“ (Puccini). Orch.: Mailänder Sinf. Dir. Neri. Homocord 4-9097. — Interessante Kehrseite des „Bohème“-Schöpfers mit diskreten Salome-Effekten!

„Tristan und Isolde“, Vorspiel (Wagner). Orch.: Berl. Philharm. Dir. Furtwängler. Grammophon-Polyfar 95438. — Up to date Wagner-Interpret bändigt germanischen Liebesschwall zu stetig leuchtender Klangfackel . . .

Cosi fan tutti - Ouvertüre (Mozart). Orch.: Staatsoper. Dir. Pfitzner. Grammophon-Polyfar 27066. — Die durchlichtete Interpretation wird allen Feinheiten der Partitur gerecht, ohne ihr Format zu verkleinern.

Italienische Sinfonie Nr. IV (Mendelssohn-Bartholdy). Orch. Mailänder Scala. Dir. Guarnieri. Homocord 4-3998/99. — Erfreuende Einheit von formvoller Komposition und zart-vornehmer Ausführung.

„Erinnerungen an Sorrent“, gesungen von Tauber m. Odeon-Orch. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 4989. — Baritonal gefärbte Musterleistung. •Künstlerische Reife gibt abgegriffener Münze Edelprägung.

„Ein Paradies am Meeresstrand“ und *„Will dir die Welt zu Füßen legen“ aus „Blume von Hawai“ (P. Abraham). Tenor: Herbert E. Groh m. Orch. Parlophon B. 48052.* — Meisterschüler von Tauber? Treffliches Material. Seltene Ausdruckskraft, die sich hoffentlich ganz entfalten wird.

„Ständchen“ aus „Goldschmied von Toledo“ (Offenbach). Tenor: Julius Patzak. Orch.: Staatskapelle. Dir. Prüwer. Polyfar 23921. — Hausse in Tenören! Sympathische Singefreudigkeit, tragfähiges Organ.

„Aida“, III. Akt: „Ciel mio padre!“ und *„Su dunque . . .“ (Verdi). Duett: Rethberg-de Luca m. Orch. Elektrola D. B. 1455.* — Hervorragende Aufnahme. Beider Stimmen besonders mikrophongeeignet, biegsam und samtweich.

Liebesduett aus dem 1. Akt der „Butterfly“ (Puccini). Sopran: Valobra, Tenor: Piccaluga m. Orch. Homocord 9100. — Italienische Version, die den Vorzug authentischer und doch jugendfrischer Auffassung hat.

„Heut hab' ich ein Schwipserl“ aus „Blume von Hawai“. Slow-Fox. Rita Georg mit P. Abraham. Parlophon B. 48050. — Reizendes Lied, Offenbachscher Elan, überzeugende Interpretation.

„Ich schenk' mein Herz“, Walzerlied aus „Die Dubarry“ (Millöcker-Mackeben). Walzerlied mit Gitta Alpar. Dir. Mackeben. Odeon O. 11517. — Verblüffende Kehlfertigkeit wird an untauglichen Pseudo-Schlager verschwendet.

„Schön ist das Leben“, Foxtrot aus „Der Kongreß tanzt“. Godwin - Orch. Polyfar 24245. — Hübsch aufgemachte, militärmarschmäßige Keckheit.

„Ich hab' ein Diwanpüppchen . . .“ aus „Blume von Hawai“. P. Abraham. Orch. Solisten: Rosy Barsony, Fritz Steiner. Parlophon B. 48049. — Getreue Wiedergabe des scharmant-furiosen Duos.

Thurneiser

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

KUNST und AUKTIONEN

Galerie · Verlag Graph. Kabinett Dezember-Ausstellung: Xaver Fuhr **NEUMANN-NIERENDORF** Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)	Gemälde alter Meister **GALERIE** **FRITZ ROTHMANN** Berlin W 10, Viktoriastraße 2
Zeitgenössische Kunst Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a. **GALERIE** **FERDINAND MÖLLER** **Jetzt:** Berlin W 10, Lützowufer 3	Gemälde moderner Meister **GALERIE WEBER** Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



CAFÉ–BRASSERIE

Le Dôme

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit!

RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff
(Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

DATE DUE

DUE	RETURNED

